Geschichte

des

deutschen Vo

von den ältesten Zeiten bis auf die G

Von

Jacob Venedey.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Dunc
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1862.

Urtheile der Presse über Venedey's deutsche Geschichte.

Band III.

1) Hamb. lit. und krit. Blätter 1858 Nr. 66: Aus dem Theile unserer Geschichte, die noch von nächtlicher Finsterniß, besonders des kirchlichen Geistes, umlagert wird, führt der Verfasser, zu dessen Lobe die Nennung seines Namens genügt, uns in diesem Bande in die Gegend derselben, wo das Licht der Reformation heraufdämmert. — Daß aber die Macht des Gesanges, zur Verherrlichung von Männerkraft und Frauenwerth, schon so früh und so nachtig im deutschen Volke hervorbrach und gewiß auf die innere Erhebung einwirkte, lehrt Venedey und in den einleitenden Kapiteln über deutsche Kultur auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit. — Das Nibelungenlied, Gudrun flammen auf und entflammen die Gemüther; politische Wahrheiten erhalten in Thiersagen eine Maske; aber eine Verklagung, die nur durch einige Minnesänger wieder ihre Erhöhung findet, tritt ein durch die Hinneigung zu der frivolen Dichtweise des Auslandes, wie Tristan und Isolde, der die verschiedene Lebensart bedeutenden Vorschub leistete. Aber auch hier zeigt sich noch mitunter ein augenblicklich erhellendes Wetterleuchten, wie in Walther von der Vogelweide und Wolfram v. Eschenbach; es ist jedoch auch bei diesen schon bedeutende Abkühlung eingetreten, dem bald ein Schaum aufmüthender und nicht befruchtender Platzregen von Gemeinheiten folgt. — Albertus Magnus, die große Leuchte der scholastischen Philosophie und das im Sachsenspiegel so kräftig zurückstrahlende deutsche Recht weiß der der besseren Rechte und Wahrheit so kundige Verfasser uns zu erklären. Der speziellen, auf die anerkannt meisterhafte Weise vorgetragenen Geschichte können wir hier nicht weiter folgen, sondern geben nur den Inhalt der Bücher nach ihrem Titel an: Versuch der Wiederherstellung von Kaiser und Reich; die Wahlfürstenoligarchie bis zum Einvernein von Rense; die Eidgenossenschaften und die luxemburgisch-böhmischen Könige bis zum Reichstage von Eger, 1459. Mit gegliederter Vereinsamkeit finden wir hier die Rückkehr des deutschen Lebens zum Urquell mit der im Volke fortgehenden Dichtkunst über Gesetzgesang; zwar noch etwas steif und unbeholfen, aber mit sicheren Schritten dem Besseren und wirklich Guten zurückkehrend, nachdem es sich von den selbst auferlegten Fesseln wieder allmählich befreit hatte. Literatur und Wissenschaft verbannt nebenen großen Antheil an diesen Trängen und Trunzen nach anwärts und nicht minder das Denken in kirchlichen Angelegenheiten, wie uns gleich das 16te Buch „Ueber die Reform-Konzilien zu Pisa, Konstanz und Basel" deutlich beweisen. Das letzte Buch (17te) dieses Bandes enthält: „Rüstungen der Reichsreform und der ewige Friede." Möge der große Lenker der Geschichte unserem wackeren Wiedererzähler und Beurtheiler derselben ferner Kraft und Geistesfrische zum Fortsehen und Vollenden seiner Aufgabe schenken. A.

2) Aachener Zeitung vom 2. September 1858: Der kürzlich erschienene dritte Band von J. Venedey's Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (Berlin bei Fr. Duncker) hat lange auf sich warten lassen und die Besitzer der früheren Hefte werden sich der Aussicht freuen, daß das nationale Werk wieder in raschen Fluß kommen wird. Der dritte Band giebt die Geschichte des deutschen Volkes bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und ist warm und anregend, mit derselben historischen Treue durchgeführt wie die früheren, nur daß die Darstellung eine lebendigere wird, je mehr der Stoff uns näher rückt. Wir sehen die Nation immer mehr sich zu dem herausbilden, was sie später werden sollte, wir folgen ihrer geistigen Entwickelung, wir leben ihre politische und soziale Entfaltung mit durch und erhalten so ein recht eigentliches Nationalwerk, das jeden Gebildeten anziehen muß. Die äußere Ausstattung ist, wie sie von der Verlagshandlung zu erwarten ist, nämlich vorzüglich.

3) Liter. Mittheilungen aus St. Gallen 1858 Nr. 25: Der eben erschienene dritte Band dieses Werkes, der die deutsche Geschichte bis an die Schwelle der Reformation führt, ist geeignet, das günstige Urtheil, das die deutsche Presse bisher darüber ausgesprochen hat, auf's Neue zu bestätigen. Wie früher wird auch hier der innern Geschichte des Volkes wieder die größte Sorgfalt gewidmet und sie ist in geist- und markvolle Gesammtbilder zusammengefaßt dem Leser vorgeführt. Wir machen namentlich auf das vortrefflich geschriebene letzte Buch: „Ueber die Reform-Konzilien" aufmerksam und bemerken neuerdings, daß wir keine Gesammt-Bearbeitung der deutschen Geschichte kennen, die sich in Bezug auf klare, warme, leicht faßliche Darstellung so sehr eignet, von den Gebildeten der Nation wohlwollend aufgenommen zu werden, wie die Venedey'sche.

4) Elberfelder Zeitung 1858 Nr. 220: Nach einer längeren Unterbrechung ist jetzt endlich im Verlage von Franz Duncker in Berlin der dritte Band von der „Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von Jakob Venedey" erschienen, der uns bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts führt, und der einem Jeden willkommen sein wird, der die beiden ersten Bände dieses nationalen geschichtlichen Werkes mit Aufmerksamkeit gelesen und darnach verlangt hat, in der Fortsetzung desselben den weiteren Entwickelungsgang unsres Volkes, wie er von dem Verfasser nach geschichtlichen Quellen treu dargestellt wird, zu verfolgen. Der Verfasser löst die sich gestellte, sehr schwierige Aufgabe in einer sehr ehrenwerthen Weise und erwirbt sich dabei um die Geschichte des deutschen Volkes ein wirkliches Verdienst. Das ist auch bereits nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände dieses Geschichtswerks allgemein anerkannt worden und wird noch mehr bei dem uns vorliegenden dritten Bande, so wie bei den folgenden Bänden anerkannt werden, weil die darin behandelten Gegenstände uns näher liegen und zugleich auf die Entwickelung unserer jetzigen Zustände von größerem Einflusse als die früher behandelten sind. Wir empfehlen „Venedey's Geschichte des deutschen Volkes" Allen, denen es am Herzen liegt, das Gesammtleben unserer Nation nach seiner geistigen und politischen Entwickelung, wie sich dasselbe aus den ursprünglichen nationalen Keimen entfaltet hat, in klarer, übersichtlicher und übersinnlicher Weise durch sachgemäße, dem heutigen Standpunkte wissenschaftlicher Forschung und reiner politischer Erkenntniß entsprechender Darstellung sich lebendig zu vergegenwärtigen, und sicher wird die Zahl derer, welche sie unbefriedigt aus der Hand legen, sehr gering sein. Die verehrte Verlagshandlung hat dafür gesorgt, daß die äußere Ausstattung dieses Werkes dem innern Werthe desselben entspricht.

5) Illustrirte Zeitung Nr. 801: Dieser Band führt die deutsche Geschichte vom Untergang der Hohenstaufen bis zum Vorabend der Reformation fort. Er schildert daher hauptsächlich die Versuche zur Wiederherstellung von Kaiser und Reich, die ersten großen Erfolge des Bürgerthums in den Städtebündnissen Schwabens und der Hansa und die ersten Versuche zu einer Kirchenreform einerseits durch die Konzile zu Pisa, Konstanz und Basel, andererseits durch Huß und die Hussiten. Ganz besonders gelungen ist das erste Kapitel, welches die deutsche Kultur und vorzüglich die deutsche Literatur auf der Grenze von Mittelalter und Neuzeit darstellt. Die Charakteristik der in Rede kommenden Verhältnisse und Personen ist lebensvoll. Im Uebrigen ist an diesem Bande wie an den früheren unparteiische Wahrheitsliebe, eine ungesuchmintte Sprache, die sich von allem unnützen Pathos fernhält und lebhaft in gutem Sinne pervlärt ist, und die bei jeder Gelegenheit hervorleuchtende Vaterlandsliebe zu loben, die dem Ganzen als zusammenhaltender Faden dient.

6) Zeitung für Nord-Deutschland 1858 Nr. 3000. Die deutsche Geschichte von Rudolph von Habsburg bis auf die Zeit der Reformation ist eine Geschichte der Auflösung des deutschen Reiche. Rudolph von Habsburg ist der erste Kaiser, dessen ganzes Streben in der Begründung einer Hausmacht aufgeht, der dies Ziel mit einer schamlosen Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen des Reiche und mit der frechsten Hintansetzung jeglichen Rechts verfolgt. Sein Beispiel wirkt fort und fort nicht nur in seinen Nachfolgern auf dem deutschen Thron, sondern in dem kleinsten Reichsgrafen: Alles wird von der Gier nach Erweiterung seines Besitzes

(Siehe die folgende Seite des Umschlags.)

Geſchichte

des

deutſchen Volkes

von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Geſchichte

des

deutſchen Volkes

von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von

Jacob Venedey.

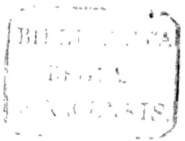
Vierter Band.

Das Zeitalter der Reformation.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Beſſer's Verlagshandlung.)
1862.

93 G

Germ. g. 494 S/4



Vorrede.

Indem ich hiermit den vierten Band meiner Geſchichte des deutſchen Volkes der Oeffentlichkeit übergebe, halte ich es für meine Pflicht, die Schuld der Dankbarkeit abzuzahlen, die mir mit opferfreudiger Bereitwilligkeit von nicht wenigen Männern der Wiſſenſchaft bei Ausarbeitung meines Werkes aufgebürdet wurde.

Seit zwanzig Jahren hatte ich mich mit dem Studium der deutſchen Geſchichte vorzugsweiſe befaßt, als ich 1850 das Werk begann, von dem ich heute nach zwölf Jahren harter Arbeit den vierten Band dem deutſchen Volke übergeben kann. In den dreißiger Jahren hatte ich bereits den Verſuch gemacht, eine deutſche Geſchichte zu ſchreiben, und war bis zur Vollendung eines erſten Bandes gelangt, den ich dann nach ruhiger Prüfung bei Seite ſtellte, und den ich noch heute beſitze, um wenn ich Luſt und Zeit dazu habe, dieſen erſten Verſuch mit der ſpäteren Arbeit vergleichen zu können.

Ich darf ſomit wohl ſagen, daß ich nicht unvorbereitet an die große Arbeit ging. Aber ich muß auch ſagen, daß ich bei dem hohen Ziele, welches ich mir in der Arbeit ſelbſt ſteckte, ſie nimmer unternommen haben würde, wenn ich zum Voraus die Laſt ganz zu ſchätzen gewußt, die ich mir auflegte. Als „Autodidakt" im Fache der Geſchichtswiſſenſchaft fühlte ich nach den erſten Schritten ſchon, was mir

noch Alles abging, um das Geistesleben, die Entwickelungskrisen, die endlosen Kämpfe des deutschen Volkes in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren Ergebnissen so darzustellen, wie ich es mir zur Aufgabe machte. Ich fühlte, daß ich der Hülfe bedurfte, suchte sie und fand sie in der großmüthigsten Weise geboten.

Dem Herrn Professor Dr. Roth, jetzt in Rostock, dem vielgeliebten, so tief betrauerten, verstorbenen Dr. Otto Abel in Bonn, dem Herrn Professor Dr. H. H. Boegeli in Zürich, meinem zu früh durch sein hartes Geschick der Welt entrissenen, unvergeßlichen Freunde Dr. H. Simon aus Breslau, Herrn August von Rochau in Heidelberg, Herr Dr. Mone in Karlsruhe, Herrn Dr. Franz Mittermayer in Heidelberg danke ich es, wenn das Werk den „Autodidakten" seltener verräth, als dies immerhin noch der Fall sein wird. Professor Roth und Professor Boegeli ins Besondere aber bin ich zum Höchsten verpflichtet, indem ersterer mir bis zum Ausgange der Carolingischen Periode mit seinem Rath zur Seite gestanden, während letzterer bis zum Ende des Werkes mir mit seinem umfangreichen Wissen Schritt für Schritt die Freundeshülfe zu Theil werden ließ.

Ich muß dann aber hier zugleich diese Freunde auch ihrerseits wahren, daß ihnen nicht eine Verantwortung für die Auffassungsweise, der ich im Ganzen wie im Einzelnen folgte, von Andern aufgebürdet werde. Die Richtung dieser Männer sowohl auf dem Felde der Geschichte selbst, als überhaupt in ihrer Weltanschauung und Parteibethätigung ist oft eine so grundverschiedene untereinander und von der, welcher ich selbst folge, daß diese Rücksicht allein genügen würde, sie in dieser Beziehung sicher zu stellen. Ich muß hinzusetzen, daß ich nicht ganz selten nach gewissenhafter Erwägung ihrer Einwände anderer Ansicht bleiben zu müssen mich gezwungen fühlte, als die war, welche ihren Bemerkungen über meine Arbeit zum Grunde lag. Ob letztere dadurch gewonnen oder verloren, bleibt die Frage. Für die Einheit der Grundauffassung im ganzen Werke, für manche Anschauung, die der Schulauffassung und Zeitströmung nicht folgt, habe

ich, und nur ich, einzustehen. Der durch keine Schulrichtung, durch keine Schuleinflüsse behelligte Blick des „Autodidakten" hat diese Vortheile oder Nachtheile, je nachdem es sich herausstellen wird, allein zu verantworten.

Ich muß sodann auch der großen Mehrzahl aller Organe der Oeffentlichkeit hiermit für die Unterstützung danken, die in wohlwollender Kritik meinem Werke von ihnen zu Theil wurde. Dieser Dank gilt auch einem Manne, der hochobenansteht in der Reihe der verdienstvollen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber der Neuzeit, und der eine absprechende Erwähnung meines Werkes in einer Zeitschrift, die seinen Namen an der Stirne trägt, dadurch wieder gut machte, daß er, nachdem er meine Arbeit einer eingehenden Berücksichtigung gewürdigt, derselben brieflich seine volle Anerkennung zu Theil werden ließ. — Warmen Herzens danke ich endlich dem großen Denker des Jahrhunderts, Alexander v. Humboldt, daß auch er noch in den letzten Tagen seines Lebens mir ein Wort der Aufmunterung zukommen ließ, das mehr als alles Andere mir die trüben Stunden besiegen half, wenn das harte Werk des äußern Erfolges entbehrend, der schwachen Kraft zu schwer zu werden drohte.

Diese Art öffentlicher Abrechnung mit den Freunden, die mir bei meiner Arbeit aufmunternd zur Seite gestanden, halte ich am Schlusse dieses vierten Bandes deswegen für Pflicht, weil mit demselben der Vertrag abgelaufen ist, den ich über das Werk mit Herrn Franz Duncker eingegangen. Nach diesem Vertrage sollten die vier Bände deutscher Geschichte bis in die Neuzeit reichen. Beim Abschluß des zweiten Bandes aber stellte sich heraus, daß die Anlage der beiden ersten Bände zu groß war, um, ohne das Ebenmaß in der Darstellung vollkommen zu vernichten, die ganze deutsche Geschichte, so weit sie noch vor uns lag, ebenfalls in zwei Bände hineinzuzwängen. Der Herr Verleger hatte dann die Güte, den Vertrag dahin zu ändern, daß ich mit dem Schlusse des vierten Bandes nur bis zum westfälischen Frieden zu reichen brauchte.

Wie das Werk jetzt vorliegt in ſeinen vier Abtheilungen:

I. Das deutſche Alterthum,

II. Die Kaiſer-Geſchichte,

III. Verſuch einer Wiederherſtellung von Kaiſer und Reich,

IV. Das Zeitalter der Reformation,

bildet es ein Ganzes. Nicht gerne und nicht freiwillig ſtehe ich ab, meinem Werke durch eine fünfte Abtheilung,

V. Das Zeitalter der Revolution

darſtellend, den vollen Abſchluß zu geben.

Niemand hat ein Recht, und am allerwenigſten das deutſche Volk oder Publikum, — dem ich übrigens nicht gram bin und keineswegs den Dienſt, welchen ich ihm mein Lebenlang ohne Anſprüche auf Lohn oder Lob gewidmet, kündige — mir das Warum? abzufragen. Mich aber drängt es, die Antwort ungezwungen zu geben.

Zwölf Jahre Arbeit, ſo weit man ſo harter Arbeit ſich unausgeſetzt hingeben kann, habe ich auf dieſe vier Bände verwendet. Der Verleger hat mir dafür nach deutſcher Auffaſſung ein ſehr anſtändiges Honorar gezahlt. Es iſt nicht nöthig, daß die Welt wiſſe, wie weit daſſelbe unzulänglich war, dem Arbeiter das tägliche Brod zu ſichern.

Da bis jetzt der Verleger für die bedeutenden auf das Werk verwendeten Opfer keinen entſprechenden Erfolg gefunden hat, ſo halte ich mich nicht für berechtigt, ſchon jetzt neue, über die urſprünglichen Verpflichtungen hinausgehende Opfer von ihm zu beanſpruchen.

Das ſind die Gründe, warum ich mit dieſem vierten Bande einſtweilen von den Leſern meines Werkes Abſchied nehme, und warum ich denen, die mir bei demſelben geholfen, hier öffentlich meinen Dank abzuſtatten mich gedrungen fühle.

Oberweiler, den 15. Januar 1862.

Venedey.

Inhalts-Verzeichniß.

Achtzehntes Buch.
Wiedergeburt.

Seite

Wiedergeburt 3

Buchdruckerkunſt. A. Dürer. P. Viſcher. A. Kraft. Meiſtergeſang. Roſenblüt. Volkslieder. Volksbücher. Der Eulenſpiegel. Bebels Facetiae und andere Werke. Reinecke der Fuchs als Volksbuch. Sebaſtian Brandt. Geiler v. Kaiſersberg. Thomas Murner. Die ſcholaſtiſche Lehrmethode. Brüderſchaft vom gemeinſamen Leben. Thomas von Kempis. Die Deventer Schulen. Die humaniſtiſchen Schulen. Neue Univerſitäten. Dalberg. Agricola. Joh. Weßel. Gelehrte Geſellſchaften. Societas rhenana u. A. Alterthumskunde. Deutſche Geſchichtsforſchung. Geſchichtsſchreiber. Celtes. Peutinger. Trithim. Aventin. Erasmus von Rotterdam. Lob der Thorheit ꝛc. Erasmus gegen das Mönchsleben. Die Wanderlehrer der Humaniſten. Celtes. Hermann von dem Buſche. Der Kuttenkrieg. Joh. Reuchlin. Reuchlin und Pfefferkorn, 1509. Reuchlin, Hochſtraten, die Dominikaner zu Köln und die Univerſität. Reuchlin von den Univerſitäten zu Paris, Mainz ꝛc. verurtheilt, 1514. Briefe der Dunkelmänner. Die Verfaſſer der Briefe der Dunkelmänner. Ulrich von Hutten. Hutten über den deutſchen Adel und gegen den Grafen von Würtemberg. Erfolg der Briefe der Dunkelmänner. Leo X. gegen dieſelben, 1517. Huttens Vertheidigung Reuchlins. Sickingen zwingt die Dominikaner, Reuchlin Genugthuung zu geben. Laurens Valla von Hutten herausgegeben, 1517. Hutten widmet Vallas Schrift dem Papſt Leo X.

Neunzehntes Buch.
Luther.

Luther 61

Luther in Mansfeld, Magdeburg, Eiſenach, Erfurt. Luther im Kloſter. Erſte Meſſe. Joh. Staupitz. Gnadenlehre. Von den Werken. Luther als Lehrer nach Wittenberg berufen, 1508. Luther in Rom, 1510. Alexander VI. Julius II. Luther, „Doctor der h. Schrift“. Die guten Werke; die Heilsmittel der römiſchen Kirche. Luthers Rede für den Abt von Leitzkau, 1516. Luther überſetzt die Pſalmen ins Deutſche, 1516. Leo X. löſt das lateraniſche Concil auf, 1517. Der Ablaßkram Tetzels. Luthers „Sermon von Ablaß und Gnade“. Die Theſen an der Schloßkirche zu Wittenberg, 31. Oct. 1517. Erfolg der Theſen. Tetzels Gegentheſen. Prierias Schrift gegen Luther. Luthers Vertheidigungsſchrift über die Theſen. Luthers Rede über die Kraft des Bannes, 1518. Luther nach Rom geladen. Luther vor dem Kardinal Cajetan in Augsburg. Karl von Miltiz. Maximilian I. † 12. Jan. 1519. Luthers Zugeſtändniſſe von Miltiz gegenüber. Luthers Brief

Seite

vom 3. März 1519. Johann Eck. Georg von Sachsen-Meißen. Luther über die Gewalt des Papstes. Disputation in Leipzig. v. Miltiz verlangt Luthers Auslieferung. Kurfürst Friedrich verweigert sie. Melanthon. Oecolampadius. Hutten und Luther. Huttens trias Romana. Hutten sucht Luther mit Sickingen in Verbindung zu bringen. Luthers Schrift an den deutschen Adel. Luthers offener Bruch mit Rom. Luthers Schrift gegen Prierias. Erasmus über Luther. Luthers Brief an Leo, 11. Oct. 1520. Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen. Luther: Von der babylonischen Gefangenschaft. Alle Christen Priester. Wider die Bulle des Antichrist. Hutten für Luther gegen den Papst eintretend. Huttens „Klag — gegen die Gewalt des Papstes". Aufruf Huttens an alle Stände gegen Rom. Luther verbrennt Leos Bulle, die Decretalen ꝛc. Luthers „Gegenbulle". Ergebniß von Luthers dreijährigem Kampfe.

Zwanzigstes Buch.

Das deutsche Reich und der Reichstag zu Worms.

Das deutsche Reich und der Reichstag zu Worms 151

Maximilian I. † Jan. 1519. Karl, Maximilian I. Enkel, König von Spanien. Innere Zustände Deutschlands nach Maximilians Tode. Reichseintheilung und Landesherrschaften. Baiern. Würtemberg. Baden. Kurpfalz. Landgrafschaft Hessen. Die sächsischen Linien. Die Brandenburger Linien. Die norddeutschen Fürstenhäuser. Der reichsfreie Adel. Die Städte. Der Luxus. Fugger. Große Handelsgesellschaften. Die Bauern. Die Landsknechte. Bauernaufstände. Der „arme Kunrad", 1514. Ulrich von Würtemberg ermordet Hans von Hutten, 1515. Ulrich von Huttens Rede gegen Ulrich von Würtemberg. Franz von Sickingen. Die Hildesheimer Stiftsfehde. Die Werbung der östreichischen Stände um Karl und Ferdinand von Spanien. Krönung Karls V. Reichstag zu Worms, 1521. Reichsmatrikel. Die Carolina. Karl tritt Oestreich an Ferdinand ab — ernennt ihn zum Reichsstatthalter. Luther in Worms, 16. April 1521. Luther vor dem Reichstage. Luther verweigert jeden Widerruf. Luthers Abreise von Worms. Achterklärung gegen Luther.

Einundzwanzigstes Buch.

Karlstadt und die Zwickauer Schwärmer. Sickingen und der Adelskrieg.

Karlstadt und die Zwickauer Schwärmer. Sickingen und der Adelskrieg . . . 199

Die ersten Kriege zwischen Karl V. und Franz I. Regierungsantritt der spanischen Habsburger in Oestreich. Spanische Fremdherrschaft in Oestreich. Baiern gegen das Reichsregiment. Luther auf der Wartburg. Luthers Büchlein von der Beichte. Luther: „Wider den Abgott in Halle". Luther verläßt die Wartburg zeitweilig (im November 1520). Luthers „Vermahnung" gegen Aufruhr und Empörung. Die Bibelübersetzung. Karlstadt. Der Bildersturm in Wittenberg. Die Zwickauer Propheten. Luther kehrt zurück nach Wittenberg. Die ersten Blutopfer und Verfolgungen der Reform in Sachsen-Meißen und Baiern. Heinrich VIII. von England gegen Luther. Luthers Tractat von dem babylonischen Gefängniß. Luthers acht Predigten gegen das Ueberstürzen der Reform. Abschaffung der Messe durch Luthers Ordnung eines gemeinen Kastens. Luthers: „Bedenken der geistlichen Güter halber". Hans Sachsens Wittenberger Nachtigall". Reichstag in Nürnberg, 1522. Die Beschlüsse des Reichstags und deren Fälschung. Sickingen gegen Trier. Der Adelsbund und der Adelstag in Landau, 1522. Hutzens neuer Karsthans. Der Bullentödter. Der Warner. Die Räuber ꝛc. Hutten sucht vergebens die Städte für Sickingen und gegen die Landesfürsten zu gewinnen. Luther gegen Sickingens Schilderhebung. Seine Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand. Hartmuth von Kronberg. Albrecht von Mainz für Sickingen. Sickingen von Trier durch den Kurfürsten Richard zurückgewiesen. Offener Adelskrieg gegen das Landesfürstenthum unter Sickingen. Sickingens Sturz und Tod, 7. Mai 1523. Huttens Flucht. Ulrich Zwingli. Zwingli gegen den Solddienst der Schweizer. Zürich durch Zwingli reformirt. Hutten in Basel.

Seite

Zwiespalt mit Erasmus von Rotterdam. Hutten, aus Basel und Mühlhausen vertrieben, geht nach Zürich. Huttens Expostulatio gegen Erasmus. Des Erasmus Schwamm. Huttens Tod am 1. September 1523. Streitschriften zwischen Luther und Erasmus. Luther: „Von der weltlichen Obrigkeit und wie weit man ihr Gehorsam schuldig". Zornworte Luthers gegen die Fürsten, die das Evangelium verboten. Luther: „Wider den neuen Abgott zu Meißen." Reichstag zu Nürnberg, 1524. Das Reichsregiment gesprengt. Katholisches Bündniß, 6. Juli. Der „Regensburger Recess". Luthers Schrift: „Zwei kaiserliche, uneinige und widerwärtige Gebote", Luthern betreffend.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Der Bauernkrieg.

Der Bauernkrieg 287

Luther gegen Karlstadt in Orlamünde. Zusammentreffen mit ihm in Jena. Karlstadt aus Sachsen verbannt. Thomas Münzer. Münzers Predigt über den Propheten Daniel. Aufforderung zur Vertilgung aller Andersdenkenden. Luthers Warnung „an den Rath und die Gemeinde von Mühlhausen". Münzer und Pfeifer in Mühlhausen. Münzer in Nürnberg. Thomas Schrift vom „faustlebenden Fleisch in Wittenberg". Bauernaufstände in Deutschland, der Schweiz, Ungarn ꝛc. Der allgemeine deutsche Bauernaufstand, 1525. Die Allgäuer Bauern. Die Allgäuer Bauern und der Fürstabt von Kempten. Bundestag und „christliche Vereinigung" der Landleute von Kempten. Die 12 Artikel. Zusätze zu den 12 Artikeln. Das Reichsregiment und der schwäbische Bund den Bauern gegenüber. Ulrich von Würtemberg und die Bauern. Jacob von Fuchsstein. Ecks „Pratiken". Das Hercher- und Heyersystem Ecks und des schwäbischen Bundes. Der Truchseß von Waldburg schließt einen Waffenstillstand mit den Bauern, 25. März. Zusammenstoß der Bauern mit dem Truchseß bei Wurzach, 14. April. Der Vertrag von Weingarten, 17. April. Der Aufstand im Würtembergischen, im Odenwalde und im Neckarthale. Luther über die 12 Artikel. Luther warnt Fürsten und Bauern zugleich. Schlußermahnung Luthers an die Bauern und an die Obrigkeit. Luther über den Vertrag von Weingarten. Seine Schrift: „Wider die himmlischen Propheten". Münzer in Mühlhausen. Die „Weinsberger That". Folgen der Weinsberger That. Pfeifer und nach ihm Münzer durchziehen Thüringen. Luthers Schrift wider die „räuberischen und mörderischen Bauern". Gräuel gegen die Bauern. Schlacht bei Löblingen. Melchior Nonnenmacher verbrannt. Die odenwälder und fränkischen Bauern vor Würzburg. Das Bauernparlament zu Heilbronn. Seine „Reformation". Schlacht bei Königshofen, 2. Juni. Florian Geyers Untergang. Thomas Münzers Ende. Leonhard von Eck macht die Allgäuer „irrig". Der Aufstand in Tyrol. Die Meraner Artikel. Die „Pratiken" der Herzoge von Baiern in Tyrol und Salzburg. Der Aufstand im Salzburgischen. Das Ränkespiel Baierns. Die Baiern nehmen Salzburg. Herzog Ernst von Baiern wird Coadjutor. Baiern und Eck „beirren" die Allgäuer abermals. Auflösung des Bauernheeres. Nachspiel des Aufstandes im Salzburgischen. Gaismayer ermordet.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Protestanten, Lutheraner und Reformirten. (Vom Bauernkrieg bis zu Luthers Tod. 1525—1546.)

Die Protestanten, Lutheraner und Reformirten. (Vom Bauernkrieg bis zu Luthers Tod.) 371

Erasmus von Rotterdam gegen Luther. Albrecht von Brandenburg tritt zur Reform über. Luther heirathet 18. Juni 1525. Schlacht bei Pavia, 24. Februar 1525. Franz I. gefangen. Der Reichstag zu Speier, 1526. Die heilige Ligue von Cognac. Die Schlacht bei Mohacz, 1526. Ferdinand von Oestreich, König von Böhmen und Ungarn. Rom erobert und gebrandschatzt von Karls V. Söldnern. Kirchenvisitation in Sachsen, 1527. Luthers Katechismen. Luther und König Heinrich VIII. von England. Luther und Ulrich

Seite

Zwingli. Abendmahlſtreit zwiſchen Luther und Zwingli. Streitigkeiten der „Lutheraner“ und „Reformirten“. Erneutes Glaubensbekenntniß Luthers Zwingli gegenüber. Luthers Schweigen. Seine innern Kämpfe und Zweifel. Luther gegen die blutigen Verfolgungen der Wiedertäufer. Philipp von Heſſen tritt zur Reformpartei über. Das Pack'ſche Bündniß. Luther gegen den Krieg. Der Reichstag von Speier, 1529. Luther bekämpft gegen Philipp von Heſſen ein Sonderbündniß der Evangeliſchen. Luther und Zwingli zur Beſprechung auf dem Schloſſe zu Marburg. Luthers Heerpredigt wider die Türken. Friede zwiſchen Clemens VII. und Karl V. und Friede von Cambray, 1529. Luther gegen alle Waffengewalt zur Vertheidigung der Reform. Eine feſte Burg iſt unſer Gott. Ankunft des Kaiſers in Augsburg. Das Augsburger Glaubensbekenntniß. Luthers Feſtigkeit gegenüber dem Schwanken Melanthons. Neuerwachtes Selbſtbewußtſein der Katholiken. Bauingärtner, der Abgeordnete Nürnbergs, über die Zugeſtändniſſe der Theologen. Luther ruft ſeine Anhänger vom Reichstag ab. Schluß des Reichstags, 19. November. Zwingli fällt bei Kappel. Luthers Warnung an ſeine lieben Deutſchen. Luther „wider den Meuchler von Dresden“. England tritt zur Reform über, 1531. Der Nürnberger Religionsfrieden, 1532. Auflöſung des ſchwäbiſchen Bundes, die Habsburger aus Würtemberg vertrieben. Die Reformbewegung in Münſter. Luther über B. Rottmann. Die Wiedertäufer in Münſter. Johann von Leiden. Münſter erobert. 25. Juni 1535. Die Wiedertäufer vernichtet. Kurfürſt Johann Friedrichs von Sachſen erſte Regierungsmaßregeln. Die Wittenberger Concordia, 1536. Das Reichskammergericht von den Proteſtanten verworfen. Karl V. Feldzug. Zuſammenkunft Karls V., Pauls III. und Franz I. in Nizza. Der Frankfurter Religionsfriede, 1539. Religionsgeſpräche. Zapolya † 1540. Ferdinand zahlt Tribut an Soleiman. Vermittelungsverſuche auf dem Reichstag zu Regensburg, 1540. Der Schluß des Reichstages von Regensburg. „Die geheime Declaration.“ Sonderbündniſſe Karls V. mit Joachim von Brandenburg und Philipp von Heſſen. Die Doppelehe Philipps von Heſſen. Der „Fladenkrieg“ zwiſchen Moritz und Johann Friedrich von Sachſen. Luther gebietet Frieden. Luther: „Wider Hanswurſt“. Herzog Heinrich von Braunſchweig durch Philipp von Heſſen aus ſeinem Lande vertrieben. Der Friede von Crespy, 1544. Der Reichstag zu Worms, 1545. Luther: „Wider das Papſtthum zu Rom, vom Teufel geſtiftet“. Luthers Teſtament. Die Rohheit der Zeit in Luthers Sprache wiedergeſpiegelt. Luthers letzte Tage und Tod.

Vierundzwanzigſtes Buch.

Das Concil von Trient, Moritz von Sachſen u. Kaiſer Karl V.

Das Concil von Trient, Moritz von Sachſen und Kaiſer Karl V. 489

Neue Orden. Die Jeſuiten. Ignatius von Loyola. Die „Compagnie Jeſu“. Die „Erziehung“ der Novizen für den Jeſuiten-Orden. Der „Gehorſam“ der Jeſuiten-Novizen. Die erprobten Schüler und die Coadjutoren der Jeſuiten. Die Profeſſen-Geſellſchaft. Paul III. beſtätigt den Orden 1540. Das Concil von Trient. 1545. Geſpräch zwiſchen Karl V. und Philipp von Heſſen in Speier. Die Einleitungsmaßregeln des Concils ſchließen die Proteſtanten von denſelben aus. Bündniß zwiſchen Karl V. und Paul III. zum Kriege gegen die Proteſtanten. Der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen in die Acht. Moritz von Sachſen im Bunde mit Karl V. Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen und Landgraf Philipp von Heſſen gefangen. Das Concil von Trient nach Bologna verlegt. Das Concil von Bologna vertagt, 1547. Der geharniſchte Reichstag in Augsburg. Herzog Moritz mit dem Kurhute belehnt. Das Augsburger Interim. Karl V. als Sieger über die deutſchen Proteſtanten. Moritz von Sachſen gegen Karl V. Magdeburg, die „Kanzelei Gottes“, widerſteht der Acht. Moritz vertreibt Karl V. aus Deutſchland. Rückverlegung des Concils nach Trient. Das Concil abermals vertagt. Albrecht von Kulmbach und Wilhelm von Grumbach, Vertreter des Adels. Karls V. Feldzug zur Rückerwerbung von Metz, Toul und Verdun. Karls V. Angriff auf Metz mißlingt. Kurfürſt Moritz gegen Albrecht von Kulmbach. Augsburger Religionsfriede, 1555. Das Ende Kaiſer Karls. † 1558.

Seite

Fünfundzwanzigstes Buch.

Die Religionskriege von 1562 bis 1648.

Der Religionskriege von 1562 bis 1648 543

Laynez, zweiter General der Jesuiten, 1558. Die „Declarationen“ des General Laynez zu den Constitutionen des Ignaz. Der Geist der „Declarationen“. Wachsende Macht der Jesuiten. Die Jesuiten unter den germanischen und den romanischen Völkern. Calvin. Fortschritte des Calvinismus in Frankreich. Die Bourbonen und die Guisen. Die ersten Schritte der Jesuiten in Frankreich. Das Colloquium von Poissy. Paul IV. bestreitet Kaiser Ferdinand und Elisabeth das Recht auf ihre Thronen. Zwistigkeiten unter den Reformfreunden. Die Jenenser Eiferer. Kurfürst Friedrich III. führt den Calvinismus in der Pfalz ein. Wiedereinberufung des Concils von Trient. Das Concil von Trient. Dr. Baumgärtner, Abgeordneter des Herzogs von Baiern. Der Kardinal von Lothringen auf dem Concil. Der Kardinal von Lothringen hilft der römischen Politik im Concil den Sieg erringen. Endbeschlüsse des Concils. Das tridentinische Glaubensbekenntniß und seine Folgen. Die Bartholomäusnacht, 24.—25. August 1572. Gründung der „heiligen Ligue“. Der Krieg der „heiligen Ligue“. Die Jesuiten, Vertheidiger der Volkssouveränität und des Tyrannenmordes. Heinrich III. ermordet von dem Dominikaner Jakob Clement, 1589. Deutsche Hülfe für die Hugenotten. Heinrichs IV. Uebertritt zur katholischen Kirche. Die spanische Herrschaft in den Niederlanden. Die Geusen. Alba's Blutherrschaft in den Niederlanden. Spanien gegen England. England unterstützt die Niederlande. Die Wassergeusen erobern Briel. Prinz Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande. Die Genter Union. Der Bund von Arras und die Utrechter Union. Wilhelm von Oranien ermordet. Hinrichtung der Maria Stuart, 1587. Portugal fällt an Spanien. Untergang der Armada. Zwistigkeiten zwischen der Inquisition und den Jesuiten in Spanien. Innere Zwiste im Orden der Jesuiten. Tod Philipps II. von Spanien, 1598.

Sechsundzwanzigstes Buch.

Der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede.

Der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede 609

Max II. als Kronprinz zum Protestantismus neigend, als Kaiser streng katholisch und machtlos. Adelsbestrebungen unter Wilhelm von Grumbach. Johann Friedrich der Mittlere stirbt in östreichischer Gefangenschaft. Aeußere Fortschritte, innere Rückschritte des Protestantismus. Fortschritte der Jesuiten in Deutschland. Ihre Lehrmethode. Lateinschreiben. Aberglaube. Hexenprocesse. Rollenbagens und Fischarts Satiren. Rudolf II. Rückkatholisirung Oestreichs. Concordienformel, 1580. Federkrieg zwischen Osiander und den Jesuiten Scherer und Rosenbusch. Kurfürst Gebhard von Köln tritt zur reformirten Kirche über, 1582; wird entsetzt. Maximilian I. von Baiern und Ferdinand von Steiermark. Unterdrückung des Protestantismus in Steiermark, Krain und Kärnthen, 1598. Rudolfs II. Regierungsweise. Verfolgung der Protestanten in Oestreich, Böhmen, Ungarn. Aufstand in Ungarn. Bocskay. Erzherzog Mathias gegen Rudolf II. Mathias zum Haupte des habsburgischen Hauses erklärt, 1606. Maximilian von Baiern nimmt Donauwörth weg und unterdrückt hier die reformirte Kirche. Kursachsen neigt zu Oestreich. Reichstag zu Regensburg, 1608. Unterhandlungen mit Heinrich IV. Gründung der protestantischen Union, 1608. Kaiser Rudolf tritt Ungarn, Oestreich und Mähren an Mathias ab. Der böhmische Majestätsbrief. Mathias auch König von Böhmen. Der Jülich'sche Erbstreit. Die heilige Liga, 1609. Die ersten Schritte der Liga. Heinrichs IV. christliche Republik. Rudolf II. † 1612. Mathias Kaiser. Salzburg tritt der Liga bei. Pfalz Neuburg wird wieder katholisch. Oestreichischer Gesammtständetag. Die evangelischen Kirchen in Klostergrab und Branau geschlossen. Gewaltscenen in Prag. Denkschrift Ferdinands an den König von Spanien. Die Jesuiten aus Böhmen verwiesen. Anklagen gegen sie. Ihre Vertheidigung. Mathias von Thurn vor Wien. Ferdinand zum Kaiser gewählt, 1619. Pfalzgraf Friedrich V. Die Bundesgenossen Ferdinands ge-

gen Böhmen und die Pfalz. Die dortrechter Synode. Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, 8. November 1620. Nächste Folgen des Sieges Ferdinands in Böhmen. Christian von Braunschweig, Georg von Baden und Tilly bei Wiesloch und Wimpfen, 1622. Ränkespiel in Bezug auf die pfälzische Kurstimme. Bündnisse gegen Oestreich. Die sächsischen Kreisstände waffnen und wählen Christian IV. von Dänemark zum Kriegsobersten. Wallenstein. Siege Wallensteins und Tillys bei Dessau und Lutter. Mansfeld und Christian von Braunschweig. Wallenstein, Herzog von Mecklenburg. Stralsund vergebens von Wallenstein belagert. Betreiben der Restitution der Stifter. Das Restitutionsedict. Der mantuanische Erbstreit. Die Jesuiten am Hofe Johanns III. von Schweden. Sigmund III. König in Polen und Schweden. Gustav Adolf. Der Reichstag zu Regensburg, 1630. Wallensteins Beseitigung. Das Heer Gustav Adolfs. Gustav Adolf und die Neutralität des Kurfürsten von Brandenburg. Magdeburg von Tilly erobert und zerstört. Schlacht bei Leipzig, 17. September 1631. Gustav Adolfs Plan eines protestantischen Kaiserthums. Tilly † 30. April 1632. Gustav Adolf der französischen Politik gegenüber. Wallenstein abermals kaiserlicher Feldherr. Das Lager bei Nürnberg. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf † 5. November 1632. Wallenstein ermordet 25.—26. Februar 1634. Schlacht bei Nördlingen, 1634. Friede von Prag, 1635. Die Jesuiten, Maximilian von Baiern und Richelieu gegen den Frieden. Richelieu's Streben gegen Deutschland. Der Verrath Bernhards von Weimar. Ferdinand II. † 14. Februar 1637. Amalie von Hessen im Bunde mit Richelieu. Bernhard von Weimar † 1639. Friedenspräliminarien. Richelieu † 1642. Turenne bedroht Wien. Der westfälische Friede, 1648.

Achtzehntes Buch.

Wiedergeburt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wiedergeburt.

1.

In denselben Tagen, als Kaiser Friedrich III. den Aeneas Sylvius zu sich berief und mit ihm das Konzilium von Basel zu untergraben anfing, suchte und fand Johannes Gutenberg, genannt Gensfleische, von Mainz in Straßburg die Kunst des Buchdruckens durch bewegliche Lettern. Bis zu diesem Tage mußte jedes Buch abgeschrieben werden; Könige und Kaiser waren stolz auf ein Paar Dutzend Bücher, welche sie, wie ihre wertheften Schätze, ihren bevorzugten Erben hinterließen. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Geisteswerke das leicht zu erringende Gemeingut Aller Welt. An dem Standbilde Gutenbergs zu Straßburg sind auf dem ersten Blatte, das aus der jungen Presse hervorgeht, die Worte der Schrift eingegraben: „Und es ward Licht!" Und so war es.

Noch in demselben Jahrhundert, welches die Buchdruckerkunst entstehen sah, wurde auch Amerika entdeckt, und endlich der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden, — Ereignisse, die nach einer andern Richtung hin von fast eben so großer Bedeutung waren, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst. Wenn diese der großen Masse der Menschen wenigstens die Möglichkeit giebt, in die höchsten und fernsten Regionen der Geistesthätigkeit hineinzudringen; so öffneten die Entdeckungen des Columbus und des Vasco de Gama den materiellen

Lebensbedingungen neue Richtungen, die dem ganzen Bedürfnißleben der Völker eine viel höhere Aufgabe stellten, als dasselbe bis jetzt gehabt hatte. Wo die Welt im Schritte oft nur vorwärts schlich, da waren ihr jetzt die Mittel geboten, im Fluge ihren Zielen, geistigen und materiellen, zuzueilen.

Mit der Buchdruckerkunst, der Entdeckung von Amerika beginnt die neue Zeit. —

2.

Wer in der Geschichte der Menschheit die Fäden des Geschickes überall bis zu ihren Ausgangspunkten verfolgen könnte, der würde meist finden, daß dort, wo auf dem ersten Blick nur das Zerreißen eines angesponnenen Fadens in die Augen fällt, ein neuer, stärker und nachhaltiger als der eben zerrissene, angesponnen wird. Auf den Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel wurde die Reform durch die Kirche unmöglich gemacht; Aeneas Sylvius war es insbesondere, der schließlich am meisten zu diesem Ergebniß beigetragen hatte, — und von Konstanz und Basel aus verbreitete sich ein Geist über das deutsche Volk, der, wirksamer als alle Konzilien, Rom und das Papstthum bekämpfen sollte. Derselbe Aeneas Sylvius wurde als Hauptförderer einer neuen Geistesrichtung unter den Gelehrten und Gebildeten Deutschlands berufen, wider Willen die Umgestaltung des religiösen, kirchlichen und auch staatlichen Lebens der Völker Europa's, auf einem einfacheren und naturgemäßeren Wege, als dem eines Kirchentags oder eines Reichstags anbahnen zu helfen.

Nachdem mit dem fünfzehnten Jahrhundert das deutsche Volk begonnen hatte, die geistigen Fesseln einer fremden Denkweise und einer fremden Sprache abzuschütteln, hatte sich der deutsche Geist rege und lebendig nach allen Richtungen hin bethätigen gelernt. Die Zunge des Volkes war gelöst. Die Dichtkunst und auch die Wissenschaft in Deutschland wurden, wenigstens eine Zeit lang, von nun an mehr oder weniger volksthümlich.

Die Reichsstädte waren die Träger dieser allgemeinen deutschen Geistesthätigkeit. Am Vorabende der Entdeckung neuer Handelsstraßen

und neuer Handelswelten hatten die deutschen Handelsstädte, Jahrhunderte den Welthandel vermittelnd, ihre höchste Blüthe erreicht. Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Ulm und viele Andern waren Mittelpunkte der großartigsten geistigen Regsamkeit; Dichtung, Kunst, Wissenschaft gehörten wie zum täglichen Leben der Städte dieser Zeit. Nürnberg, das während des fünfzehnten Jahrhunderts fast zur anerkannten Hauptstadt des deutschen Reiches geworden war, ist noch heute in seinen Kunstdenkmalen der glänzende Vertreter dieses großartigen Aufschwunges. Hier malte Albrecht Dürer seine herrlichen Bilder, schnitzte er seine meisterhaften Holzstiche und schrieb er seine Abhandlung über die Perspektive; hier meißelten Peter Vischer sein „Sebaldusgrabmal" und Adam Kraft sein „Sakramentshäuschen", sowie seine wunderbaren, den dunkeln Stein belebenden Passionsszenen; hier schrieb Pirkheimer seine historischen und politischen Aufsätze und seine Geschichte des Schwabenkrieges; hier dichteten Hans Folz, Rosenplüt, Hans Sachs ihre Lieder, Schwänke, Possen, Satyren und Dramen; hier stellte Martin Behaim — nach Reisen, die ihm den Ruhm des Entdeckers von Amerika gesichert haben würden, wenn er mit eben so viel Keckheit diesen Ruhm gesucht, als er ihn zu verdienen gewußt hatte, — den ersten Weltglobus her. — Wie vorherrschend aber Nürnberg auch war, so standen ihm dennoch Augsburg, Straßburg, Ulm und Andere im Ganzen kaum nach, während sie in einzelnen Richtungen des Städtelebens es oft überboten.

Der „Meistergesang" aber, der sich durch sein geräuschvolles Auftreten in den Städten als die vollste Frucht des geistigen Lebens der Städte in den Vordergrund zu drängen scheint, verdient am wenigsten als solche anerkannt zu werden. Als Nachahmung der ritterlichen Minnesängerei wurde er zeitweilig in den verschiedenen Städten Deutschlands während des vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts zur Modeangelegenheit des Tages. An jedem Sonntage wurde von den Handwerkern gesungen; die Sänger, oft in einzelnen Städten auf hundert und sogar zeitweilig in Nürnberg auf tausend Meistersänger und Lehrlinge hinaufsteigend, strömten auf dem Rathhause zusammen; es fanden Herausforderungen zu Wettgesängen statt; es waren Preisrichter angestellt und der Sieger erhielt unter

dem Beifalle der anwesenden Männer und Frauen in der Regel einen Kranz, oft den von dem herausfordernden, fremden Meister festgesetzten Preis. Aber was gesungen wurde, war kein Ton der aus vollem Herzen kam, sondern eine verkommene Nachahmung des bereits überlebten Minneliedes in strenge, geistlose Formen eingezwängt; an enge begrenzte Stoffe aus der Bibel, alten und neuen Testamentes, der Apocalypse und oft sogar der kirchlichen Streitfragen der Zeit über die Dreifaltigkeit und die unbefleckte Empfängniß gebunden. Andächtelei, Großthun mit unverdauter Gelehrsamkeit, scholastische Wortklauberei, waren ebenfalls an der Tagesordnung. Die Aufgabe der Richter, der „Merker", bestand daher auch nicht eigentlich darin, dem besseren Gedichte den Preis zuzuerkennen, sondern zu „merken", wer die wenigsten Verstöße gegen die Gesetze des Meistergesanges, das heißt der bestimmten Glieder-, Vers- und Reim-Zahl, kaum unter sieben, zuletzt oft bis auf 120 Reime hinaufgeschraubt, gemacht habe. Daß hierbei sehr selten ein Gedicht herauskam, welches den Tag, der es entstehen sah, überlebte und noch seltener zu überleben würdig war, erklärt sich von selbst. Nichts destoweniger aber lenkte diese sonntägliche Sängerei hier und dort Einzelne Berufenen, Hans Rosenplüt, den Barbier Folz und ganz besonders den Schustermeister Hans Sachs, in ihre Dichterlaufbahn hinein; während diese Dichter selbst natürlich nach allen Richtungen hin die engen Grenzen des Meistersanges durchbrachen.

Rosenplüt, Hans Folz (von Mainz) und Hans Sachs, alle drei in Nürnberg lebend und dichtend, sind die Schöpfer des deutschen Dramas. Ihre dramatischen Werke, insbesondere der beiden ersten, sind nur Versuche auf diesem Felde, dialogisirte Schwänke, Possen und kleine Scandalscenen. Die Fastnachtposse mit ihrer alten Maskenfreiheit dagegen hatte oft als dramatisirte Satyre eine aristophanische Nebenabsicht gegen die Zustände der Gemeinde und selbst der Kirche und des Reiches, wobei denn der Ritterstand mit seinem abgelebten Minneliede, die Geistlichkeit und ganz besonders die Scheinenthaltsamkeit der Mönche gegeißelt wurden. In einer Fastnachtsposse des Hans Rosenplüt (genannt Schnepperer, Schwätzer) „von dem Grosstürken" erscheint der Türke als Reformator, der die Laster in Deutschland

ausrotten will. Dem Legaten des Papstes insbesondere, der den Reformator mit dem Banne bedroht, antwortet der Türke, daß Treulosigkeit, falsche Münze, falsche Richter, ungetreue Amtleute überall in der Christenheit herrschen; wer wird dem ein Ende machen? — — „Die Kuchen Eurer Fürsten sind zu fett geschmelzt", sagt der Türke, „ihre Rosse zu schön und zu glatt; noch erhöhen sie ihren Bauern die Abgaben, und wenn Einer von diesen sie darum tadelt, so schlagen sie ihm dafür die Rinder nieder und sollten Weib und Kind darum Hungers sterben." Der Dichter war in zwei Schlachten, in welchen die Hussiten des Reiches Macht so schmachvoll auseinanderjagten, mit dabei gewesen, und hatte es mit erlebt, „wie man scheinbar um Gotteswillen kam und doch suchte seinen Beutel zu füllen; wie man sich den Alleinbesitz der Städte streitig machte, noch ehe man sie hatte, wie man ungehecheltes Werg spann, sich vereinigte über das Bannertragen, sich vermaß hoch und theuer und bei den heiligsten und ehrenrührigsten Schwüren, daß man tapfer streiten wolle, und dann ohne Schwertstreich davon lief als der Feind anrückte, so daß eine gleiche Zahl von Bademägden Besseres geleistet haben würde." [1])

In einem andern Gedichte vom „Einsiedel" spricht Rosenplüt sich übrigens eben so klar wie in seinen Fastnachtpossen aus: „Es giebt keine Fürsten mehr", sagt er hier, „deren Wort ohne Wandel ist, sie bedrücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte, und Unrecht spaltete". In kirchlichen Dingen klagt er, daß man zum Papste nicht den Frommen, sondern den Mächtigsten wähle, und zum Stifte solche, die mächtige Freunde haben, vor welchen den Armen grauße, und die im Lande sengen und brennen. Hinter dem Busche hervor hole man sie zur Domherrnwahl. Erwirbt ein solcher hier Geld, so braucht er nicht mehr darauf auszuziehen, sondern zieht dann auf schöne Frauen aus. Stirbt der Bischof, so wird der reichgewordene, mächtig unterstützte Domherr Bischof; nun raubt er im Lande in Eisenhut und Panzer zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren

[1]) Gervinus II. 203.

sollen!" — Das war ein Ton, der weit über den engen Kreis der Meistersängerei hinausgriff und im Volke nachklang. Solchen Dichtern den Anstoß gegeben zu haben, war die gute Seite der Meistersängerei; die schlimme aber und eine sehr schlimme bestand darin, daß dort, wo der Meistersang herrschend wurde, er einen Theil des Volkes beschäftigte, ohne es anzuregen, ihm eine Thätigkeit gab, die dem geistigen Nichtsthun so nahe lag, daß ein Einschläfern des öffentlichen Geistes die nothwendige Folge sein mußte und auch war. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden, oft nicht ohne Absicht und ohne Förderung von Seiten der herrschenden Fürsten und der Geistlichkeit, überall feste Schulen des Meistersanges, mit denen jeder mögliche geistige Schwung in ihren Kreisen beseitigt war, und nur noch ein plattes geist- und gedankenloses Geduldspiel übrig blieb.

Wie viel aber die Meistersängerei bei dem hohen Schutz der weltlichen und geistlichen Obern durch ihr festliches Wesen von sich reden machte, wie viel die Meistersänger sich selbst dünkten, waren es dennoch immer nur ein paar hundert Handwerker in den einzelnen Städten, die sich den Geduldspielen hingaben, während die Massen des Volkes von denselben unberührt blieben. Aus diesen Massen gingen andere, ächte Volkslieder hervor, die lebendig in allen Herzen wiederklangen. Keine Zeit in der deutschen Geschichte ist so reich an schönen, sinnigen und zugleich kräftigen Volksliedern wie die gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Die Mehrzahl der Lieder sind Liebeslieder, Wanderlieder, Weinlieder, Gesellschaftslieder; oft Spott- und Hohnlieder; dann aber auch Kampf- und Schlachtlieder, oder beschreibende Lieder von Kampf und Schlacht, Alles aus dem Leben gegriffen, aus der Erfahrung gesungen von denen, die (wie Rosenplüt) „mit dabei gewesen waren". Einzelne dieser Volkslieder treten fast bis zu der Stufe der epischen Dichtung hinauf, und zwar insbesondere die Lieder, welche die Heldenthaten der Zeit, die Hempacher Schlacht der Nürnberger, die Sempacher, die Murtenschlacht der Schweitzer, die Papierschlacht der Landsknechte, die Hemmingstädter Schlacht der Dithmarschen, die Tapferkeit und den Tod Hans Bunzenauers, des Vertheidigers von Kufstein gegen Maximilian, besingen. Ob aber ein Wein- oder ein Liebeslied, ein Spott- oder

ein Schlachtgesang, es herrscht in allen eine Wahrhaftigkeit, eine Mannbarkeit des Gefühls, nach denen zu urtheilen, man dem Volke, das so sang, auch am Werke und bei der That Etwas zutrauen durfte.

Die Volkslieder, die im Augenblicke der Begeisterung, Ein Vers den Andern anstoßend, spielend, unbedacht, unbewußt entstanden, riefen durch ihren Erfolg selbst bald auch bewußte Dichter auf, in ähnlichem Tone die Ereignisse, die sie begeisterten, zu besingen. So entstanden die Kriegs- und Siegslieder der Burgunderschlachten des Schweitzers Veit Weber; so Rosenplüts Gedicht von dem Sieg der Nürnberger und Schweizer über die Landesfürstenthum bei Hempach (1450); und so andere, die rascher wieder verschollen sind, weil sie bald tiefern Ereignissen und Eindrücken weichen mußten.

3.

Von größerem Einflusse aber wie die poetischen Ergüsse waren die Schriften in Prosa, die, nachdem das deutsche Volk einmal gelernt hatte, sich seiner Sprache ohne Beihülfe der Krücke einer poetischen Form zu bedienen, in allen Richtungen der Geistesthätigkeit hervortraten. Vorerst schien es, als ob das Volk ein Bedürfniß habe, einen Theil der Dichtungen, die eine Weile die höhern Stände, die Höfe und die Ritter beschäftigt hatten, schlicht und einfach in Prosa sich erzählen zu lassen. Manche der ursprünglich deutschen epischen Dichtungen und Volkserzählungen (der gehörnte Siegfried, der Herzog Ernst, Wilhelm von Oestreich, Griseldis, Fortunatus mit dem Säckel und dem Wünschhütlein, Salomon und Marcolf), der romantischen Stoffe (Tristan, Kaiser Octavianus), sodann auch Uebersetzungen, insbesondere französischer Volkserzählungen (Raynald und die vier Haimonskinder, Melusine, Genovefa, Guiscard und Sigmund, die Geschichte von Hug Schapfer und viele Andere) wurden in Prosa übertragen, dem Geschmacke des schlichten Bürgers und Bauern des fünfzehnten Jahrhunderts angepaßt, zu wahren „Volksbüchern", die bis in die untersten Klassen hinabstiegen, und bald auf keinem Markte des kleinsten Fleckens mehr fehlen durften. Es konnte nicht ohne Einfluß

auf den Geist der untern Klassen bleiben, wenn Hug Schapfer (Hugo Capet) in diesen Volkserzählungen als Fleischersohn erscheint, und sich dann nach und nach zum Könige hinaufschwingt und seine zehn Söhne alle zu Herzogen und Grafen werden sieht; und ebenso wenn in einer andern Erzählung die feine List Marcolfs, des Bauern, die Weisheit König Salomons zu Schanden macht. Es waltet überall in diesen Volksbüchern eine urkräftige Natur, gesundes Gefühl, riesenhafte Körperkraft, derbes Zugreifen und harte Schläge bei einer selten sich verleugnenden Herzensgüte.

Ein nicht weniger einflußreicher Theil dieser Volksbücher hatte eine humoristisch-satyrische Richtung. Der Pfaffe Amis von Stricker, die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg, die schon im vierzehnten Jahrhundert in diese Bahn eingelenkt hatten, wurden, der Stimmung der Zeit entsprechend, im fünfzehnten Jahrhundert in zahllosen Auflagen von neuem unter das Volk gebracht. Die geistlichen Verfasser lockerten mit ihren pfäffischen Schalksstreichen, ihrer platten Mißachtung alles dessen, was sie alle Tage dem Volke als heilig darstellten, überall den Boden, auf welchem die mit Ablaß und Mirakeln das Volk ausbeutende Geistlichkeit der Zeit stand. Die Geschichte des Peter Leu von Achilles Jason — (Widmann aus Schwäbisch-Hall) schritt in voller, kecker Laune auf dieser Bahn weiter; sie schilderte die Erlebnisse eines Abenteurers, der erst Packträger, dann Rothgerber, drauf Büchsenmeister unter den Armagnacken, und endlich in seinem dreißigsten Jahre Schüler und Helfer des Pfarrers von Westein wurde. Der Aberglauben, die Gespensterfurcht, der Mirakelschwindel und das weltliche Getreibe der Geistlichkeit wurden dabei in derben und handgreiflichen Anekdoten verspottet. Der Eulenspiegel endlich, der 1483 zuerst im Plattdeutschen und schon 1495 hochdeutsch gedruckt herauskam, wurde der Typ dieser Art satyrischer Volksschwänke, und hat sich durch alle Zeiten erhalten. Die kecke Laune, die schlagende Satyre, die zwergfellerschütternden Schnurren dieser Literatur hatten selbst im Auslande einen solchen Erfolg, daß noch heute in Frankreich jeder „Calembour" an den Pfaffen von Kalenberg, und jede „Espieglerie" an den Eulenspiegel erinnern.

Fast wie ein Hohn des Geschickes erscheint es, wenn diese

Schnurren des Volkswitzes überſetzt, denen, die in denſelben gegeißelt werden, in ihrer eigenen Sprache, dem Scholaſtiſchen Latein der Zeit, ins Haus gebracht wurden. Die Facetiae Bebels, die Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts herauskamen, ſind Nichts als eine Auswahl der tapferſten und keckſten Streiche des Pfaffen Amis, des Pfaffen von Kalenberg, des Eulenſpiegels. Hier laſen dann die geiſtlichen Herrn lateiniſch die Anekdote von dem Bauern, der, mit ſeinem Pfarrer in Streit gerathen, dieſem ins Geſicht behauptet, ſein Eſel ſei geſcheidter wie der Herr Pfarrer, da jener noch nie ſo viel getrunken habe, daß er nicht allein nach Hauſe käme; während der Herr Pfarrer alle Abende betrunken ſich in den Straßen des Dorfes verirre und nach Hauſe gebracht werden müſſe; — da wurden den Franziskanern in Küchenlatein Anekdoten erzählt, wie die von einem ihrer Brüder, der eines Nachts in einem Nonnenkloſter geſchlafen und auf einmal gerufen habe: „Nein, nein, das thue ich nicht", und der dann auf die Frage, was er nicht thun wolle, mit verſchämter Ergebung in ſein Geſchick geſagt habe, daß ihm eine Stimme vom Himmel zugerufen, er ſolle bei der jüngſten Nonne ſchlafen, dann werde er mit ihr einen Biſchof zeugen. Das jüngſte Nönnchen mußte gezwungen werden, der Stimme des Himmels zu gehorchen; — der kleine Biſchof aber, der nach neun Monaten geboren wurde, war ein Mädchen; — da erklärte ein Gegner der Geiſtlichkeit, daß die Pfaffen Mittel und Wege geſucht und gefunden, durch die Beichte hinter alle Geheimniſſe zu kommen; daß ſie Alle Welt zwingen zum Geldopfer in die Kirche zu gehen, während ſie ſelbſt nur zum Geldholen hinkämen. Er ſetzt hinzu: „es fehlt nur noch, daß wir für ſie in die Hölle fahren; wie ſie das zu Wege bringen, daran arbeiten ſie Tag und Nacht". — Das war der Ton, der dem Geſchmacke der Zeit jedenfalls ſo weit entſprach, daß die Facetien Bebels in einer Menge von Ausgaben vorhanden ſind und eine noch größere Menge von Nachahmungen hervorgerufen haben. —

In andern Werken ſpann übrigens Heinrich Bebel dieſen Ton noch weiter aus; er wußte, daß der Volksgeiſt, bei Hoch und Niedrig in Deutſchland mit ſeltener Ausnahme, dem Treiben der römiſchen und romaniſirten Geiſtlichkeit feind war. Ein großes ſatyriſches

Gedicht in lateinischen Hexametern, „der Triumph der Venus", zeigt die Bettelmönche, den Papst, den römischen Hof, die Kardinale, die Bischöfe, die Pfaffen, Mönche und Nonnen im Allgemeinen, sämmtlich an den Wagen der Venus gespannt. Die Bettelmönche aber tragen als die ersten am Hofe der Venus den Sieg davon gegen die Göttinnen des Stolzes, des Zornes, der Zwietracht, der Faulheit, des Luxus, die ihnen den ersten Rang vergebens streitig zu machen suchen. Die weltlichen Stände, Könige, Fürsten, Grafen, Ritter, Stadtbürger und Lanzknechte kommen auch an die Reihe, wobei dann der Dichter seine warnende Stimme erhebend, sicher ebenfalls im Geiste der Zeit, einen Verehrer Maximilians I. vor dem Throne der Venus sagen läßt: „Die Deutschen sind uneinig, schon erheben sich die Bauern, viele von den Fürsten, die Pest Deutschlands, wahre Bastarde, die Liebe des Bruders verschmähend, verachten das Reich und weigern sich, ihm unterthänig zu sein. So herrscht überall Zwietracht und Zerfahrenheit."

4.

Auch die deutsche Satyre wurde in dieser Zeit zur täglichen Unterhaltung des Volkes in jenem „Reinecke, der Fuchs", der, mit der deutschen Geistes-Entwicklung Schritt haltend, jetzt (1498 in Lübeck herausgekommen) in Prosa ebenfalls als Volksbuch erscheint. Fuchs und Wolf, List und Gewalt stehen sich in dem Gedichte gegenüber; jene siegt schließlich, und dem Wolfe gegenüber immerhin mit Recht. Auf der Laufbahn aber, die den feinen Fuchs zuletzt zum Siege über den Wolf führt, werden der Löwe genarrt, der Bär geprellt und alles andre kleine Gethier dem Zahne des gleißnerischen Fuchses Preis gegeben. — Eine beißende Satyre geißelt hier die Herrscher der Welt und die herrschende Geistlichkeit insbesondere. Die unmittelbaren Ausfälle in Reinecke gegen die Sitten und Gewohnheiten Roms treffen überall den Kernpunkt. Der Papst erscheint als ein Spielball der römischen Curie; der Kardinal „Nimmersatt" erlangt Alles durch seine Geliebte; der Schreiber „Johann Partei", sein Genosse „Horchgenau", der Notar und Baccalaurens beider Rechte

„Krümm's-Recht", die Richter Moneta und Nummus und ihr Schreiber Denarius lenken und ordnen Alles zu ihrem persönlichen Vortheile. Die Genußsucht der Geistlichkeit, die den Laien ihre Weiber abspenstig mache, ihre Geldsucht, die immerfort Steuern zu Kirchenbauten fordere, ihre Eitelkeit in Kleiderpracht und Tafelluxus, ihre Einmischung und Anmaßung in allen weltlichen Angelegenheiten, die Habsucht aller Mönche, Aebte, Pröpste, Prälaten und Legaten wurden mit Wonne vom Dichter gegeißelt. Die Pilgerfahrt des Fuchses ist ein wahres Meisterstück der Satyre gegen die Geistlichkeit der Zeit. Der Fuchs gesteht offen, daß wenn er mit List und Verschlagenheit durchzukommen suche, er nothgezwungen Nichts Anderes thue als was alle Tage von den Großen der kaiserlichen, königlichen und fürstlichen, der päpstlichen und bischöflichen Höfe geschehe. Religion, Völkerrecht, Ehre und Zucht seien dort nur leere Worte, die zum Scheine ausgehängt würden, um den Verrath und die Verläumdung, Tücke und Arglist zu verschleiern. Dieser gegenüber ehrlich, redlich, offen und treu sein wollen, heiße, außer dem Schaden auch den Spott verdienen. Reinecke der Fuchs ist die höhnende Antwort des deutschen Volksgeistes auf die Politik und Diplomatie wie sie nach und nach durch Rom die Welt unterjocht, und in Machiavel auch ihren glänzenden systematischen Vertreter gefunden hatte.

Denselben Ton der Satyre schlugen andere Werke an, die im Augenblicke ihres Erscheinens von nicht geringerem Einflusse waren und kein weniger sprechendes Zeugniß des Geistes der Zeit sind. Die „Mohrin" von Hermann von Sachsenheim, war eine Satyre in Prozeßform, wo die Mohrin den Dichter im Venusberge anklagt, ihr die Treue gebrochen zu haben und der Dichter sich mit einer spottenden Lobrede auf die Treulosigkeit, wie sie die Welt beherrsche, die er theilweise dem tapfern Eckart, seinem Fürsprech in den Mund legt, so nachdrücklich und erfolgreich vertheidigt, daß er zuletzt durch König Tanhäuser, den Richter, freigesprochen wird. Ein anderes Gedicht, ein Lieblingswerk des Jahrhunderts, „der Liebe Freud und Leid" (von „Schabab") stellt ebenfalls einen Prozeß und zwar zwischen der Liebe und dem Pfennig dar. Der Pfennig trägt überall den Sieg davon und wirft zuletzt die Liebe von dem Steg hinab in den Bach.

Nachdem der Dichter sie glücklich gerettet und in sein Zelt geführt hat, treten hier alle Tugenden auf, Eine nach der Andern der Liebe huldigend und die härtesten Anklagen gegen den Pfennig vorbringend. Das Salz der ganzen Dichtung bestand für die Zeit, in der es geschaffen wurde, Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in den heftigsten Angriffen gegen die Geistlichkeit, die Fürsten und den Adel, die als die blinden Anhänger des Pfennigs dargestellt werden.

Die bedeutendste Schöpfung in dieser Richtung war das „Narrenschiff" Sebastian Brandts. Der Dichter, ein Straßburger Rechtsgelehrter, machte durch „ein neu geteutsch Rechtsbuch" auch „richterlicher Klagenspiegel" genannt, den ersten Versuch eines Handbuches des deutschen Prozesses; durch eine neue Ausgabe des „Freidank" in der Sprache der Zeit machte er die Spruchweisheit des deutschen Volkes seinem Jahrhundert zugänglich; durch seine „Fabeln, Historien und Beispiele", und die ihm mit Wahrscheinlichkeit zugeschriebenen Satyren: „von den losen Füchsen dieser Welt" stachelte er den Volksgeist auf. In einer Zuschrift an Maximilian I. bei Gelegenheit des Reichstags von Worms (1495) benutzte er die Geburt eines zweiköpfigen Kindes, um den Kaiser zu warnen, Zwieköpfigkeit und Zwiespalt im Reich nicht zu dulden.

In dem „Narrenschiff", oder dem „Schiff von Narragonien", geißelt der Dichter alle erdenklichen Narrenarten, hundert und zehn an der Zahl. Vornean steht Brandt selbst als Büchernarr; dann werden der Geiznarr, Putznarr, Kampfnarr, Zanknarr, Ehrennarr, die groben Narren (Sanct Grobian), alle Thorheiten und Laster nach der Reihe, geschildert, blosgestellt, belacht und zur Besserung ermahnt. Das Werk ist weniger eine Satyre als eine Moralpredigt, die den Dichter selbst als den ehrenhaftesten, biedersten, mildesten und doch durch und durch ernsten Sittenrichter erscheinen läßt. Dem Stadtvolk, das von Bauern den Betrug lernen, dem Kaufmanne, welcher Rittersgenoß, dem Edelmanne, welcher Freiherr, dem Grafen, welcher gefürstet, dem Fürsten, welcher gekrönt sein möchte, redet er ins Gewissen; er bekämpft die Hoffahrt, die Ehrbegierde, die Hab- und Geldgier, die Genußsucht und die Sittenverwilderung, die Bestechlichkeit der Richter, den Reichthum an und für sich. Schließlich kehrt er

wie Alles Gute aus der Armuth hervorgegangen sei. Er ist fromm, gläubig, kirchlich gesinnt. Nirgend tritt eine besondere Mißstimmung gegen die Geistlichkeit hervor; um so schlagender sind dann die Schilderungen, die er überall von derselben macht, und die in der Regel so schwarz gehalten sind, als ob ihr bitterster Feind sie ausgemalt hätte. Die Bettelmönche erscheinen auf allen Kirchweihen, dem Volke bethlemitisches Heu, einen Knochen von Bileams Esel, eine Feder aus dem Flügel des Erzengel Michael, den Zügel von St. Georgs Roß, die bunten Schuhe der heil. Klara für schweres Geld feil bietend, sich durch die Dummheit des Volkes bereichernd.

Das Narrenschiff Sebastian Brandts wurde zweimal ins Lateinische (zuerst bereits 1488), dreimal ins Französische, sodann ins Englische, ins Holländische, ins Plattdeutsche übersetzt und erlebte seit 1494 eine zeitlang fast jedes Jahr eine, oft mehrere neue Auflagen. Was aber insbesondere zu seinem Erfolge in Deutschland am meisten beitrug, war eine Sammlung von Predigten, die der berühmteste Kanzelredner der Zeit, Geiler von Kaisersberg (aus Schafhausen) in Strasburg über die einzelnen Kapitel des Narrenschiffs hielt, und die fast die ganze Erbauungs-Literatur der früheren Zeit aus dem Felde schlug. Die klare, einfache, durchdringliche Art dieser beiden Geister, die Einer den Andern vervollständigten, rüttelten das ganze Volk zur Würdigung aller der Narrheiten, denen es sich Preis gegeben fühlte, auf. Die Gefühle, die im Volke lagen, Unbehagen über die Zwiste im Reiche, über die Gewaltherrschaft des Landesfürstenthums, über die Herrschsucht der höhern Stände, über die Habgier der Geistlichkeit und den heiligen Betrug der Bettelmönche wurden durch sie zum offen ausgesprochenen Bewußtsein des ganzen Volkes erhoben.

Thomas Murner (gleichfalls von Straßburg), selbst ein Franziskaner-Mönch, trat mit einer „Narrenbeschwörung" und andern satyrischen Gedichten (der Schelmenzunft, der Gäuchmatte, der Mühle von Schwindelsheim) in die Fußstapfen Brandts, nur mit viel mehr Schärfe, Rücksichtlosigkeit, Unverschämtheit gegen alle Welt, was ihm dann seinem ruhigen, würdigen Vorbilde gegenüber oft für Ueberlegenheit an Geist angerechnet wurde. Bei den heftigen Angriffen auf seinen eigenen Stand, die Geistlichkeit und insbesondere die Bettel-

mönche, ahndete der Dichter selbst nicht, wo hinaus das deutsche Volk steuerte, wo hinaus er selbst es steuern half; so daß er, nachdem der offene Kampf gegen Rom, den er so erfolgreich mit herbeizuführen berufen war, begann, umkehrte und mit demselben Geist, derselben Schärfe, Rücksichtslosigkeit und Unverschämtheit in den Reihen der Anhänger Roms gegen die Anhänger der Reform focht. Ehe aber diese Umkehr mit ihm stattfand, schrieb und sagte er: „Wenn wir Bettelmönche unsere Bibel lesen, so sind wir so froh als ob wir Bohnenstroh kauten; wir achten nicht des göttlichen Rechts; es macht uns wirre im Kopfe; wir zeigen dir den Weg zum ewigen Leben und gehen selbst irre; wir glauben, was geschrieben steht, und handeln als ob das Geschriebene purer Betrug wäre; wir sind die ersten, die verspotten, was wir dich lehren und dir preisen. Man findet jetzt Prälaten, die jagen, blasen, das Wild fällen, beizen, dem Armen durch die Felder rennen. Ist das geistlich, wenn Priester Jäger werden und Hunde die Messe singen? Aus Hirten sind die Bischöfe zu Wölfen geworden; und zu Bischöfen werden heute nur noch Adelige gewählt. Um das durchzusetzen hat der Teufel viel Schuhe zerrissen. Die Fürstenkinder sollen nun Pfründen haben, wenn sie noch in den Windeln liegen; die erwachsenen Jofulträger wollen dann nicht singen und stecken dennoch die Gulden ein. Alles ist käuflich, Pfründen, Sakramente, Tugend, Ehrbarkeit, Reu und Leid um unsere Sünden, Alles ist feil. Soll ich beichten, so muß ich nach der Tasche greifen, soll ich zum Sakramente gehen, ebenso, soll ich zur Weihe, so muß ich mirs vorschreiben lassen und das Siegel tapfer netzen. — — Will man ein Almosen geben, so wählt man, statt auf die Noth zu sehen, einen von den verschiedenen Bettelorden aus, — wie wenn man unter hunderttausend Wölfen die Wahl frei giebt. Die Mönche gehen an der Frau Venus Bad und steigen Nachts über die Mauer; die Nonnen, in zarter Jugend, vom armen Adel ins Kloster gestoßen, vermehren dasselbe im reifen Alter. — — Leichtsinnig wird mit der Gewalt der Kirche, mit dem Banne Mißbrauch getrieben, so daß der Glaube, auf Stelzen gehend, nächstens den Hals brechen wird. Man predigt im Namen der Kirche den Türkenkrieg und hat uns so oft um das Geld belogen und betrogen, daß es zu verwundern ist, wann

denn die Deutschen endlich einmal gewitzigt sein werden. Man traut auf den Spruch, St. Peters Schiff solle nicht untergehen, und doch schwankt es schon. — — Am Regiment sitzen Tyrannen, die den Unterthan in ein Mausloch bringen und nicht denken, daß sie Menschen sind, die am Ende doch noch einmal mit Fäusten dreinschlagen werden. — — Die Ritter treiben ihr Unwesen, und sagen: mag König Ferdinand Inseln mit Spezereien in Indien entdecken, wir finden deren zu Schiff auf dem Rheine, auf dem man vor Zeiten nichts von Spezereien gewußt hat. — Und dann die Advokaten mit den großen Büchern und dem kleinen Verstande, die den graden Text mit Glossen krumm machen — und mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutschen Lande aufgehört hat." [1])

Das war der Geist, der im ganzen Volke herrschte und der selbst diejenigen ergriffen hatte, gegen welche dieser Geist seine scharfe Waffe immer offener und immer drohender kehrte.

5.

Unterdeß war in allen gelehrten Schulen die scholastische Lehr- und Denkmethode von einem Menschenleben zum Andern immer tiefer gesunken. Die Methode wurde die Hauptsache, das Denken Nebensache. Der Wortstreit, über Alles aus allen Gesichtspunkten und ganz besonders über die feinsten dogmatischen Streitgegenstände der Kirche war das Ziel der Lehre. Die geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Erfahrungen wurden in ihr durch Lehrsätze der Schule und Behauptungen ihrer berühmten Meister, die auf Nichts begründet, dennoch für unumstößliche Wahrheit galten, beseitigt; der Aberglaube trat an die Stelle des Glaubens und wurde nach der Methode der Schule durch die Kraftsätze der Meister scheinvernünftig vertheidigt. — Schulbücher verdrängten die Bibel, die Werke der Scholastiker die Schriftsteller des Alterthums. Dazu wurde der Ton der Schule alle Tage gemeiner, der Styl ihrer Schriftsteller stets platter und roher, das unwissende, schmutzige, dummstolze und gewaltsame Bettel-

[1]) Nach Gervinus II. 420—424.

mönchthum der Zeit hatte sich in allen Schulen festgesetzt und überall, soweit seine Herrschaft reichte, die Wissenschaft und ebenso die Religion in „düstere Kerker, in denen die Augen sich des Lichts entwöhnen und zuletzt erblinden“ [1]), hineingeführt.

Die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts hatten die scholastische Methode lange im Großen und Ganzen vergebens bekämpft: Gerhard de Groote (der Große), ein Niederländer, der, als frommer Sittenprediger, ein reines Christenthum lehrend, sich einen guten Namen errang, hatte schon im vierzehnten Jahrhundert († 1384) in Deventer den Kongregationen der Bettelmönche gegenüber eine „Brüderkongregation des gemeinsamen Lebens“ gegründet, die, zugleich dem Reichthum und dem Bettel entsagend, sich durch Handarbeit und Bücherabschreiben das tägliche Brot zu erwerben suchte, scholastische Zänkereien verbot, den Wunderschwindel und die Pfründenjagd bekämpfte und endlich die Bibel, die Kirchenväter und die Moralisten des Alterthums an die Stelle der scholastischen Schulautoritäten setzte. Es war natürlich, daß die alten Kongregationen diese neue verfolgten und der Ketzerei anklagten; aber die neue „Brüdergemeinde“ fand auf dem Koncil von Konstanz in Gerson einen so tapfern Vertheidiger, daß im Gegentheile der Ankläger, ein Minorite (Gruben), mit seinen Schriften zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde, sich aber durch den Widerruf vor dieser Strafe bewahrte. Das Ansehen der Brüdergemeinde von Deventer stieg hierdurch noch höher, und breitete sich, nachdem auch Papst Martin V sie bestätigt hatte, allmählich über die Niederlande, die Rheinlande, Westphalen und Altsachsen aus.

Eine Menge der bedeutendsten Kämpfer für ein reineres Christenthum gingen aus dieser Gemeinde hervor. Zu den Tüchtigsten gehörten Gerhard von Zutphen und Thomas von Kempis. Während jener mit seinem Werke von der Nützlichkeit des Bibellesens in der Volkssprache, gegen die ganze Zeitrichtung Roms und der Bettelorden auftrat, suchte Thomas von Kempis, der dritte Vorsteher der neuen Kongregation (dem auch vielfach das berühmte Buch „von der Nachfolge Christi“ zugeschrieben wird,) die Grundwahrheiten der Bibel im

[1]) Bebel.

Geiste der „Brüderschaften vom gemeinsamen Leben" aller Welt zugänglicher zu machen und so gegenüber dem hohlen Schwulst der Scholastiker eine Rückkehr zur Natur und zum Urchristenthum anzubahnen. Mit diesen Ansichten wurde Thomas von Kempis die Seele einer Schule des Kollegiums der Augustiner Chorherren in Zwoll (Overyssel), in welcher er eine Zahl seiner Schüler zu Lehrern der Wissenschaften heranbildete, die dann ein Netz von neuen Schulen über ganz Deutschland verbreiteten. Die namhaftesten von diesen Schulen waren die des Grafen Moritz von Spiegelberg in Emmerich, des Rudolph von Lange in Münster, des Alexander Hegius in Deventer selbst, des Antonius Liber in Soest und Alkmar, des Ludwig Dringenberg in Schlettstadt (Elsaß). Es bestanden außer diesen noch eine Menge anderer, weniger genannt, aber deswegen nicht weniger thätig, die von nun an ein neues Zwischenglied zwischen den Universitäten und den Klosterschulen bildeten. Alle bekämpften den dumpfen Geist der von den Bettelorden beherrschten Schulen und Universitäten, alle verbreiteten das Licht eines reineren Bibelchristenthums und noch viel mehr das eines beseelten wissenschaftlichen Strebens über ganz Deutschland. Graf Hermann von Neuenaar (Schüler des Grafen Moritz von Spiegelberg in Emmerich), Hermann von dem Busche (ein Schüler Lange's in Münster), Erasmus von Rotterdam, Johannes Caesarius, Ludolph Gering, Jakob Montanus, Johannes Gymnicus, Bartholomäus von Köln, die Brüder Aedicallius (Schüler des Hegius in Deventer), Hadrian Florentius Boyen (später Papst Hadrian VI.), Nicolaus Kleonardus, Olearius von Amsterdam, Cornelius Krocus, Christoph Longolius (Schüler des Liber in Alkmar und Soest), Jacob Wimphelius, Conrad Celtes, Beatus Rhenanus, Willibald Pirkheimer, Dalberg, Simmer, Stadianus (Schüler Dringenberg's in Schlettstadt), treten in der Geschichte der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts überall in den Vordergrund der großen Bewegung der Zeit.

Noch kam aber ein Anstoß von Außen hinzu, der den Schulen der Deventer Brüdergemeinde einen höheren Schwung und größern Einfluß leihen sollte.

6.

Die klassische Literatur des Alterthums war in Italien nie ganz untergegangen; mit dem Aufschwunge, den das Italienische Leben in den Städterepubliken nach ihren glänzenden Kämpfen gegen die Hohenstaufen genommen hatte, wurden die klassischen Studien noch lebendiger betrieben, so daß der Einfluß derselben auf die großen Dichter Italiens nicht zu verkennen ist. Dante's selbstständiger Geist hatte den Dichtern und Denkern des klassischen Alterthums gegenüber seinen eignen hohen Schwung zu wahren gewußt; Petrarka's leichtere Seele war von ihnen mit fortgerissen worden. So zeigen schon sie zwei Gegensätze, die dem klassischen Alterthum gegenüber so oft hervortreten, wenn die Einen, ihre Theilnahme an den Erlebnissen und Gefühlen ihrer Zeit und Nation selbstständig bewahrend, den eignen Geist an den großartigen Schöpfungen des Alterthums erstarken, während die Andern ihr eignes Wesen, ihre Volksthümlichkeit und ihre Zeitrichtung mehr oder weniger opfernd, in ihnen untergehen.

Die allmählige Zerstörung des byzantinischen Reiches und der endliche Sturz Konstantinopels wurden die Veranlassung zur Auswanderung für eine große Zahl der tüchtigsten griechischen Gelehrten, die meist in Italien eine neue Heimat suchten und fanden. Diese gaben den klassischen Studien in Italien einen größern Aufschwung, indem sie zugleich bessere Ausgaben der griechischen Schriftsteller und insbesondere des Aristoteles und des Plato, die man hier bis jetzt nur aus arabischen und scholastischen Bearbeitungen kannte, mit nach Italien herüberbrachten. Die klassischen Studien und die der griechischen Literatur insbesondere wurden zur Mode in Rom selbst, so wie an den kleinen Höfen, die sich während des fünfzehnten Jahrhunderts in den meisten Städterepubliken zu Mittelpunkten des geistigen Lebens emporschwangen. Die Mediceer in Florenz gingen hierin allen andern voran; sie gründeten Schulen und endlich nach dem Muster der griechischen Philosophen eine Akademie (1452), die tonangebend für ganz Italien wurde. In dieser florentinischen Schule hatte Anfangs Aristoteles die Oberhand, dann wurde Plato neben denselben gestellt, und nachdem die Verehrer Beider lange über den

Vorzug des Einen vor dem Andern geſtritten hatten, erhielt Plato zuletzt die Oberhand und beherrſchte eine Zeitlang die ganze florentiniſche Schule und Alle, die unter ihrem Einfluſſe ſtanden.

Wenn bei Dante die klaſſiſchen Studien dem nationalen Schwunge des Dichters nur eine höhere Weihe geben, wenn die nationale Begeiſterung Dante ſelbſt und Alle, die wie er fühlten, zur politiſchen Bethätigung, zum Kampfe gegen das Papſtthum und die Tyrannei der kleinen Republiken führte; ſo wurden dagegen bei ſeinen Nachfolgern, bei den Anhängern der klaſſiſchen Studien in Rom und ganz beſonders in der florentiniſchen Schule die klaſſiſche Schulgelehrſamkeit und die philoſophiſchen Syſtemſtreite nach und nach die Hauptſache.

Die Kirchen-Verſammlung von Konſtanz und noch mehr die von Baſel wurden für Deutſchland zum Ausgangspunkte einer ähnlichen Bewegung. Die Italiener auf der Verſammlung zu Baſel waren theilweis ergriffen von dem Geiſte der humaniſtiſchen Studien, welche in Italien nicht mehr, wie bei Dante, auf das öffentliche Leben, das Heil des Vaterlandes gerichtet erſcheinen. Nachahmung der Sprachweiſe des Alterthums ohne Rückſicht auf die Bedürfniſſe des Volks und der Zeit, ohne Bewußtſein, daß die klaſſiſchen Muſter ſelbſt einmal in Mitten aller Gefühle und Kämpfe ihrer Zeit und ihrer Nation geſtanden hatten, ein Haſchen nach den ſchönen Formen eines klaſſiſchen Styles war das eigentliche Weſen des humaniſtiſchen Italiens geworden. Aeneas Sylvius war in Baſel der glänzendſte Vertreter dieſer Richtung. Am Hofe des Kaiſers Friedrich und der befreundeten Fürſten, auf den Reichstagen und in den Reichsſtädten, überall wohin er kam, wurde Aeneas durch Wort und Beiſpiel einer der thätigſten Verbreiter der klaſſiſchen Studien in Deutſchland. Als er Papſt war, überſetzte ſein eigener Kämmerer, Albrecht von Eyb, auf ſeinen Antrieb den Plautus ins Deutſche und auch der Rath, den Aeneas Sylvius an Herzog Sigmund von Tyrol über das Leſen der Klaſſiker ertheilte, wurde von Nicolaus von Wyle, Rathſchreiber in Eßlingen, ins Deutſche überſetzt. Letzterer hat auch den Roman des Aeneas Sylvius, Euryolus und Lucretia, dem deutſchen Volke in ſeiner Sprache zugänglich machen zu müſſen geglaubt.

Aber die humaniſtiſchen Studien fielen in Deutſchland auf einen andern Boden als den, welchen ſie in Italien fanden. Die nationale, die antirömiſche Bewegung in Deutſchland blieb auch bei denen die Hauptſache, die ſich von nun an den klaſſiſchen Studien mit allem Eifer ergaben; und dieſe Studien ſelbſt wurden für ſie zu neuen Waffen gegen ihre Feinde in Deutſchland. Auf dem Koncil von Baſel begegnete Aeneas Sylvius einem der erſten Deutſchen, welche durch ihre klaſſiſche Bildung ſich auszeichneten, dem Nikolaus (Krebs) von Caus, Cuſanus. Eifriger Stimmführer der Baſeler Reformatoren, wurde derſelbe, wie Aeneas Sylvius, ſpäter ſeine Fahne verlaſſend, zuletzt als Biſchof von Brixen zu ihrem heftigſten Gegner. Als Reformator aber hatten ihn ſeine klaſſiſchen Studien befähigt, die geſchichtliche Unhaltbarkeit der ſo oft bezogenen Schenkung Konſtantins des Großen und ebenſo die Fälſchung der Jahrhunderte hindurch und noch Jahrhunderte ſpäter als Geſetz anerkannten pſeudoiſidoriſchen Dekretalen aufzudecken. Und derſelbe Rathſchreiber von Eßlingen, Nikolaus von Wyle, der die Werke des Aeneas Sylvius überſetzte, übertrug auch die ergreifende Schilderung des Florentiners Poggio von dem Heldentode des Hieronymus von Prag ins Deutſche.

Der Anſtoß aber, den die humaniſtiſchen Gelehrten Italiens auf dem Koncil zu Baſel den deutſchen Gelehrten gaben, brachte ganz beſonders die Nachfolger Gerhards de Groote in Bewegung. Thomas von Kempis, vor Allen von den neuen Studien ergriffen, ſchickte ſeine begabteſten Schüler, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolph Lange, Johann Weſſel, Rudolph Husmann (Agricola), nach Italien, um hier an der Quelle der klaſſiſchen Studien zu pflegen; wie dieſe heimkehrend ſelbſt Schulen errichteten, und ſpäter ihre eigenen Schüler wieder in die Bahn hineinlenkten, die ſie ſelbſt gegangen waren. Italien wurde eine Zeitlang das gelobte Land der deutſchen Gelehrten.

Aus Italien doppelt gewaffnet zu ihren Kämpfen zurückkehrend, verbreiteten die deutſchen Humaniſten den glänzenden Ton der italieniſchen klaſſiſchen Bildung auf allen Schulen, die von den Zöglingen der Deventer-Gemeinde errichtet worden waren. Von hier wurde derſelbe auf die Mehrzahl der deutſchen Univerſitäten übertragen.

Es waren im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts eine Menge neuer Universitäten entstanden: Erfurt (1392), Rostock (1419), Tübingen (1442), Greifswalde (1456), Freiburg im Breisgau (1457), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Mainz (1478) und endlich Wittenberg (1502); diese alle waren bald mehr oder weniger unter dem Einflusse der Humanisten; Erfurt, Tübingen und Heidelberg traten eine Zeitlang in den Vordergrund der Bewegung. In Erfurt gaben bereits 1460 zwei namhafte Lehrer der klassischen Studien, Petrus Lüderus und Johann Publicus, letzterer selbst ein Italiener, vielfach den ersten Anstoß zu den klassischen Studien in Nord-Deutschland. Tübingen, unter dem Einflusse des gelehrten und feinen Kenners der alten Sprachen, Johann Reuchlin, wirkte ebenso umfangreich in Süd-Deutschland. Ein Schüler Dringenberg's und des Johann Publicus in Erfurt, Johann von Dalberg, aus einem alten, berühmten rheinischen Münsterialengeschlecht, das schon im zehnten Jahrhundert im Besitze der Erbkämmerei von Worms erscheint, erhob später die Universität Heidelberg zeitweilig zum Mittelpunkte der klassischen Studien für einen großen Theil von Deutschland. Von einer mehrjährigen Reise in Italien heimkehrend, war er zum Bischof von Worms gewählt worden; der Kurfürst, Pfalzgraf Philipp, der den Wissenschaften gewogen war, berief ihn als Kanzler der Universität nach Heidelberg. Hier umgab sich Dalberg mit Dietrich von Pleiningen, Konrad Celtes, Rudolph Husmann (Agricola), Johann Weßel von Gröningen und Andern. Pleiningen (genannt Plinius) und Konrad Celtes gehörten mit zu den regsten Geistern der Zeit, Agricola, der für einen der größten Kenner des klassischen Alterthums galt, faßte die klassischen Studien selbst von einem höhern und reineren Standpunkte auf. In einem Briefe an einen seiner Freunde schrieb er diesem, „daß, wer durch die Wissenschaften nach äußerm Gewinn strebe, nicht über dem Wucherer stehe; daß die Philosophie, d. h. „richtig denken und das Gedachte klar wiedergeben zu können", das eigentliche Ziel der Studien sei, und daß ein Hauptbestandtheil der Philosophie die Moral sein müsse, nicht blos wie sie Aristoteles, Cicero und Seneca lehren, sondern wie sie in den Geschichtschreibern, Rednern und Dichtern, vor

allem aber in der Bibel erscheine“ [1]). Johannes Weßel, ein Schüler des Thomas von Kempis, ging ebenfalls in Italien die klassische Bildung aufsuchen und trat dann später in Paris als Lehrer auf. Seine Freunde nannten ihn das „Licht der Welt“, seine Gegner den „Lehrer des Widerspruches“ [2]). Er bekämpfte die Obergewalt und Unfehlbarkeit des Papstes, die herrschenden Ansichten über den Ablaß und die fremde Genugthuung, die schlechte Verwaltung der Kirche, die Unwissenheit und Verdorbenheit der Geistlichkeit und insbesondere der Bettelorden, und forderte Rückkehr zur Bibellehre und den alten, dem apostolischen Zeitalter zunächst stehenden Kirchenvätern. Eine Anekdote, die wenigstens bekundet, was ihm seine Zeitgenossen zutrauen zu dürfen glaubten, erzählt von ihm, daß er, als Franz Roverius, sein Studienfreund, zum Papste (Sixtus IV) gewählt worden, dieser ihm die Gunst einer freien Bitte zugestanden, worauf Weßel sich eine griechische und eine hebräische Bibel aus der Bibliothek des Vatikan ausgebeten habe. „Warum wünschest du dir kein Bisthum oder eine Abtei?“ fragte ihn der erstaunte Papst. Weßel antwortete: „Ich bedarf deren nicht.“ —

Von Heidelberg ging noch ein anderer Anstoß aus, indem hier unter Dalberg's und Agricola's Einfluß von Konrad Celtes (1493) eine gelehrte Gesellschaft, Societas rhenana, errichtet wurde, die Alle in den verschiedenen Schulen der Deventer Brüdergemeinden und auf den Universitäten zu humanistischen Kämpfern herangebildeten jungen Gelehrten (Dalberg, Celtes, Agricola, Pleiningen, Eitel Wolf von Stein, Trithemius, Reuchlin, Pirkheimer u. v. A.), zu einer großen Phalanx vereinigte. Diese Gesellschaft wurde das Vorbild anderer, und zwar einer ebenfalls von Celtes später in Wien gegründeten „Donau-Gesellschaft“, einer in Straßburg von den Schülern Dringenberg's gestifteten sodalitas literaria Argentiniensis, deren Mitglied Sebastian Brandt war, einer in Wittenberg gestifteten, und endlich der noch später (1517) von Aventin gestifteten bairischen gelehrten Gesellschaft.

---

[1]) Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland, bis zum Anfang der Reformation. Magd. 1830. I. 390. — [2]) Lux mundi — magister contradictionum.

7.

Die große Mehrzahl aller deutschen Humanisten benutzten ihre Kenntniß der klassischen Literatur zum Besten der Bestrebungen der Nation in Bezug auf eine Reform in Kirche und Staat. Das Bibelstudium und die Kirchenväter waren bei den Schülern Gerhards de Groote in den Vordergrund getreten, und hatten die „sublimen" und „engelgleichen" Doktoren der Scholastiker, Scotus und Thomas von Aquino, bei Seite geschoben. Der gelehrteste und berühmteste unter allen Humanisten der Zeit, Erasmus von Rotterdam, hat einen großen Theil seines Lebens darauf verwendet, eine nach den griechischen Urtexten verbesserte griechische Ausgabe, nebst lateinischer Uebersetzung, des Neuen Testamentes (1516) und ebenso verbesserte Ausgabe und theilweise lateinische Uebersetzungen der Kirchenväter (Athanasius, Chrysostomus, Basilius Magnus, Origines, zugleich übersetzt, Hieronymus, Cyprianus, Hilarius, Irenaeus, Ambrosius, Augustinus, Epiphanius) und sodann Kommentare über die Hauptstücke der Bibel, der Apostelgeschichte, der Apostelbriefe und der Kirchenväter herauszugeben. Das Bibelstudium erhielt hierdurch einen neuen und höhern Aufschwung.

Sehr viele von den Anhängern der humanistischen Studien suchten und fanden in ihrer Kenntniß des Alterthums und der klassischen Sprachen das Mittel zur quellenmäßigen Begründung der Geschichte ihres eigenen Volkes. Es war diese Richtung längst angedeutet; das gebildete und strebsame Bürgerthum der Städte suchte Aufklärung über die Vergangenheit der Nation. Schon die Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts nahmen einen mehr allgemeinen geschichtlichen Charakter an; während zugleich die Ereignisse der Gegenwart von einzelnen Betheiligten geschichtlich festgestellt wurden: Eberhard von Windeck zeichnete seine eigne und König Sigmunds Erlebnisse auf, Diepold Schilling beschrieb zum Theil nach eignen Erlebnissen die Schweizerkriege und Pirkheimer den Schwabenkrieg. Jetzt erhielt diese Richtung die höhere Weihe der Wissenschaft; die Quellenschriftsteller, insbesondere die Germania des Tacitus (von Celtes), Jornandes über die Gothen, Paul Diaconus über die Longobarden und Procopius Caesariensis

über die Kriege der Vandalen und Gothen in Afrika (von Peutinger) Eginhard's Leben Karls des Großen (von Graf von Neuenaar); sodann mehrere bis jetzt nur handschriftlich vorhandene quellenwichtige Kloster-Chroniken, die von Hirschau, Sponheim, Sanct Jacob in München (von Trithemius), von Uspergensis (von Peutinger), und endlich andere Geschichtsdokumente, wie die Briefe Heinrichs IV und dessen Lebensbeschreibung, die Briefe Friedrichs, Herzog von Sachsen (von Aventin); das Gedicht des Lingarius über Friedrich I wurden herausgegeben.

Die Alterthumskunde als eine geschichtlich begründete Wissenschaft beginnt erst mit diesen Forschungen; die beiden Leiter derselben waren Peutinger in Nürnberg und Trithemius, Abt von Sponheim (bei Kreuznach). Der Ruf des Ersteren war so wohl begründet, daß Konrad Celtes, als er in einer Klosterbibliothek die berühmte Reisekarte des Römischen Reiches aus den Zeiten des Theodosius d. Gr., die eigentliche Grundlage der deutschen Alterthumskunde, entdeckte, diese an Peutinger schickte, und die Nachwelt sie Peutinger zu Lieb **Tabula Peutingeriana** nannte.

Das gesteigerte Volksbewußtsein der Nation war auch in ihren Schriftstellern lebendig geworden. Es erschienen jetzt mehrere Versuche, die Geschichte Deutschlands und der einzelnen deutschen Stämme zu schreiben. Konrad Celtes hält in Ingolstadt Vorlesungen über sein Werk: **Situs et mores germaniae**, Albert Kranz Vorlesungen über deutsche Geschichte in Rostock, die nicht mehr bis auf die römischen Kaiser zurückgreifen, sondern mit Karl d. Gr. beginnen; Letzterer schreibt auch die Geschichte der Niedersachsen, der Vandalen, der Niedersächsischen Bischöfe (Magdeburg, Bremen, Münster, Osnabrück, Verden, Minden, Paderborn, Halberstadt, Hildesheim, Schwerin, Rotheuburg, Oldenburg, Lübeck). Der gelehrte Abt Trithemius schreibt die Geschichte der Franken, der Pfalzgrafen, des pfalz-bairischen Krieges, und eine erste Literaturgeschichte der Deutschen[1]). Endlich verfaßt Johann Aventin (Thurmayr von Abensberg in Baiern) Lehrer in Ingolstadt, Erzieher der Kinder des Herzogs Wilhelm von Baiern,

[1]) De illustribus scriptoribus germanicis — de scriptoribus eclesiasticis.

eine quellenmäßige Geſchichte Baierns[1]), die mit ſcharfem Blicke die Sage von der Legende, das Mährchenhafte von dem Geſchichtlichen zu ſondern ſuchte. Eine Geſchichte Deutſchlands von ihm[2]) liegt nur in ihrem erſten Buche vor, und es iſt nicht gewiß, ob die neun andern Bücher, die ſein Werk umfaſſen ſollte, nicht geſchrieben worden, oder beſeitigt worden ſind, ſo wie ſeine „bairiſche Chronik" ſpäter nur herauskam, nachdem Alles der römiſch-katholiſchen Auffaſſung Anſtößige ausgemerzt war. —

Konrad Celtes beabſichtigte eine Geſchichte und Beſchreibung von ganz Deutſchland zu geben[3]), und bereiſte deswegen Deutſchland von der Donau bis zum Ausfluß der Elbe, von den Quellen des Rheines bis ins ferne Liefland. In ſeinen beiden Gedichten Germania generalis und quatuor libri amorum, welches Letztere die Donau, den Rhein, die Elbe und die Weichſel als die Pulsadern der deutſchen Lande, Krakau, Regensburg, Mainz und Lübeck als deſſen Hauptſtädte darſtellt, zeigt er, wie damals der Gedanke eines einigen großen Deutſchlands den Gelehrten und Dichter durchdrungen hatte. Jakob Wimpheling endlich, ebenfalls einer der Schüler Dringenberg's, der in Heidelberg Lehrer war, ſchrieb eine Art Handbuch der teutſchen Geſchichte[4]), das bald in Aller Welt Hand war. Die Richtung ſeiner vaterländiſchen Beſtrebungen aber bekundete er insbeſondere dadurch, daß er ein eignes Werkchen ſchrieb, in welchem er die Rückkehr der Schweizer zum Geſammt-Vaterlande mit Feuer und Begeiſterung bevorwortete.[5])

Mit dieſem immer allgemeiner werdenden volksthümlichen Bewußtſein beginnen die deutſchen Geſchichtſchreiber naturgemäß auch ein offenes Auge für die Weltgeſchichte zu erlangen. Ein Weſtphale, Gobelinus Perſona, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Lehrer an der Univerſität von Erfurt war, verſuchte (1418) in ſeinem Kos-

---

[1]) Annalium Bojorum, sive veteris Germaniae libri VI. Ingolſtadt 1580, und deutſch: bairiſche Chronik. — [2]) Chronicon vom Urſprung der alten Teutſchen. — [3]) Germania illustrata. — [4]) Epitoma rerum germanicarum ad nostra usque tempora. — [5]) Soli loquium pro pace Christanorum et pro Helvetiis ut resipiscant. 1505. —

modrominum [1]) eine Art allgemeine Weltgeſchichte zu ſchreiben. Für den kritiſchen Blick, mit welchem dies geſchah, ſpricht wenigſtens der Umſtand, daß er bereits viele der gangbaren Mönchlegenden, unter andern die der heiligen Urſula mit ihren 11,000 Jungfrauen, die der heiligen Katharina u. A., als geſchichtlich unhaltbar verwirft. Von nun an wurden während des fünfzehnten Jahrhunderts mehrere Verſuche einer allgemeinen Weltgeſchichte gemacht, ſo von Johann Nauclerus (Vergen), 1450 Lehrer des Grafen Eberhard von Würtemberg und erſter Rektor der Univerſität Tübingen [2]), ſo in Vorleſungen von Reuchlin in Tübingen und von Agricola in Heidelberg.

8.

Alle Schulen, Univerſitäten, gelehrten Geſellſchaften, befreundete Kreiſe, in welchen die neue Richtung ſich geltend machte, waren von hoher Begeiſterung für die klaſſiſchen Studien ergriffen; alle ihre Schüler und Mitglieder traten bei jeder Gelegenheit mit Hingebung für dieſelben ein, und riſſen alle ſtrebenden Geiſter, von dem ſchlichten Bürger der freien Reichsſtadt bis zum Pfalzgrafen in Heidelberg, bis zum Kurfürſten in Mainz und zum Kaiſer Maximilian und oft zum Papſte ſelbſt hinauf, mit ſich fort. Dieſe Begeiſterung und Hingebung aber wurde ganz beſonders geſtählt durch den Kampf, den ſie gegen die alte Schulrichtung der Bettelorden zu beſtehen hatten, und der von der Zeit, wo der erſte Angriff gegen die Deventer Brüdergemeinde auf dem Koncil zu Konſtanz zurückgeſchlagen worden war, mit jedem Fortſchritte der klaſſiſchen Studien immer heftiger geworden war.

Erasmus von Rotterdam, der mit den in der Schule des Hegius zu Deventer erhaltenen Grundſätzen in ein Mönchskloſter hineingezwungen wurde, faßte die Gegenſätze lebendiger als irgend ein Anderer auf,

---

[1]) Doctoris Gobelini Personae, Cosmodromium, hoc est Chronicon universale. Edid. H. Meibomius. Frankf. 1599. — [2]) In ſeinem Werke Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii (1516 herausgekommen).

und begann schon in seinen Jugendbriefen den Kampf gegen die Scholastiker. „Unsere Lehrer behaupten, die tiefen Geheimnisse ihrer hohen Weisheit können nur von dem begriffen werden, der auf alle Bekanntschaft mit den Musen und Grazien Verzicht leiste", schreibt er einem Freunde. „Wir werden also die schönen Wissenschaften wieder vergessen müssen, wenn wir sie bereits liebgewonnen, und das wieder herausgeben, was wir vom Helicon her haben. Ich werde mich alles Ernstes befleißigen, weder gut latein zu sprechen, noch mich zierlich und geistreich auszudrücken. — — Die Aftertheologen unserer Zeit haben ein ausgebranntes Gehirn, eine barbarische Sprache, einen verschrobenen Kopf; ihr System ist ein Spinnengewebe; ihre Sitten sind roh; ihr Charakter heuchlerisch; ihre Reden giftig: käuflich ihr Herz." [1])

Dem Zeitgeiste huldigend, der an dem Narrenschiff und der Schelmenzunft Geschmack fand, schrieb Erasmus ein Büchlein, „das Lob der Thorheit" [2]), in welchem er, den Lucian nachahmend, die Thoren der Zeit mitleidlos geißelte. Mit ironischem Selbstlobe vertheidigt hier die Thorheit alle Laster und Schwächen; der Hochmuth, die Herrschsucht, der Ahnenstolz fanden ihre Züchtigung; die Hauptangriffe aber galten wie bei allen rüstigen Bestrebungen der Zeit, den Uebergriffen, Anmaßungen und Gelderpressungen des römischen Hofes, dem Wesen der Bettelmönche und der scholastischen Barbarei. „Wenn die Päpste weise wären", hieß es hier, „so würden sie ihre Reichthümer, Ehrenämter, Zölle, Ablässe, Pferde, Maulesel, Trabanten und Vergnügungen fahren lassen; Wachen, Fasten, Thränen, Beten, Predigen und Studiren würden an ihre Stelle treten, und die Menge von Schreibern, Kopisten, Notaren, Advokaten, Sekretairen, Pferdeknechten, Wechslern, Kupplern und Andern, die den römischen Stuhl umlagern, würden dann am Hungertuche nagen. Das wäre unmenschlich und abscheulich, und noch schlimmer wäre, wenn gar die Häupter der Kirche und die Lichter der Welt den Sack auf dem Rücken und den Wanderstab in die Hand nehmen wollten; deswegen überläßt man dies Petrus und Paulus und behält dafür Prunk und

[1]) In einem Briefe an seinen ehemaligen Schüler Georg. Paris 1499. —
[2]) *Μωριας ἐγκώμιον* h. e. laus stultitiae. Edit. Frobeniana 1519.

Wohlleben für sich." — So geißelt er die Ceremonien, die Titel, die Interdikte und die weltliche Herrschaft, die Umtriebe und Kriege, welche der „Braut Christi" aufgebürdet wurden. — Von den Theologen im Allgemeinen sagt die Thorheit: „Vielleicht ist es besser, dieses stinkende Kraut nicht anzurühren. Denn diese Leute sind zornigen Muthes und höchst reizbar; ehe man sichs versähe, könnten sie schaarenweise mit tausend Konklusionen bewaffnet über mich herfallen um mich zum Widerrufe zu zwingen, oder mich auf der Stelle als Ketzer zu verschreien, wenn ich nicht Abbitte thun wollte. — — In ihrer Eigenliebe glauben sie im dritten Himmel zu wohnen und sehen von hier aus auf die übrigen Menschen wie auf kriechendes Gewürm herab. Da sie stets mit einem Heere von Definitionen, Konklusionen, Korollarien, applizirten und implizirten Propositionen umgeben sind, so ist gar kein Aufkommen gegen sie. — Sie wissen Alles und durchschauen alle Geheimnisse, wie die Welt geschaffen worden, wie die Seuche in die Welt gekommen, auf welche Art Christus in den Leib der Jungfrau gekommen und in wie viel Zeit er reif geworden; — — — doch sind das nur gewöhnliche Fragen, die rechten sind erst, ob in der göttlichen Zeugung ein Stillstand sei? ob der Satz möglich, daß Gott Vater den Gott Sohn hasse? ob Gott in der Form eines Weibes, des Teufels, eines Esels, eines Kürbis oder eines Kieselsteins hätte erscheinen können? — wie dann ein solcher Kürbis gepredigt und Wunder gethan haben könnte? und wie er endlich hätte gekreuzigt werden können? — Diese Spitzfindigkeiten machen die vielen Sekten der Scholastiker noch spitzfindiger, so daß man sich leichter in einem Labyrinthe zurecht finden würde als in dem Knäuel der Realisten, Nominalisten, der Thomisten, Albertisten, Occamisten, Scotisten u. s. w." [1])

Von den Mönchen im Allgemeinen sagt die Thorheit: „Ich muß mich ihrer annehmen, denn sie sind solchermaßen verabscheut, daß man es schon für eine schlechte Vorbedeutung ansieht, wenn man Einem von ihnen begegnet. Indessen sind sie nicht wenig mit sich selbst zufrieden. Ihre Frömmigkeit besteht insbesondere darin, daß man den

[1]) A. A. O. p. 173 u. f.

Wissenschaften fremd bleibt und nicht einmal lesen kann. Wenn sie wie plärrende Esel Psalmen, die sie zählen, aber nicht verstehen, in ihren Kirchen hergebrüllt, so glauben sie, den himmlischen Bewohnern den süßesten Ohrenschmaus bereitet zu haben"[1]). — Von den Bettelmönchen heißt es: „Ob sie wohl glauben, daß sie durch ihre Grobheit, ihren Schmutz, ihre Unwissenheit und Unverschämtheit die Apostel darstellen können? — — Alles müssen sie nach Vorschrift thun, als ob ihre Handlungen mathematischen Regeln unterworfen wären. Die Knoten an ihren Schuhriemen sind gezählt, die Farbe ihres Kleides, ihres Gürtels ist bestimmt; sie wissen, wie viel Stunden sie schlafen dürfen, wie viel Maaß ihre Kapuze halten soll. — Den unbedeutendsten Kleinigkeiten legen sie die größte Bedeutung bei, und um dieser Nichtigkeiten willen hassen und verachten sie einander; sie verfolgen sich auf die grausamste Weise, weil der eine Orden einen andern Gürtel oder eine Kapuze von etwas hellerer oder dunklerer Farbe trägt. Es giebt welche unter ihnen, die lieber Brennnesseln als Geld berühren würden, und die dagegen dem Trunke ergeben sind und allen Ausschweifungen huldigen. — — Sie verlassen sich auf ihre Ceremonien, ihre Satzungen; sie meinen, der Himmel sei kaum ein ausreichender Lohn für ihr Verdienst; an das Gebot der Liebe denken sie nicht. Der Eine wird seinem ewigen Richter dereinst seinen dicken Bauch mit allerlei Fischlein gemästet aufweisen; der Andre wird hundert Scheffel Psalmen ausgießen; ein Dritter seine zehntausend Fasttage herzählen; — — Christus aber wird fragen: „Woher diese neuen Juden? Ich habe das Erbe des Vaters nicht den Kutten, nicht den Paternostern, nicht dem Hungerleiden, sondern den Liebesdiensten verheißen."[2])

Angriffe, wie die des Erasmus in seinem Lobe der Thorheit lagen so im Geiste der Zeit, daß kein noch so gelehrtes und geistreiches Werk des Erasmus einen ähnlichen Erfolg hatte. Es erlebte in einigen Monaten sieben und zu Lebzeiten des Erasmus siebenundzwanzig Auflagen, wurde von Königen, Fürsten, Staatsmännern verschlungen und erntete selbst des Papstes Leo X Beifall. Es wurde

[1]) A. A. O. p. 187. — [2]) A. A. O. p. 188 u. f.

ins Deutſche, ins Engliſche und ins Franzöſiſche überſetzt, und einer der größten Künſtler der Zeit, Hans Holbein, verſah es mit zierlichen Holzſchnitten. So wurde es zu einem Volksbuche und traf diejenigen, gegen welche es gerichtet war, tiefer und gefährlicher als Alles, was bis dahin gegen ſie geſchrieben worden.

9.

Die Bettelmönche, die Scholaſtiker, an Geiſt ihren Gegnern nicht gewachſen, an die leichtfertigen Mittel der Inquiſition gewohnt, griffen überall zu Verfolgungen und Gewalt gegen die Humaniſten. Die Wiſſenſchaft ſelbſt wurde von ihnen verketzert; wer ſich mit der griechiſchen Sprache beſchäftigte, hieß ein „Griechling", was ihnen faſt gleichbedeutend mit Ketzer erſchien. Wo die Bettelmönche die Macht dazu hatten, vertrieben ſie die Lehrer der klaſſiſchen Wiſſenſchaften. Aber dies Mittel ſchlug ſehr oft zu ihrem größten Nachtheile aus, da nun die Vertriebenen zu „Wanderlehrern" wurden, die überall, wo ſie hinkamen, Vorleſungen hielten und ſo die Menge der Studirenden und Studirten, und ſelbſt einen nicht kleinen Theil des zu ihren Vorleſungen hinzuſtrömenden Bürgerthums in den Städten, für ihre Anſichten und Beſtrebungen gewannen.

Viele deutſche Humaniſten, ſchon durch ihre Studien ſelbſt, die ſie nach Italien, nach Frankreich riefen, an ein unſtätes Leben gewohnt, waren auf einer beſtändigen gelehrten Wanderſchaft begriffen, bald hier bald dort ihren Lehrſtuhl aufſchlagend und überall ihr Wiſſen mit Eifer verbreitend. Konrad Celtes hatte ſchon, ehe er nach Italien ging, in Erfurt, Leipzig und Roſtock Vorleſungen gehalten. Nachdem er Italien wieder verlaſſen, durchzog er Preußen, Polen, Ungarn und Böhmen; und dann lehrte er in Nürnberg, in Ingolſtadt, Wien, Mainz und Heidelberg, bis ihn endlich Maximilian in Wien als Lehrer und zur Herſtellung einer Bibliothek zu feſſeln ſuchte. Aber von hier trieb ihn dann der Wunſch, Deutſchland, deſſen Geſchichte und Geographie er ſchreiben wollte, näher kennen zu lernen, wieder kreuz und quer durch alle deutſchen Landestheile, wobei er auf Schritt und Tritt für die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften thätig war.

Vielleicht noch einflußreicher aber war ein anderer Wanderlehrer, Hermann von dem Buſche. Abkömmling eines weſtphäliſchen Rittergeſchlechts, erhielt er wie ſo viele Andere in der Deventer Schule des Alexander Hegius den erſten Anſtoß. Nachdem er eine Zeitlang in Italien gelebt, ging er nach Köln, um an der Univerſität Vorleſungen über die Klaſſiker zu halten. Kaum irgendwo aber waren die Scholaſtiker und Bettelmönche ſo mächtig wie in dem alten heiligen Köln, wo die langjährigen Kämpfe zwiſchen dem Biſchof und dem Bürgerthum die Stahlkraft des Letztern abgenutzt hatten. Bald von den Bettelmönchen aus Köln vertrieben, begann Hermann eine Wanderfahrt, die ihn, überall Vorleſungen über die Dichter und Geſchichtſchreiber Roms haltend, nach Hamm, Münſter, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wißmar und endlich Roſtock führte. In dieſer letztern Stadt hatten ſeine Vorleſungen einen ſolchen Erfolg, daß die Studenten ihn beredeten, ſich hier niederzulaſſen. Seine Gegner aber wußten den akademiſchen Senat zu veranlaſſen, den talentvollen Neuerer, der allem Anſcheine nach keine akademiſchen Grade erworben hatte, aus Roſtock auszuweiſen, worauf von dem Buſche, ſeine Wanderſchaft fortſetzend, in Greifswalde, Frankfurt a. O., Erfurt und endlich in Leipzig Vorleſungen hielt. In Leipzig, wo die Scholaſtiker faſt ſo einflußreich wie in Köln waren, blieb er, bis ihn eine mächtigere Stimme endlich nach Wittenberg rief, von wo er aber wieder nach Leipzig ging, und dann hier verfolgt und ausgewieſen wurde. Nun ging er wieder nach Köln, um ſich auch hier noch einmal im Herzen des feindlichen Lagers feſtzuſetzen.

Hermann von dem Buſche hat für die humaniſtiſchen Studien in Deutſchland vielleicht anregender als irgend ein Anderer gewirkt. Seine glänzende Rednergabe, ſeine Erfolge und ſeine Verfolgungen gaben ſeinem Namen einen Klang, der ihm überall ſeine Zuhörer in Menge ſicherte. Der Geiſt aber, in welchem er ſich der klaſſiſchen Studien bediente, tritt klar in einer Rede: „Von der Verachtung der Wiſſenſchaften und der Begierde nach Reichthum“ hervor, die er, wahrſcheinlich als Antrittsrede bei ſeinem zweiten Aufenthalte in Köln hielt. „Ich habe mich nicht enthalten können“, ſagt er hier, „dieſe Rede gegen einige Geiſtliche unſerer Zeit ausgehen zu laſſen — —

deren Weisheit darin beſteht, ſtets ein Schmähwort in Bereitſchaft für diejenigen zu haben, die ſich mehr den geiſtbildenden als den geldeinbringenden Wiſſenſchaften ergeben. Jene ſind zufrieden, wenn ſie bei dem Pöbel für Väter einer höhern Ordnung gelten, und zum Pöbel rechne ich das ganze Geſchlecht der Aftergelehrten, die nicht zufrieden, alle feinere Bildung, alle Zierde klaſſiſcher Sprachen zu verachten, auch diejenigen, welche nach einer feineren Bildung ſtreben, mit Schmähungen verfolgen, und zum Streite zwingen" [1]). Unwiſſenheit und Habgier bekämpfend, empfahl er, außer den Klaſſikern, vor Allem das Studium der heiligen Schrift, deren Würde und Wahrhaftigkeit er über Alles erhob.

10.

Während ſo Hermann von dem Buſche in Köln ſelbſt den Scholaſtikern den Boden unter den Füßen wanken machte, waren dieſe auch mit einem der Hauptführer der humaniſtiſchen Studien in Streit gerathen. Das Vorſpiel dieſes welthiſtoriſchen Zuſammenſtoßes zwiſchen dem ſcholaſtiſchen Mönchthum und den Humaniſten war der ſogenannte „Kuttenkrieg". Jakob Wimpheling hatte in einem ſeiner Werke [2]), von der Sittenreinheit handelnd, behauptet, daß Weltleute ſich mehr als Mönche um alle Zweige der Wiſſenſchaft verdient gemacht hätten; wobei er hervorhob, daß ſelbſt der heilige Auguſtinus weder ein Einſiedler noch ein Kuttenmönch geweſen ſei. — Dieſe Behauptung erſchien den Mönchen und den Auguſtinern insbeſondere wie ein Frevel gegen ſie und ihren Namensſtifter. Wimpheling wurde von allen Seiten angegriffen, aber eben ſo tapfer von Konrad Peutinger, Heinrich Bebel, Beatus Rhenanus u. A. vertheidigt. Die Mönche verklagten ihn in Rom und verlangten ſeine Vorladung; aber der römiſche Hof (Julius II), das Gefährliche und Lächerliche dieſes lauten Zwiſtes um die Kutte einſehend, gebot beiden Parteien Stillſchweigen.

---

[1]) Erhard, Geſchichte des Wiederaufblühens der wiſſenſchaftlichen Bildung in Teutſchland. Magdeburg 1832. III. S. 80. — [2]) De integritate libellus. Argent. 1505 in 4.

Noch ehe der „Kuttenkrieg" verschollen war, begann der Kampf, zu dessen Einleitung er berufen schien.

Johann Reuchlin, am 28. Februar 1455 in Pforzheim geboren, der Sohn eines armen Rathsboten, wurde schon als Knabe seiner schönen Stimme (beim Chorgesang) und seines hellen Kopfes wegen der Gespiele und Studiengenosse des jungen Markgrafen Friedrich von Baden (spätern Bischof von Utrecht), und genoß mit diesem wahrscheinlich den Unterricht der Schule von Dringenberg in Schlettstadt, wie er später, nachdem er eine Zeitlang Lehrer an der neuerrichteten Universität in Tübingen gewesen war, durch den Markgrafen von Baden unterstützt, in Paris, Italien und in Basel seine Studien fortsetzte. In Paris und in Basel lebte er im vertrauten Umgange mit Johann Weßel; hier erlangte er auch die akademischen Grade des Baccalaureus und Magisters der Philosophie, und trat dann mehrere Jahre als Lehrer der Philosophie auf; bis er endlich Basel und die philosophische Lehrerlaufbahn verließ und auf den Universitäten von Paris, Orleans und Poitiers das römische Recht studirte, und als Rechtsgelehrter ebenfalls die akademischen Grade erlangte. Nach Deutschland zurückkehrend ließ er sich in Tübingen als Advokat nieder. Sein Ruf als Gelehrter (er hatte schon in Basel ein lateinisches Wörterbuch, in Poitiers eine griechische Grammatik herausgegeben) so wie als Advokat, veranlaßte den Grafen Eberhard (im Barte) von Würtemberg, ihn als Geheimschreiber mit nach Italien zu nehmen, welche Reise Reuchlin neue Gelegenheit bot, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu vermehren und besonders in Florenz sich mit den dort herrschenden platonischen Lehransichten bekannt zu machen. Hier erhielt er auch, nach dem Brauch der Zeit, seinen Gelehrten-Namen Kapnio[1]). Heimkehrend (1484) wurde er Beisitzer des Hofgerichts. Im Jahre 1490 wurde er von dem Grafen Eberhard von Würtemberg nach Rom, und 1492 nach Linz an den Hof des Kaisers Friedrich III gesandt. Letzterer ernannte ihn zum Hofrath, zum Mitglied des Hofgerichts und endlich zum „kaiserlichen Pfalzgrafen", eine Würde, die ihm außer Anderm das Recht zugestand, Notare, Richter

[1]) Von *κάπνος*, Rauch.

und auch zehn Doktoren zu ernennen. Zuletzt erhob Friedrich III ihn und seine Kinder in den Adelstand. Als Eberhard I (im Barte) starb und Eberhard II die Regierung antrat, berief dieser als seinen ersten Rath einen Augustinermönch, Holzinger, den Reuchlin früher einmal, als Unruhestifter zum Vortheile Eberhards II gegen Eberhard I, hatte verhaften lassen. Sein allmächtiger Einfluß vertrieb Reuchlin, damals in Tübingen lebend, aus Würtemberg, worauf dieser bei Dalberg in Heidelberg Schutz und Freundschaft fand. Bezeichnend für die Zeit und das enge Zusammenhalten der Humanisten ist die herzliche Art, in welcher Dalberg den bedrohten Reuchlin zu sich beruft: „Du sollst unter die Glieder meines Hauses gezählt werden, Alles was mein ist, soll Dein sein; Nichts wird uns, meinem Bruder und mir, zu Gebote stehen, worüber Du nicht, wie über das Deinige, verfügen können wirst." —

Während Reuchlins Anwesenheit am Hof Friedrichs III in Linz hatte er bei dem Leibarzt des Kaisers, einem gelehrten Juden Jakob Jehiel Laons, Unterricht in der hebräischen Sprache genommen und es bald so weit gebracht, daß er selbst die erste Grammatik und das erste Wörterbuch dieser Sprache herausgeben konnte. Je weniger diese Sprache damals bekannt war, desto höher stieg Reuchlins Ruf durch seine Kenntniß derselben. In Heidelberg, wo auf seinen Rath ein neuer Lehrstuhl der griechischen Literatur eröffnet wurde, verfaßte er ein Theaterstück, eine Art aristophanisches Lustspiel, Sergius, sive capitis caput genannt, eine beißende Satyre gegen seinen Verfolger, den Mönch Holzinger und dessen Einfluß am würtembergischen Hofe. Aber Dalberg widerrieth die Aufführung, wie Reuchlin sie beabsichtigte, weil er fürchten mußte, daß die Mönche am Hofe des Pfalzgrafen die Anspielungen und Angriffe gegen den schwäbischen Mönch auf sich beziehen könnten. Deswegen verfaßte Reuchlin ein anderes Stück „Progymnasmata scenica" (theatralische Vorübungen), die wirklich als das, was ihr Name andeutet, für Deutschland betrachtet werden können. Studenten waren die Schauspieler; Dalberg lieh sein eignes Haus zur Schaubühne hin, und beschenkte die Spielenden mit goldenen Denkmünzen.

Der Pfalzgraf Kurfürst Philipp bediente sich Reuchlins wieder

als Staatsmann zu einer Sendung nach Rom, wo er insbesondere bei dem damals sehr berühmten Orientalisten, dem Juden Abdias, Jakobs Sohn Sphurnus, seine Kenntniß der hebräischen Sprache vermehrte. Der Sturz Eberhards II öffnete Reuchlin 1498 sein Vaterland wieder, wo er noch einmal der bevorzugte Rath des Herzogs Ulrich wurde, als ihn 1502 der schwäbische Bund zu einem der Bundesrichter ernannte, und er dies Amt eilf Jahre mit Ruhm versah. Während dieser Zeit stand Reuchlin mit allen bedeutenderen Leuten der Zeit in Briefwechsel und wirkte überall hin anregend für die Wissenschaften, insbesondere zur Förderung der Studien der griechischen und auch der hebräischen Sprache; indem er griechische Schriftsteller abschreiben und drucken ließ, selbst mehrere übersetzte, und auch eine vergrößerte Ausgabe seiner hebräischen Grammatik[1]) und später zur Ergänzung derselben ein Werk über die Accente und die Orthographie der hebräischen Sprache herausgab.[2])

Das war der Mann, mit welchem jetzt die Scholastiker sich durch einen der Ihrigen in einen heftigen Streit verwickelt sahen.

Ein Jude, Johann Pfefferkorn, der 1506 in Köln vom Judenthum zum Christenthum übergegangen war, gab in seinem neuen Glaubenseifer mehrere sehr heftige Schriften gegen die Juden und das Judenthum heraus, in welchen er diese des Betruges und des Mords gegen die Christen anklagte und allen Gemeinden und dem Volke überhaupt rieth, die Juden entweder zum Christenthum zu bekehren oder aus dem Lande zu vertreiben. Durch die Dominikaner unterstützt, gelang es ihm von Maximilian I unter dem 19. August 1509 einen Befehl zu ermitteln, wonach die Juden überall im Reiche ihre Bücher ausliefern sollten, damit alle diejenigen, welche Schmähungen gegen das Christenthum enthielten, verbrannt würden. Pfefferkorn sollte diese Untersuchung mit Zuziehung der Pfarrer und einzelner Rathsherren und Gerichtspersonen leiten. Wer hätte ihm dabei besser zur Seite stehen können als der gelehrte und bewährte Bundesrichter und Orientalist Johann Reuchlin? — Eine Schrift Reuchlins

---

[1]) De rudimentis hebraeicis. — [2]) De accentibus et Orthographia ling. hebr.

über das „Elend" der Juden, 1505 herausgekommen [1]), würde übrigens hinlänglich erklären, warum Pfefferkorn sich grade an Reuchlin wendete, da dieser in seiner Schrift die Juden anklagte, daß sie Gott in der Person seines eignen Sohnes täglich lästerten, schändeten und schmähten — Christus einen Zauberer, die Apostel Ketzer, die Christen ein Unvolk nannten, — und schließlich die Juden aufforderte, sich zum Christenthum zu bekehren.

Trotz dieser Schrift aber wies Reuchlin jede Theilnahme an dem Vorhaben Pfefferkorns von der Hand, und zeigte diesem überdies Formfehler in seiner Vollmacht, die jeder Obrigkeit das Recht geben würden, die Vollstreckung seines Auftrages zu verweigern. So wendete sich Pfefferkorn von neuem an den Hof Maximilians, worauf Maximilian eine allgemeine Untersuchung anordnete über die Frage: „ob es löblich und dem christlichen Glauben nützlich sei, die Bücher der Juden mit Ausnahme des alten Testaments zu vertilgen?" Die Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg, so wie Jakob Hochstraten, Propst der Dominikaner, Doktor der Theologie und Ketzerrichter zu Köln, nebst einigen andern, und endlich auch Johann Reuchlin wurden mit dieser Untersuchung beauftragt.

Reuchlin erließ in Folge dessen ein Gutachten, in welchem er sich klar und kräftig gegen das Verbrennen der jüdischen Bücher aussprach. Seine Schrift, an den Erzbischof von Mainz gerichtet, wurde dem Pfefferkorn, der zum „Solicitor", d. h. zum kaiserlichen Verfolger der Angelegenheit, ernannt war, ohne Fug und Recht überliefert, worauf dieser in einer sehr heftigen Schrift gegen Reuchlin, „den Handspiegel" genannt, dieselbe öffentlich bekämpfte. Der übergetretene Jude beschuldigte Reuchlin unter heftigen Schmähungen, daß er von den Juden bestochen sei. Reuchlin antwortet auf diesen Angriff durch eine Schrift, genannt „der Augenspiegel", in welchem er seinem Gegner vierunddreißig Verdrehungen und Unwahrheiten vorwarf, und schließlich erklärte, daß wenn solche Büberey im Reiche überhand nehmen sollte,

[1]) Ein teutsch Missio an einen Junkherrn warum die Juden so lang im Elend (die Verbannung) sind.

zuletzt „kein biderb Mann, weß Standes er wär, vor keinem Böſewicht ſeiner Ehre ſicher ſein werde."

Jetzt traten die Anſtifter Pfefferkorns, die Dominikaner in Köln, für dieſen in die Schranken. Sie veranlaßten den Pfarrer von Frankfurt, wo während der Meſſe alle neuen Bücher nach ganz Deutſchland umgeſetzt wurden, Reuchlins Augenſpiegel bei den Buchhändlern zu verbieten; während Pfefferkorn, obgleich Laie, vor der Pfarrkirche in Frankfurt gegen das Buch und deſſen Verfaſſer eine Schmähpredigt von der Kanzel herab halten durfte. Der Erzbiſchof von Mainz aber nahm dies Verbot zurück, worauf der Ketzerrichter Jakob Hochſtraten zu Köln eine Unterſuchung gegen Reuchlins Buch bei der Univerſität einleitete und die theologiſche Fakultät dem Doktor Arnold von Tongern das Buch zur Unterſuchung übergab.

Reuchlin, von mehreren ſeiner Freunde, die, wie der ängſtliche Erasmus und der kluge Pirkheimer, glaubten, daß er Unrecht gehabt, ſich mit dem Juden-Ueberläufer in einen Federkrieg einzulaſſen, eingeſchüchtert, ſuchte dem Streite dadurch ein Ende zu machen, daß er an Doktor Arnold von Tongern einen Brief ſchrieb, in welchem er ſich erbot, etwaige Unbedachtſamkeiten wieder gut machen zu wollen, wenn man ihm dieſelben in einem freundlichen Briefe wohlwollend anzeigen werde. Seine Gegner ſahen in dieſem Schritte ein Zugeſtändniß der Angſt, und ſo forderte die theologiſche Fakultät zu Köln durch ihren zeitigen Dekan, den Ketzerrichter Hochſtraten, daß Reuchlin ſeine Schrift zurückziehen und eine andere veröffentlichen ſolle, in welcher er ſeine Verabſcheuung der Juden und ihrer gottesläſterlichen Bücher, namentlich des Talmud offen ausſpreche. Erſteres verweigerte Reuchlin und anſtatt des Widerrufs gab er den lateiniſchen Theil ſeiner erſten Schrift, welcher die Erklärung und Vertheidigung ſeines Gutachtens enthielt, jetzt auf deutſch heraus „um die Kleinmüthigen aufzurichten und den Uebelwollenden die Gelegenheit der Verläumdung abzuſchneiden". Arnold von Tongern antwortete hierauf im Namen der Fakultät zu Köln und ſuchte in Reuchlins Schrift dreiundvierzig Sätze, als gegen die wahre Lehre der Kirche verſtoßend, und ſo Reuchlin ſelbſt als einen Feind des chriſtlichen Glaubens darzuſtellen. Ein Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften in Köln, ein Schüler

des Hegius von Deventer, der Magister Ortuinus Gratius, trat ebenfalls gegen Reuchlin auf, wodurch natürlich seine ehemaligen Mitschüler sich wie durch ein Ueberlaufen zum gemeinsamen Feinde doppelt verletzt fühlten. Reuchlin aber antwortete mit einer Vertheidigung „gegen die Kölner Verläumder“ [1]), in welcher er im vollen Zorn seiner verletzten Ehre und seiner bedrohten persönlichen Sicherheit den Gegnern Heimtücke, List und Betrug vorwarf, den Pfefferkorn insbesondere aber „ein giftiges Thier“ nannte. Die Schrift traf in den Scholastikern und Dominikanern von Köln den wunden Fleck der Zeit, so daß dieselbe überall den größten Erfolg hatte, bis Kaiser Maximilian endlich sich ins Mittel legte und beiden Parteien Schweigen gebot.

Die theologische Fakultät in Köln gehorchte; aber ihr Dekan Hochstraten glaubte sich als Ketzerrichter nicht verpflichtet, dem kaiserlichen Gebote Gehör zu geben. Er ging mit einer Schaar Dominikaner im Herbste 1513 nach Mainz, um hier über Reuchlin Gericht zu halten, obgleich er in Mainz, außerhalb seiner Provinz, in keiner Weise als Richter berechtigt war. Nachdem selbst das Domkapitel in Mainz vergebens eine friedliche Vermittlung versucht hatte, appellirte Reuchlin an den Papst. Hochstraten wollte nach wie vor dennoch als Kläger und Richter zugleich über Reuchlin entscheiden und hatte den Scheiterhaufen für den Augenspiegel bereits aufstellen lassen, als ein Bote des Kurfürsten erschien, der dem Verfahren ein Ende zu machen befahl. Da Hochstraten auch jetzt noch nicht weichen wollte, stand das Volk gegen ihn auf, so daß er sich in das nahe Haus eines befreundeten Kanonikus zurückziehen mußte. Mehr Erfolg hatte ein solches Ketzergericht bald nachher in Köln selbst, wo Hochstraten am 10. Februar 1514 wirklich den Augenspiegel verurtheilen und dem Feuer überliefern konnte.

Unterdeß wurde der Bischof Georg von Speier (aus der Kurpfälzischen Familie) vom Papste zum kommissarischen Richter in der Sache ernannt, der dann auch Hochstratens Benehmen verdammte, und ihn in die Prozeßkosten mit 111 Gulden verurtheilte.

Die Dominikaner sagten offen, daß der Bischof von Speier „besser

[1]) Defensio contra calumniatores Colonienses.

einen Hasen zu hetzen als ein Urtheil zu fällen verstehe"; und wendeten sich an die ihnen befreundete theologische Fakultät von Paris, die ihrerseits selbst die härtesten Kämpfe gegen die humanistischen Universitäten von Orleans und Poitiers zu bestehen gehabt hatte, und in Reuchlin ihren eignen Gegner verdammte. Die theologischen Fakultäten von Mainz, Erfurt, Löwen, schlossen sich diesem Urtheile an. In Folge dessen erschienen abermals Flugschriften und Karrikaturen gegen Reuchlin, die an Heftigkeit alles Vorhergehende überboten, bis endlich auch die Freunde Reuchlins mit einem Werke hervortraten, das den Kampf mit Einem Schlage entscheiden sollte. Es waren dies die „Briefe der Dunkelmänner." [1])

11.

Es hat kaum eine Schrift in der Geschichte irgend eines Volkes eine größere Rolle gespielt als diese „Briefe der Dunkelmänner" in der deutschen. Es ist aber auch schwer etwas Schlagenderes zu ersinnen. Das Werkchen besteht in einem unterstellten Briefwechsel der Hauptgegner Reuchlins. Die Mehrzahl der Briefe ist an Ortuinus Gratius, gerichtet. Jakob Hochstraten, Arnold von Tongern und Andere Kölner Professoren spielen die zweite Rolle. Die Briefe ahmten den Styl, den Ton, die Redeweise, den Gedankenlauf, die Sitten und Gebräuche der Bettelmönche und Scholastiker in Köln und Anderswo nach, und zwar so sprechend, daß Anfangs manche Anhänger der „Kölner Dunkelmänner" den Hohn nicht merkten und die Briefe für ächt hinnahmen, während das ganze gelehrte Deutschland laut auflachend anerkannte, daß die, freilich oft karrikaturenartig verzerrten, Bilder dennoch die Urbilder schlagend ähnlich wiedergaben. Die Sprache ist meisterhaft, die drolligen Barbarismen sind oft so zum Lachen, daß glaubwürdig erschien, wenn erzählt wurde, Erasmus von Rotterdam sei ob der Phrase: „ego me diabolice inutilem faciam" so ins Lachen gerathen, daß ihm ein inneres Geschwür, welches die Aerzte für unheilbar gehalten, aufgebrochen und er durch diese lustige

[1]) Epistolae obscurorum virorum.

Operation bald wieder hergestellt gewesen sei. Fette Braten, große Humpen, rothwangige und rundbrüstige Mägde spielten eine Hauptrolle; liderliche Mönchanekdoten, wie sie durch alle Volksschriften der Zeit durchgehen, schamlose Ehebruchsscenen, wobei die Frau des Pfefferkorn oft in den Vordergrund tritt, als „die geistlichen Freunde ihres Gatten während dessen Abwesenheit tröstend" und mit Ortuin in enger Verbindung stehend geschildert wird. Offenlegung der Art, wie die Unzucht durch Beispiele der Bibel, Samsons und Salomons, mitunter von den Mönchen entschuldigt, vertheidigt und gerechtfertigt wurde [1]), füllen einen großen Theil des ganzen Briefwechsels. Spätere Jahrhunderte haben in ihren Schriften die schmutzige Sprache verlernt, die hier am Vorabende der Reformation, als diejenige der ergebensten und tapfersten Anhänger des römischen Stuhls auftreten durfte. Sehr viele von den Anekdoten, die hier den Mönchen und Theologen in den Mund gelegt werden konnten, würden in andern Zeiten die halbtrunkenen Zuhörer in einer Wachtstube erröthen gemacht haben.

Die philosophische Methode der Scholastiker wird an den lustigsten Beispielen, den wunderlichsten Syllogismen und Trugschlüssen lächerlich gemacht. Die Kleinlichkeit der gelehrten Streitfragen wird mit dem herrlichsten Humor ausgelacht. Ob man einen zum Magister zu ernennenden Studenten noster magistrandus oder magister nostrandus nennen müsse, wird im Tone der stolzesten Gelehrsamkeit besprochen und mit tiefen Gründen hin und her erwogen [2]). Ein andermal fragt jemand bei dem gelehrten Magister Ortuinus oder bei Hochstraten an, wie er sich von der Sünde lösen könne, an einem Fasttage ein Ei gegessen zu haben, in welchem das Hühnchen schon halb und halb zur Entwicklung gekommen sei [3]). Und wieder möchte ein Anderer wissen, ob er eine Todsünde oder nur eine läßliche begangen, als er, sich täuschend, einen Juden in seinem Talar für einen Magister der Theologie angesehen und als solchen gegrüßt habe. — Einer der gelehrten Theologen fragt bei dem Andern gewissenhaft an,

[1]) Epistolarum obscurorum virorum ad D. M. Ortuinum Gratuinum volumina II. Londini. Impr. Hen. Clemens 1742. S. 27. — [2]) Gleich im ersten Briefe S. 1—4. — [3]) A. A. O. 188. —

ob seine Magd wirklich schon ein Kind gehabt habe, da er nicht gerne an einer Jungfrau sich vergreifen möchte.

Der Rock Christi zu Trier, die drei Köpfe der drei Könige in Köln, das Haar der Jungfrau Maria, Schild und Schwert des Erzengel Michael, die hörnernen Rosenkränze, am Grabe Petri angestrichen [1]), und Aehnliches wurden rücksichtslos lächerlich gemacht. Indulgenzen wurden von den Mönchen auf eine Karte gesetzt und so gewonnen oder verloren; und daneben erzählt dann wieder ein Mönchlein, wie man unfehlbare Liebestränklein bereiten könne. [2])

Der Haß der Dominikaner insbesondere, der „Theologen" im Allgemeinen gegen die „Poeten", wie sich die Anhänger der klassischen Studien gerne selbst bezeichnen, wird, die grellste Unwissenheit der Mönche bloßstellend, mit Humor beleuchtet. „Sumus latini et non Graeci" [3]), sagten sie oft stolz, auf die Neugriechen als Gegner der lateinischen Kirche anspielend, nicht ahnend, was die Freunde des griechischen Alterthums lehrten und warum sie die griechische Sprache und Literatur förderten. Die Mönche wünschen alle „Poeten" dorthin, wo der Pfeffer wächst; ihre Klagen über die Fortschritte, welche nichts destoweniger die „Poeten" überall, auf den Universitäten, an den Höfen, in Rom selbst machten, sind herzzerbrechend. Der Hohn der Humanisten, so oft von dem Kampfe zwischen Reuchlin, Pfefferkorn und Hochstraten die Rede, ist meisterhaft. — Die Mönche erzählen, welche Mittel der Bestechung in Rom angewendet werden sollen, um ein günstiges Urtheil zu erlangen; sie zeigen Hochstraten am Werke, wie er dort mit vier goldbeladenen Rossen anlangt, und sich bei den Höflingen durch Festessen und Geschenke beliebt macht. Zuletzt aber schmilzt sein Geld zusammen, während die Freunde Reuchlins, „der an allen Höfen und selbst beim Kaiser gewonnenes Spiel habe", die römischen Höflinge vor wie nach sich durch Feste und Geschenke günstig erhalten. Deswegen klagen die in Rom anwesenden Dominikaner und kölner Scholastiker, daß man selbst in Rom jetzt behaupten höre, wie sie sich die Bücher der Juden nur hätten ausliefern lassen wollen, um sie den Juden dann wieder für schweres Geld zurückzugeben [4]).

---

[1]) 172 u. v. A. — [2]) 223 a. a. O. — [3]) a. a. O. S. 106. — [4]) S. 145 a. a. O.

Sie jammern in ihren Briefen laut über die Knickerigkeit, mit welcher man von Deutschland aus gegen sie verfahre. Die Antwort ist, daß man kein Geld mehr auftreiben könne, weil die „Poeten" den Theologen alle Schüler abspenstig machten, und überdies die akademischen Grade verachtend, alle einträglichen Baccalaureat-, Doktoren- und Magister-Ernennungen verhinderten, und eben so durch ihren Einfluß Schuld wären, daß kein Mensch mehr den Dominikanern ein tüchtiges Almosen geben wolle. Als vorgeschlagen wird, daß die Theologen und Dominikaner sich etwas vom Munde abspleißen müßten, um ihre Sache in Rom durchzusetzen, wird die herzzerbrechende Klage laut, daß es dann gar nicht mehr auszuhalten sein werde, indem man schon jetzt sich der Frauen entschlagen müsse, während doch die Gesundheit fordere, „daß man die Rippen von Zeit zu Zeit reinige". Wenn das so fortgehe, so müsse man sich am Ende einem weniger strengen Orden, als dem der Dominikaner anschließen: bei welcher Gelegenheit dann die lustigen Skandalgeschichten der weniger strengen Orden übersprudelnden Mundes erzählt werden. In der Verzweiflung, die Verurtheilung durch den römischen Hof vorhersehend, schreibt einer der Briefsteller, daß man sich lieber von Rom gänzlich lossagen, „unam aliam fidem" annehmen und lehren werde, als sich in eine solche Niederlage zu fügen.[1])

Oft führen die unterstellten Mönche ihre Gegner, als mit ihnen streitend, redend an, wo dann die Mängel der Kirche der Zeit, und eben so die Wirthschaft in Rom sehr schlagend geschildert werden. Dann hört man den Geist durchklingen, der „einen neuen Bruch in der Kirche und im Glauben" verhersagt, wenn der Papst die „Theologen" und Bettelmönche nicht eines Besseren belehre[2]); dann sprechen die Briefe von den durch Erasmus wieder zu neuem Leben erweckten Kirchenvätern; von dessen Uebersetzung des neuen Testaments, das von größerm Nutzen sein werde, als wenn zwanzigtausend Scotisten und Thomasisten hundert Jahre über Ente et Essentia disputirten"[3]); dann hört man ausrufen: „Wir hoffen, daß endlich die Hunde, die

[1]) a. a. O. S. 75, 142, 143, 233, 283, 284. — [2]) a. a. O. S. 137. — [3]) S. 242 a. a. O. —

Wächter der Schafe kommen werden, die ohne Neid und Bosheit, demüthig und treu die Schafe Christi, das Christenvolk weiden, und jene Wölfe, welche die Heerde Gottes verwüsten, zerreißen, jene schmutzigen und fetten Theologen, die Nichts wissen und Alles zu wissen sich anmaßen, austreiben werden." [1])

So tritt neben den blutigen Hohn der furchtbare Ernst der Zeit, der den Papst, die Kirche, den Glauben mitten inne zwischen den kämpfenden Parteien erscheinen läßt, von Beiden bedroht, von Beiden verhindert, der drohenden Stimme Gehör zu geben, den wechselseitigen Anforderungen Genüge zu leisten. Die ganze Welt fühlte den Schlag, den die Briefe der Dunkelmänner dem Mönchthum und der alten Schule beibrachten, und die Mönche selbst standen erschüttert, ob des allgemeinen Hohngelächters, das von allen Seiten über sie hereinbrach. —

12.

Wer war der Verfasser dieses welthistorischen Werkes? Die Frage wird wohl nie vollkommen genügend beantwortet werden können.

Zu seinem Schutze hatte Reuchlin wenige Jahre vorher (1514) die Briefe seiner berühmten Freunde gesammelt drucken lassen. Dieser Briefwechsel der Reuchlinischen „Lichtfreunde" [2]) wurde die äußere Veranlassung zu den Briefen der „Dunkelmänner". Zur Zeit als der Kampf zwischen Reuchlin und den Kölner Scholastikern und Dominikanern begann, herrschte in Frankreich und Italien, neben den wissenschaftlichen Bestrebungen, eine geistreiche Verachtung von Zucht und Sitte, wie sie in Boccaccios Erzählungen oft so schamlos an den Tag tritt. Der kecke Ton der Italienischen Gesellschaft ging auf Manche von den deutschen Humanisten, die in Italien sich ausbildeten, um so leichter mit über, als in Deutschland eine viel gröbere Zucht- und Sittenlosigkeit unter den Mönchen waltete, die vielfach den Adel und theilweise auch die Städter mit ergriffen hatte. Alle diese jungen Ge-

[1]) S. 243 a. a. O. — [2]) Clarorum virorum Epistolae — — Missae ad Joh. Reuchlin. Tübingen 1514.

lehrten nahmen den regſten Antheil an dem Kampfe zwiſchen Reuchlin und den Mönchen von Köln; und je länger der Kampf dauerte, je heftiger die Angriffe der Feinde waren, deſto hingebender traten die Freunde der Wiſſenſchaften für ihre Sache und deren Vertreter ein. Es iſt oft in den Schriftſtellern der Zeit von einem großen „Bunde" der Humaniſten die Rede, der ſicher nie zu einer feſten äußern Herſtellung, aber dagegen eben ſo ſicher, ohne äußere Bündnißformen zu einem um ſo feſtern innern Zuſammenhange gelangte und ſich wie eine geſchloſſene Kette über ganz Deutſchland hinzog. Ein paar von den jüngern Gelehrten, Ulrich von Hutten, Crotus Rubianus, Eobanus-Heſſus (in Erfurt), der Graf von Neuenaar (in Köln), Hermann von dem Buſche waren wohl die thätigſten unter dieſen Bundesgenoſſen. Der geiſtreichſte, tapferſte und rückſichtsloſeſte von Allen aber war Ulrich von Hutten.

Als der jüngere Sohn eines vielverzweigten aber wenig begüterten fränkiſchen Rittergeſchlechts wurde Ulrich von Hutten (geboren im April 1488 auf der Burg Steckelberg am Main, zwei Meilen von Fulda) von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Er begann ſeine ſelbſtſtändige Laufbahn damit, daß er der Kloſterſchule und der Mönchzelle in Fulda, wo er zum Gelübde gezwungen werden ſollte, und zugleich der väterlichen Willkür entlief, und von da an, nur mit ſehr geringen Mitteln durch einen Onkel, Ludwig von Hutten, verſehen, viele Jahre ein Abenteurer-Leben auf deutſchen und italieniſchen Univerſitäten führte. In Erfurt, wohin er zuerſt flüchtete, ſchloß er ſich einem andern Studenten, Johann Jäger aus Nonnheim in Thüringen, der ſpäter unter dem Namen Crotus Rubianus Huttens Lebens- und Kampfgenoſſe wurde, an. Die in ganz Europa als Seuche auftretende Luſtkrankheit, damals neu und von den Aerzten unerkannt, richtete furchtbare Verheerungen in Erfurt an und veranlaßte den größten Theil der Studenten von Erfurt auszuwandern; ſie vertrieb auch Hutten, den Keim der furchtbaren Krankheit wahrſcheinlich ſchon von hier aus, ſein ganzes Leben mit ſich herumſchleppend. Mit ſeinem Freunde Jäger ging er nach Köln, wo er eine zeitlang den ſcholaſtiſchen Lehren horchte, bis ihn hier die begeiſterte Stimme eines Humaniſten, Johannes Rhagius Aeſticampianus ſo mit fortriß, daß er dieſem

ſelbſt in die Verbannung folgte, als die Kölner Scholaſtiker denſelben aus Köln vertrieben. Während einer mehrjährigen Irrfahrt als wandernder Student in Deutſchland — verfaßte er 1505 in Frankfurt an der Oder ein lateiniſches Lobgedicht auf den Stifter der Univerſität, Joachim von Brandenburg; dann hielt er in Roſtock Vorleſungen und ſtrafte hier durch eine beißende Satyre den Bürgermeiſter Loetz und deſſen Sohn, Profeſſor von Greifswalde, die den jungen Dichter und abenteuernden Gelehrten, der den Neid des Profeſſors gereizt hatte, durch ihre Knechte hatten mißhandeln laſſen. Später verfaßte er ein Werkchen über die Verskunſt (de Arte versificatoria) und endlich in Wien ein Lobgedicht auf Maximilian, und beißende Epigramme gegen die Feinde der Humaniſten und gegen Papſt Julius II insbeſondere. Nachdem er ſo nach und nach vielfach in Deutſchland Anſehen und Ruhm erlangt hatte, ging er nach Italien, wo er in die Kriegswirren der Zeit mit hineingeriſſen wurde und zuletzt ſogar, um dem Hunger zu entgehen, Landsknecht werden mußte. Während er die Belagerung von Pavia (1513) mitmachte, wurde ſein erſtes größeres Gedicht, „der Niemand" (Nemo) in Deventer gedruckt. Als „Niemand", als ein namenloſer Kämpfer der Wiſſenſchaft und des Lichts, trat er ſowohl dem Adel, wo nur Macht, Reichthum und Gewalt gelte, wie auch den ſcholaſtiſchen Gelehrten, die nur den akademiſchen Grad achteten, gegenüber. Rang, Stand und Titel als leere Schatten von ſich werfend, wollte er nur als Menſch, nur ſo viel er durch Wiſſenſchaft, durch Muth, durch Wahrheitsliebe, Mannbarkeit und Tugend werth ſei, gelten. Er nahm aber auch in anderer Beziehung in dieſer Schrift ſeinen Stand und zwar, trotz ſeiner Liebe für das klaſſiſche Alterthum, als einer der tapferſten Gegner alles Römiſchen in Deutſchland, als einer der klarſten und bewußteſten Freunde deutſchen Volksthums und deutſchen Rechts. In dem Briefe an ſeinen Jugendfreund Crotus Rabianus, mit welchem er dieſe Ausgabe ſeines Nemo einleitete, ſagte er: „Die Bartholdiſten (die Gelehrten des Römiſchen Rechts) werden an den Höfen der Fürſten allein für Gelehrte gehalten und als ſolche belohnt. Ich weiß aber kaum, ob die Großen dieſer Erde einen ſtärkeren Beweis ihrer Thorheit geben können als durch die unverdiente Gunſt, in welcher die

Rabuliſten bei ihnen ſtehen. — — Als wenn Deutſchland nicht viel ſtärker geweſen wäre, bevor die Bartholdiſten es mit ihren ſchweren und zahlreichen Folianten überzogen, bevor „fremde Geſetze mehr galten als gute Sitten“ [1]). — Werden denn nicht noch heute die Staaten beſſer verwaltet, zu welchen die Gloſſatoren noch keinen Zugang erlangt haben? Man ſehe nur die Sachſen an der Oſtſee an. Entſcheiden dieſe nicht alle Streitigkeit leichter und kürzer nach ihren väterlichen Geſetzen als wir, die wir zwanzig Jahre lang vergebens Recht bei ſechsunddreißig Doktoren ſuchen? Liegt es nicht am Tage, von wem die zahlloſen Rechtshändel in Deutſchland angeſponnen und unterhalten werden? Und wer iſt es denn, der unſere Fürſten in Kriege verwickelt und die Staaten mit Aufruhr und Menterei erfüllt?“ [2])

Der Deutſche lernt oft erſt im Auslande das eigene Vaterland, deſſen Sitten, Geſetze und Geſetzbräuche recht kennen und achten. Die größere Mehrzahl aller Humaniſten, die eine zeitlang in Italien gelebt hatten, kamen mit einem viel helleren Blicke für die vaterländiſchen Dinge, mit einer viel innigeren Liebe zu Deutſchland, ſeinem Volke und ſeinem Geſchicke nach Deutſchland zurück, und brachten faſt ohne Ausnahme die vollſte Mißachtung der italieniſchen und insbeſondere der römiſchen Zuſtände aus Italien und Rom mit nach Hauſe. Während ſeines dreijährigen Aufenthaltes als Student, als Landsknecht, als Vagabund, hatte das größte Elend Hutten nicht verhindert, den Wiſſenſchaften und den Muſen jede übrige Stunde zu widmen. Nach Deutſchland zurückgekehrt (1514), hoffte er Anfangs am Hofe des Kaiſers Maximilian eine Stellung zu finden und hatte zu dem Ende die 1514 herausgekommene Sammlung ſeiner Gedichte dem Kaiſer gewidmet. Die männlich ſtolze und geiſtvoll ritterliche Widmung, die er an Maximilian richtete, erklärt es leicht, warum man deren Verfaſſer am öſterreichiſchen Hofe nicht zu feſſeln ſuchte. Veranlaßt durch den Kanzler des Erzbiſchofs Albrecht (von Brandenburg) in Mainz,

---

[1]) Anſpielend auf die Stelle des Tacitus:
Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges.

[2]) Meiners Hutten 106.

seinen Verwandten, Eitelwolf von Stein, der ihn als Student auch mit Geld unterstützt hatte, beschrieb Hutten in poetischer Form den Einzug des Erzbischofes in Mainz; was ihn dann auch dem Hofe des Erzbischofes, der die Wissenschaften liebte und den Humanisten geneigt war, näher brachte. In der Einleitung zu seiner Lobrede auf den Erzbischof von Mainz, an seinen Gönner den Kanzler Eitelwolf von Stein gerichtet, sprach Hutten sich insbesondere über den deutschen Adel aus. „Nach Sitten und Denkart muß man die Adeligen heute eher für Centauren als für deutsche Ritter ansehen. Wer von ihnen sich den Künsten und den Wissenschaften widmet, den verachten sie als einen Entarteten, seine Ahnen und seinen Stand schändend. Müssen wir nicht täglich hören, wie jene Centauren uns anbrüllen, daß sie die einzigen Stützen des Vaterlandes seien, daß auf ihnen allein der wahre Adel beruhe, und daß durch sie allein im Kriege wie im Frieden Alles ausgeführt und entschieden werden müsse". — Mit diesen Ansichten selbst an dem Hofe des freisinnigen Brandenburgers in Mainz nicht recht zu Hause, verließ Hutten, wohl kaum Monate nachdem er hier angekommen war, Mainz wieder, diesmal um die väterliche Burg, der er so lange den Rücken gekehrt hatte, wiederzusehen.

Die Ermordung des Sohnes jenes Ludwig von Hutten, der ihn in seiner Noth als Student unterstützt hatte, seines Vetters, des Ritters Johann von Hutten, durch den Grafen Ulrich von Würtemberg, — ein Ereigniß, das auch in die politische Geschichte Deutschlands eingriff, — gab Ulrich von Hutten Gelegenheit, in heftigen Schriften, Reden demosthenischer Art, gegen die Tyrannei des Grafen Ulrich von Würtemberg aufzutreten und sich dadurch mit seiner Familie auszusöhnen und seinem Namen einen weitreichenden Klang zu verschaffen. Seinem Vater zu lieb aber, der nicht wollte, daß sein Sohn der „Nemo" bleibe, sondern wenigstens Doktor der Rechte werde, um in Amt und Würde bei einer Kanzelei, einem Gerichte eintreten zu können, ging Ulrich von Hutten dann noch einmal nach Italien.

Ob aber in Deutschland oder in Italien, überall nahm Hutten den regsten Antheil an dem Streite zwischen den Humanisten und den Scholastikern. Unmittelbar nach dem für Reuchlin günstigen Urtheile des Bischofs von Speier schrieb Hutten ein paar Flugschriften für

Reuchlin (an den Kardinal Hadrian) und gegen den Pfefferkorn. Vor Allem aber war Hutten sicher Einer der Mitverfasser der „Briefe der Dunkelmänner". Es ist wahrscheinlich, daß der Eine oder der Andere der jungen Humanisten, in keckem Uebermuthe ohne weitere Absicht einen jener Briefe voller Hohn gegen die Bettelmönche und Scholastiker als Gegensatz zu den geistvollen Briefen der Lichtfreunde Reuchlins in einer frohen Stunde zur Erheiterung seiner Freunde hingeworfen hat. So viel ist geschichtlich festgestellt, daß erst einzelne von diesen Briefen — und wohl der erste der Sammlung jener über die heckige Frage, ob man magister nostrandus oder noster magistrandus sagen müsse — unter den Freunden der Humanisten herumgeschickt wurden. Erasmus kannte diesen Brief lange bevor er gedruckt war, und war so entzückt von demselben, daß er ihn auswendig lernte und so oft sich Gelegenheit dazu bot, seinen Freunden zum Besten gab. Der Erfolg des ersten Briefes rief einen zweiten hervor, dieser einen dritten, und so entstand die erste Sammlung. Crotus Rabianus ist geschichtlich erwiesen einer der Verfasser der Briefe der ersten Sammlung; Hutten hat höchst wahrscheinlich ebenfalls mehrere Briefe in diese erste Sammlung geliefert, wohl auch welche der Graf von Neuenaar und Hermann von dem Busche. [1])

Der kecke, oft sogar schmutzige Ton, — wenn auch nur als Nachahmung des Tons, der unter den Mönchen herrschte, auftretend, — verletzte dennoch selbst viele Humanisten und mit Recht, weil er ein gewisses Behagen an diesem Schmutze verräth. Erasmus von Rotterdam, der sich gesund an den ersten Briefen gelacht hatte, trat, als bald

---

[1]) Crotus Rabianus wurde später der Reformpartei untreu und erhielt dafür in der Kirche Amt und Würde. Einer seiner früheren Freunde warf ihm dann vor, daß er ja der Verfasser der Briefe der Dunkelmänner sei. Aber es scheint, daß in einem offenen aber anonymen Briefe der anonyme Verfasser dieses Schreibens absichtlich die Theilnahme des Crotus an den Briefen der Dunkelmänner vergrößerte, um dem Abtrünnigen Verlegenheiten zu bereiten. Auch Huttens Brief an Crotus, in welchem er von Italien aus so thut, als ob er gar nichts vom ersten Bande der Briefe gewußt, erklärt sich von selbst, wenn man bedenkt, welche Gefahr in Italien über seinem Haupte geschwebt haben würde, wenn das Gerücht, Hutten sei der Verfasser der Briefe, ihm nach Italien gefolgt wäre.

die Rede ging, daß er ihr eigentlicher Verfasser sei, aus Angst offen tadelnd gegen den Ton derselben auf. Das ist wohl die Hauptursache, warum die zweite Lieferung[1]) einen viel ruhigeren und ernsteren Ton bekundet, mehr durchdacht, fester zielend, über die Mönche hinaus, Rom, den römischen Hof und das Papstthum treffend, auftritt. Sicher aber würde dieser letzte Theil ohne den vorhergehenden nicht ebenso durchgreifend gewirkt haben, während er jetzt in Folge der leichten, luftig dahinfliegenden, aber tödtlich treffenden Pfeile des ersten Theiles einen um so größeren Eindruck machte. Hutten war der Hauptverfasser, wenn nicht der alleinige dieses zweiten Theils der Briefe der Dunkelmänner.

13.

Die Kölner vertheidigten sich so gut sie konnten. Aber ihre Schriften, die in keiner Weise den Vergleich mit denen ihrer Gegner aushielten, drangen nirgend durch. Das Mönchthum war abgenutzt, an seinem Ziele angelangt. In Rom selbst hatte es jeden Einfluß verloren, und der Papst konnte am Ende der öffentlichen Stimme gegenüber, von den Fremden der Dominikaner nur dazu veranlaßt werden, daß er den ganzen Prozeß zwischen Reuchlin und den Dominikanern durch einen Beschluß „de Supersedendo“ (20. Juli 1516) niederschlug. Mit großer Mühe und schweren Opfern hatten die Kölner hierdurch eine Verurtheilung von der zur Untersuchung des Streites ernannten Kommission, die nicht mehr zweifelhaft schien, vermieden.

Dagegen fühlte man in Rom auch, daß die „Briefe der Dunkelmänner“ weit über die Bettelmönche hinaus den römischen Hof und das Papstthum selbst trafen. Deswegen erließ Leo X am 15. März 1517 ein Brevet, in welchem er diese Briefe als ein „ruchloses und pestilentialisches Werk“ zum Feuer verdammte und Verfasser, Drucker, Verbreiter und Ankündiger mit dem schwersten Banne belegte. Dieses

[1]) Die erst bei der vierten Auflage mitgedruckt wurde und einen Theil des ersten und den ganzen zweiten Band der späteren Auflagen füllt.

Urtheil des Papſtes ſcheint Reuchlin ſelbſt, der alt und ſchwach zu werden begann, erſchreckt zu haben. Wenigſtens ſchrieb er zu derſelben Zeit ſehr ängſtliche Briefe an ſeine Freunde, auf welche Hutten von Italien aus ihm antwortete: „Ich beſchwöre Dich bei Allem, was Dir heilig iſt, weiſſage nicht ſtets Unglück. — Als unſer Führer könnteſt Du durch Deine Klagen viele Deiner Freunde kleinmüthig machen. Verlaß Dich nicht ſelbſt! — — Jedenfalls habe keine Angſt, daß ich die Sache der Wahrheit je verlaſſen könnte. Du haſt einen ſchwachen Glauben an Deinen Hutten! Wenn Du ſelbſt Dich auch zurückzögeſt, ſo würde ich, ſo weit meine Kräfte reichen, den Kampf dennoch fortſetzen, und ſicher dabei nicht allein ſtehen!“ Es gab jetzt Hutten ein ſchon früher verfaßtes pſeudonymes Gedicht: „triumphus Reuchlini“ (oder „Kapnionis“) heraus, deſſen Verfaſſer er wahrſcheinlich war[1]). In dieſer Schrift werden ſehr harte Schläge gegen diejenigen geführt, welche ſie als die Feinde der Wahrheit und Tugend, die Freunde der Unwiſſenheit und Verdummung bekämpft. „Feuer ſpeiend gegen Wahres und Unwahres, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Feuer in allen Adern, in Herz und Nieren hegend“, ſchildert das Gedicht den Ketzerrichter Hochſtraten[2]), während es den Dichter Ortuinus mitleidslos als pecus arcadiae hinſtellt[3]) und auch den Juden Pfeffer-

[1]) Strauß zweifelt ob Hutten der Verfaſſer dieſes Gedichtes ſei, das jedenfalls in ſeinem Geiſte gedacht und geſchrieben war.

[2]) Poemat. Huttenis p. 171:

Dic aliquid sacra de religione, deoque clamabit ad ignem.
. . . . . .
. . . . . .
Si verum est, ignem, si falsum scribitur, ignem,
Si justum est, ignem, si injustum quod facis, ignem.
Igneus est totus, vorat ignem, vescitur igni.
Igneus est pulmo, spiratque e gutture flammam.
. . . . . .
Quid loquitur, flamma est, flamma est, quod scribit: „ad ignem“
Semper in ore gerit, prima haec atque ultima vox est etc.

[3]) a. a. O. 173:

Carmen, ait, scribo; dicam, indoctissime, carmen,
Quod pecus Arcadiae pecora inter inertia rudit.
Et quod cantat Epops, et quod feralis ab alto
Nuntiat Asculaphus, tibi non rudiore Minerva

korn in Verſen geißelt [1]). In der Vorrede und dem Schlußworte, die Hutten dem „Triumphe Reuchlins“ anhing, bricht Hutten in den Jubelruf aus: „Jauchze, wofern du dich ſelbſt erkannt, jauchze mein Deutſchland“, und ruft dann den Gegnern zu: „Deutſchland hat ſeine Augen wiedergefunden und es wird ſicher bald wieder das Licht der Wahrheit ſehen.“ Er verkündet den Feinden derſelben, daß er ſich mit zwanzig ſeiner Freunde zu ihrem Untergange verſchworen habe, weil ſie die Wiſſenſchaft und Religion verfinſterten, die Sitten der europäiſchen Völker verdürben. Auf die Wirkſamkeit des Erasmus anſpielend, ſagte er: „Hieronymus iſt wieder gekommen; das neue Teſtament iſt in einem ganz neuen Lichte erſtanden. Deswegen rufen Viele Euch zu: Nehmt den Strick! Und ich rufe es Euch zuerſt zu; nicht weil ich mich für den Beſten halte; ſondern ich bin der erſte, weil ich die Zögerung am ſchlechteſten ertragen kann. — Auf, Ihr Verſchwornen, ſeid wacker und rüſtet Euch! Die Feſſeln ſind gebrochen, die Würfel ſind gefallen; wir können nicht zurück!“ — „Wenn Deutſchland auf meine Stimme hören will“, ſchrieb Hutten ungefähr gleichzeitig an den Grafen von Neuenaar, „ſo müſſen wir die Mönche eher als die Türken bekriegen. Was nutzt uns der Untergang der Letztern, ſo lange wir die Fälſcher der wahren Frömmigkeit, die Schänder der chriſtlichen Religion, jene Urheber von Spaltungen und Haber, jene Feinde der Wiſſenſchaft in unſerer Mitte dulden!“ —

Hutten ſuchte und fand in Franz von Sickingen, einem der mächtigſten Adelshäupter am Rheine, den Mann, der ihm ſeinen ſtarken Arm zur Vollziehung des Spruches, den der Biſchof von Speier gegen Hochſtraten und die Kölner Dominikaner erlaſſen hatte, leihen ſollte. Dieſer erließ auf Huttens Antrieb am 26. Juli 1518 ein Schreiben an den Provinzial des Prediger-Ordens der Provinz Köln, worin er demſelben einfach erklärte, daß „er ſelbſt, ſammt andern Herrn, Freunden und Gönnern Reuchlins“, bereit ſeien, den in Speier

---

In sicula Polyphemus aqua contendere posset.
Quae cum ita sunt, cur tu Capnionem invadere mavis,
Quam furere ista domi, et tecum insanire seorsum?

[1]) a. a. O. 177.

erlassenen Spruch gegen die ganze Provinz (der Dominikaner) und alle ihre Anhänger zu vollstrecken, wenn Reuchlin nicht in der kürzesten Frist befriedigt und ihm die zuerkannten Kosten von 111 Gulden ausbezahlt seien. Nicht ohne bei Reuchlin selbst versucht zu haben, mildere Bedingungen zu erlangen, verstanden sich die Kölner Mönche zuletzt im Juni 1520 zur Auszahlung der Kosten an Reuchlin und zur Betreibung der völligen Niederschlagung des Prozesses durch den Papst Leo X in Rom.

14.

Die Folgen dieses unglücklichen und immer unglücklicher und zuletzt in die offene und zugestandene Niederlage der Scholastiker und Bettelmönche ausschlagenden Kampfes waren von der größten Bedeutung für Deutschland und die ganze europäische Kultur. Das Ansehen der Bettelorden war vernichtet.

Alle deutschen Universitäten, die dem alten Systeme treu blieben, verloren nach und nach ihre Schüler. Die Humanisten verachteten die akademischen Grade, und in diesen büßten die alten Schulen außer ihrer reichsten Erwerbquelle auch das festeste Mittel ihres Einflusses auf die studirende Jugend ein. Was aber die alten Universitäten verloren, das gewannen die neuen an Ansehen und Einfluß, und ganz besonders die Universität Wittenberg, die neueste.

Die ganze gebildete Welt in Deutschland nahm Antheil an dem Aufschwunge der Wissenschaften. Mit Selbstbewußtsein und Siegesvertrauen traten von nun an eine zeitlang die Jünger der neuen Zeit überall den Vertretern der alten Schulen gegenüber. Sie wußten, daß ihr „Triumph" über die Scholastiker und Bettelmönche nur die glückliche Einleitung, nur das gewonnene Vortreffen eines unendlich viel größeren Kampfes war.

Ulrich von Hutten, der von dem Augenblicke an, daß er mit in die Schranken des großen Kampfes eintrat, am klarsten das eigentliche Ziel ins Auge faßte, der in Norddeutschland das ächte Deutschthum lieben und in Italien, in Rom selbst, das neue Römerthum hassen gelernt hatte, kehrte von seiner zweiten Reise in Italien mit dem Ent-

ſchluſſe heim, über die Mönche hinaus, den offenen Kampf gegen Rom und den Papſt zu beginnen. Auf die Verurtheilung der Briefe der Dunkelmänner in Rom antwortete Hutten mit der Herausgabe eines Werkes von Laurentius Valla über den Betrug der unterſtellten Schenkung des Kaiſers Konſtantin an die Päpſte [1]), welches er auf ſeinem Schloſſe Steckelberg, wo er ſchon in dem Streite gegen Ulrich von Würtemberg eine Preſſe errichtet hatte, drucken ließ. Laurentius Valla, einer der bedeutendſten Humaniſten des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien, den Papſt Nicolaus V, um ſeinem Widerſpruch gegen die päpſtliche Herrſchaft in Rom ein Ende zu machen, zum päpſtlichen Sekretär und Kanonikus an der Kirche St. Johann im Lateran ernannt, hatte die Unhaltbarkeit dieſer Schenkung, auf welche die Päpſte ihre weltliche Herrſchaft in Italien bauten, geſchichtlich nachgewieſen. Er mußte dann freilich in Rom auf die Gefahr hin, verbrannt zu werden, ſeine Arbeit zurücknehmen und widerrufen. Das Werk war faſt verſchollen. In demſelben aber bewies Valla nicht nur die Unächtheit der unterſtellten Schenkung, ſondern auch, daß der Papſt, deſſen Reich als Nachfolger Chriſti nicht von dieſer Welt, die Schenkung, wenn ſie je ſtattgefunden, nicht habe annehmen dürfen, und daß, wenn ſie dennoch angenommen worden wäre, die Päpſte ſie durch ihre Gewaltherrſchaft längſt wieder verwirkt hätten. Schließlich die Päpſte anredend ruft er aus: „Habt Ihr nicht unſer Gemeinweſen durch Eure ungerechten Erpreſſungen erſchöpft! Habt Ihr nicht unſere Tempel beraubt, unſere Töchter geſchändet, unſere Städte und Häuſer mit Mord und Blut erfüllt? Nicht nur die Völker, ſondern auch die Kirche und den heiligen Geiſt habt Ihr mit einer Schamloſigkeit, die ſelbſt Simon Magus verabſcheuen würde, verkauft und verkauft ſie noch immer. Seid Ihr es nicht, die unaufhörlich Andern predigen, daß ſie nicht ſtehlen, keinen falſchen Göttern dienen ſollen, und die dann öffentlich rauben und Alles was heilig iſt, ſchänden und mit Füßen treten? Wir rufen Gott zum Zeugen an, daß Eure Ungerechtigkeiten uns zwingen, Euch den Gehorſam aufzukündigen wie Iſrael

[1]) Declamatio de falso credita et ementita donatione Constantini M.

einſt von Rehabeam abfiel, denn Ihr ſeid nicht unſere Väter, unſere Herrn, ſondern beſtändig unſere Feinde und Henker geweſen.“ [1])

Dieſes Werk gab jetzt (Dezember 1517) Ulrich von Hutten heraus und widmete daſſelbe dem Papſte Leo X. In der Zuſchrift an denſelben heißt es: „Ich fürchte nicht, daß du, wie Manche glauben, dich durch dieſen Beweis meiner Ehrfurcht beleidigt fühlen wirſt. Du warſt von Anbeginn deiner Erhebung an, die Liebe der Welt, die Freude der Menſchheit, der Wiederherſteller des Friedens, der Beſchützer der Künſte, der Erwecker und Verbeſſerer der Wiſſenſchaften. — — Ich widme dir dies Werk, damit es Zeuge ſei, wie unter deinem Pontifikat die Freiheit wiedergeboren wurde, und Allen erlaubt war, die Wahrheit zu ſagen und die Wahrheit zu ſchreiben. — Die Rede des Valla“, fährt Hutten fort, „klagt allerdings deine Vorgänger an; aber grade deswegen iſt ſie ſo nützlich, weil ſie die Wahrheit verkündigt und die Feinde des menſchlichen Geſchlechts verfolgt. Denn waren nicht jene Päpſte die Feinde der ganzen Chriſtenheit, welche, die Schätze aller Länder an ſich reißend, allen Völkern das härteſte Joch auflegend, die Könige ihrer Throne, die Unterthanen ihres Eigenthums beraubten? Kann man Nachfolger und Stellvertreter Chriſti diejenigen nennen, die Nichts von Allem dem thaten, was Chriſtus zu thun befohlen hat! Nein, ihnen gebührt eher der Name von Dieben, Räubern und Tyrannen! Oder kann es ärgere Räuber geben als diejenigen, welche in ihren Räubereien kein Maaß und Ziel kennen, deine Vorgänger haben ſeit Jahrhunderten alle Arten von geiſtlichen und weltlichen Gnaden und Dispenſen verkauft, ſie fanden in den Sünden der Menſchen nach dem Tode eine Gelegenheit Beute zu machen; ſie boten die Würden der Biſchöfe und Prälaten um hohes Geld öffentlich feil, und wußten faſt alljährlich, bald unter dem Vorwande eines Türkenkrieges, bald zur Erbauung eines Tempels zu Ehren des heiligen Petrus, der Chriſtenheit außerordentliche Steuern aufzubürden. Und trotz alledem forderten dieſe unerſättlichen und grauſamen Tyrannen, daß man ſie allerheiligſte und

[1]) Die Hagenauer Ausgabe der declamatio des Vallae 1528, auf den letzten fünf Seiten.

allerſeligſte Väter nennen ſolle! Und wenn Jemand wagte, das Geringſte an ihren Sitten und ihren Handlungen zu tadeln, ſo fingen ſie alsbald an zu wüthen und wollten nicht nur den Leib, ſondern auch die Seele aller Freunde der Wahrheit und Tugend verderben. Würde es daher nicht die größte Beleidigung für Dich ſein, wenn Jemand dich dieſen Räubern und Tyrannen zugeſellen wollte, oder auch nur von dir glauben könnte, daß du wie ſie denken und handeln würdeſt? Sollte mein Büchlein, wie ich nicht zweifle, deinen Beifall haben und du für gut finden, mir dies durch ein öffentliches Zeugniß zu bekunden, ſo will ich mir Mühe geben, dir öfter etwas Aehnliches darbringen zu können!"

Der Schlag, den Hutten führte, war erſchütternd, der Hohn, mit welchem er geführt wurde, machte, daß er um ſo ſchärfer traf und um ſo tiefer eindrang. Er wurde aber in denſelben Tagen geführt, in welchen auch ein mächtigerer als Hutten ſeine gewaltige Stimme erhob[1]), von dem der altersmüde und Ruhe ſuchende Reuchlin, als er dieſelbe hörte, ausrief: „Gott Lob, da haben ſie einen Mann gefunden, der ihnen ſo ſaure Arbeit machen wird, daß ſie mich alten Mann nun wohl in Frieden dahin fahren laſſen werden!"

Er meinte Luther.

---

[1]) Huttens Ausgabe von Vallas Rede kam im November 1517 heraus, während Luther ſeine Theſen am 1. November deſſelben Jahres anſchlug. —

Digitized by Google

Neunzehntes Buch.

Luther.

Luther.

1.

Am 10. November 1483, am Sanct Martinsabend um eilf Uhr wurde in Eisleben, am ſüdlichen Abhange des Thüringer Waldes, einem gemeinfreien, einem „rechten Bauern von Vater, Großvater und Ahnherrn“[1]), Hans Luther, von ſeiner Frau Magaretha, ein Knabe geboren, und dem Heiligen des Geburtstages, Sanct Martin von Tours zu Ehren, Martin genannt. Schon nach ſechs Monaten verließ Hans Luther mit Frau und Kind, deren er außer Martin noch ſieben hatte, Eisleben, zog nach Mansfeld und wurde hier „Berghauer.“

Nachdem er Anfangs ſein Brod mit der Hacke verdienen, und ſeine Gattin das Holz aus dem Walde auf dem Rücken hatte holen müſſen, gelangte er nach und nach in den Beſitz von zwei Schmelzöfen und wurde dann von ſeinen Mitbürgern in den Rath berufen. Er war ein kluger, fleißiger und gewiſſenhafter Mann, ein ernſter und ſehr ſtrenger Vater, deſſen harte Hand der Sohn oft fühlen mußte.

Martin wurde von ſeinem Vater zum gelehrten Stande beſtimmt: nicht damit er als „Biſchof, Pfaffe oder Mönch, verſorgt in

[1]) Luthers Tiſchreden in Luthers Werken von Walch XXII. 2264.

fremden Gütern, Wohlleben und gute Tage habe", wie der rüstige Bergmann sich ausdrückte, sondern im Gegentheile, er sollte „sich ernähren lernen durch eigne Mühe", durch Studien zu einem weltlichen Amte vorbereiten.

Die Schulen aber, welche Martin besuchte, die strenge Erziehung, die Vorherbestimmung des Vaters über das Geschick seines Sohnes, sind jedes in seiner Weise mit Schuld gewesen, daß Martin im unbewußten Selbstständigkeitsgefühl dem Ziele widerstrebte, welches sein Vater ihm steckte.

Die Schule in Mansfeld gehörte zu denen, von welchen Luther später sagte, daß sie „Eselsställe und Teufelsschulen" seien. „In der Hölle und dem Fegfeuer der Schule hat er Nichts denn Eitel Nichts gelernt, durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer" [1]). — In seinem dreizehnten Jahre schickte ihn sein Vater in die Kurrendschule der Franziskaner nach Magdeburg. Die religiöse Seite des Unterrichts war schon in Mansfeld die Hauptsache gewesen; in Magdeburg wurde Martin „verwirrt, blöde, verzagt, unwillig gemacht zu weltlichem Werke, Geschäft und Studium". Ueberdies aber war er hier außer der strengen Behandlung auch dem Hunger Preis gegeben. Das Brod, das er um „Gotteswillen" mit seinen Mitschülern an den Thüren ersingen, erbetteln mußte, reichte oft nicht hin von einem Bettelage zum Andern. Diese Noth und die mönchische Richtung war Ursache, daß Hans Luther schon nach Jahr und Tag seinen Sohn von Magdeburg zurücknahm und nach Eisenach auf die Schule that. Die Noth aber war hier für Martin bald nicht weniger groß, bis endlich eine fromme Frau (Ursula, Tochter Heinrich Schelbens, Bürgermeister von Ilfeld, Wittwe von Kunz Cotta), Wohlgefallen an dem Knaben fand, den seine Lehrer nicht weniger empfahlen wie sein offenes Wesen, seine schöne Stimme bei dem Choralsingen, seine musikalischen Anlagen überhaupt. Er blies die Flöte und schlug die Laute [2]). Martin fand in der wohlthätigen Frau eine Nährmutter,

---

[1]) Walch II. 1182, X. 558, XXII. 1785, 2228. — [2]) Es hat Niemand gewagt, dies Verhältniß des fünfzehnjährigen Knaben mit der Wittwe Cotta offen zu besudeln. Nur hinterlistig Allerlei andeutend sagt Eulenburg (Geschichte der

die von da an für ihn sorgte, so lang er in Eisenach blieb. Die Erziehung und Bildung, welche er hier empfing, war im Wesentlichen dieselbe wie in Magdeburg. Beten, Fasten, Selbstzüchtigung und Verachtung alles dessen, was für weltlich ausgegeben wurde, ganz besonders des ehelichen Lebens und der Familie, wurden den Knaben mit jedem Tage immer von neuem eingeflößt. Selbstquälende Einsiedler, müßige, sich abtödtende Mönche wurden ihnen als die höchsten Vorbilder eines gottgefälligen Lebens hingestellt. Der fromme Ton in dem Hause und in der Familie der Wohlthäterin Luthers, gab diesen Lehren einen milderen Beigeschmack. Ernst des Strebens, fester Wille, ließen die Keime, die hier in den jungen Martin Luther hineingelegt wurden, so tiefe Wurzeln schlagen, daß sie selbst in spätern Zeiten, wo er den Mönchsglauben und das Mönchsleben in ihrer öden Hohlheit hassen lernte und bekämpfte, nicht ganz ausgerottet wurden.

Nachdem Martin mit dem achtzehnten Jahre (1501) Eisenach verlassen und dann zwei Jahre hindurch die hohe Schule zu Erfurt besucht hatte, wurde er hier 1503 Baccalaureus und 1505 Magister der Philosophie, wodurch er das Recht erlangte, Vorlesungen zu halten, und dann über die Physik und Sittenlehre des Aristoteles Vorlesungen hielt.

2.

Noch ehe ein Jahr auf dieser Laufbahn durchwandert war, gab ein zufälliges Ereigniß dem äußern Leben Luthers eine neue Richtung. Das Geschick eines Freundes, der in einer Gewitternacht — ob vom Blitze erschlagen oder von fremder Hand getroffen, ist nicht gewiß, — vor den Füßen Luthers todt niedersank, machte einen solchen Eindruck auf diesen, daß er „von Schrecken und Angst des Todes un-

lutherischen Reformatoren. Uebersetzt Mainz 1836. I. S. 4.), daß Luther von der Wittwe das Sprüchwort: „Nichts lieber auf Erden, denn Frauenlieb, dem sie mag werden", gelernt habe. Das Sprüchwort heißt in Luthers Mund: „Nichts lieberes auf Erden, denn Frauenlieb, wem sie mag in Gottesfurcht zu Theil werden". — Luther durfte das Sprüchlein als Randglosse zu den Sprüchen Salomonis 31, 10 in seine Bibel einschreiben.

geben", ſich gezwungen und gedrungen fühlte, ins Kloſter zu gehen „und fromm zu werden". „O wann willſt du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegeſt", war ein oft wiederkehrender Gedanke, durch den er endlich zur Möncherei getrieben wurde; denn „fromm werden" war, nach den Jugendeindrücken, die ihn beherrſchten, gleichbedeutend mit: „ins Kloſter gehen."

Das akademiſche Leben der hohen Schule zu Erfurt war ſicher mit Schuld, daß Luther zu dieſem Schritte geführt wurde. Im Weſentlichen herrſchten in Erfurt die Scholaſtiker vor. Neben ihnen aber bildeten ſehr eifrige Humaniſten eine regſame Minderzahl unter den Profeſſoren, die wahrſcheinlich die Mehrzahl der Studenten anzog.

Konrad Celtes hatte hier bereits gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Vorleſungen gehalten; von Lange und von Dalberg hatten in Erfurt ſtudirt. Von Marchal hatte hier eine eigene Druckerei; von dem Buſche hielt zur Zeit, als Luther ſeine Studien beendigte, Vorleſungen über Virgil und Lucian; die jungen Humaniſten endlich, Eoban Heß, Crotus Rabianus, Hutten und Andere bildeten eine Art gelehrter Studentenverbindung, die wohl den Ton unter den Studenten überhaupt angab.

Luther war in den Kreis der humaniſtiſchen Studien ſo weit hineingezogen worden, daß, als er ins Kloſter ging, Virgil und Plautus die einzigen Bücher waren, die er mit in ſeine einſame Zelle nahm. Aber wenn ihn die humaniſtiſchen Studien anzogen, ſo war er von dem Treiben der Humaniſten noch öfterer abgeſtoßen. Sie waren nicht ſelten liderliche und ihre Liderlichkeit geräuſchvoll zur Schau tragende junge Leute, oft nachgeborne Söhne des Adels, hochſtrebend und zuchtlos. Die Mehrzahl war in den gelehrten Schulen der Deventer Richtung, die nur reichen Leuten zugänglich, erzogen; viele ihrer Lehrer waren durch ihre klaſſiſchen Studien und noch mehr durch ihre Vorbilder in Italien zu einer Art religiöſen und ſittlichen Indifferentismus gekommen, und die Schüler folgten dem Beiſpiele ihrer Lehrer. Das Alles mußte dem Jünglinge, der in den einfachen ſittlichen Gewohnheiten eines Bauern- und Bergmannsſohnes erzogen, in dem feſten Glauben der Kloſterſchule, in dem ſchönen, eifrigen, ſtreng-

gläubigen Wesen der Familie Cotta aufgewachsen war, ein wahrer Gräuel sein. Luther hat sich später oft über das Leben auf den Universitäten seiner Zeit ausgesprochen. Diese erschienen ihm als wahre „Mordgruben vieler trefflichen Ingenien, eine Verderbung der Jugend". Und zwar: „nicht allein darum, daß die Jugend auf denselben ihren freien Muthwillen zu allen Sünden und Lastern gehabt habe, denn dasselbe ist das Allergeringste; aber dies ist am meisten zu beklagen, daß keine nützliche, heilsame Lehre ist vorhanden gewesen und zu voraus die lieben Studia christlicher Lehre mit verdrüßlicher, unnützer und schädlicher Sophisterei verdunkelt worden, darinnen viel gute und köstliche Ingenia sind verwirrt und gehindert worden; daß sie zu keiner nützlichen Frucht haben kommen können"[1]). Ueber die Lehrweise sagt Luther ein andermal: „Daß man der Jugend den nie recht verstandenen Aristoteles nebst andern heidnischen Büchern vorgelegt habe, wodurch ihr Verstand überladen, ja geblendet und zu Grunde gerichtet wurde; daß man sie unter dem Titel christliche Lehre, was dem christlichen Glauben am meisten zuwider sei, gelehrt habe, und daß dann aus solchen Mordgruben die Lehrer und Regenten der Kirche hervorgegangen seien."[2])

Am Tage des heiligen Alexi (1505), dem Namen jenes Freundes, der an seiner Seite erschlagen worden war, lud er seine Studiengenossen zu einem Abendschmaus ein. Keiner der Anwesenden ahnte, was in Luther vorging. Als die frohen Gäste gegen Mitternacht sämmtlich seine Stube verlassen hatten, nahm Luther die beiden bezeichneten Bücher, Virgil und Plautus, ging zur Klosterthüre der Augustiner-Eremiten, wo er erwartet war und eingelassen wurde. Am andern Morgen trat er sein Noviziat an. Im Jahre 1506 legte er das Gelübde ab und nahm dem heiligen Augustin zu Ehren den Klosternamen Augustin an; im folgenden Jahre wurde er zum Priester geweiht und am 23. Mai 1507 las er seine erste Messe. Sein Vater, Hans Luther, „wollte toll werden", als er die Nachricht erhielt, daß sein Sohn ins Kloster gegangen: er bot Anfangs Alles auf, um Martin in seinem Entschlusse wankend zu machen. Eine

[1]) Walch VI, 2553. — [2]) Walch XVIII, 1834.

Seuche aber, die ihm zwei Söhne raubte, wurde dazu benutzt, um ihn zu belehren, daß er „etwas Heiliges zu Ehren Gottes opfern müsse". Vielleicht in dem bessern Erkennen des Wesens seines Sohnes sagte er: „Er gehe hin; Gott gebe, daß es wohl gerathe". — Der ersten Messe seines Sohnes wohnte der alte Bergmann bei. Ueber Tisch sagte Martin zu seinem Vater: „Warum wart Ihr doch so zornig, daß Ihr mich nicht gerne wolltet lassen ein Mönch werden und seht es vielleicht auch jetzt noch nicht allzugerne! Ist's doch ein so fein gemüthsam göttlich Wesen!" Dann erzählte Martin, wie er glaube bei der Wahl seines Standes einer Stimme vom Himmel zu folgen. Die anwesenden Ordensobern, Doctoren und Magister sprachen dem alten festen Bergmanne in ähnlicher Weise zu. Dieser aber antwortete: „Ihr gelehrten Herren, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren, ihnen gehorsam sein müsse"? Da erwiderten die Gelehrten und frommen Mönche, daß man Gott mehr als den Menschen zu gehorchen verpflichtet; und der alte Bauer und Bergmann sagte: „Gott gebe, daß es nur nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei."

3.

Luther schrieb später von der Wartburg aus an Melanthon, daß es ihn jetzt oft bedünke, Gott habe ihn an jenem Tage durch den Mund seines Vaters angeredet, ihn zu strafen und abzumahnen. Aber Luther gehörte zu den harten und starken Naturen, die lange Zeit brauchen, um ein Gefühl, das Wurzel gefaßt hat, zur Reife zu bringen. Vom ersten Tage an, daß Luther Mönch und Priester wurde, verfolgten ihn tiefgreifende und erschütternde Zweifel. Als er während seiner ersten Messe die Worte las: „Ich bringe Dir, dem ewigen lebendigen Gotte, dieses Opfer!" ergriff ihn eine solche Bestürzung, daß er auf dem Punkte stand, den Altar zu verlassen. „Wer kann vor Gottes Majestät bestehen ohne den Mittler? Wie komme ich dazu, daß ich die hohe Majestät anzureden wage, da die Menschen doch schon verzagen, wenn sie einen König anreden sollen?" Das waren demuthsvolle Befürchtungen, die oft wiederkamen, und so oft

sie kamen, ihn „nur mit großem Entsetzen" Messe lesen ließen. Er legte sich diese Zweifel als Sünden, als Versuchungen des Teufels aus, für die er Buße thun zu müssen wähnte, für die er sich selbst quälte, ohne zur Beruhigung zu kommen. Er war ein frommer Mönch; er ließ sichs sauer werden; er „hat Nachts gewacht, gefastet, gebetet, seinen Leib geplagt, daß er im Gehorsam erstarke"; er durfte, ohne Widerspruch zu erfahren, von sich selbst sagen, daß er „ein Mönch ohne Klage, ohne Tadel" gewesen.

Aber trotz allen Betens, Fastens, Kasteiens fand er im Kloster keine Ruhe. So oft ihn „eine fleischliche Begierde, Unkeuschheit, Zorn, Haß, Neid und dergleichen wider einen Bruder nur in Gedanken anfocht, versuchte er mancherlei, beichtete alle Tage und es half doch Nichts". Dann rief die Stimme seines Innern, die er in Folge seiner ganzen Erziehung und aller seiner Jugendeindrücke für Anfechtungen des Teufels ansah, ihm zu: „Gott ist den Sündern feind, Du bist ein Sünder, darum ist Dir Gott feind". — Es kamen Augenblicke über ihn, von welchen er sagt: „Satan hat gemacht, daß ich nicht gewußt, ob ich todt oder lebendig sei. Hat mich auch in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob ein Gott wäre und daß ich an unserm Herr Gott ganz und gar verzagte."

In dieser Stimmung, die viele Jahre als Mönch sein Leben verbitterte, fand er endlich Trost und zugleich eine neue Richtung für sein ganzes Leben in einem Gedanken, welchen der damalige Ordensvikar der Augustiner in ihm anregte. Johann Staupitz, ein in seiner Zeit hervorragendes Mitglied des Augustinerordens, der 1500 in Tübingen Doctor der Theologie geworden war, hatte auch seinerseits keine Beruhigung in der Scholastik gefunden und sich von ihr abkehrend den deutschen Mystikern zugewendet. Suso, Tauler waren seine Lehrer, in ihrer Bahn fortwandernd war er zu einer religiösen Auffassung gekommen, in welcher die Liebe Gottes durch Christus vermittelt, die menschliche Liebe zeugen und diese Liebe selbst, den wahren Gottesdienst und alle Frömmigkeit umfassen sollte. Wer an Christus glaube, das heißt: wer in diesem Glauben die Lehre Christi von der Liebe lebendig in sich aufnehme, ihr gegenüber seinen Ver-

ſtand gefangen gebe, der werde durch Chriſtus ſelig und gerechtfertigt ohne Beichte, ohne Reue, ohne Menſchenwerk.

Eines Tages ſchrieb Luther ſeinem Obern wieder von ſeinen Seelenqualen und dieſer antwortete ihm: „Du willſt ohne Sünde ſein und haſt doch keine rechte Sünde. Chriſtus iſt die Vergeltung rechtſchaffener Sünde, als da ſind, die Eltern ermorden, öffentlich läſtern, Gott verachten, die Ehe brechen u. ſ. w. Das ſind rechte Sünden. Du mußt nicht mit Humpelwerk und Puppenſünden umgehen und aus einem jeglichen Borbart eine Sünde machen. — Du mußt den Gedanken faſſen, daß Chriſtus ein wahrer Heiland iſt und Du ein wahrer Sünder biſt, Gott ſcherzet nicht, indem er ſeinen Sohn ſendet und für uns dahin giebt[1]); Gott ſchlägt, um geſund zu machen und erlöſt und errettet uns alſo, die wir ſonſt verloren gehen würden“[2]). Dieſe Mahnungen halfen Luther „aus Gottes Gnade ſolche Gedanken überwinden und ſich in Gottes offenbarten Willen werfen.“[3])

Er ging von dem „gerechten“ Gotte, den er in ſeiner Menſchenſchwäche fürchtete, zum „gnädigen“ Gotte, in deſſen Liebe er Vergebung für ſeine Schwächen und Sünden hoffte, über; dieſer „gnädige Gott“ lehrte ihn „eine neue Kunſt, daß die eigne Frömmigkeit vor Gott nicht beſtehe“, daß Chriſtus „kein Moſes, kein Stockmeiſter, ſondern ein Mittler und Verſöhner ſei“. In dem Spruche Habakuks (2, 4): „Der Gerechte wird durch den Glauben ſelig“, fand er endlich das Looſungswort für eine Seelenſtimmung, in welcher er mit Paulus und Auguſtinus zu dem Grundſatze kam, daß nicht das „eigne Werk“, das heißt: nicht Kaſteien, Faſten, Beten, Almoſengeben, ſondern der „Glaube“, der „Glaube an Chriſtus“, die „vollkommene Aneignung der Denkart und Geſinnung des Erlöſers“, — die Liebe, die Chriſtus lehrte und übte, — ſelig mache.

4.

Mit dieſer neuen Auffaſſung, die ihn von Paulus und Auguſtinus zu Chriſtus, vom Glauben zur Liebe zurückführte, wurde Luther

[1]) Jürgens II. 25. — [2]) II. 27. — [3]) II. 29.

unmittelbar zum Gegner der scholastischen Auffassung von der Gnade; da die scholastische Schule die Gnade als eine übernatürliche Wirkung Gottes ansah, die der Mensch durch seine guten Werke hervorrufen könne, indem Gott um der Werke willen die Liebe in dem Herzen der Menschen errege. Luther sah von nun an in dieser „Werkheiligkeit" die Ursache des Tugendstolzes und des Heiligenhochmuths, von denen Viele, und nicht die Schlechtesten unter den Mönchen und Priestern besessen waren.

Mit dieser Auffassung der Gnade wurde die römische Kirche in ihren Grundfesten, in der Lehre von den „Heilsmitteln" erschüttert. Luther selbst ahnte vorerst nicht, daß er so das Papstthum und die römische Kirche in den „Werken" der Gläubigen, die den Schatz des Statthalters Christi und auch den aller Kirchen und Klöster füllte, angriff; er war im Gegentheile zu dieser Zeit so päpstlich wie Einer. „Den Papst", sagte er später selbst über die Stimmung, die ihn in dieser Zeit beherrschte, „betete ich an, nicht um Pfründen und Würden willen, sondern aus einfältigem Herzen, in redlichem Eifer und zur Ehre Gottes"[1]). Und als ihm zu dieser Zeit zufällig eine Predigt von Huß in der Bibliothek seines Klosters zu Händen kam, da staunte er zwar einen Augenblick, daß ein Mann, der so „christlich und gewaltig die Schrift zu führen möge", verdammt worden sei, aber bald hielt er diesen Gedanken selbst für sündhaft und legte das Buch bei Seite. Freilich blieb ihm auch hier der Keim im Herzen, der, wie so oft bei Luther, erst spät wieder lebendig werden und Früchte zeugen sollte.

Nichts destoweniger fand er in dem heiligen Augustin selbst Anklänge des Kampfes gegen die überflüssigen Ceremonien, des Widerspruches gegen die Oberherrschaft des Papstes. Neben Augustinus wurden auch die Schriften d'Ailly's und Gerson's, mit den Reformansichten, welche diese in Constanz vertheidigt hatten, sein Lieblingsstudium. Diese selbst aber wurden wieder für ihn nur Durchgangspunkte, die ihn auf das Studium der Bibel führten. Als er ins Kloster kam, hatte er nur zufällig und auf Augenblicke eine Bibel

[1]) a. a. O. I. 583.

in Händen gehabt. Aber seit der Zeit suchte er sie. So lange er in seinen Zweifeln befangen war, verwirrte sie ihn mehr, als daß sie ihn gefördert hätte; erst seit er sich selbst klarer fühlte und glaubte, wurde die Bibel ihm mehr und mehr Bedürfniß.

Von eben so großer Bedeutung aber waren für die Entwicklung Luthers und für die Zukunft, der er entgegenging, die Erfahrung des täglichen Lebens über das Mönchswesen. Der Augustinerorden war von Allen der frömmste und geregeltste; deswegen hatte Luther ihn gewählt. Dennoch lernte er Mönche kennen, — „schändliche böse Buben und wilde Menschen, die doch den Teufel austrieben und mit ihm spielten, wie mit einem Kinde". — Er hörte im Kloster Geschichten ausspinnen und wiedererzählen, wie die von jenem „Stroter" und Straßenräuber, der einmal zufällig in eine Kirche kam und im Ueberdruß und zum Scherz Unserer Lieben Frauen eine Kerze opferte; und der dann, obgleich er in Laster, Sünde und Verbrechen hingestorben, durch diese Wachskerze in den Himmel gezogen wurde. — Seine Mitmönche verachteten in Mehrzahl die Gelehrten. Er hörte sie sagen: „Verstehst Du die Worte der Schrift und des Gebets nicht, so versteht sie doch der Teufel und entflieht. Studirt der Bruder, so wird er uns beherrschen". Luther machte die Erfahrung, daß „nirgend der Stolz größer, der Geiz unersättlicher, der Haß unversöhnlicher, die Ausschweifungen und die Völlerei nirgend ärger als in den Klöstern war". — „Ihr Fasten ist leichter als unser Essen", sagte er später. „Zu einem Fasttage gehören drei Freßtage. Zur Collation auf den Abend gab man jedem Mönch zwo Kannen gutes Bier, ein Kännlein Wein, Pfefferkuchen oder gesalzen Brot, daß man wohl trinken könnte. Da gingen die armen Brüder wie die feurigen Engel, so gar waren sie verschmacht." — „Mit Betteln und nicht mit Studiren mehrt man das Klostergut", sagte der Klostervorstand und zwang Luther den Bettelsack auf, um ihn dadurch in mönchischer Auffassung seines Standes würdiger zu machen.

Der Gegensatz zwischen dem denkenden Anfänger der Lehre von der im Glauben lebendig werdenden christlichen Liebe, — und jenen Mönchen, welche die Welt zu „guten Werken" antrieben, „guten Werken", die ihnen erlaubten, ein geisttödtendes Schlaraffenleben zu führen,

war groß genug, um Luther in den schärfsten Widerspruch gegen das Mönchswesen und die Kirche, der dasselbe diente, zu bringen, ehe er selbst noch ahnte, wohinaus seine Bahn ging. Das mag mit Ursache gewesen sein, warum der kluge, milde und wohlwollende Staupitz schon nach ein paar Jahren Luther wieder in die Laufbahn zurückzulenken suchte, die er verlassen hatte, um „fromm zu werden."

5.

Das sächsische Herrscherhaus theilte sich nach dem Tode Friedrichs des Sanftmüthigen 1462 durch die zwei Söhne und Erben desselben, Ernst und Albrecht, in zwei Linien, die ernestinische, welcher das Herzogthum Sachsen mit der Kurwürde, und die albertinische, welcher Meißen und ein Theil der Osterlande zugefallen waren. Mit Meißen war auch die sächsische Universität Leipzig an die Albertinische Linie gekommen, was dann den Kurfürst Friedrich, welchen schon die Mitwelt den „Weisen" nannte, veranlaßte, 1502 in Wittenberg eine neue Universität für das ernestinische Sachsen zu errichten. 1508 wurde Friedrich durch Staupitz, der des Kurfürsten Freund und Rath war, veranlaßt Luther als Lehrer an die neue Universität zu berufen. Luther trat Anfangs in dieselben Fächer ein, die er in Erfurt gelehrt hatte. Aber schon behagte ihm das vage Studium der Philosophie nicht mehr; er würde von Anfang an die Theologie, „jene Theologie, die den Kern der Nuß, das Mark des Weizenkorns und der Gebeine erforscht", vorgezogen haben, und trat auch sehr bald zu dieser über, indem er Baccalaureus der Theologie wurde und von da an über das alte und das neue Testament Vorlesungen hielt, die ihm einen solchen Ruf erwarben, daß er vom Stadtrath zu Wittenberg als Prediger berufen wurde. Dem muthigen Manne fehlte die Keckheit des Wortes; nicht ohne Widerstreben folgte er auch hier dem Befehle seines Obern Staupitz, nachdem er vorher manche Versuche in dem engern Kreise der Mönche gemacht hatte. Aber die eigne Begeisterung, der Schwung der lebendigen Gefühle riß ihn auf der Kanzel fort und begeisterte dann auch seine Zuhörer; er wurde einer der bedeutendsten Kanzelredner der Zeit und gewann hier um so größern Einfluß auf

seine Zuhörer, als er, wie in seinen Vorlesungen, sich überall auf die Bibel selbst stützte und in ihrem Geiste und in ihrem Tone sprach.

So kam es denn, daß einer der Professoren Wittenbergs [1]), der, wie viele Andere, zu einem täglichen Zuhörer des jungen, geistvollen und anregenden Mönchs wurde, über ihn sagte: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen, eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und stehet auf Jesu Christi Wort; das kann Keiner, weder mit Philosophie, noch Sophisterei, Scotisterei, Albertisterei, Thomisterei umstoßen und widerfechten." [2])

6.

Luther hatte mehrmal und schon in seiner Kindheit das Gelübde gethan, nach Rom zu pilgern. Ein Auftrag, in Angelegenheiten des Ordens, den ihm Staupitz gab, veranlaßte ihn (wahrscheinlich 1510) diesem Zuge zu folgen. Er machte die Reise nach Italien und Rom zu Fuß von Kloster zu Kloster. Im Angesicht der Stadt Rom fiel Luther zur Erde nieder, hob die Hände auf gegen Himmel und rief begeistert aus: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, dreimal heilig von der heiligen Märtyrer Blut, das dort vergossen ist."

Aber wie ganz anders fand er Rom, als dieser Ausruf es voraussetzte! Hier herrschte damals Papst Julius II., dessen naher Vorgänger Alexander VI. gewesen war. Italien hat den letztern den Nero der Päpste genannt; Caesar und Lucretia Borgia waren seine Kinder, und die Geschichte kennt nichts blutgierigeres und lasterhafteres als Caesar Borgias Namen. Um seinem Sohne Caesar ein Reich zu gründen, beraubte Alexander VI. die Kirche und den römischen Stuhl, verkaufte er die Kardinalshüte und die Bischofssitze, hetzte er alle Mächte der Welt gegen einander, führte er die blutigsten Kriege, waltete er

---

[1]) Doctor Martin Mellerstadt, damals wegen seines großen Wissens lux mundi genannt. — [2]) Mathesius. In der Nürnberger Ausgabe 1576. Erste Predigt S. 6.

mit Gift und Dolch überall, wo ihm ein Menschenleben im Wege stand. Rom zitterte unter seinem blutigen Fuße und fürchtete die giftmischende Hand seines Sohnes, den die Zeitgenossen anklagten, den eignen Bruder nicht verschont zu haben. Machiavelli brachte den Borgias zu Lieb ihre Herrscherweise in ein System und lebte dann lange genug, um zu erleben, wie der Vater, ohne sein Ziel zu erreichen — fast aus dem Kirchenstaate selbst ausgetrieben, — starb, und der Sohn verbannt, Soldbienst in fremden Ländern thuend, arm und ehrlos zu Grunde ging. Dem Papste Alexander, sagte die Welt — wenn die Geschichte dies auch bestreiten muß — nach, daß er mit seiner eignen Tochter in Blutschande gelebt. Ebenso behaupteten die Zeitgenossen, daß Alexander durch Verwechslung der Kelche an dem Gift gestorben sei, das sein eigner Sohn für Andere bereitet habe.

Julius II., der Julius Caesar nachstrebend von diesem seinen Papstnamen lieh, war der unabhängigste, schrankenloseste Regent in ganz Italien und Europa. Seine Bundesgenossen stets wechselnd, trieb er Italien von einem Kriege in den andern; er selbst war der Führer seiner Heere und focht in seinen Schlachten, die Kriegerjacke tragend, tapfer mit. Es versöhnt in etwas, wenn man weiß, daß Julius auch einen Michel Angelo und Rafael Sanzio nach Rom berief. Aber ein Papst war er nicht und das Leben in Rom, als Luther hinkam, trug jeden andern, nur nicht den Stempel eines christlichen Kirchenstaates. —

Die Verkommenheit, die Entsittlichung, die Gewissenlosigkeit war oft in Rom groß gewesen, nie größer als zu dieser Zeit; so daß Machiavelli sagen durfte: „Dem scandalösen Beispiel und den Verbrechen des römischen Hofes, der Kirche und den Priestern verdanken wir Italiener es, wenn wir zu gottvergessnen Bösewichtern geworden sind."

In demselben Jahre, in welchem Luther nach Rom pilgerte, 1510, erhoben Maximilian und die deutschen Reichsstände umfassende Klagen gegen das Benehmen der Päpste, gegen ihre Treulosigkeit in der Politik, gegen ihre Einmischung in alle Wahlen deutscher Prälaten, gegen die Gelderpressungen bei der Bestätigung der Gewählten,

gegen die ewige Erneuerung der Ablässe, gegen die Annaten und Expectanzen ohne Zahl.

Nichts destoweniger ging Luther in Rom durch alle Kirchen und Klüfte, und verrichtete gläubig und fromm seine Gebete. Er selbst sagt später, es habe ihn bei seinem noch unerschütterten Glauben an den Papst, an die Kirche, an ihre Ablässe fast leid gethan, daß seine Eltern noch nicht gestorben, weil er sie mit seinen Messen und andern trefflichen Werken und Gebeten aus dem Fegefeuer hätte erlösen mögen. Aber weil er fromm und gläubig Messe las und betete, fiel es ihm deswegen nur um so mehr auf, daß in derselben Zeit, wo er Eine Messe las, die römischen Pfaffen neben ihm deren sieben herschnurrten. Bei diesen Gelegenheiten hörte er solche, die darauf warteten, daß er den Altar verlasse, ihm in frevelndem Hohne zurufen: „Mache, pack dich, fort, fort, schicke Unserer Lieben Frauen ihren Sohn wieder heim." Da eckelte es ihn an, „daß sie so sicher und fein, rips, raps konnten Messe lesen, als trieben sie ein Gaukelspiel". Die Meßpfaffen, die er kennen gelernt hatte, waren „grobe, ungelehrte Esel, die, wenn man sie nach der Zahl der Sakramente gefragt hätte, geantwortet haben würden, es gebe deren drei, den Weihquast, das Rauchfaß und das Kreuz". Ueber Tisch hörte er römische Höflinge höhnend erzählen, wie Etliche Messe hielten und über dem Brod und Wein sprächen: „Brod und Wein bist du und wirst du bleiben." [1])

Da stiegen dunkle Zweifel in ihm auf: „Was soll ich davon denken? Wie, wenn sie allzumal, beide, Papst, Kardinal sammt den Courtisanen also Messe hielten? Wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen so viele Messen gehört habe."

Eben so wenig vergaß er es je wieder, daß er „viel ruchloser Domherrn, Vikarien und Altaristen gesehen, die fast eines wilden, wüsten Lebens, mit Schwelgen und Hurerei Tag und Nacht zubrachten, und dennoch des Morgens Messe gehalten haben." Er sah Kardinäle, „die man als Heilige ehrte, darum, daß sie sich an dem Umgange mit Weibern genügen ließen, denn daselbst ward gräuliche

[1]) „Panis es, panis manebis; vinum es, vinum manebis."

Schande begangen, nicht heimlich im Winkel, ſondern öffentlich: und gehen in ſolchem Spiele voran die Oberſten und Vornehmen ſammt der ganzen Stadt. Andere ſündigen doch heimlich und werden darüber ſchamroth. Aber ſo waren die Sodomiter nicht geſinnt.“[1])

Er ſah überdies den Papſt triumphiren mit hübſchen, geſchmückten Hengſten, die vor ihm herzogen; und den Papſt ſelbſt das Sacrament führen, ebenfalls auf einem weißen hübſchen Hengſte. Da fielen ihm die Gräuel der letzten Päpſte ein, und er dachte im Gegenſatz an Chriſtus und die Apoſtel.

Alle dieſe Eindrücke nahm Luther mit nach Deutſchland zurück; und ſie wurden immer lebendiger, je mehr er bald in den Kampf gegen die Mißbräuche des Papſtthums hineingeriſſen wurde. Dann ſagte er: „Ich wollte wünſchen, daß ein Jeglicher, der ein Prediger werden will, zuvor in Rom geweſen wäre und dort geſehen hätte, wie's dort zugeht.“

7.

Staupitz vermochte den Kurfürſten Friedrich, daß dieſer Luther zum Lohn für die gelungene Sendung nach Rom bei ſeiner Heimkehr auf ſeine Koſten in Wittenberg zum Doctor der Theologie erheben ließ. In welchem Geiſte Luther dieſe ihm von ſeinem geiſtlichen und weltlichen Oberherrn dargebotene Würde hinnahm, davon ſagt er ſelbſt: „Ich aber, Doctor Martin, bin dazu berufen und gezwungen worden, daß ich Doctor werden mußte, ohne meinen Dank, aus lauterem Gehorſam. Da hab ich das Doctoramt müſſen annehmen und meiner allerliebſten, heiligen Schrift ſchwören und geloben, ſie treulich und lauter zu predigen und zu lehren.“ Sie wurde für ihn nach und nach der Anfang und das Ende ſeines Denkens und Strebens. „Was dem Thier die Weide, dem Menſchen das Haus, dem Vogel ſein Neſt, der Gemſe der Fels, dem Fiſch der Strom, — das iſt die heilige Schrift gläubigen Seelen“. Er ſtellte ſich die Aufgabe, „Chriſti Lehre wieder ans Licht zu ziehen, die Bibel wieder unter die Lernenden zu

[1]) Jürgens II. 328, 332 u. v. a. St.

bringen". In Folge deſſen veranlaßte er auch ſeinen Obern, den Generalvikar Staupitz ſchon in dem folgenden Jahre, nachdem er von Rom heimgekehrt war (1512), bei den Tiſchvorleſungen der Auguſtiner die Werke des heil. Auguſtinus zu beſeitigen und die Bibel an deren Stelle zu ſetzen. Hätte nur Luther ſelbſt dabei einen Keim des Unkrauts, den Auguſtinus in ihn gelegt hatte, eben ſo leicht beſeitigen können! Er war durch Staupitz auf die Auguſtiniſche Anſicht von der „Vorherbeſtimmung" (Prädeſtination), die dem menſchlichen Willen der göttlichen Vorherbeſtimmung gegenüber alle Freiheit abſpricht, geführt worden, und hat dieſe Anſicht nicht wieder abzuſchütteln vermocht.

Im folgenden Jahre (1513) hielt Luther Vorleſungen über die Römerbriefe und von da an jährlich welche über Theile des neuen Teſtaments und der Pſalmen. Er trat mit ſeiner neuen Richtung als „Doctor der heiligen Schrift" in offenen Gegenſatz gegen den „ſcholaſtiſchen Doctor". Wenn Luther einfach behauptete, daß man in der Theologie nicht „ſupponiren", das heißt, nicht wie die alte Schule auf Autorität der Kirche und der ſcholaſtiſchen Doctoren die Lehre hinnehmen, ſondern ſie „durch die Schrift beweiſen" müſſe; ſo war damit die Autorität der Kirche und der Kirchenſchriftſteller gefährdet. In Folge deſſen wurde Luther dann auch ſowohl in Wittenberg als von auswärts her angegriffen. Das Mittel, ſich bei zweifelhaften Lehrſätzen zu verſtändigen, war in dieſer Zeit gewöhnlich das einer gelehrten Disputation. Luther wurde von ſeinen Mitlehrern in Wittenberg, insbeſondere von Andreas Bodenſtein genannt Karlſtadt, zu ſolchen herausgefordert. Es gelang ſeiner Herzensberedſamkeit und noch mehr der bis jetzt ſo ſelten hinzugezogenen heiligen Schrift, die er wie kein Anderer kannte und zu handhaben wußte, die Gegner in dieſen Disputationen zu beſiegen und auch zu gewinnen. Die theologiſche Facultät der Erfurter Hochſchule griff dann ebenfalls den Mann an, deſſen Ruhm nach und nach anfing der jungen Univerſität von Wittenberg das Uebergewicht über die ältern Hochſchulen verſchaffen zu wollen. Sie klagte Luther des Meineids an, weil er bei ſeiner Magiſterernennung in Erfurt geſchworen habe, nur hier den Doctorgrad erwerben zu wollen. Luther behauptete, daß, wenn ihm ein

solcher Eid vorgelegt worden sei, er sich dieser reinen Formalität nicht mehr erinnere. Jedenfalls hatte der Streit keine andere Absicht, als Luthers Ansehen zu schmälern, was aber nicht erreicht wurde. Im Gegentheile wuchs dasselbe mit jedem Angriffe, den Luther mit Geist und Tapferkeit, stets auf die Bibel fußend, zurückwies.

Er lehnte sich bei diesen Kämpfen jetzt noch vorzugsweise an die deutschen Mystiker des vorigen Jahrhunderts an und gab sogar zwei Schriftchen, die von ihnen herrührten, „die deutsche Theologie" und „Was der alte und neue Mensch sei", besonders heraus, weil sie vielfach mit seinen damaligen Ansichten übereinstimmten. Die Gelehrten gewann er für seine „allerliebste" heilige Schrift vom Lehrstuhle, das Volk von der Kanzel herab und durch die gedruckten Predigten, die er in die Welt hinausschickte. In zwei von diesen Predigten, gegen die Werkgerechtigkeit, sprach er sich klarer über seine Ansichten aus: „Es giebt so viele fremde Götzen, als man Dinge außer Gott liebt. Dabei aber ist wohl zu merken, daß man keineswegs verbietet, Werke der Gerechtigkeit zu üben; sie müssen nur in wahrer Demuth geschehen und man muß ihnen den Vorzug nicht geben vor der Liebe und Hoffnung zu Gott. Denn so ist Gottes Urtheil beschaffen, daß die guten Werke durch Hochmuth, die bösen durch Demuth zu Nichts werden!" Im Gegensatze zu den sieben Todsünden der Beichtbücher der Zeit nahm Luther in seinen Predigten sieben Todsünden der selbstgefälligen Werkheiligkeit an, und zwar den pharisäischen Hochmuth, Wohlgefallen an den eignen Werken, ungottesfürchtige Selbstsicherheit, Alleingerechtigkeit, das stolze Richten über Andre, Neid und Zorn als gottgefällig und Gottes Werk fördernd, Trägheit zum Guten, wo der Schein wegfällt.

Das war der Gegensatz, in welchen Luther der geisttodten und heuchlerischen Werkheiligkeit der Kirche, wie sie sich unter Roms Einflusse gestaltet hatte, gegenüber hineingestoßen wurde. Die „Heilsmittel" waren die eigentlichen Grundlagen der römischen Kirche geworden. Luther aber sah die „guten Werke", das heißt: Opfer, Gebete, Fasten, Kasteien, Almosen und Kirchenstiftungen, bei einem gottvergessenen Leben zur Ausbeutung der Gläubigen benutzt. Das empörte ihn in seinem Innersten und daher kam er zu dem

Grundsatze: „daß diese Werke nichtig"; zu dem Grundgedanken: „daß erst der Mensch durch den Glauben, durch die Liebe umgewandelt werden müsse, worauf die Werke schon folgen würden" [1]). In Rom hatte er noch die Seelen seiner Eltern durch Ablaß aus dem Fegfeuer erlösen zu können geglaubt; sechs Jahre später sprach er in seinen Vorlesungen und Predigten offen den Gedanken aus, „daß der Papst über das irdische Dasein hinaus keine Ablaßbefugniß habe, daß er hier nur vermitteln, fürbitten könne, da Gott die Sünden der Verstorbenen nur durch seine Gnade ihnen erlassen und sie erlösen könne." — In einer Reihenfolge von Predigten über die zehn Gebote bekämpfte er den „innern Götzendienst", wenn der Mensch dem Reichthum und der Ehre, dem äußern Wollen und Streben sein Bestes, sein Herz und seine Seele opfere; griff er die Heiligenverehrung, Wallfahrten, Kirchweihen, Ablasse, falsche Religionen u. s. w. offen an. Schon behauptete er hier, daß es nicht nöthig sei, dem Priester zu beichten, und daß der Begriff der Todsünde eine nicht biblische Erfindung sei. Er selbst gab diese Predigten, die er deutsch gehalten hatte, Anfangs lateinisch heraus, aber ihr Erfolg wurde erst durchschlagend als sie auch deutsch erschienen. Von da an erlebten sie eine Menge neuer Auflagen.

8.

Unter allen Reden Luthers dieser Zeit ist diejenige die merkwürdigste, welche er im Jahre 1516 für den Abt von Leitzkau schrieb. Es war Brauch, daß ausgezeichnete Gelehrte die lateinischen Reden verfaßten, welche hohe deutsche Kirchenfürsten gelegentlich vor dem Papste halten wollten. Einer solchen bedurfte der Abt des Prämonstratenser-Klosters von Leitzkau, als er 1516 zu dem lateranischen Concil geschickt wurde.

König Ludwig XII. von Frankreich hatte mit Zustimmung Maximilians durch vier Cardeale, die vom Papste abgefallen waren, ein ökumenisches Concil nach Pisa auf den 5. November 1511 berufen,

[1]) In einem Briefe vom Oktober 1516 an Spalatin über Erasmus.

welches den Papst Julius II. selbst, als einen Feind des Völkerfriedens, vor seine Schranken fordern, und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern anbahnen sollte. Der König von Frankreich suchte in dem Concil ein Mittel, den Papst in Italien seinen Plänen günstig zu stimmen. Julius aber berief im Jahre 1512 ein Gegenconcil gegen das vom König von Frankreich in Pisa versammelte in den Lateran nach Rom. Beide waren als Kirchenversammlung in Wahrheit todtgeboren, denn der Geist der Reform war, wie tief er in den Völkern wurzelte, aus der höhern Geistlichkeit gewichen. Als der kampflustige Julius II. am 13. Februar 1513 starb, folgte ihm der Kardinal Johann von Medici, Leo X., auf dem römischen Stuhle, der dann friedsam, prachtliebend, selbst den Dichter spielend, den Künstlern und Gelehrten günstig, sobald als möglich mit Ludwig XII. Friede schloß (1513). Die Hauptbedingung des Friedens aber war, daß Ludwig dem Concil von Pisa entsagte, worauf dieses in sich selbst zerfiel. Das lateranische Concil blieb nun allein versammelt und mit der Reform der Kirche beauftragt. Aber man dachte an eine wirkliche Reform in Rom jetzt um so weniger, als es dem klugen Papste Leo X. gelang, den Nachfolger Ludwig XII., König Franz I. von Frankreich, 1515, durch das Versprechen seiner Bundesgenossenschaft zu seinen Plänen in Italien zu veranlassen, die „pragmatische Sanction", die so lange Frankreichs Schutz gegen Rom gewesen war, für aufgehoben zu erklären. Ein Concordat, welches dann in Bologna abgeschlossen wurde, gestand dem König die Ernennung zu allen geistlichen Pfründen, dem Papste aber die Bestätigung und überdies die Annaten zu. Wie einst Papst Nicolaus V. und Kaiser Friedrich III. für Deutschland, so mochten jetzt Papst Leo X. und König Franz I. glauben, die Akten über die Reform auch für Frankreich und Europa geschlossen zu haben.

Das lateranische Concil bestand unterdeß noch bis zum Jahre 1517 fort, und die Rede, welche Luther für den Abt von Leitzkau verfaßte, war an dies Concil gerichtet. Sie würde in den Ohren der römischen Höflinge, aus welchen hauptsächlich das Concil bestand, wunderlich genug wiedergeklungen haben, wenn nach dem Bologner Concordat noch einmal ein Mönch aus dem grauen Norden vor ihnen

erſchienen wäre und ihnen mit rauher Stimme zugerufen hätte: „Das Sittenverderbniß der Prieſter iſt verwerflich; aber — nicht die rechte Lehre lehren iſt unendlich ſchlimmer und verderblicher. — — Die Prieſter, die Hohenprieſter, welche verkehrt lehren, welche ſich der Lehre, dieſer goldenen Vorbotin der wahren Reformation, nicht annehmen, werden dereinſt unter die Wölfe, nicht unter die Hirten gezählt werden, ſind Götzen vor Gott, nicht Prieſter, und wenn ſie ſonſt noch ſo wacker, tüchtig, heilig wären, Wunder thäten, Todte erweckten und Teufel bannten. Was und wie viel Ihr auch in dieſem Concil beſchließt und ordnet, legt Ihr nicht dazu die Hand an mit allem Ernſte, daß die Prieſter fortan alle menſchlichen Lehren fahren laſſen, oder doch nur ſparſam und nebenher gebrauchen unter Weglaſſung aller Dichtungen, die keinen Grund haben; daß ſie im Gegentheile das reine Evangelium treiben; — ſo ſeid Ihr vergeblich hier verſammelt. Denn dort iſt die Angel aller Dinge, die Summa der wahren Reformation, der ganzen Frömmigkeit. Welch eine raſende Verkehrtheit, an die guten Sitten zu denken und zu vergeſſen, wie diejenigen ſind und werden, durch welche die guten Sitten gepflanzt werden ſollen! — O, daß die Lenker der Kirche, daß wir einmal zu Herzen nähmen, wie die Wurzel der Verderbniß im Mangel an der rechten Lehre liegt! — — — Die Aufgabe des Concils iſt, nicht ſowohl die Temporalien, die Feſt- und Faſttage, was zu leſen, was zu beten ſei, und dergleichen mehr zu ordnen, als vor Allem zu ſchaffen, daß ein Clerus werde, wie der Apoſtel ihn haben will. — Nur der glaubt, der auf das Wort der Wahrheit hört, der das Evangelium hört; daher iſt das erſte und das neueſte, daß wir mit allem Fleiße trachten, Tag und Nacht das Evangelium vor Augen zu haben!“ [1])

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Abt von Leitzkau in Rom nicht zu Worte kam, wenigſtens iſt keine Spur von ſeiner Rede in den Acten des lateraniſchen Concils zu finden. Dieſelbe hat aber inſoweit eine geſchichtliche Bedeutung, als ſie den Standpunkt zeigt, den Luther ſchon 1516 gewonnen hatte. Er wußte, daß Rom nur höchſtens an

---

[1]) Jürgens III. S. 44—45.

eine „Sittenreform" dachte: er ſprach es offen und klar aus, daß der „Mangel an der rechten Lehre" der Kern des Uebels ſei.

9.

Von demſelben Standpunkte aus bekämpfte er die Scholaſtiker der Zeit, und noch viel heftiger die Anhänger des Ariſtoteles als aus den Bahnen des Evangeliums gewichen. Auch nahm er in ſeiner Art Theil an dem Kampfe Reuchlins und ſeiner Freunde gegen die Kölner, wie denn überhaupt die Auguſtiner freudig mit auf die Dominikaner losſchlagen halfen. Von Ortuin ſagt Luther, daß er „ein Wolf im Schafskleide, den er Anfangs für einen Eſel gehalten habe". Den unſeligen Kölnern im Allgemeinen ruft er zu: „Habt Ihr denn nicht in der Kirche wilde und allerwüſteſte Sachen, an denen Ihr Eure Wiſſenſchaft, Eure Liebe, Euren Eifer üben könnt, daß Ihr ſie beweiſen müßt an Menſchen (den Juden), die uns ſo fern ſtehen?" — An Reuchlin ſelbſt ſchreibt er ſpäter: „Ich war mit meinem Gebet und guten Wünſchen allezeit dicht neben Euch!" — Dagegen war Luther mit „den Briefen der Dunkelmänner" nicht einverſtanden; er ſchrieb Freunden, daß „dieſelben in keinem beſcheidenen Kopfe ausgeheckt ſeien", nannte ſie „Narrenpoſſen" und ihre Verfaſſer „Komödianten." — Ihm war der leichtfertige, ſittenloſe Ton der jungen Humaniſten unerträglich. Er war in ſeinem ganzen Weſen zu ernſt und hatte auch von dem Lob der Thorheit des Erasmus geſagt: „Mit Vexiren und Spotten ſchlägt man den Feind nicht."

Gegen Ariſtoteles, auf den die Scholaſtiker fußten, erließ er 1516 eine eigene Schrift, die nicht auf die Nachwelt gekommen iſt, deren Geiſt aber durch gleichzeitige andere Angriffe klar wird, wo er den „Komödianten Ariſtoteles, der die Kirche mit ſeinen griechiſchen Larven ſo unſäglich geäfft habe", mit aller Schonungsloſigkeit behandelt, die er ſtets zeigte, wenn er das Heiligſte angegriffen und vertheidigen zu müſſen glaubte. Wenn er aber die Scholaſtiker mit allem Rechte anklagt, daß ſie den Ariſtoteles nie verſtanden hätten, ſo traf er mit dieſem Vorwurfe ſich ſelbſt nicht weniger, denn er verſtand ihn nicht beſſer als Andere. Aber den Mißbrauch, der mit ihm ge-

trieben wurde, den verstand Luther, und so galten seine Angriffe gegen Aristoteles auch in der That nur dem Gebrauche, den die Scholastiker von ihm machten, indem sie versuchten, ihn mit der Bibel und diese mit dem griechischen Philosophen in Einklang zu bringen, wodurch Beide überschraubt, verwirrt und gefälscht werden mußten.

Eine frohe Erscheinung für ihn war die Herausgabe und lateinische Uebersetzung der Bibel von Erasmus im Jahr 1516. Nur that Luther unmittelbar einen Schritt weiter, indem er bereits im folgenden Jahre mit der Uebersetzung der sieben Bußpsalmen [1]) ins Deutsche den Anfang der Bibelübersetzung zum allgemeinen Gebrauche des ganzen deutschen Volkes begann.

Die Psalmen traten überhaupt in seinen Vorlesungen, in seinen Predigten, in seinen Schriften überall in den Vordergrund. Von dem 118. Psalmen aber sagte er oft: „Das ist mein Psalm". Und gerade in dieser Bevorzugung bekundet sich die Stimmung, die ihn beherrschte. In diesem Psalm heißt es:

„In der Angst rief ich den Herrn an und der Herr erhörte mich und tröstete mich."

„Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?"

„Der Herr ist mit mir, mir zu helfen und ich will meine Lust sehen an meinen Feinden."

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten." — — —

„Man stößt mich, daß ich fallen soll, aber der Herr hilft mir."

„Der Herr ist meine Macht und mein Psalm, und ist mein Heil!" —

„Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen."

„Der Herr züchtigt mich wohl, aber er giebt mich dem Tode nicht." — —

---

[1]) Die Sieben Bußpsalmen mit deutscher Auslegung nach dem schriftlichen sinne zu Christus und Gottes Gnaden, eben seiner selben waren erkenntniß, grundlich gerichtet durch Doct. Mart. Luther 1517.

„Ich danke Dir, daß Du mich demüthigſt und hilfſt mir.“ —
„O Herr hilf, o Herr laß wohl gelingen!“ —

Im Herbſt des Jahres 1516 herrſchte eine Peſt in Wittenberg, vor der Alles floh. Einer ſeiner Freunde rieth ihm, ebenfalls das Peſtfeld zu verlaſſen. Luther antwortete ihm: „Ich hoffe, die Welt wird mit Bruder Martin nicht zuſammenfallen. Ich bin hier hergeſtellt und aus Gehorſam darf ich nicht fliehen. Das ſage ich nicht, als ob ich den Tod nicht fürchtete (denn ich bin nicht der Apoſtel Paulus, ſondern nur ſein Ausleger), aber ich hoffe, Gott wird mich aus aller meiner Furcht erretten.“[1])

10.

„Alle Beſſerung der Kirche iſt vergeblich, wo nicht erſt die Lehre gereinigt wird. Denn ſiehe an die Thorheit des Papſtes und aller Concilien, welche zum allererſten etliche äußere Ceremonien verordnen, den Prieſtern gebieten, lange Kleider zu tragen, ihre ſieben Zeiten und Meſſen fleißig zu leſen, verbieten ihnen Spiel und Liderlichkeit und heißen das eine Reformation der Kirche. Denn die Kardinäle und Biſchöfe ſind ungeſchickte Leute, haben keinen Sinn für die Lehre, verſtehen nichts davon und fragen nichts darnach. Darum muß die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt werden.“[2])

Mit dieſer Ueberzeugung ſprach Luther die Anſicht aller denkenden Chriſten der Zeit aus, die nicht durch Stellung und perſönlichen Vortheil zu einer entgegengeſetzten Anſicht verleitet wurden.

Und gerade zu dieſer Zeit ſollte Papſt Leo X. noch einmal durch die That beweiſen, daß vom Papſt und von den hohen Kirchenfürſten keine Reform zu erwarten ſei. Nachdem Leo X. und Franz I., Einer dem Andern, der Papſt dem Könige, die „gallikaniſche Kirche“ in dem Concordat von Bologna geopfert hatten, durfte der Papſt glauben,

[1]) Jürgens III. 48. — [2]) de Wette, Luthers Briefe ꝛc ꝛc. I. Nr. 23.

daß nun der Reformgedanke für immer begraben sei. In dieser Hoffnung löste Leo am 16. März 1517 das lateranische Concil auf. Wohl waren einzelne warnende Stimmen in dem Concil selbst und im Rathe des Papstes laut geworden, die wie Aegidius von Viterbo und Johann Franz Picus dem Papste zuriefen: „Die Reform ist unumgänglich nöthig; nimmt der Papst sie nicht in die Hand, so wird Gott darein greifen.“ Aber was nutzten je die Warnungszeichen über den Klippen im Weltmeere der Geschichte denen, die Gott mit Blindheit schlägt!

Am Tage vor der Auflösung des Concils ließ Leo sich noch einmal durch die versammelten Väter einen Zehnten von allen Kirchengütern der ganzen Christenheit unter dem Vorwande des Türkenkriegs zugestehen, die letzte Sitzung selbst aber schloß er mit dem für die ganze katholische Christenheit als Gesetz hingestellten Ausspruche: „Daß dem Papste allein das Recht der Auslegung in Bezug auf Alles, was er habe beschließen lassen, zukomme; und daß Jeder dem Banne verfallen sei, der es wage, ohne des apostolischen Stuhls besondere Ermächtigung die Verhandlungen und Beschlüsse des Concils zu glossiren und zu interpretiren.“ — So war die Reform für immer beseitigt.

11.

Sechs Monate später schlug Luther seine Thesen über den Ablaß an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg an. —

Die Scholastiker hatten, wie für vieles Andere, auch für den Ablaß eine neue Theorie gefunden. Nach dieser hatten Christus, die Apostel und die Heiligen viel mehr gute Werke gethan als nöthig waren, Gott wegen der Schuld aller Lebendigen zu versöhnen. Dieser Ueberfluß, dieser Schatz an guten Werken gehörte der ganzen Kirche, das Haupt der Kirche hatte über denselben zu verfügen; und wer gute Werke, das heißt: Wallfahrten, Messelesen, Almosen an Mönche und Kirchen — und endlich wer Geld für die heiligen Zwecke des römischen Stuhles gab, der erhielt dafür den nöthigen Antheil an dem

Gnadenschatz der Kirche abgetreten. Clemens VI. erhob durch eine Bulle 1342 diese Theorie zu einem Glaubensartikel, worauf dann der Handel mit Ablaß immer lebendiger betrieben wurde. So lange die Kreuzzüge währten, geschah dies unter dem Vorwande, das einkommende Geld zu Kreuzzügen zu gebrauchen; seit Europa von den Türken bedroht war, boten diese den Vorwand.

Vom Jahre 1489 an bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts trieb ein Kardinal Raymund als General-Ablaß-Commissar und Nuntius in Deutschland massenhaft Geld ein, das nach Rom wanderte, um hier einem Alexander VI. zu seiner Hauspolitik, einem Julius II. zu seinen Kriegen die Mittel zu bieten. Raymund gegenüber aber begann auch der offene Widerstand gegen den Ablaß. Die Schweizer widersetzten sich mit Gewalt dem Ablaßkram des Kardinals und auch der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen nahm Raymund sein Geld ab, unter dem Vorwande, es so lange zu verwahren bis der Zug gegen die Türken, wozu dasselbe gesammelt worden, stattfinde.

So schien der Ablaßverkauf zum Besten des Türkenkrieges nicht mehr füglich fortgesetzt werden zu können. Der Neubau der Peterskirche in Rom, den Julius II. begonnen hatte und den Leo X. fortsetzte, bot eine neue Veranlassung. Julius erließ Bullen, in welchen für Geld zum Baue der Peterskirche Ablaß für alle möglichen Sünden, ja selbst für Ketzer, geboten wurde. Diesen Ablaß verpachtete Leo im Jahre 1517 für Deutschland an den Erzbischof Albrecht von Mainz. Der Kurfürst-Erzbischof sollte die Hälfte des ganzen Ablaßertrags für sich behalten, dagegen hatte er 90,000 Gulden für das Pallium zahlen müssen, und sollte noch einmal als Vorschuß auf das Ablaßgeld 10,000 Dukaten zahlen. Das Geld lieh der Kurfürst bei dem mächtigen Augsburger Kaufherrn Fugger, wogegen dann auch ein Fuggerscher Kassenführer jeden Ablaßprediger begleitete und das Geld, das dem Volke entlockt wurde, einzog.

Der Kurfürst-Erzbischof Albrecht von Mainz wählte einen Dominikaner, Tetzel, zu seinem Ablaßprediger. Dieser Tetzel war ein kecker, verwegener Mensch, der aber im volksthümlichen Tone zu predigen verstand und alle Mittel, alle frechen Späße und groben Lügen

kannte, durch welche dem gemeinen Manne der Groſchen aus der Taſche zu locken war. Seit 1502 betrieb er das Ablaßpredigen in vieler Herren Länder Deutſchlands mit großem Erfolg, und dieſer Erfolg ſelbſt vermehrte ſeine Schamloſigkeit nicht nur in Bezug auf die Mittel, durch welche er das Ablaßgeld erlangte, ſondern auch auf ſein Leben überhaupt. In Innsbruck wurde er angeklagt, mit einer dortigen Ehefrau zwei Kinder gezeugt zu haben. Maximilian wollte ihn zum Sacke und zum Ertrinken verurtheilen, als Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, Gnade für ihn erbat. Er wurde unter der Bedingung freigelaſſen, nach Rom zu gehen und hier Buße zu thun und Ablaß für ſich ſelbſt zu erwirken. Hier aber ernannte ihn Leo von neuem zum Unter-Commiſſär des damaligen Ablaßlegaten des Papſtes, und endlich 1517 zum General-Untercommiſſär des Erzbiſchofs von Mainz für den Ablaßverkauf in Brandenburg und Sachſen. Als ſolcher trieb er ſein Weſen im Frühjahr 1517 in Wurzen, während Luther und Staupitz bei Gelegenheit einer allgemeinen Viſitation der Auguſtinerklöſter in dem Kloſter Grimma verweilten. Da kamen Briefe über das unwürdige Treiben Tetzels an Staupitz, die insbeſondere berichteten, Tetzel predige öffentlich, daß „ſobald der Groſchen in ſeinem Kaſten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer ſpringe“. Der ganze Convent zu Grimma war empört; Luther insbeſondere aber fuhr heraus und ſagte: „Nun will ich, ob Gott will, der Pauke ein Loch machen!“

12.

Noch in Grimma ſetzte Luther die Feder an; aber es ſcheint faſt, als ob er bei näherer Ueberlegung eine Weile ſtille geſtanden, ehe der Entſchluß zur That wurde. Tetzel hatte wenigſtens einen mittelbaren Auftrag des Papſtes in der Vollmacht des Erzbiſchofs Albrecht von Mainz. Ein Angriff gegen Tetzel war alſo auch ein Angriff gegen den Erzbiſchof Albrecht, gegen den Papſt. Ueberdies war Luther

ſelbſt nicht vollkommen außer allem Zweifel, wie weit er den Ablaß im Allgemeinen angreifen dürfe und müſſe.

Während Tetzel keine Ahnung hatte was ihm bevorſtand, kam er Wittenberg, wohin Luther von ſeiner Viſitationsreiſe mit Staupitz zurückgekehrt war, immer näher und langte endlich in Jüterbock an. Da hörte dann Luther von Augenzeugen bald, daß Tetzel, ſelbſt weit über den Auftrag des Erzbiſchofs von Mainz hinausgehend, eine Taxe für alle Sünden (Sodomiterei 12, Kirchenraub 7, Hexerei 6, Eltern- und Geſchwiſtermord 4 Ducaten) aushänge, daß er Dispens in Eheſachen, bei Teſtamenten und Stiftungen ertheile, was ſelbſt Biſchöfen nicht erlaubt war. Da hörte Luther, daß Tetzel geprediget habe, er hätte ſolche Gnade und Gewalt vom Papſte, daß ſelbſt, wenn Einer die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes geſchwächt habe, er es vergeben könne, ſobald derſelbe in den Kaſten lege, was ſich gebühre; — — daß Tetzel lehre „die Ablaßgnade ſei eben die Gnade, durch die der Menſch mit Gott verſöhnt werde, deswegen ſei nicht nöthig, Reue und Leid oder Buße für die Sünde zu haben, wenn Einer die Ablaßbriefe kaufe."

Es kamen endlich welche von Luthers eignen Beichtkindern, die ihm den Ablaßbrief, den ſie in Jüterbock gelöſt hatten, vorzeigten und auf denſelben hin Abſolution und die Communion verlangten. Luther verweigerte ihnen Beides.

Von nun an begann Luther öffentlich in der Schloß- und in der Stiftskirche zu Wittenberg gegen das Treiben Tetzels zu predigen, wobei er dieſen ohne Umſchweife: „Albrechts Beuteldreſcher" nannte, der dem Erzbiſchof helfen müſſe „das Pallium aus des gemeinen Mannes Beutel zu zahlen". Am 21. September 1517 veröffentlichte Luther einen „Sermon von Ablaß und Gnade", in welchem er den Grundſatz aufſtellte, man könne aus keiner Schrift bewähren, „daß göttliche Gerechtigkeit etwas Pein oder Genugthuung begehre und fordere von dem Sünder, denn allein ſeine herzliche und wahre Reue und Bekehrung mit Fürſatz, hinfürder das Kreuz Chriſti zu tragen, und die obgenannten guten Werke, Beten, Faſten, Almoſen („auch von Niemanden aufgeſetzt", fügt Luther ſeine Anſicht über die Werke während, hinzu) zu üben." — Dem Kaufe des Ablaſſes durch Geld

trat er entgegen und sagte: „Du sollst vor allen Dingen (weder St. Peter Gebäude noch Ablaß angesehen) Deinem armen Nächsten geben, willst Du Etwas geben." — „Wer Dir anders sagt, der verführt Dich und sucht Deine Seele in Deinem Beutel und fände er Pfennige darin, das wäre ihm lieber, denn alle Seelen." —

Am 31. Oktober endlich schlug Luther an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig Thesen zu einer „Disputation" über die Kraft des Ablasses — „wider den Ablaßkrämer Tetzel" an, ohne vorher irgend Jemandem seine Absicht mitgetheilt zu haben. In diesen Thesen heißt es:

„Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein so fern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei; oder aber, daß er es thue in denen Fällen, die er ihm vorbehalten hat!" —

„— Es irren die Prediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und selig werde."

„Ja, der Papst erlässet keine Pein den Seelen im Fegfeuer, die sie hätten in diesem Leben sollen büßen und bezahlen." — —

„Darum mußte der größere Theil unter den Leuten betrogen werden durch die prächtige Verheißung ohne alle Unterschiede, dem gemeinen Manne eingebildet, von bezahlter Pein." — — —

„Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von der Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre."

„Das ist gewiß, sobald der Groschen im Kasten klinget, daß Gewinnst und Geiz kommen, zunehmen und größer werden; die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen." — —

„Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein." — —

„Die lehren unchristlich, die fürgeben, daß die, so da Seelen aus dem Fegfeuer oder Beichtbriefe wollen lösen, keiner Reue noch Leides bedürfen."

„Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehört." —

„Doch iſt des Papſtes Vergebung und Austheilung mit Nichten zu verachten, denn ſeine Vergebung iſt eine Erklärung göttlicher Vergebung.“

„Wahre Reue und Leid ſucht und liebet Strafe.“

„Man ſoll die Chriſten lehren, daß, der den Armen giebt oder leihet den Dürftigen, beſſer thut, denn daß er Ablaß löſet.“

„Man ſoll die Chriſten lehren, daß der, ſo ſeinen Nächſten ſieht darben, und desungeachtet Ablaß löſet, der löſet nicht des Papſtes Ablaß, ſondern der ladet auf ſich Gottes Ungnade.“

„Man ſoll die Chriſten lehren, daß ſie, wenn ſie nicht übrig reich ſind, ſchuldig ſind, was zur Nothdurft gehört, für ihr Haus zu behalten und mit Nichten für den Ablaß zu verſchwenden.“ — —

„Man ſoll die Chriſten lehren, daß der Papſt, ſo er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peter Münſter zu Pulver verbrannt würde, denn daß es ſollte mit Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schafe erbaut werden.“

„Durch die Ablaßbriefe vertrauen, ſelig zu werden, iſt nichtig und erlogen Ding, obgleich der Ablaßvogt (Commiſſarius), ja der Papſt ſelbſt, ſeine Seele dafür zu Pfande wollte ſetzen.“ — — —

„Der rechte, wahre Schatz der Kirche iſt das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“ —

„Deshalb ſind die Schätze des Evangelii Netze, da man vorzeiten die reichen, wohlhabenden Leute mit gefiſchet hat.“

„Die Schätze aber des Ablaſſes ſind Netze, damit man jetziger Zeit den Reichthum der Menſchen fiſcht.“ —

„Wer wider die Wahrheit des päpſtlichen Ablaſſes redet, der ſei ein Fluch und vermaledeyt.“

„Wer aber wider des Ablaßpredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt oder ſich bekümmert, der ſei gebenedeyt.“ — —

„Des Papſtes Ablaß ſo groß halten, daß er Einen abſolviren oder von Sünden losmachen könne, wenn er gleich (unmöglicher Weiſe zu reden) die Mutter Gottes geſchwächt hätte, iſt raſend und unſinnig ſein.“

„Dagegen ſagen wir, daß des Papſtes Ablaß nicht die aller-

geringſte Sünde könne hinwegnehmen, ſoviel die Schuld derſelben belangt.“ —

„Sagen, daß das Kreuz mit des Papſtes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge ſo viel als das Kreuz Chriſti, iſt eine Gotteslästerung.“ — —

„Was iſt das für eine neue Heiligkeit Gottes und des Papſtes, daß ſie dem Gottloſen und dem Feinde um Geldes willen vergönnen, eine gottesfürchtige und von Gott geliebte Seele zu erlöſen, und wollen doch nicht vielmehr um der großen Noth derſelben gottesfürchtigen und geliebten Seelen willen ſie aus Liebe umſonſt erlöſen!“

„Mögen deshalben alle die Prediger hinfahren, die da ſagen zu der Gemeinde Chriſti: „Friede, Friede!“ und es iſt kein Friede.“

„Denen Prieſtern aber müſſe es allein wohl gehen, die da ſagen zu der Gemeinde Chriſti: „Kreuz, Kreuz!“ und es iſt doch kein Kreuz!“

„Man ſoll die Chriſten vermahnen, daß ſie ihrem Haupte Chriſto durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen ſich befleißigen.“

„Und alſo mehr durch Trübſal ins Himmelreich zu gehen, denn daß ſie durch Vertröſtung des Friedens ſicher werden.“ —

13.

Luther ſelbſt ſagt[1]), daß er ſeinen Kampf gegen den Ablaß „mit großer Furcht und Zittern angefangen habe.“ Er beabſichtigte, mit dieſen Theſen freilich dem Treiben Tetzels, dem Ablaßhandel in den Weg zu treten; aber zunächſt war es ihm doch nur um eine „Disputation“ zu thun, und zwar, wie er ſagt, „weil die todten Bücher ihn nicht genugſam berichten konnten, begehrte er bei den Lebendigen Rath zu ſuchen, auf daß, wo etwa fromme Leute vorhanden wären, durch den heiligen Geiſt erleuchtet, nicht allein ihm, ſondern gemeiner Chriſtenheit zu Gut, rechten und gewiſſen Bericht vom Ablaß thäten“. Er wollte „disputiren“ vom Ablaß, „nicht in der Meinung als wollte er ihn verwerfen, ſondern wollte deſſen Kraft und Weſen erlernen.“

[1]) In einer Vorrede zu einer ſpäteren Herausgabe ſeiner Disputationen.

Deswegen ſchrieb er an demſelben Tage, an welchem er die Disputation ankündigte, zugleich an den Biſchof von Brandenburg und den Erzbiſchof von Mainz und ſagte Letzterm insbeſondere: „er möge den Ablaßpredigern eine andere Weiſe und Form zu predigen befehlen, daß nicht vielleicht dermaleins ſich einer herfürthun und beiden, den Ablaßpredigern und dem Büchlein (Albrechts Inſtruction) widerſpreche und es verlege zur höchſten Schmach Eurer durchlauchtigſten Hoheit.“

Luther wollte „der Pauke Tetzels ein Loch machen“; aber daß mit dieſen Theſen für die Weltgeſchichte ein Zeitalter abgeſchloſſen werde, das hat er ſicher nicht zu hoffen gewagt. In vierzehn Tagen durchliefen dieſelben ganz Deutſchland wie auf Windesflügeln, vor Ablauf des Jahres waren ſie in Rom bekannt. Niemand hatte in Wittenberg gewagt, die „Disputation“ anzunehmen. Man ſah allerwärts in den Theſen Luthers nicht, wie Luther ſelbſt, nur Fragen an die Gelehrten, über die man „disputiren“ könne, ſondern Behauptungen, denen die große Mehrzahl aller Denkenden unbedingt beiſtimmte. „Ho! Ho! der wirds thun! Er kommt, darauf wir lange gewartet!“ war der Ausruf, mit welchem ein gelehrter Mönch, Doctor Fleck, die Theſen begrüßte. Und das Wort war aus dem Herzen von Millionen in Deutſchland und in der ganzen Chriſtenheit geſprochen. Der Ton der Theſen, der Ernſt, die Ruhe, der Muth, die männliche Einfalt, mit welchen der Gedanke, der ſo viele Herzen beherrſchte, ausgeſprochen wurde, das iſt das Verdienſt Luthers.

14.

Gleichzeitige Schriftſteller erzählen, daß Kurfürſt Friedrich der Weiſe um die Zeit, als Luther die Theſen anſchlug, im Traume einen Mönch geſehen habe, der Etwas mit großen Buchſtaben an die Schloßkirche anſchrieb; ſeine Feder wuchs während des Schreibens und wurde größer und größer, ſo daß ſie endlich bis nach Rom reichte und dem Papſte an ſeine dreifache Krone ſtieß, daß dieſe zu wanken begann. Wenn der Kurfürſt wirklich dieſen Traum gehabt, ſo bekundet er, wie ſehr Luthers Auftreten ihn beſchäftigte; wenn der Traum

nur eine Erfindung der Zeitgenossen ist, so beweist die Erfindung selbst, welche Bedeutung man dem Auftreten Luthers beilegte.

Die sächsischen Fürsten waren von Anfang an im Wesentlichen mit Luthers Widerspruch gegen den Ablaßkram einverstanden. Sie hatten sich den kirchlichen Anmaßungen gegenüber selbstständiger als die meisten andern Fürsten Deutschlands erhalten, und waren schon oft thatsächlich gegen den Ablaßkram aufgetreten. Die beiden sächsischen Hauptlinien hatten sich durch einen Vertrag vereinigt, die Erlaubniß zum Ablaßverkauf nur nach gemeinsamer Zustimmung aller sächsischen Fürsten zu ertheilen und 1481 wollte Albrecht der Beherzte gar durch ein Schiedsgericht untersuchen lassen, ob der Papst überhaupt Ablaß für Geld ertheilen dürfe. Friedrich der Weise hatte überdies Ablaßbegünstigungen für seine Schloßkirche in Wittenberg erhalten, die er sich nicht durch Tetzels Mitbewerbung schmälern lassen wollte.

Kaiser Maximilian sprach wahrscheinlich das Gefühl vieler andern deutschen Fürsten aus, als er zu Anfang des Jahres 1518 von dem Reichstag zu Augsburg aus dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen schrieb, er möge seinen Mönch fleißig bewahren, „es könne sich zutragen, daß man seiner bedürfe.“[1])

Maximilian hoffte mit Hülfe einer reformatorischen Bewegung in Deutschland den Papst leichter zu bewegen, seinem Sohne Karl von Spanien und Neapel die deutsche Königskrone erlangen zu helfen.

Viele von Luthers Freunden, seine Ordensobern insbesondere, wollten ihn zurückhalten; aber Luther antwortete ihnen: „Liebe Väter, ist das Werk nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten“. — „Man wirds nicht leiden, daß Du gegen den Papst schreibst“, sagte ein Freund zu ihm, und Luther antwortete: „Wie, wenn mans müßte leiden?“ Einem andern Freunde schrieb er: „Nicht mein, nicht meiner Gegner, nicht unser, — Dein Wille geschehe, heiliger Vater, der Du bist im Himmel. Amen!“ —

Der Bischof von Brandenburg, Hieronymus Schulz (Scultetus),

[1]) Melanchthon, Hist. de vita et actis Lutheri, pag. 17. Seckend., hist. Lutheranismi etc. Lips. 1691. pag. 42. ad III.

Inspector ordinarius der Kirche und Universität von Wittenberg, dem Luther als seinem nächsten Vorgesetzten die Thesen zugeschickt hatte, sandte den Abt des märkischen Klosters Lehnin zu Luther, diesen zu bestimmen, jede weitere Begründung und Verbreitung der Thesen einstweilen zurückzuhalten. Luther gehorchte.

Aber die Gegner Luthers und seiner Thesen zwangen ihn bald durch die leidenschaftlichsten Angriffe, zur Vertheidigung seines Werkes hervorzutreten. Ihnen gegenüber wurde das Schweigen unmöglich, wenn Luther nicht die Sache, die er für heilig hielt, und auch seinen persönlichen Ruf feige preisgeben wollte.

Tetzel ließ Luthers Thesen in Frankfurt und sonst, wo sie ihm zukamen, öffentlich verbrennen. Dann aber suchte er, um Luther ebenbürtiger zu erscheinen, auf der Universität zu Frankfurt den Doctorgrad zu erwerben, und stellte bei seiner Doctor-Disputation ebenfalls Thesen auf, welche Luthers Thesen umstoßen sollten. Ein Frankfurter Professor, Conrad Rock (Wimpina) schrieb dieselben für Tetzel. Sie vertheidigten den Ablaß als mehr werth zur Genugthuung denn Werke der Liebe, sie stellten den Papst über alle Kirchenversammlungen und gestanden ihm, in Glaubenssachen unfehlbar, allein die Macht zu, den Glauben zu bestimmen, den Sinn der heiligen Schrift zu erklären. Als diese Gegenthesen in Wittenberg ankamen, stürmten die Studenten das Haus dessen, der sie verkaufte und verbrannten sie, eben so wie Tetzel die Lutherschen Thesen in Frankfurt auf offener Straße verbrannt hatte.

Noch vor Ablauf des Jahres 1517 erhob sich auch bereits in Rom selbst eine Stimme gegen Luther, die eines magister sacri palatii des Papstes Leo, Sylvester Mazolini von Prierias, der in einem gegen Luther gerichteten Dialog[1]) auf jede These Luthers eine Antwort gab, „die allgemeine Kirche ist die römische, das Haupt aller Kirchen ist der Papst; der Papst kann nicht irren; ein Ketzer ist, wer anders über den Ablaß lehrt, wie die römische Kirche; und wer lehrt, daß die Seele, wenn das Geld im Kasten klingt, aus dem Fegfeuer

[1]) Dialogus in praesumptuosas Martini Lutheri conclusiones de potestate Papae.

erlöst sei, der lehrt die reine katholische Wahrheit; der Ablaß ist nicht bekannt durch die heilige Schrift, sondern durch die Autorität der römischen Kirche und der römischen Päpste, die größer ist, als die der Schrift.“[1])

Der Eindruck, welchen diese Schrift bei ihrem Erscheinen auf Luther und dessen Freunde machte, war der Art, daß sie glaubten, es sei dabei absichtliche Uebertreibung, wie bei den Briefen der Dunkelmänner, im Spiele. Schon deswegen ließ Luther vorerst diese Angriffe über sich ergehen. Er schwieg, weil ihn sein Bischof darum gebeten, vielleicht auch in Folge eines Briefes, worin Leo bereits am 3. Februar 1518 den General der Augustiner, Gabriel Venetus, aufforderte, das Feuer, welches Luther angezündet, sofort durch alle Mittel, die ihm zu Gebote ständen, zu dämpfen. Ein Konvent der deutschen Augustiner in Heidelberg, während des Monats April abgehalten, scheint mit dieser Mahnung Leos in Verbindung zu stehen. Luther wurde vielfach gewarnt, demselben nicht beizuwohnen, weil ihm unterwegs Böses zugedacht sei. Er ging trotz aller Warnung großentheils allein zu Fuß von Wittenberg nach Heidelberg und trat unterwegs überall, wo sich die Gelegenheit bot, mit seinen Ansichten offen hervor. Von größerer Bedeutung als der Konvent selbst, dem Luther in Heidelberg beiwohnte, und dessen Beschlüsse die Geschichte nicht aufbewahrt hat, war eine öffentliche Disputation Luthers in Heidelberg, bei welcher er in achtundzwanzig Thesen aus der Theologie und zwölf Thesen aus der Philosophie seine Ansichten über den freien Willen, die Gnade und den Glauben im Gegensatze zu der Werkheiligkeit und sodann über die scholastische und aristotelische Lehrmethode mit Ruhm und Erfolg vertheidigte. Mehrere seiner damaligen Zuhörer (Bucer, Brenz, Schnepf, Theobald Billicanus) wurden eifrige Anhänger der Reform; der Kurfürst-Pfalzgraf Wolfgang, an den der Kurfürst von Sachsen Luther empfohlen hatte, schrieb an jenen, daß Luther mit seiner Disputation der Universität Wittenberg „kein klein Lob ge-

[1]) Loescher, vollständige Reform.-Acta und Documenta. II. p. 31.: Indulgentiae auctoritate scripturae nobis non innotuere, sed auctoritate Ecclesiae Romanae et Romanorum pontificum quae major est.

macht", und daß ihm „großer Preis von vielen gelehrten Leuten nachgesagt werde."

15.

Wenige Tage, nachdem Luther von dem Heidelberger Konvent in Wittenberg wiederangelangt war, schickte er ein größeres Werk zur Vertheidigung seiner Ansichten in Bezug auf den Ablaß dem Bischof von Brandenburg (22. Mai), und zugleich durch seinen General-Vikar Staupitz dem Papst Leo X. selbst zu (30. Mai). Luther schrieb seinem Bischofe, daß er in der Arbeit streichen könne, was er wolle, ja sie ganz verbrennen, wenn er das für nöthig halte; „denn", setzt er hinzu: „ich weiß ja, daß Christus meiner nicht bedarf." Dem Papst Leo sagte er in dem Geleitbriefe, daß er sich mit Allem, was er sei und habe, ihm zu Füßen lege, und was er auch über sein Werk beschließe, er des Papstes Stimme als die „Stimme Christi, deß Statthalter Du bist und durch den Du redest" anerkennen werde.

Es war diese Schrift[1]) eine umfassende Vertheidigung seiner Thesen. In der Einleitung „protestirt" er, daß er „Nichts sagen wolle, was nicht aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern, den päpstlichen Rechten und Decretalen" zu beweisen sei. Und was sich daraus nicht beweisen lasse, das wolle er „als eine Sache darüber sich disputiren läßt, nach dem Urtheil der Vernunft und der Erfahrung halten." Die „bloßen Meinungen und den Wahn der h. Thomas und Bonaventura oder anderer Schulgelehrten und Kanonisten möge man „seines Gefallens verwerfen oder annehmen". — Nach dieser Einleitung geht Luther seine fünfundneunzig Thesen einzeln durch. Die vier ersten Thesen „behauptete er und bewies sie"; es waren diejenigen, in welchen er den Satz aufstellte, daß „Buße" eine „Erneuerung im Geist und im Gemüthe" bedeute. Ueber die fünfte These, daß der Papst nur die Pein erlassen könne, die er selbst laut der Canones aufgelegt, will er nur „disputiren", wobei er dann aber behauptet, daß die Macht des Schlüssels, zu binden und zu lösen,

[1]) Resolutiones et Probationes.

nur „auf Erden" Wirkung habe, da sie sonst alle Himmel durchlöchern würde. In der Begründung der folgenden Thesen giebt er die Vermittlung der Priester bei der Vergebung der Sünden in der Beichte nur als nützlich, nicht als nothwendig zu. In Bezug auf die Thesen über das Fegfeuer kommt er zu dem Doppelschluß: Wenn die Seelen die Strafen nicht willig tragen, dann sind sie verdammt; tragen sie dieselben willig — ihnen zur Reinigung, — wozu beten wir dann für dieselben? „Behaupten und beweisen" aber will er, daß es Irrthum und Betrug sei, zu sagen: „durch des Papstes Ablaß werde der Mensch von aller Pein los und selig."

Bei Gelegenheit der fünfundzwanzigsten These, wo jedem Bischof und Seelsorger gleiche Gewalt, wie dem Papste über das Fegfeuer zugestanden wird, sagt er: „Dies ist nun eine Lästerung, deswegen man mich des tausendfachen Todes würdig achtet, nämlich nach dem Ausspruch der Ablaßkrämer, ich will nicht sagen der Geldschneider." Luther fühlt, daß er so hartem Kampfe entgegengehe wie alle, die vor ihm gewagt, die Mißbräuche der römischen Kirche anzugreifen. Er sagt: „Freilich haben wir jetzt einen sehr guten Papst an Leo X.; — aber die guten Päpste verlachet heut zu Tage Rom selbst, ja Rom eben am allermeisten. Denn in welchem Theile der Christenheit spielet man mehr mit den Päpsten, als in Rom, welches das wahre Babylon ist! — So sollte auch ich stillschweigen, wenn ich hätte für klug wollen gehalten sein. Aber es ist besser, daß von Narren, von Kindern, von Trunkenen die Wahrheit gesagt, als daß sie ganz und gar verschwiegen wird; damit die Gelehrten und Weisen in ihrem Muthe desto beherzter werden, wenn sie hören, daß wir ungelehrte, gemeine Leute auch endlich einmal schreien, weil sie es zu grob machen". — Vorsichtig zu Werke gehend sagte er weiter: „Ich zweifle und disputire", ob der Papst eine gerichtliche Gewalt über das Fegfeuer habe. Aber „so viel ich gelesen habe und sehe, bleibe ich dabei, selbige zu verneinen, bin aber bereit selbige zu bejahen, wenn die Kirche es zu bejahen erst belieben wird. — — Hat der Papst aber die Schlüssel zum Fegfeuer, so ist er grausam, daß er das Fegfeuer nicht ausleeret."

Endlich bekämpft Luther in dieser Arbeit von neuem den Aristo-

teles und die scholastische Theologie, welche die „Theologie des Kreuzes" verdrängt habe; den „Reliquien in Gold, Edelstein und Seide" setzt er die „Reliquien Christi, sein Kreuz und Leid in himmlischen, lebendigen, vernünftigen, unsterblichen, reinen und heiligen Gefühlen in den Herzen der Gläubigen" gegenüber.

16.

Den Erfolg, den diese „Vertheidigung" seiner Thesen in Rom haben werde, sah Luther voraus. Er war auf den Bann selbst gefaßt. Kaum ein paar Wochen, nachdem seine „Resolutionen und Beweise" an Leo abgeschickt waren, hielt er eine „Rede über die Kraft des Bannes" (Juli 1518). Hier stellte er vor Allem den Grundsatz auf: „daß Gott mehr zu gehorsamen sei, denn den Menschen". In Bezug auf den Bann, auf die Ausschließung aus der Gemeinschaft der Gläubigen selbst sagt er: „Es giebt eine zweifache Gemeinschaft der Gläubigen, eine geistliche und innerliche, eine äußerliche und leibliche. — Die geistliche besteht in dem gemeinsamen Glauben, Liebe und Hoffnung gegen Gott, — die kann keine Creatur uns nehmen; Niemand kann uns von der Gemeinschaft Gottes absondern, denn allein der Mensch sich selbst durch seine eigne Sünde und Missethat. — Der Bann kann hiernach nur von der äußern Gemeinschaft der Sacramente, Leichenbegängnisse, gemeinsamen Gebets und anderer leiblicher Nothdurft der Dinge und Gemeinschaften ausschließen, nicht aber die Seele dem Teufel zusprechen und ebensowenig der Güter der Kirche, des gemeinsamen Gebets berauben. Der Bann bezweckt nur eine heilsame getreue Beförderung zur Seligkeit. In diesem Endzwecke wird eine solche Gewalt nicht schaden, sondern heilsam sein, wenn Ihr Euch nur geduldig derselben unterwerfet, oder aber mit Bescheid und großer Demuth daraus wirket und allerwegen die Mutter, die christliche Kirche, vor Augen habt". — „Der unrechte Bann aber ist ein köstliches Verdienst, — denn alsdann kannst Du mit dem 109. Psalm sagen: „Fluchen sie, so segnest Du!" — — „Und so Einer zu Unrecht gebannt würde, soll er sich ja vorsehen, daß er nicht nachlasse mit Worten und Thaten, darum er gebannt wird, zu entschuldigen; — soll

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

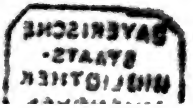
er den Bann geduldig tragen und also gebannt sterben; auch alldieweil er zu Unrecht gebannt ist, nicht scheuen, ob ihm gleich das Sacrament versagt, er nicht bestattet und begraben würde; denn diese Dinge sind alle weit geringer, denn daß man die Gerechtigkeit und Wahrheit deswegen sollte fahren lassen. — Selig und gesegnet ist, der in unrechtem Bann stirbt; denn dieweil er um der Gerechtigkeit willen, welche er nicht verschwiegen oder verlassen hat, solche harte Strafe erduldet, wird er mit der ewigen Krone der Seligkeit begnadigt werden."

So gerüstet erwartete Luther die da kommenden Dinge.

17.

Unmittelbar nach der Ankunft seiner „Resolutionen und Beweise" in Rom, wurde Luther von Leo vor den römischen Stuhl geladen, während zugleich zwei Richter zur Einleitung des Verfahrens gegen ihn ernannt wurden; der eine dieser beiden war derselbe Magister palatii Sylvester Mazolini Prierias, der gegen Luther im Tone der Dunkelmänner geschrieben hatte. Ehe Luther aber die Ladung nach Rom erhielt, hatten sich auch die Dinge in Deutschland wenigstens in so weit verändert, daß jetzt Maximilian eher des Papstes als des „Mönchs" bei der Wahl seines Sohnes Karl „einmal zu bedürfen" glaubte; deswegen schrieb er unter dem 5. August 1518 vom Reichstag zu Augsburg aus an Leo, warnte vor der reformatorischen Bewegung, die Luther veranlaßt hatte, forderte ihn auf, die Anstifter derselben zu dämpfen und versprach ernstlich darüber zu wachen, daß, was der Papst in diesem Handel beschließe, von Jedermann im ganzen Reiche gehalten werde.

Der Kurfürst Friedrich von Sachsen mochte ebenfalls Gründe haben, in diesem Augenblicke dem Papste gegenüber einzulenken; er schrieb in Folge der Nachricht, daß Luther als Ketzer nach Rom vorgeladen (im August 1518) an den Kardinal Rafael de Rovero, daß es ihm von Herzen wehe thun werde, wenn Irrthum im heiligen Glauben entstehen und Fortgang haben sollte. Vor der Sünde, solche Irrthümer zu fördern, solle ihn Gott bewahren.



Während diese Stimmung in den höhern Kreisen herrschte, gelangte die Vorladung (am 7. August) in die Hände Luthers. Er zeigte ihr gegenüber eben so viel Klugheit als Entschlossenheit. In der Ueberzeugung, daß in Rom sein Prozeß unter allen Umständen verloren sein würde, bot er vorerst Alles auf, zu erlangen, daß dieser Prozeß nicht in Rom, sondern vor Schiedsrichtern in Deutschland abgeurtheilt werde. Die Universität Wittenberg, der Generalvikar Staupitz und auch der Kurfürst Friedrich unterstützten ihn in diesem Bestreben so nachdrücklich, daß es endlich gelang, den Papst zu veranlassen, seinen Legaten in Deutschland, den Kardinal Thomas de Vio von Gaeta (Cajetan) zu beauftragen, den Ketzer Luther vor sich zu berufen, ihn bei Reue und Buße wieder in die Kirche aufzunehmen; wenn nöthig, ihn zu verhaften und auf Befehl dem römischen Stuhl zu stellen; oder, falls er seiner nicht habhaft werden könne, ihn als Ketzer zu verfluchen und in den Bann zu thun.

Der offenen Anklage gegenüber trat Luther nur um so offener und rücksichtsloser gegen Rom auf. Vorerst ließ er jetzt seine „Resolutionen" drucken. Dann konnte jetzt auch kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß Prierias Schrift ernst gemeint sei und den Beifall des römischen Hofes habe. Deswegen wies Luther jetzt Prierias Schrift kurz und kräftig zurück. „Du machst den Papst aus lauter Schmeichelei zu einem Monstrum, indem Du ihm die höchste geistliche und weltliche Macht zutheilst, ihn über Priester und Kaiser erhebst", hieß es unter Anderm in Luthers Antwort.

Luther war zu dieser offenen Sprache noch durch andere Angriffe herausgefordert worden. Der Kölner Ketzerrichter Hochstraten schrieb ebenfalls gegen Luther und trug einfach und kurz darauf an, ihn zu verbrennen. Luther weist ihn ab und sagt: „Gehe hin, Du unsinniger, blutdürstiger Mörder, der des Bluts der christlichen Brüder nicht satt werden kann! — Das sei Dir, Bluthund und Feind der Wahrheit, gesagt, und so Dich Dein rasender Grimm treiben würde, daß Du Etwas wider mich wolltest vornehmen, so siehe zu, daß Du bedächtig handelst und Dir Zeit dazu nehmest, deß will ich Dich erinnert haben. — — Ich wollte öffentlich vor Aller Welt beweisen

und wahr machen, daß in vierhundert Jahren kein schädlicherer, giftigerer Ketzer wäre, denn eben Jakob Hochstraten."

18.

Unterdeß war die Ladung des Kardinal-Legaten Cajetan an Luther gelangt. Dieser wurde abermals gewarnt, Wittenberg nicht zu verlassen, und abermals war seine Antwort: „Die Seele werden sie mir nicht nehmen; das Wort Christi ist mit dem Tode erkauft, mit dem Tode ist es geprediget, durch den Tod muß es erhalten werden." Er ging über Weimar, wo der kursächsische Hof sich aufhielt, zu Fuß bis Nürnberg allein; von hier aus begleitete ihn sein Freund der Doctor Wenzel Link, der ihm auch eine Kutte leihen mußte, da die Seinige den Dienst versagte. So kam er am 8. October in Augsburg an. Der Kardinal gab sich alle Mühe, ihn ohne kaiserliches Geleit in seine Hände zu bekommen. Luthers Freunde, die staatsklugen Rathsherren von Augsburg, Langenmantel, Auerbach und der gelehrte Peutinger verhinderten dies, so daß die erste Zusammenkunft zwischen Luther und dem Kardinal erst stattfand, nachdem das kaiserliche Geleit in Luthers Händen war.

In drei verschiedenen Zusammenkünften und Unterhandlungen zwischen dem Kardinal und Luther benahm letzterer sich in seinem äußern Auftreten so ehrerbietig, wie dies einem Vertreter des Papstes gegenüber der Brauch der Zeit war. Luther bekannte sich unumwunden zu seinen Thesen; aber war erbötig „sich eines bessern belehren zu lassen."

Der Kardinal verlangte von Luther, er solle insbesondere widerrufen, daß der Kirchenschatz des Ablasses nicht das Verdienst und das Leiden Jesu Christi sei, und ebenso widerrufen, daß ein Mensch, der das Abendmahl empfangen wolle, den Glauben haben müsse, daß nur der Glaube rechtfertige. Das Endergebniß der dreimaligen Unterhandlung war, daß Luther eine schriftliche Erklärung abgab, in welcher er bei seiner Ansicht blieb, daß die Lehre von dem „Kirchenschatze" dem Worte der Schrift widerspreche, daß der „Ablaß zwar ein gut Ding, aber ohne Nutzen und Besserung" sei. In Bezug auf den

zweiten Streitpunkt, „daß kein Menſch vor Gott könne gerecht werden, denn allein durch den Glauben", ſagt Luther ſchließlich: „Darum wolle Euer Hochwürdigſte väterliche Liebe bei unſerm allerheiligſten Papſt Leo X. für mich bitten, daß er ſich nicht zu ſo großer, ſtrenger Ungnade und Ungüte gegen mich bewegen laſſe, meine Seele in Finſterniß zu werfen; welche doch nichts Anderes, denn das Licht der Wahrheit ſucht und ganz willig und bereit iſt zu weichen, und alle Schrift und Lehre zu ändern und zu widerrufen, wenn ſie unterweiſet wird, daß ſie die oben erzählten Sprüche anders verſtehen ſoll. Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich mich deshalb ſchämen wollte, das, ſo ich unrecht gelehrt hätte, zu widerrufen. Allein, daß ich nicht gedrungen werde, wider die Meinung meines Gewiſſens Etwas vorzunehmen." Die Form der Ablehnung war ſo beſcheiden, als die Ablehnung ſelbſt entſchieden. Der Kardinal fühlte dies, warf die Schrift bei Seite und forderte von Luther unbedingten Widerruf. Er berief ſich dabei immer auf die „Extravaganz Clemens VI.", die Stelle, durch welche dieſer Papſt die Lehre vom „Kirchenſchatze der Verdienſte Chriſti" feſtgeſtellt hatte. Als aber dieſe Stelle vorgeleſen wurde, zeigte ſich, daß dieſelbe eher im Geiſte Luthers ſagte: „Chriſtus habe durch ſeine Leiden den Schatz erworben", — nicht, daß ſein Leiden der Schatz ſelbſt ſei, worauf Luther den Kardinal unterbrechend, ſagte: „Wohlan, hochwürdigſter Vater, erwäget das Wort: erworben!" Dieſer, betroffen, rief nur um ſo heftiger aus: „Gehe und komme mir nicht wieder unter die Augen, es ſei denn, daß Du widerrufeſt."

Es fanden dann noch Unterhandlungen durch Vermittler ſtatt. Cajetan ließ Luther wiſſen, daß wenn er nur den Satz vom Ablaß widerrufen wolle, man ſich vielleicht weniger ſtrenge in Bezug auf den Glauben erweiſen werde. Luther wurde auch von ſeinen Freunden, die für ihn das Geſchick Hußens fürchteten, veranlaßt, in noch beſcheidnerem Tone als zuvor an den Kardinal zu ſchreiben, daß er „den Thoren nach ihrer Thorheit antwortend" verleitet worden ſei, unbeſcheiden, heftig und unehrerbietig gegen den Papſt zu ſein; „daß er künftig anders reden, ja die Materie vom Ablaß gänzlich ruhen laſſen wolle, wenn man auch ſeinen Gegnern Stillſchweigen auferlege". Immer aber ſetzt er von neuem hinzu: „er wolle widerrufen, wenn er eines

Beſſern belehrt werde; der Papſt möge die Frage durch die Kirche entſcheiden laſſen und er werde ihr gehorchen."

Der Kardinal würdigte dieſe Erklärung keiner Erwiderung. Staupitz verließ Augsburg am 17. Oktober im Geheimen, ebenſo Link. Beide gingen nach Nürnberg, aber auf verſchiedenen Wegen, um ſo, wenn ihnen nachgeſtellt werde, wenigſtens nicht zuſammen aufgegriffen zu werden. Luther blieb noch mehrere Tage in Augsburg, eine Antwort des Kardinals abwartend. Des Letztern fortgeſetztes Schweigen erſchien Luthers Freunden nur um ſo drohender, als überdies das Gerücht immer entſchiedener behauptete, daß der Ordensgeneral der Auguſtiner eingewilligt habe, Luther gefangen nehmen zu laſſen; ſo daß die ihm befreundeten Augsburger Rathsherren endlich Luther beredeten, in der Nacht vom 20. October auf einem Pferde, das ihm Staupitz, ehe er ſelbſt Augsburg verließ, verſchafft hatte, von dem Rathsherren Langenmantel begleitet, durch ein kleines Thörchen der Stadtmauer Augsburg zu verlaſſen. „So hatte der Kardinal den Gaul beim Schwanze", wie Luther ſelbſt ſich ausdrückte.

In einem Schriftſtück, das er in Augsburg hinterlegte, appellirte er von dem Commiſſär Cajetan und den in Rom ernannten Richtern de Genutiis und Prierias an den beſſer unterrichteten Papſt. Der Kardinal aber wendete ſich jetzt an den Kurfürſten von Sachſen und forderte die Auslieferung Luthers an Rom. Um dieſem entgegenzuwirken, berichtete Luther ſelbſt ſeinerſeits an Friedrich über die Vorfälle in Augsburg; er zeigt, wie Alles darauf hinausgehe, „den Papſt an Chriſti Statt zum Prieſter und Geſetzgeber der Welt" zu erheben; und wie er „dieſe groben welſchen und römiſchen lahmen Poſſen, die nun den Kindern ſo bewußt ſind, daß ſie davon ſingen und ſagen", bekämpft habe, weil ſie gegen die heilige Schrift gingen. Er bittet Friedrich, ihn nicht nach Rom auszuliefern, da dies nichts Anders hieße, als zum Mörder an ihm werden. „Weil ſie aber auch den Kurfürſten ſelbſt angreifen und ihm, weiß nicht was für Unglück dräuen", ſetzt Luther hinzu, „ſo will ich in Gottes Namen des Kurfürſten Lande verlaſſen und dahin ziehen, wohin mich der barmherzige Gott haben wolle." —

Der Kurfürſt war wirklich mit dem Banne bedroht worden;

deswegen dachte Luther selbst und noch mehr seine Freunde eine Weile sehr ernstlich an seine Auswanderung nach Paris. In einer seiner Predigten nahm er sogar Abschied von seiner Gemeinde. Das Alles aber verhinderte ihn nicht, wie er zum Schlusse seines Berichts an Friedrich sagte: „Gottlob zur Zeit noch fröhlichen Herzens zu sein". Schon ehe seine Berufung von Cajetan an Leo in Rom angelangt sein konnte, ging die Nachricht ein, daß seine Verurtheilung bevorstehe. Und wirklich stellte Leo X. in einer Bulle vom 8. November, zwar ohne Luther zu nennen, die Ablaßtheorie, wie Luther sie bestritt, als Kirchenlehre auf und bereitete so Luthers schließliche Verurtheilung als unvermeidlich vor. Auf jene Nachricht hin legte Luther am 28. November 1518 zu Wittenberg eine neue Appellation ein, und zwar diesmal von „dem allerheiligsten Herrn Leo, der nicht wohl unterrichtet ist", an ein künftiges allgemeines Concil. Gleichzeitig bereitete er die Herausgabe aller Aktenstücke über die Verhandlungen in Augsburg vor, die denn auch im December veröffentlicht wurden.

19.

Neue Unterhandlungen, die unterdeß von Seiten des Papstes Leo durch einen sächsischen Edelmann, den päpstlichen Kämmerer Karl von Miltiz, mehr bei dem Kurfürsten von Sachsen als bei Luther angeknüpft worden waren, wurden durch diese Veröffentlichungen Luthers gestört. Kurfürst Friedrich der Weise theilte Luthers Ansichten in der Hauptsache, er achtete ihn seines ganzen Wesens und schätzte ihn des Glanzes wegen, den er der Universität Wittenberg verlieh. Als der Kurfürst Luther unmittelbar mit dem Banne bedroht sah, ließ er diesen zwar bitten, Wittenberg und Sachsen zeitweilig zu verlassen, gleichzeitig aber schrieb er[1]) dem Kardinal Cajetan, der Luthers Auslieferung fast in drohendem Tone verlangt hatte, — — wenn er aus sicherm Grund und Ursach erkennen sollte, daß Luthers Lehre gottlos und unhaltbar, er sich selbst sagen würde, was zu thun sei, ohne daß es einer Ermahnung oder Erinnerung bedürfte. Sein

[1]) 8. December 1518.

Wille und Meinung sei, mit Gottes Hülfe, Ehre und Gewissen zu bedenken. „Die Forderung aber, Martin Luther entweder nach Rom zu schicken oder aus unserer Herrschaft zu vertreiben, ist unberechtigt, so lange Luther des Verbrechens der Ketzerei noch nicht überwiesen ist. Wenn er ausgetrieben würde, so würde dies zum großen Nachtheil unserer Universität geschehen, welche bis auf diesen Tag als eine christliche bekannt ist, und sowohl viel gute Lehrer als auch Schüler hat."

Dieser Brief Friedrichs ist wohl mit Ursache, warum Karl von Miltiz unmittelbar nachher einen neuen und glücklichern Versuch bei Luther selbst machte, diesen zum Nachgeben zu bewegen.

20.

Der Kaiser Maximilian I. war eben gestorben (am 12. Januar 1519) und Friedrich der Weise thatsächlich Reichsverweser geworden. Dieser mußte über Alles wünschen, bei der Königswahl nicht durch die lutherische Streitfrage mit dem Papste und dessen Anhängern in offenem Kampfe zu stehen. Luther seinerseits hatte die höchsten Verpflichtungen gegen Kurfürst Friedrich, dessen tapferer Brief vom 8. December an Cajetan gerade in diesen Tagen bekannt wurde. Luther wurde durch denselben zum innigsten Dankgefühle gestimmt. Spalatin und Pfeffinger, des Kurfürsten Räthe und Luthers Freunde, boten Alles auf, Luther zu einem Frieden oder wenigstens Waffenstillstand mit dem Papste zu veranlassen; während Luther hoffte, daß sein Beschützer, Kurfürst Friedrich, zum Kaiser gewählt, ihm und seinen Bestrebungen den Sieg im weitesten Felde gegen alle Angriffe Roms verleihen werde.

Das waren die Ursachen, warum Luther sich, nicht ohne Widerstreben, nicht ohne inneres Mißbehagen, zu neuen Unterhandlungen mit von Miltiz herbeiließ. Durch Briefe, im mildesten Tone abgefaßt, von dem päpstlichen Abgeordneten eingeladen, traf Luther in einem Hause Spalatins zu Altenburg mit dem Vermittler zusammen. Von Miltiz umarmte den „Ketzer", schmeichelte ihm auf jede Weise, gestand, daß er bei seiner Reise durch Deutschland auf zwei Päpst-

liche stets drei Lutherischgesinnte gefunden habe, und gab sich große Mühe, eine Art Friedensschluß zwischen dem römischen Stuhl und Luther zu Stande zu bringen. Luther gestand endlich zu, daß er in der Materie (vom Ablaß) „hinfürter stille stehen und die Sach sich todt bluten lassen wolle, — soferne der Widerpart — (die Ablaßkrämer und Ablaßvertheidiger) — auch schweige". — Er verpflichtete sich, zu bekennen, „daß er zu hitzig und zu scharf" gewesen; versprach, das Volk durch einen Zeddel zu vermahnen, „der römischen Kirche gehorsam und ehrerbietig zu sein". Schließlich erklärte Luther sich bereit, sich einem Schiedsurtheil des Erzbischofs von Salzburg zu unterwerfen [1]). In dem Briefe aber, in welchem Luther dem Kurfürsten den Vertrag anzeigte, schrieb er diesem: „Ich besorge, so ich weiter werde angefochten mit Gewalt und Worten, so wird das Ding erst recht herausfahren, und aus dem Schimpf ein Ernst werden. Denn ich habe meinen Vorrath noch ganz. Darum ich das Beste achte, man möchte stille stehen in der Sache". In Bezug auf das Schiedsgericht sagt er: „Ich sorg, der Papst wollt nicht leiden einen Richter; dann werde auch ich des Papstes Urtheil nicht leiden! — Weiß Euer fürstliche Gnaden, ob ich Etwas mehr thun möcht, wollts mir um Gottes Lieb gnädig mittheilen. Ich will gerne Alles thun, Alles leiden, daß ich nur nicht weiter aufzustechen verursacht werde. Denn aus der Revocation wird Nichts!" [2])

Die „Sache", die „sich zu todt bluten" sollte, war der Ablaßstreit. Luther aber durfte glauben, dieses Zugeständniß um so eher machen zu können, als der Ablaßhandel in Deutschland kaum noch das Haupt zu heben wagte. Von Miltiz half der guten Stimmung, in der Luther sich befand, noch durch einen Brief nach, den er von Leipzig aus, wohin er von Altenburg ging und wo er mit Tetzel zusammentraf, über sein Benehmen gegen diesen an Pfeffinger, den Rath des Kurfürsten Friedrichs schrieb. „Ich habe Tetzel", heißt es in diesem Briefe, „mit der Rechnung des Commissionärs aus dem Hause Fugger, der das Ablaßgeld eingenommen hat, überwiesen, daß er alle

[1]) Briefe Luthers an Friedrich d. W. Anfang Januar 1519. Walch XV. 840. — [2]) a. a. O. 840, 841.

Monate 130 Gulden für ſeine Mühe gehabt hat; dazu alle Koſten frei, einen Wagen mit drei Pferden und noch zehn Gulden monatlich für ſeinen Diener, ohne das, was er oben drein geſtohlen hat. So hat Tetzel, der noch überdies zwei Kinder hat, der Kirche gedient. Ich werde Alles nach Rom berichten und ein Urtheil über Tetzel erwarten." Das Urtheil war bald nicht mehr nothwendig, denn die Art, wie Miltiz Tetzel behandelte, hatte dieſen ſo erſchüttert, daß er krank wurde und in wenigen Tagen ſtarb. — So durfte Luther glauben, daß „ſeine Sache" gewonnen, daß er in dem Ablaßſtreit den vollkommenſten Sieg davon getragen habe. In dieſer Stimmung, bei der Lage der Dinge in Deutſchland, die den Kurfürſten Friedrich, den Beſchützer der Reform, wenn alle Hinderniſſe beſeitigt wurden, zum Throne berufen konnte, ließ Luther ſich Anfangs Februar 1519 zur Herausgabe eines offenen Briefes: „Dr. Martin Luthers Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von ſeinen Abgönnern aufgelegt und zugemeſſen worden", herbei. Hier ſagte er: Die Heiligen ſoll man „ehren und anrufen"; freilich ſetzt er dann gleich hinzu: „närriſch aber iſt, ſie anders denn als Fürbitter anzurufen, da Alles durch Gott allein gethan wird." Das Fegfeuer ſoll man glauben und den armen Seelen in ihrer Pein mit Faſten, Beten und Almoſen helfen, was man vermag; daß man aber „mit Ablaß ins Fegfeuer rauſchen will" — „glaube wer da will, ich will es nicht glauben, es werde denn feſter bewieſen". Was den Ablaß anbelangt, ſo iſt es „genug einem gemeinen Manne zu wiſſen, daß derſelbe eine Entledigung der Genugthuung für die Sünde, doch ſo, daß er gar viel geringer iſt, denn gute Werke. — — Es ſündiget Niemand, der Ablaß nicht löſet, verdient auch nichts, der ihn löſet; wer aber Ablaß löſet, und ſeinem Nächſten nicht hilft, der ſpottet Gott und ſich ſelbſt. — Was mehr vom Ablaß zu wiſſen iſt, ſoll man den Gelehrten in den Schulen laſſen. — Gottes Gebot ſoll man über der Kirche Gebot achten; ſchwören, fluchen, afterreden, ſeinem Nächſten nicht helfen, iſt aber viel ärger als Fleiſch am Freitag eſſen. — Eine große Verkehrung iſt, den Papſt und ſeine Worte mehr fürchten, denn Gott und Gottes Wort. — Siehet man einen Ehebrecher, Räuber, Lügner, ſo iſt es nichts Sonderliches, — ſo aber Jemand Fleiſch äße am Freitag oder ſonſt

Kirchengebote nicht hielt, der muß ärger sein denn ein Heide." — „Von den guten Werken habe ich gesagt, und sage noch, daß Niemand — durch gute Werke fromm wird, sondern gute Werke geschehen allein durch den, der fromm ist. Gleichwie die Früchte machen nicht den Baum, sondern der Baum bringet die Früchte; — die freien, sichern, hoffährtigen guten Werke habe ich verworfen." — Von der römischen „Kirche" endlich sagt er: — — „Ob es leider in Rom also stehet, daß wohl besser tüchte, so soll man sich doch nicht von der Kirche reißen und scheiden; ja, je übler es zugeht, desto mehr soll man zulaufen und anhangen. Was die Gewalt und Obrigkeit des römischen „Stuhls" vermag, wiefern dieselbe sich strecket, laß die Gelehrten ausfechten. — Die Einigkeit aber sollen wir in Acht nehmen und bei Leibe nicht widerstreben päpstlichen Geboten, dem heiligen römischen Stuhl soll man in allen Dingen folgen; — doch keinem Heuchler nimmer glauben!" —

„Siehe, nun hoffe ich, es sei offenbar, daß ich der römischen Kirche nichts nehmen will, wie mich meine lieben Freunde schelten!" waren die Schlußworte dieses offenen Briefes. „Seinen Freunden" zu lieb schrieb er in demselben Geiste am 3. März auch einen Brief an den Papst Leo X. selbst. Miltiz habe von ihm einen Widerruf gefordert, den er verweigern zu müssen erklärt; dagegen aber bezeugt er vor Gott und allen seinen Creaturen, „daß er nie Willens gewesen, noch sich mit Ernst vorgesetzt habe, die römische Kirche und des Papstes Gewalt auf einigerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend einer List etwas abzubrechen", worauf er die Miltiz gemachten Zusagen wiederholt.[1])

Am folgenden Tage (am 4. März) schrieb Luther an Spalatin: „Ihr habt mich zweimal ermahnt, daß ich in meiner deutschen Apologie vom Glauben und den Werken, ingleichen vom Gehorsam der römischen Kirche gedenken soll. — — Ich habe mir nie einfallen lassen von dem apostolischen römischen Stuhl abzufallen. Ich kann es auch leiden, daß er Aller Herr genannt werde und wirklich sei. Was frage ich darnach! da ich auch weiß, daß der Türke seiner Ge-

[1]) Brief Luthers an Leo. 3. März 1519. Walch XV. 849.

walt halber zu ehren und zu leiden ſei, denn ich weiß, daß ohne Gottes Wille keine Gewalt zu finden iſt. Aber das ſuche ich, nach meiner Treue zu Chriſto, daß ſie ſein Wort nicht nach Belieben zerren und herumfudeln ſollen. Es mögen die römiſchen Schlüſſe das Evangelium lauter laſſen und Alles Andere hinnehmen; ſo will ich kein Haar regen. Darum will ich gerne den Vergleich halten und nichts voraus anfangen, weil doch wohl Disputation wird Disputation bleiben, darauf die Gelehrten nur ſehen. Dem gemeinen Manne ſoll ſein Recht bleiben.“ [1])

Die „Macht“ des Papſtes war für Luther eine Thatſache. Die Aufgabe aber, die er ſich ſtellte, war, zu wachen, daß das Evangelium lauter bleibe, das Wort Chriſti nicht gezerret und herumgefudelt werde. Das Mittel hierzu war ihm noch immer die Disputation unter den Gelehrten, die er ſich vorbehielt.

Die Zeitgenoſſen Luthers wurden durch dieſen Nothhalt kaum geſtört, da ſie, beſſer als die nachkommenden Geſchlechter den ſcharfen Unterſchied zwiſchen „römiſcher Kirche“ und „römiſchem Stuhl“ im Gegenſatze zum „römiſchen Hofe“ feſthielten, und ſehr gut wußten, wem es galt, wenn Luther ſagte: „dem römiſchen Stuhle ſoll man folgen, aber keinem Heuchler nimmer glauben!“

21.

Schon zehn Tage nach dem Briefe an Leo (am 13. März 1519) ſchrieb Luther dem Kurfürſten Friedrich, daß es ihm „nicht länger gebühren wolle, die Wahrheit in Spott ſtecken zu laſſen.“ Er ſetzt hinzu: „Nun bin ich noch von Herzen geneigt, Euer kurfürſtlichen Gnaden treuen Rath gehorſam zu folgen, und aller wege ſtille zu ſtehen, ſo ſie (die Gegner) auch ſtill ſtehen; — — wo aber nicht, bitt ich Euer kurfürſtlichen Gnaden gar unterthäniglich, wollt mirs nicht verungnaden, daß ichs im Gewiſſen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit (im Stiche) zu laſſen.“ —

Johann von Eck, Profeſſor zu Ingolſtadt, gab die nächſte Veran-

[1]) de Wette I. S. 235. Walch XV. Anhang S. 74.

lassung zu diesem Briefe. Eck der Mayr hieß und von Eck war, hatte schon früher einmal mit Erasmus angebunden und dessen Annotationen zum neuen Testamente in Einzelheiten getadelt. Erasmus fertigte ihn sehr heftig ab: „Ich lasse mir gerne rathen, aber es giebt Leute, die viel zu unwissend sind, als daß mir ihre Bemerkungen von Nutzen sein könnten, und diese sind in der Regel meine ärgsten Feinde. Andere beabsichtigen mit ihrem Tadel nichts, als mich zu verkleinern, um für sich dadurch ein Fünkchen Ruhm zu erhaschen". Erasmus nannte Eck einen „theologischen Klopffechter" [1]), und weil er ihn für einen solchen hielt, hat er ihn beim ersten Zusammentreffen so mit Hohn übergossen, daß er nicht Lust hatte zu einem zweiten Angriffe. In einem Werkchen, das er „Obelisken" nannte, hatte Eck Luthers Thesen gleich nach ihrem Erscheinen angegriffen; Luther sie in einer Antwort, die er „Asterisken" nannte, vertheidigt. Während Luther nach Augsburg ging, um sich hier bei dem Kardinal Cajetan zu verantworten, ließ sein Mitlehrer Karlstadt ohne Luthers Mitwissen eine Reihe von Thesen zur Vertheidigung Luthers gegen Eck drucken. Luther selbst sah diese Einmischung eines Dritten in seinen Kampf nicht gerne. Desto eifriger griff Eck den hingeworfenen Handschuh auf, eilte nach Augsburg, besprach hier mit Luther selbst eine Disputation zwischen ihm und Karlstadt über die streitigen Fragen, damit, wie Luther sich ausdrückte, „des Streitens und Bücherschreibens einmal ein Ende werde und die Welt nicht länger sagen dürfe, daß die Theologen sich stets bekämpften und nie einigten" [2]). Eck veröffentlichte Gegenthesen zur Disputation mit Karlstadt und forderte dann in einem Briefe (vom 19. Februar) an Luther diesen unmittelbar zur Theilnahme an der Disputation heraus, indem er ihm sagte, daß er wohl bemerkt haben werde, wie seine Gegenthesen nicht sowohl gegen Karlstadt als gegen ihn, Luther, gestellt seien; worauf dann Luther „in Gottes Namen" die Herausforderung annahm und seinen Freunden schrieb, daß die Disputation den „römischen Gesetzen und Gebräuchen" sicher nicht förderlich sein werde. [3])

---

[1]) Theologum militarem. — [2]) Luther an Eck, 15. Nov. 1518. de Wette I. 171. — [3]) Briefe vom 20. Febr. de Wette I. S. 229, 232.

Das war die Veranlassung, warum Luther am 13. März dem Kurfürsten den geschlossenen Waffenstillstand kündigte. Die innere Ursache aber deutet er näher an in einem Briefe, welchen er an demselben Tage mit jenem an den Kurfürsten an Spalatin schrieb, und in welchem es heißt: „Ich studire fleißig die Decrete der Päpste zum Zwecke meiner Disputation und weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selbst oder sein Apostel ist, so gar jämmerlich wird Christus, das ist die Wahrheit, hier gefälscht und gekreuzigt. Es schmerzt mich tief, daß das Wort Gottes so geächt wird unter dem Scheine christlicher Gesetze und christlichen Namens.“ [1])

22.

Eck hatte die Universität Leipzig zur Disputation gewählt; sie war die natürliche Nebenbuhlerin von Wittenberg; es herrschten dort die Scholastiker, die Dominikaner und auch das Haupt des Albertinischen sächsischen Fürstenzweiges, Herzog Georg der Bärtige, der mit neidischem Auge zu der Stellung seines Vetters, des Kurfürsten Friedrich, hinaufsah.

Als Luther durch seine Vorlesungen und seine Predigten in Wittenberg nach und nach großen Ruf erlangt hatte, wurde er von Herzog Georg eingeladen, auch einmal in Dresden zu predigen. Es geschah dies am Jakobstage 1517. Die Predigt, welche nicht erhalten ist, war im Geiste Luthers eine Durchführung des Grundsatzes, daß Menschenwerk nichts, Christi Werk und Gottes Gnade Alles sei. Der Herzog Georg fühlte heraus, daß der Mensch, der nur in Liebe zu Gott und aus Gnade das Gute thue, und sich nicht mehr zum „Werke“, wie es die Kirche fordere, zum Beten, Fasten und Almosen verpflichtet glaube, auch das „Werk“, welches der Fürst und Staat forderten, nicht mehr so hoch, wie das Landesfürstenthum dies verlangte, achten werde. Er nannte die Predigt eine „Mönchspredigt“, und behauptete, daß „wenn die gemeinen Leute wüßten, wie man allein

[1]) de Wette I. 239. Walch XV. 624.

durch Chriſtum ſelig werde, ſie ſich gar keiner guten Werke mehr befleißigen würden.“ [1])

Anfangs wollten weder die Univerſität noch Herzog Georg Luther ſelbſt an der Disputation theilnehmen laſſen; was auch nur mit großer Mühe und im letzten Augenblick durchgeſetzt wurde. Während es bis zu Anfang Juni 1519 faſt ſchien, als ob der Herzog Georg die Erlaubniß zur Disputation Luther nicht ertheilen werde, veröffentlichte dieſer ſeine Beweisgründe zur Vertheidigung des Hauptſtreitſatzes über den Primat des Papſtes [2]), „daß der Papſt der erſte, vornehmſte ſei, geweſen ſei und ſein werde“, — gab er als „That oder Geſchichte, als Gottes Wille“ zu. Aber „ob die Beweisgründe gelten, damit die päpſtliche Oberherrſchaft bewahrt wird“, darüber ſtritt er und ſuchte darzuthun, „daß die Decrete und Beweisthümer, worauf man bisher die Lehre der päpſtlichen Obergewalt gebaut habe, Nichts bedeuten und Nichts auf ſich haben“. — „Du biſt Petrus und auf dieſen Fels will ich meine Kirche bauen“, gilt nach ſeiner Auslegung „nicht für Petrus allein, ſondern für die ganze Amtsgewalt der Apoſtel und Jünger“ — und iſt „auf alle Kirchen“ gegeben; und ebenſo heißt „Du biſt Petrus“, vor Allem nicht: „Du biſt der Oberſte!“ Die päpſtlichen Decrete, zur Unterſtützung der päpſtlichen Oberhoheit, nennt Luther einfach: „gottloſes Zeug“; und über den Eid der Treue, den die Päpſte von den Biſchöfen fordern, ſagt er: „man darf Chriſto, dem Meiſter der Freiheit nicht dienen, man werde denn erſt ein geſchworner Sclave des römiſchen Hofes.“ Die Schenkung Conſtantins noch zugebend, ſagt er: daß was ein Kaiſer ſchenken konnte, ein Kaiſer nehmen kann. In Bezug auf die Befreiung der Geiſtlichkeit von allen weltlichen Pflichten, des Papſtes vom Gehorſam gegen den Kaiſer ruft er aus: War Chriſtus nicht geiſtlich, da er mit Petro dem Kaiſer den Zinsgroſchen gab? Hat er die Päpſte ausgenommen, als er ſagte: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!“ — — Die Antwort der Decrete und der Römer, daß hier nur von dem Zeitlichen die Rede, weiſt er mit dem Ausrufe zurück: „Wenn Du

[1]) Jürgens III. S. 300, 301. — [2]) Dr. M. Luthers Erörterung oder Beweis des dreizehnten Satzes von der Gewalt des Papſtes.

dem Kaiſer Macht giebſt über alle zeitlichen Dinge, warum entziehſt Du ihm denn Deine zeitlichen Güter, daß ſie ihm nicht unterthan ſein ſollen? Und was mehr, und ein unausſprechlicher Gräuel iſt, warum nimmſt Du, behältſt Du, verleiheſt und veränderſt Kaiſerthümer, Reiche und Herrſchaften?" Die Lehre von den „zwei Lichtern" nennt er „Poſſen, mit denen man das Wort Gottes fälſche und verkehre. Weg mit den Larven!" Endlich ſucht er zu beweiſen, daß die Decrete, mit welchen man die oberſte Hoheit des Papſtes belegen möchte, „innerhalb vierhundert Jahren jung geworden, und daß dawider Hiſtorien von eintauſend einhundert Jahren" ſind. Er fährt dann fort und ſagt: „Da heutigen Tags Alles in Rom grundverderbt und unrein iſt, und man, wie die ſchändlichen Fuchsſchwänzer haben wollen, kein Wort reden ſoll, das nicht ſolche Ungeheuer lobe, rechtfertige und ehre, — was iſt es denn Wunder, wenn unter dem ehrwürdigen Namen der römiſchen Kirche ſo viel Böſes die ganze Kirche mit vollem Strom überſchwemmt hat, und es in ſolchen Wirbel gezogen, daß ihm Niemand widerſtehen kann?" Die Päpſte Gregor IX., Bonifacius VIII., Clemens V. hält er für die Verfaſſer der Decrete, weil ſie auf derſelben Betrieb und Anſtalt kund geworden, ausgegangen, geboten und eingeführt wurden. — Nun aber, „da dieſe Decrete den höchſten Glaubensartikeln gleich geſchätzt worden — ſo haben wir den Vortheil davon, daß — das Evangelium Niemand weiß, die Bubenſtücke frei und ungeſtraft hingehen, die römiſchen Fuchsſchwänzer ſchändlich herrſchen und Tyrannei treiben, daß unter dem weiten Himmel nichts Gräulicheres iſt und mehr ſtinket, als der Name des römiſchen Hofes!"

23.

Eck war vor Luther in Leipzig angekommen und mit großem Pomp empfangen worden. Am 24. Juni rückten auch die Wittenberger ein. Luther geſtand Doctor Karlſtadt den Vortritt zu: er ſelbſt kam mit Philipp Melanthon im zweiten Wagen; in einem dritten begleitete ſie der Rector der Univerſität, Herzog Barnim von Pommern. Zweihundert Wittenberger Studenten mit Spießen und Hellebarden

bildeten die Schutz- und Ehrenwache ihrer Lehrer. In den Vorverhandlungen wurde gegen Luthers Ansicht, daß frei disputirt werden solle, „um Eins oder das Andere zu überzeugen und zu gewinnen", auf Ecks und seiner Freunde Dringen, festgestellt, daß die Disputation schriftlich aufgenommen und den Universitäten Paris und Erfurt zum Urtheile vorgelegt werde.

Am 27. Juni begann die Disputation in dem zu diesem Ende mit zwei Lehrstühlen versehenen und festlich geschmückten Saale des Schlosses, in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen, des Herzogs Barnim von Pommern und zahlreicher weit und breit herbeigeströmter Zuhörer, Grafen, Ritter, Gelehrte, Geistliche, Mönche, Studenten und schlichter Bürger. Wie bei dem Einzuge, so erhielt Karlstadt auch bei der Disputation den Vortritt. Der freie Wille, den Karlstadt leugnete, Eck vertheidigte, war der Gegenstand ihres Streites, in welchem Eck schließlich Karlstadt gegenüber doppelt im Vortheile erscheint. Man verhinderte Karlstadt, seine Belegstellen abzulesen, während ein besseres Gedächtniß und eine unverwüstliche Keckheit seinem Gegner Eck erlaubten, solche ohne Anstoß auf gut Glück herzusagen; dann aber war auch der philosophische Standpunkt Karlstadts überhaupt schwer zu halten. Die Disputation dauerte vom 27. Juni bis zum 3. Juli.

Am 4. Juli kam Luther an die Reihe. Ein Zeitgenosse, der gelehrte Humanist Petrus Moselanus, Professor der Beredsamkeit in Leipzig, hat als Augenzeuge ein Bild der Streitenden hinterlassen, das älteste, das von Luther auf die Nachwelt gekommen ist. Moselanus schildert Eck als einen großen, breitschultrigen, ungeschlachten, redefertigen und lautsprechenden Kämpen; von Luther sagt er: „Martinus ist mittlerer Größe, magern Leibes, von Sorgen und Studien so angegriffen, daß man fast seine Knochen zählen kann. Er ist im rechten Mannesalter und hat eine klangvolle, durchdringende Stimme. Seine Gelehrsamkeit und Sachkenntniß sind wunderbar, er ist stets schlagfertig. An Stoff fehlt es ihm nicht, denn es steht ihm ein außerordentlicher Vorrath von Dingen und Belegstellen zu Gebot. Im täglichen Leben ist er höflich und freundlich, nicht finster, nicht stolz, weiß sich in die Gelegenheit zu fügen. In Gesellschaft ist er

angenehm, munter, stets heitern Angesichts, was auch seine Widersacher Böses im Spiele gegen ihn führen; so daß man wohl glauben muß, er handle in so wichtigen Sachen nicht ohne Gottes Beistand." — Im Gegensatze zu diesem Bilde schildern seine Feinde ihn als zornigen und verstörten Blickes, und behaupteten, daß er geheimen und vertrauten Umgang mit dem Teufel habe, den er in einer verschlossenen Büchse bei sich trage. „Wirklich", setzt sein katholischer Biograph Ullenberg hinzu: „bemerkte man, daß er am Finger einen silbernen Ring trug, an welchem Etwas an einem Faden angebunden war."[1])

Luther vertheidigte seine Aufstellung, daß Christus und nicht der Papst das Haupt der christlichen Kirche sei, mit allgemeinen Gründen, Bibelbelegen und Stellen aus den Kirchenvätern, wogegen Eck schließlich die Behauptungen Luthers für längst verdammte hussitische Ketzereien erklärte. Luther wies die Anklage zurück, indem er Eck vorwarf, daß er alle griechischen Heiligen und Märtyrer, die nie unter Rom gestanden, aus der Kirche werfe. Als er offen hinzusetzte, daß übrigens unter den Artikeln des Huß und der Böhmen mehrere seien, die er für vollkommen christlich und evangelisch halte; — empörte dies den Herzog Georg so, daß er die Arme in die Seiten stemmte und laut ausrief: „Das wallt die Sucht!" —

An den folgenden Tagen (8, 11, 12, 13, 14. Juli) disputirten Eck und Luther noch über das Fegfeuer, den Ablaß, die Reue, Absolution, Genugthuung, worauf Karlstadt am 15. und 16. Juli mit Eck die abgebrochene Disputation über den freien Willen fortsetzte. Luther wartete den Schluß derselben nicht ab, sondern war bereits am 14ten abgereist.

Die Leipziger sprachen sich laut für Eck aus; die Päpstlichen theilten diese Ansicht. Luther selbst sagt seinerseits: daß bei der Disputation die Zeit verschwendet, nicht aber die Wahrheit erforscht worden sei; er setzt hinzu: „Wenn aber Eck und seine Anhänger sich des Sieges rühmen, so wird ihr Gewissen es ihnen anders sagen."

---

[1]) Ullenberg, Geschichte der lutherischen Reformatoren. Uebersetzt Mainz 1836. I. S. 47.

24.

Die Leipziger Disputation hat an und für sich in Bezug auf die Entscheidung der Streitfragen natürlich gar keine Folgen gehabt. Dennoch ist sie Epoche machend in der Geschichte der Reformation. Luther wurde durch dieselbe dem Papstthum gegenüber in eine neue Stellung hineingedrängt, die er von nun an nur um so tapferer vertheidigen mußte, je lauter seine Gegner erklärten, daß er dieselbe in der Disputation nicht zu halten im Stande gewesen sei. „Eck frohlockt, triumphirt und herrscht nicht länger, bis wir unsere Meinung ausgehen lassen", schreibt Luther selbst über die Disputation an Spalatin zur Mittheilung an Kurfürst Friedrich. Die Zeit war für ihn gekommen, wo er seinen „Vorrath" in die Welt hinauszuschicken sich getrieben fühlte.

Vorerst aber war der Siegesruf der Päpstlichen vorherrschend in Deutschland. Kaum sechs Wochen nach dem Schlusse der Leipziger Disputation (am 30. Aug.) wurden Luthers Schriften in Köln verdammt, drei Monate später (7. Nov.) folgte die Universität zu Löwen dem Beispiele der Kölner. Und als Luther dies Urtheil der beiden Universitäten mit Ernst und Schärfe zurückwies, wurden seine Schriften in Köln und Löwen auf offenem Markte feierlich verbrannt. — Eck nannte jetzt in seinen Schriften über die Disputation Luther einen hussitischen Ketzer, einen Ungehorsamen der Kirche und trug bei dem Kurfürsten selbst darauf an, seine Schriften verbrennen zu lassen. Miltiz machte den Versuch, Luther in die Hände seiner Gegner, in die Gewalt des Papstes zu liefern. Luther hatte in dem Vertrage mit Miltiz zugestanden, sich dem Schiedsurtheile des Erzbischofs von Salzburg (und später auch dem des Erzbischofs von Trier und des Bischofs von Naumburg) unterwerfen zu wollen. In Folge dessen forderte jetzt Miltiz Luther auf, nach Koblenz zu kommen und sich hier vor dem Erzbischofe von Trier seinem Urtheile zu stellen. Luther antwortete ausweichend. Miltiz aber richtete sich dann an den Kurfürsten Friedrich. Dieser war vor Jahren veranlaßt worden, sich um die geweihte Rose bei Papst Leo zu bewerben. Jetzt versuchte von Miltiz die Wirkung dieses Geschenkes. Friedrich aber

hatte unterdeß, von Luther und deſſen Anhängern belehrt, erfahren, welche Rolle die geweihte Roſe in der Geſchichte Deutſchlands als Lockmittel zur Erreichung von Zwecken, die tauſende und hunderttauſende ſolcher Roſen werth waren, geſpielt hatte. So nahm der Kurfürſt jetzt die Roſe nicht einmal perſönlich in Empfang; und ließ Herrn von Miltiz nur 200 fl. für die Ueberbringung auszahlen, worauf dieſer noch 200 fl. beanſpruchte, weil er ſelbſt ſo viel in Rom dafür an die Schreiber und Hofleute habe zahlen müſſen. Die Abſicht, Friedrich durch dies und andere Mittel zu veranlaſſen, Luther nach Koblenz zu ſchicken, ſchlug um ſo mehr fehl, als Miltiz dem Kurfürſten ſchrieb, daß Luther ſich zu dieſer Reiſe erboten habe, was ſich bald als unwahr herausſtellte. Miltiz verſuchte dann in einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Luther in Liebenwerda (8. Okt. 1519) noch einmal die Mittel, die ihm früher ſeinen augenblicklichen Erfolg bei Luther erringen halfen; aber es gelang ihm nicht, dieſen zu veranlaſſen, freiwillig in die Falle zu gehen, die ihm in Koblenz geſtellt war, da Luther ſich nur dazu verſtand auf einem Reichstage, oder auch in Koblenz und Trier, aber nur unter der Bedingung von Reichsgeleit, ſich zu verantworten. Erſt dann trat Miltiz offen bei Kurfürſt Friedrich mit der Forderung, Luther zwangsweiſe nach Koblenz zu ſenden, hervor, worauf Friedrich in ſeiner Antwort ſich von Luther frei ſagte, d. h. verweigerte, ihn auszuliefern.

Der Ruf, daß Luther zum Huſſitenthum übergegangen ſei, veranlaßte dieſen, einen „Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heil. wahren Leichnams Chriſti“ herauszugeben (December 1519), in welchem er ſich vollkommen katholiſch über die Gegenwart des wahren Fleiſches und Blutes Chriſti im Brod und Weine des Sakramentes ausſprach; die Meſſe als ein Zeichen „daran wir uns üben und gewöhnen, in Chriſtum und ſeiner heiligen umſichtlichen Liebe Hülfe und Beiſtand zu erwägen“ vertheidigte; dann aber die Spendung des Sakramentes in beiderlei Geſtalt an die Laien als nützlich darſtellte. Letzteres gab Veranlaſſung zu noch heftigeren Anklagen gegen Luther, als der huſſitiſchen Ketzerei verfallen. Herzog Georg von Sachſen forderte den Kurfürſten Friedrich auf, ſolchem Scandal in ſeinem Lande ein Ende zu machen. Friedrich aber wies dieſe Aufforderung zurück. — Der Biſchof von Meißen, der ſeines Landesfürſten Herzogs Georg

Ansichten theilte, verurtheilte den Sermon und forderte seine Dioecesanen auf, ihm die Schrift auszuliefern; wofür Luther, in einer sehr heftigen Schrift den Erlaß des Bischofs widerlegte; was dann am Hofe des Kurfürsten selbst so mißfiel, daß Spalatin Luther warnen zu müssen glaubte. Dieser aber antwortete seinem Freunde: „Ich habe Dir schon zuvor geschrieben, daß diese Sache nicht nach Deinem, meinem oder irgend eines Menschen Gutdünken angefangen oder geführt ist; ist sie aber aus Gott, so wird sie weit wider, außer, über und unter Dein und mein Verstehen zu Ende kommen. — — Für Dich ist zu fürchten, daß Du nicht zu klug werdest, wie für mich, daß ich nicht zu thöricht werde. Ich gestehe, den Menschen mißfällt allzu große Thorheit, aber noch weit mehr mißfällt Gott allzu große Weisheit. Ich bitte Dich, wähne nur nicht, daß diese Sache ohne Lärm, Aergerniß und Aufruhr gehen könne. Du machst aus dem Schwerte keine Feder, aus dem Kriege keinen Frieden. Das Wort Gottes ist Schwert, Krieg, Zerstörung, Aergerniß, Verdammniß, Gift; und wie Amos sagt, wie der Bär auf dem Wege und die Löwin im Walde, so tritt es den Kindern Ephraim entgegen. — So reißt mich Gott fort; der mag sehen, was er durch mich vollbringe; denn ich bin gewiß, Nichts von dem ist von mir gesucht und erbeten, sondern Alles durch die Wuth Anderer mir ausgepreßt worden. Sei guten Muthes und achte nicht auf das, was vor Deinen Augen liegt.“ [1])

25.

Nicht weniger thätig als Luthers Gegner waren aber unterdeß auch Luthers Freunde gewesen, die Freunde der antirömischen Ansichten und Grundsätze, deren mächtigster Vertreter Luther nach und nach geworden war. Einen sehr gewandten Kampfgenossen fand Luther in Philipp Melanthon, welcher ihn auch zu der Leipziger Disputation begleitete.

Philipp Schwarzerd (geboren 1497 zu Bretten in Schwaben)

[1]) de Wette I. S. 416. u. Walch XI, 725. ꝛc. ꝛc.

war ein Neffe Reuchlins und durch diesen — der auch seinen Namen ins Griechische (Melanthon) übersetzte — in das Sprachstudium eingeweiht worden. Auf seines Oheims Empfehlung wurde er 1518 Professor der griechischen Sprache und Literatur in Wittenberg, wo sich dann sehr bald das engste Verhältniß zwischen ihm und Luther herstellte. Die große Gelehrsamkeit des noch jungen Mannes war selbst bei der Disputation in Leipzig Luther und Karlstadt von bedeutendem Nutzen gewesen. Noch während der Disputation schrieb Melanthon (21. Juli) einen Brief über dieselbe an Johann Oecolampadius, durch welchen Eck sich beleidigt glaubte und dem „Grammatiker" mit stolzem Gelehrtendünkel antwortete. Melanthon erwiderte in einem Schriftchen, in welchem er mit Geist, Milde und in schöner Sprache den Grundsatz Luthers, daß die Bibel in ihrem einfachen Wortsinn über allen Kirchenvätern und aller Kirchenautorität stehe, auf eine Weise vertheidigte, daß er von da an zum zweiten Vorkämpfer der Reformation wurde. Luther selbst durfte schon jetzt von ihm sagen: „Ich schäme mich nicht, meine Meinung zu verlassen, wenn die Ansicht jenes „Grammatikers" nicht mit der meinigen übereinstimmt. Das thue ich wegen der Gnade, die Gott in ihn gelegt hat. Ich lobe nicht Melanthon, sondern das Wort Gottes in ihm. Ich tadle auch Eck nicht, aber von ganzem Herzen verabscheue ich die Ränke, durch welche er Haß und Zwietracht hervorrufen will." —

Oecolampadius (Johann Hausschein 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren), der schon Erasmus bei der Herausgabe der Bibel zur Hand gegangen und dann erst Lehrer und darauf Pfarrer in Basel gewesen war, trat ebenfalls gegen Eck in die Schranken, geißelte ihn, daß er es wage, die Anhänger Luthers „Ketzer und Lutheraner" zu nennen, und rief schließlich aus: „Ja, wir sind lutherisch, sofern Luther ein Freund des Evangeliums und der christlichen Freiheit ist". So hatten die Gegner auch der neuen Gemeinde, fast ehe dieselbe sich zu bilden anfing, den gemeinsamen Namen aufgedrungen. —

Die nachhaltigste Unterstützung aber fand Luther in Ulrich von Hutten und dessen Schriften.

26.

Zwischen Luther und Hutten lag eine von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehende Lebensanschauung und Lebensweise. Der tapfere Ritter begriff lange den viel tapferern Mönch nicht; dennoch trafen sie endlich in demselben Punkte zusammen, so naturgemäß war in dieser Zeit der Kampf gegen das Papstthum für alle, auch noch so weit auseinander liegende Lebensanschauungen im deutschen Volke. Das verhinderte aber natürlich auch wieder nicht, daß, als der fromme Mönch und der freiheitsliebende Ritter sich endlich näher getreten waren, ihre Verbindung nur eine Weile dauerte, bis die in ihnen thätigen Gegensätze sie, wenn auch stets demselben Feinde gegenüber, doch wieder auf ganz entgegengesetzte Stellungen hinriß.

Hutten schrieb zu Anfang des Jahres 1518 seinem Freunde dem Grafen von Neuenar, „daß sich vor kurzem in Wittenberg eine Partei gegen das Ansehen des Papstes erhoben, daß die Führer beider Parteien Mönche seien, die gegen einander schrien, heulten und klagten, so laut sie könnten, und kürzlich sogar angefangen hätten, gegeneinander zu schreiben. Thesen und Artikel sind gedruckt und ausgearbeitet worden, und so hoffe ich, daß die Mönche sich einander selbst aufreiben werden.“ [1]) —

Den Reichstag von Augsburg besuchte Hutten im Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz zu derselben Zeit, als Luther hier vor Kardinal Cajetan erschien. Aber auch hier fand keine nähere Berührung zwischen ihnen statt. Luther hatte in Tetzel auch dessen Vollmachtgeber, Albrecht, verletzt; und wenn dieser auch in wunderlichem Widerspruche, während er für Rom Ablaßgelder eintrieb, zugleich den reformatorischen Ansichten huldigend, die Humanisten beförderte und Hutten in Dienst nahm, so war und blieb doch Albrecht mißgestimmt gegen Luther. Dies war wohl eine Hauptursache, warum Luther und Hutten in Augsburg sich nicht suchten oder nicht fanden.

Hutten aber war zu Augsburg sehr thätig in dem Rom feindlichen Geiste gewesen. Er hatte durch eine Rede über den Türken-

[1]) Epistolae ad comitem de Nuenar. p. 6.

krieg verhindern geholfen, daß die Türkensteuer wie bis jetzt in die Kasse des Papstes floß. In Folge dieser Rede war Hutten seines Dienstes beim Kurfürsten von Mainz entlassen worden. Dennoch kehrte er im Juni des folgenden Jahres wieder nach Mainz zurück.

Die harten Schläge, die Luther unterdeß in Leipzig selbst und in Folge der Leipziger Disputation durch seine neuesten Veröffentlichungen geführt hatte, belehrten Hutten, daß der Angriff Luthers gegen den Ablaß und die Oberherrschaft des Papstes mehr als Mönchsgeschrei war, und so klagte dieser seinen Freunden in Erfurt (Eobanus Hessus), daß er „um des Kurfürsten von Mainz willen nicht wagen dürfe, gemeinschaftlich mit Luther zu handeln." Auch Luther wurde seinerseits jetzt auf Huttens Schriften, insbesondere seine Herausgabe des Laurentius Valla aufmerksam gemacht. Von dieser schrieb er am 24. Februar 1520 an Spalatin: „Wie wunderbar ist Gottes Gericht, daß diese römische Finsterniß und Schlechtigkeit nicht nur so viele Jahrhunderte hindurch fortgedauert, sondern sogar die Oberhand behalten; daß man in die Decretalen solche gottlose, plumpe, unverschämte Lügen hineintragen und an die Stelle der Glaubensartikel setzen konnte! Kann ich noch zweifeln, daß der Papst der Antichrist ist?" [1]) Wenn zwischen Hutten und Luther auch vorerst noch keine persönliche Berührung stattfand, so waren deswegen die Wechselbeziehungen durch ihre Werke zwischen ihnen nicht weniger groß und folgereich.

Zu Anfang des Jahres 1520 ließ Hutten eine Reihe von Schriften in Mainz drucken, die alle auf dasselbe Ziel hinschlugen. In der Bibliothek von Fulda entdeckte er eine alte Handschrift, die eine lebendige und begeisterte Vertheidigung König Heinrichs IV. gegen Gregor VII. enthielt. Er veröffentlichte dieselbe, widmete sie dem Erzherzoge Ferdinand, dem Bruder des neuen Kaisers Karl V., Maximilians I. Nachfolger, und versah sie mit einer Vorrede, in welcher er die Hoffnung aussprach, daß Kaiser Karl die deutsche Nation von dem schimpflichen Joche der weibischen Römlinge befreien werde.

Fast gleichzeitig erschien ein Schriftchen, trias Romana (oder Vadiscus) genannt, in welchem Hutten rhetorisch spielend immer

[1]) de Wette I. S. 420. — Walch XXI. 617.

drei Sätze neben einander stellt, die, wie drei Hammerschläge auf ein und dasselbe Stück Eisen fallend, den Papst und den römischen Hof Schlag um Schlag treffen. „Unsere Freiheit", sagt er in der Einleitung, „war durch die Fesseln der Päpste gebunden. Ich löse diese Fesseln; die Wahrheit war aus unserm Vaterlande verbannt, ich bringe sie zurück." — Die drei im Gespräche aufgeführten Personen der **trias Romana** (Hutten, sein Freund Ehrenhold und Vadiscus, ein Reisender) sagen im Verlaufe der Schrift: — — „Kein Volk wird in Rom so allgemein verachtet wie die Deutschen und warum? weil wir uns aus sinnloser Frömmigkeit von nichtsnutzigen Römlingen das abschwindeln lassen, was ihre tapfern Vorfahren uns nicht durch die Macht ihrer Waffen entreißen konnten. Alt und Jung, Mann und Weib, Kaufmann und Handwerker, der Geistliche, der Höfling spotten in Rom geheim und öffentlich unserer Einfalt. — Deutschland kann sich um die Kirche selbst nicht mehr verdient machen, als wenn es den tausendfachen Erpressungen der Päpstlinge auf einmal ein Ende macht und die römischen Schreiber, Protonotarien und wie sie alle heißen, des verdienten Hungertodes sterben läßt. — — Selbst die Türken sollten nicht sobald und so nachdrücklich bekriegt werden, als die Ruchlosen, welche Christum, seine Altäre und Sakramente, ja den Himmel selbst verkauft haben und noch alle Tage feil bieten." — — „Drei Dinge", sagt Vadiscus der Reisende, „bringt man von Rom zurück: ein verletztes Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Geldbeutel; drei Dinge tödtet Rom: gute Gewissen, ächte Frömmigkeit und die Heiligkeit des Eides; an drei Dingen hat Rom Ueberfluß: an Gift, an Alterthümern, an öden Plätzen; dreierlei Waare wird in Rom öffentlich verkauft: Christus, geistliche Würden und Weiber; an drei Dinge glauben in Rom nur Wenige: an die Unsterblichkeit der Seele, an die Gemeinschaft der Heiligen, an die Strafen nach dem Tode, — wer letztere nur erwähnt, macht sich in Rom lächerlich; drei Dinge lernet man in Rom besser kennen als sonst in einer Stadt: die Kunst zu schwelgen, die Kunst zu betrügen, die Kunst aller natürlichen und unnatürlichen Lüste; drei Dinge betrüben Rom: die Einigkeit der deutschen Fürsten, die abnehmende Blindheit des deutschen Volkes, das Bekanntwerden der römischen

Ränke." In dieſem Tone wird die Unzucht, die Sodomitiſche Sünde, der Hochmuth, die Käuflichkeit der Kardinäle, der Höflinge, die Erpreſſungen durch Palliengelder, Annaten, Reſervationen, Dispenſationen ꝛc. ꝛc. mitleidslos gegeißelt.

Bald nachher, Ende Mai, veröffentlichte Hutten eine Sammlung alter handſchriftlicher Sendſchreiben der hohen Schulen von Paris, Prag und Oxford aus den Zeiten des großen Schisma und der Reformconcilien zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts[1]), die in Bopart zufällig aufgefunden worden waren, und die Hutten mit einem „Aufrufe an die Deutſchen" einleitete: „Die alten Theologen ließen ſich durch ihr Gewiſſen leiten", ſagt er hier, „heute ſind ſie nur Schmeichler und Augendiener, die, wenn ſie mal ihr Amt thun wollen, entweder über leere Poſſen Aufhebens machen, oder, den Mächtigen zu Gefallen, ehrliche Leute in Haß, Gefahr, ins Verderben ſtürzen. — — Dabei gebährden ſie ſich als Helden, wenn ſie zu Gunſten des römiſchen Biſchofs oder ſeiner Legaten die Stacheln ihres Urtheils gegen die kehren, welche beſtrebt ſind, mit dem Zeugniß evangeliſcher Wahrheit den Aberglauben aus den Gemüthern der Gläubigen auszurotten und die wahre Religion von jeder Schminke zu befreien. — Aber, ſoviel ich ſehe, wird die Tyrannei, wenn nicht Alles trügt, bald vernichtet werden. Denn gelegt iſt bereits an die Wurzel die Axt, und ausgerottet wird jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt. Inzwiſchen ſeid guten Muthes, ihr deutſchen Männer, und feuert Euch wechſelſeitig an. Nicht unerfahren, nicht ſchwach ſind Eure Führer zur Wiedergewinnung der Freiheit. Beweiſet auch Ihr Euch unerſchrocken und ermattet nicht mitten im Kampfe. Denn durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen. Beſonders mit ſolchen Kräften, ſo gutem Gewiſſen, ſo günſtiger Gelegenheit, einer ſo gerechten Sache, und bei der höchſten Höhe, auf welche das Wüthen der Tyrannei geſtiegen iſt. Das thut, und damit fahret wohl. Es lebe die Freiheit. Ich habe es gewagt!"

---

[1]) De schismate extinguendo et vera ecclesiastica libertate adserenda epistolae aliquot mirum in modum liberae et veritatis studio strenuae. —

27.

Jacta est alea — durfte Hutten in der That ſagen, denn für ihn waren die Würfel nach zwei Seiten hin zugleich gefallen; er war mit Luther in nähere Verbindung getreten und wurde vom Papſte Leo X. (in einem Briefe vom Juli 1520) bei Albrecht auf eine Weiſe verklagt, daß dieſer ihn von Mainz verweiſen und ſeine Schriften verurtheilen mußte. Schon ehe dies geſchehen war, hatte Hutten ſich Luther feſter angeſchloſſen. Hutten ſchrieb am 20. März 1520 an Melanthon und bat dieſen, Luther zu ſagen, daß, wenn er ſich bedroht fühle, er Schutz und Sicherheit bei Franz von Sickingen finden werde, und er, Hutten, ihn, wenn er über Steckelberg kommen wolle, mit einem Zehrpfennig verſehen könne. Kaum ſechs Wochen ſpäter ſchrieb Sickingen ſelbſt an Luther und wiederholte die Verſicherung ſeines Freundes Hutten. Dieſer ſelbſt wendete ſich dann unmittelbar an Luther, und ſchreibt am 4. Juni 1520 noch von Mainz aus dieſem in ſeiner vollblütigen Begeiſterung: „Wenn Dir für das, was Du dort mit gleich hohem Geiſte und Muthe unternimmſt, Hinderniſſe aufſtoßen, ſo nehme ich den innigſten Antheil daran. Auch ich arbeite hier nach meinen Kräften. Chriſtus ſei mit uns, ſtehe uns bei, die wir, Du mit mehr Glück, ich nach meinen geringen Kräften, ſeine von den Päpſten verdunkelte Lehre wieder ans Licht ziehen! Es heißt, Du ſeiſt in den Bann gethan. Wie groß, Luther, würdeſt Du da ſtehen, wenn das wahr wäre! Dann würden alle Frommen von Dir ſagen: „Sie ſuchten die Seele des Gerechten und verdammten unſchuldig Blut.“ Allein Gott unſer Herr wird ihnen die Ungerechtigkeit heimzahlen, und wird ſie in ihrer Bosheit vernichten! — — Auch mir ſtellt man nach; ich werde mich hüten, ſo gut ich kann. Werden ſie Gewalt brauchen, ſo habe ich Kräfte aufzubieten, die ihnen nicht nur gewachſen, ſondern ihnen überlegen ſind. Möchten ſie mich nur verachten! Eck hat mich in Rom als einen ſolchen angezeigt, der es mit Dir halte. Darin hat er freilich nicht Unrecht, weil ich in Allem, was ich von Dir kenne, Dir ſtets beiſtimmen mußte. Allein darin hat der Schmeichler des Papſtes gelogen, daß wir uns ſchon vorher mit einander verſchworen hätten, da ich bisher nicht den geringſten Ver-

kehr mit Dir gehabt habe, der unverschämte Bösewicht! Wir wollen sehen, daß ihm vergolten werde. Sei Du nur stark und wanke nicht. — Doch wozu so unnöthiger Rath! Wisse nur, daß Du mich in jeder Noth zum Gehülfen haben wirst. Du kannst mir daher ins Künftige alle Deine Anschläge anvertrauen. Laß uns die gemeine Freiheit retten und das lange unterdrückte Vaterland befreien. Gott ist mit uns, und wenn Gott mit uns ist, wer will da wider uns stehen? Die Kölner, die Löwener haben Dich verdammt; das sind teuflische Rotten gegen die Wahrheit, die wir mit Hülfe unsers Heilands durchbrechen werden. — Ich reise heute zu Ferdinand ab, und werde dort Alles, was ich kann, zu Deinem Besten thun. N. (Sickingen) wünscht, Du mögest zu ihm kommen, falls Du dort nicht sicher bist. Er wird Dich Deiner würdig aufnehmen und gegen Jedermann schützen." [1])

Wenige Tage nachher (11. Juni) schrieb ein anderer deutscher Ritter, Sylvester von Schaumburg (Schauenberg) an Luther, daß er wohl hundert vom Adel aufbringen wolle, die ihn, wenn der Kurfürst und die Fürsten ihn verlassen sollten, vor jeder Gefahr schützen würden, bis er vor einem Reichstage oder Concil sich verantwortet oder durch unverdächtige Rechtsprecher eines Besseren belehrt worden.

28.

Da erließ Papst Leo, am 15. Juli, eine Bulle gegen Luther, die 41 seiner Sätze verurtheilte. Eck, von den Fuggers, die ungern den Ablaßhandel verloren, mit Geld unterstützt, war es, der diese Bulle in Rom bewirkt hatte und der nun sogar auch als Nuntius des Papstes mit der Vollstreckung derselben nach Deutschland geschickt wurde. Deswegen that der Schutz, der Luther angeboten wurde, ihm noth und wohl zugleich. Er schickte (am 10. Juli) den Brief Schauenbergs an Spalatin mit der Bitte, denselben dem Kurfürsten mitzutheilen, damit dieser ihn dem Kardinal-Legaten St. Georg zeige, der daraus sehen werde, daß er,

[1]) Op. Hutt. p. 247. ap. Burkhard II. 63—66. Meisner, Lebensbeschreibung berühmter Männer II. 192. Strauß, Hutten II. 62—63.

Luther, im Falle der Noth nicht nach Böhmen zu flüchten brauche, sondern in Deutschland selbst Schutz genug finden werde. Luther setzt hinzu: „Auch meine Würfel sind gefallen! Ich verachte die römische Wuth wie die römische Gunst. Sie mögen mich und das Meinige verdammen und verbrennen; ich meinerseits, wenn mir das Feuer nicht ausgeht, werde das ganze römische Recht öffentlich wiederverdammen und verbrennen. Ein Ende habe diese zur Schau getragene und diese stets so schwer durchzuführende Demuth, mit denen ich nicht länger die Feinde des Evangeliums aufblasen helfen will." [1])

„Die Würfel sind gefallen!" hatte Hutten ausgerufen. Jacta est alea! wiederholt Luther. Schon vierzehn Tage später, 23. Juli, gab Luther eine „Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation" heraus, welche der Stimmung jenes Briefes an Spalatin entsprach. „Drei Mauern haben die Romanisten gezogen, die sie bisher schützten, zum ersten: Weltliche Macht habe nicht Recht über sie, sondern wiederum geistliche sei über die weltliche; zum andern: Es gebühre die Schrift Niemand auszulegen, denn dem Papst; zum dritten: es möge Niemand ein Concil berufen, denn der Papst." Die „erste Mauer" greift Luther mit dem Grundsatze an, daß alle Christen wahrhaft geistlichen Standes seien und unter ihnen kein Unterschied bestehe, denn des Amtes halber allein. — — „Daß der Papst oder Bischof selbst Platten machet, ordinirt, weihet, anders denn Laien kleidet, mag einen Gleisner und Oelgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen." Weil aber „kein anderer Unterschied als des Amtes und Werkes halben und nicht des Standes halben, — — darum soll weltliche, christliche Gewalt ihr Amt üben frei und unverhindert, unangesehen, ob es Papst, Bischof, Priester sei, den sie trifft; wer schuldig ist, der leide; was geistlich Recht dawider gesagt hat, ist lauter erdichtete, römische Vermessenheit." — In Bezug auf die zweite „Mauer", daß sie „allein wollen Meister der Schrift sein", sagt er: „sie ist eine frevelerdichtete Fabel, und mögen auch keinen Buchstaben aufbringen, damit sie bewähren, daß des Papstes allein sei, die Schrift auszulegen". Der dritten „Mauer", daß nur

[1]) de Wette I. S. 465, 466. Walch XV. Anhang S. 12.

der Papst ein Concil berufen könne, gegenüber zeigt er, wie „der Apostel Concilium (Act. 15) nicht Petrus, sondern alle Apostel und die Aeltesten berufen"; und wie insbesondere das berühmteste aller Concilien, das von Nicaea vom Bischof von Rom weder berufen noch bestätigt worden. — Von Rom im Allgemeinen sagt er dann: „Wenn man des Papstes Hof ließ das hunderte Theil bleiben und thut ab neun und neunzig Theile, es wäre dennoch groß genug, Antwort zu geben in den Glaubenssachen. Nun aber ist es ein solches Gewürm und Geschwürm in dem Rom, daß zu Babylon nicht ein solches Wesen gewesen ist." Den Annaten, dem Ablaß, den Geldern, welche für deutsche Stifte, Pfründen durch tausende von römischen Ränken wohl 300,000 Gulden jährlich aus Deutschland nach Rom fließen „in den Sack, dem der Boden aus ist"; dem Unwesen soll Kaiser Karl steuern, dem „römischen Geiz und Raubstuhl, dem Kaufen, Verkaufen, Wechseln, Tauschen, Rauschen, Lügen, Trügen, Rauben, Stehlen, der Prachtthuerei, Büberei auf allerlei Weise", — dem soll der Kaiser ein Ende machen helfen. „Es war vor Zeiten noch gnädig zu Rom, da man Recht mußte kaufen; aber jetzt ist es so köstlich geworden, daß Rom Niemand läßet Büberei treiben, es muß mit Summen zuvor erkauft werden. Ist das nicht ein Hurenhaus über alle Hurenhäuser?"

Den Schluß der Schrift bildet ein „Rath Dr. M. Luthers von Besserung des christlichen Standes", in welchem Luther Fürsten, Adel und Städte auffordert, ihren Unterthanen nicht länger zu erlauben, Annaten nach Rom zu geben, Pfründen in Rom zu kaufen. Er räth einfach die römischen Courtisanen an den deutschen Grenzen abzuweisen, „oder sie in den Rhein oder das nächste Wasser springen" zu lassen; — die Pallien sollen abgeschafft, keine weltliche Sache mehr nach Rom gezogen, und auch alle geistlichen Sachen in Deutschland abgeurtheilt werden, und dazu solle man „den Primat in Germanien mit einem gemeinen Consistorium, mit Adjutoren und Kanzlern umgeben und diese von den Annaten besolden."

„Alles überschwengliche, überhochmüthige, überfreventliche Vornehmen des Papstes, das der Teufel erdacht" — die angemaßte Statthalterschaft Christi auf Erden, die Herrschaft in Neapel und

Sicilien, das Füßeküſſen ſollen ein Ende haben. Dann ſpricht Luther gegen die Unzahl der Bettelmönche, gegen das Kloſtergelübde überhaupt, gegen den Cölibat — wobei er den Pfarrern einfach räth, ein ehelich Weib zu nehmen „unangeſehen ob der Papſt es will oder nicht.“ Er bekämpft das Interdikt, das er, „weil man das Wort Gottes niederleget und ſchweigen macht“, für eine größere Sünde erklärt, als die ſein würde, „ob Einer zwanzig Päpſte erwürgt hätte auf einmal.“ Alle Feſte ſollen abgethan und auf den Sonntag verlegt werden; das Faſten jedermann freigeſtellt bleiben; der Heiligendienſt, „wo die lieben Heiligen zu Geldgötzen aufgeſetzt werden“, beſeitigt; Wallfahrten — „bei denen es doch nur um das verfluchte Geld und ſonſt Nichts zu thun“, verhindert, der Bettel der Mönche verboten, dagegen Armenpfleger eingeführt werden; Opfermeſſen ſollen aufhören. „Die Brüderſchaften, Ablaß, Ablaßbriefe, Butterbriefe, Meßbriefe, Dispenſionen, und was des Dings gleich iſt, nur Alles erſäuft und umgebracht, da iſt Nichts guts.“

„Hörſt du es, Papſt“, ruft Luther endlich aus, „nicht der allerheiligſte, ſondern der allerſündigſte, daß Gott, deinen Stuhl vom Himmel aufs Schierſte zerſtöre und in den Abgrund der Hölle ſenke! Wer hat dir Gewalt gegeben, dich zu erheben über deinen Gott, daß du wagſt, die Chriſten, — ſonderlich deutſcher Nation, die von edler Natur, beſtändig und treu in allen Hiſtorien gelobt iſt, — zu lehren unbeſtändig, meineidig, Verräther, Böſewichte, treulos ſein? Gott hat geboten, man ſoll Eid und Treu halten auch ſeinen Feinden, und du unterwindeſt dich, ſolches Gebot zu löſen, — es lügt durch deinen Hals und deine Feder der böſe Satan, als er noch nie gelogen hat; du zwingſt und dringſt die Schrift nach deinem Muthwillen! Ach, Chriſte, mein Herr, ſiehe herab, laß hereinbrechen deinen jüngſten Tag und zuerſt in des Teufels Neſt in Rom. Hier ſitzet der Menſch, darum Paulus geſagt hat: „Der ſich ſollte über dich erheben und in deiner Kirche ſitzen, ſich ſtellen als von Gott, der iſt der Menſch der Sünden und der Sohn der Verdammniß.“

Offener als je vorher tritt Luther für Huß in die Schranken, verdammt unbedingt den Geleitsbruch in Konſtanz und beanſprucht Duldung für die huſſitiſchen Gemeinden. Er fordert die Reform der

Universitäten, des weltlichen Rechts („das auch eine Wildniß geworden"), beklagt, daß das deutsche Volk sich vom Papste das Kaiserthum („wodurch die Kaiser Knechte des Papstes geworden") habe aufbürden lassen. „Wir haben des Reiches Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele und Alles was wir haben. Die Römer rühmen sich, sie haben uns ein Kaiserthum zugewendet; wohlan, so sei es also, so gebe der Papst her Rom und Alles, was er hat vom Kaiserthum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaiserthum sein wie einem Kaiserthum gebühret! — Ist sein nicht genug gewesen durch so viel hundert Jahr, die edle Nation so gröblich mit der Nase anzuführen, ohne alles Aufhören!" —

Das deutsche Volk soll vor Allem sich selbst reformiren, den Luxus, Wucher und Zinskauf, die „Fuckerei", die gemeinen Frauenhäuser, Fressen und Saufen, „davon wir Deutsche als einem sondern Laster nicht ein gutes Geschrei haben in fremden Landen", abthun. Luther ruft gegen Alles dies sogar „das weltliche Schwert" zu Hülfe. —

Er schließt: „Ich habe bisher viermal Friede angeboten meinen Widersachern; aber Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun. — Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen; jucket ihnen das Ohr, ich will es ihnen auch singen und die Noten aufs Höchste stimmen. Verstehst du mich, liebes Rom, was ich meine? — Wohl weiß ich, daß so meine Sache recht ist, sie auf Erden muß verdammt und allein von Christo im Himmel muß gerechtfertigt werden. — Es ist auch meine größte Sorge und Furcht, daß meine Sache möchte unverdammt bleiben!" —

So trat Luther dem Banne, der über seinem Haupte schwebte, entgegen.

29.

In diese Zeit fallen auch die kleine Vorrede und Nachrede, mit der Luther die „epitoma" des Sylvester Prierias, durch welche dieser

Luthers Antwort erwiderte[1]), jetzt selbst herausgab. Sie gehören zu dem Heftigsten, was Luther gegen den Papst gesagt hat. Noch in seinem Schreiben an Kurfürst Friedrich über die Verhandlungen in Augsburg sagte Luther gelegentlich: „O wie gerne wollte ich, durchlauchtigster Kurfürst, daß diese Schrift (des Kardinallegaten) irgend von einem Sylvester Prieriate gestellt wäre, daß ich sie frei nach angeborner Art examiniren möchte." Er setzte damals hinzu: Aber die „Reverenz und Ehrerbietung" gegen diesen „gütigen, freundlichen Mann (den Kardinal) zwingt mich, die hitzige Brunst meines Herzens zu dämpfen und innezuhalten bis auf eine andere Zeit."

Dieser hitzigen Brunst seines Herzens Luft zu machen, war jetzt die Zeit gekommen. „Lehrt man", sagt Luther in seinem Vorworte zu Prierias Schrift, „frei öffentlich dermaßen zu Rom, mit Wissen und Verhängniß des Papstes und der Kardinäle (als ich nicht hoffe), so sage und bekenne ich öffentlich mit dieser Schrift, daß der wahrhaftige Antichrist sitze im Tempel Gottes und regiere zu Rom in dem rechten Babylon, „bekleidet mit Scharlach und Rosenfarb", und daß der römische Hof des „Satans Synagoge und Schule sei." — — „Da giebt dieser Satan vor, die Schrift nehme ihre Würde und Kraft von einem sterblichen Menschen. — Ist das der römischen Kirche Glaube, daß der Papst über die heilige Schrift ist? O, selig ist Griechenland, selig ist Böhmenland, selig sind Alle, die sich von ihr abgesondert haben und aus dieser Babel gegangen; verflucht aber sind Alle, die mit ihr Gemeinschaft haben!" Luther erklärte dann, daß er die rö-

[1]) Die Gegner Luthers stellen diese Schriftstücke in das Jahr 1518, um dann Luther Heuchelei vorwerfen zu können, wie dies von Ullenberg bis zu den katholischen Schriftstellern der neuesten Zeit, so oft sich die Gelegenheit bietet, geschieht. Es ist unbegreiflich, daß auch Luthers Freunde (so noch Pfister in seiner Ausgabe von Luthers Werken in Einem Bande) diese Schriftstücke ins Jahr 1518 setzen. In einem Briefe vom 18. Juni 1520 (Walch XXI. S. 696) schreibt Luther an Spalatin: „Sylvestri tolles Zeug wird gedruckt". Am 25. Juli (a. a. O. S. 700) an denselben: „Zum wenigsten soll Sylvester fertig werden." Endlich in einem Briefe an denselben (Walch a. a. O. 723) heißt es: „Ich schicke hier — Sylvestri kurzen Begriff, so er (anstatt epitome) epitoma nennt. Ihr werdet ihn bald wieder schicken, daß er allen Feinden der Wahrheit zu Lob und Ehren mit neuen Bemerkungen gedruckt werde."

miſche Kirche ſammt dem Papſt und den Kardinälen verleugnen werde, wenn ſie dies „Läſtermaul des Satans“ nicht zum Schweigen brächten. — „Und nun fahre hin“, ſetzt er hinzu, „du unſeliges, verdammtes und läſterliches Rom; der Zorn Gottes iſt endlich über dich kommen, wie du verdient haſt, weil du durch ſo viel Gebete, die ſo lange Zeit für dich geſchehen ſind, ohne Unterlaß getrachtet haſt, nur ärger zu werden.“ —

Noch ſchärfer trat Luther in dem Nachworte auf. Nachdem er die Behauptung, daß der Papſt über den Concilien ſtehe und Macht habe, die heilige Schrift zu verſtehen und zu deuten, zurückgewieſen, fährt er fort und ſagt: „Wo aber ihr raſend Wüthen ſo einen Fortgang haben ſollte, dünkt mich, es wäre ſchier kein beſſer Rath und Arznei, ihm zu ſteuern, denn daß Kaiſer, Könige und Fürſten mit Gewalt dazu thäten, ſich rüſteten und griffen dieſe ſchändlichen Leute an, ſo Alle Welt vergiften, Beides mit ihrer Teufelslehre und ihrem ſchändlichen gräulichen Wandel, und machten einmal des Spiels ein Ende mit Waffen und nicht mit Worten. — — So wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwerte, Ketzer mit Feuer ſtrafen, warum greifen wir nicht vielmehr an dieſe ſchädlichen Lehrer des Verderbens, als Päpſte, Kardinäle, Biſchöfe und das ganze Geſchwürm der römiſchen Sodoma, die Gottes Kirche ohne Unterlaß vergiften und zu Grunde verderben, mit allerlei Waffen und waſchen unſere Hände in ihrem Blute? — Aber Gott, der ſpricht: „Die Rache iſt mein!“ und wird dieſe ſeine Feinde zur rechten Zeit wohl finden!“

Erasmus von Rotterdam nannte dies eine „ſächſiſche Antwort“ [1]; und mit Recht, denn jene „Hartnäckigkeit“ der ſächſiſchen Freiheitsliebe, die ſo oft das römiſche Weſen bekämpft hatte, war in Luther wieder lebendig geworden.

30.

Unterdeß war Eck als Nuntius mit der Bulle „Exurge Domine et judica causam tuam“, die Luthers Sätze verdammte und ſeine

[1] Respondit Saxonice.

Bücher zu verbrennen befahl, in Deutschland angelangt. Aber die Sache Luthers hatte in den achtzehn Monaten, seit sie die Gemüther beschäftigte, einen solchen Halt gewonnen, daß Eck fast überall, wo er diese Bulle veröffentlichen wollte, auf Hindernisse stieß. Leo forderte Kurfürst Friedrich auf, Luther zum Widerrufe zu zwingen oder an Rom auszuliefern. Friedrich wies dies Ansinnen mit Unwillen zurück. In Leipzig und in Erfurt selbst, wo noch vor Kurzem die Gegner Luthers die Oberhand gehabt hatten, mußte die Veröffentlichung der Bulle unterbleiben; aus Leipzig gar mußte Eck, durch die Studenten bedroht, nach Freiberg flüchten. Selbst der Erzbischof von Mainz wagte die Veröffentlichung derselben nicht mehr.

Erasmus von Rotterdam, dessen Ansehen in gelehrten Sachen größer als das irgend eines seiner Zeitgenossen war, hatte sich über Luther bereits in einem Briefe an Kurfürst Friedrich ausgesprochen: „Niemand tadelt sein Leben", schrieb er, „denn er ist von Geiz und Ruhmsucht entfernt. Auf eines rechtschaffenen Mannes Ruf und Name aber vor dem gemeinen Volke, das über seine Bücher kein Urtheil hat, so unsinnig loszuschelten, das verträgt sich nicht mit der theologischen Sanftmuth, besonders da Luther nur disputationsweise gesprochen und sich dabei dem Urtheil Aller unterworfen hat. Niemand hat ihn gewarnt, Niemand belehrt, Niemand widerlegt, sie schreien ihn für einen Ketzer aus und fordern, daß er gesteinigt werde." Aehnlich schrieb Erasmus an Albrecht von Mainz; dabei versicherte er — sich den Rücken deckend — stets, daß er die Schriften Luthers nur flüchtig oder gar nicht gelesen habe. Die Bulle selbst tadelte er ebenso offen wie die Wahl Ecks als Nuntius [1]); während er fast gleichzeitig (September) wieder an Leo schrieb und sich dagegen verwahrte, daß er Luthers Sache irgendwie begünstige, und Etwas gegen den Statthalter Christi zu unternehmen wagen werde. Als ihn darauf zwei Monate später (im November) wieder Kurfürst Friedrich persönlich zu sich nach Köln berief, um sich mit ihm über die Angelegenheiten der Bulle zu besprechen, sagte Erasmus lächelnd: „Luther hat zwei grobe Fehler begangen, daß er dem Papste an die Krone und

[1]) Axioma Erasmi in Lutheri opp. Lat. Jen. T. II. pag. 331.

den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat.“ In Folge deſſen wies Friedrich den Vollzug der Bulle noch einmal unbedingt zurück und forderte für Luther unverdächtige Richter, denen dieſer ſich unter ſicherm Geleit an einem ſichern Orte zum Verhör ſtellen werde.

Der unglückliche Unterhändler von Miltiz hatte inzwiſchen Luther bei einer perſönlichen Zuſammenkunft in Lichtenberg (11. Oktober) durch Schmeicheleien, durch Flehen und ſelbſt durch Thränen zu dem Verſprechen veranlaßt, daß er dem Papſte Leo noch einmal ſchreiben wolle. Und Luther ſchrieb wirklich gegen Ende Oktober an Leo den verſprochenen Brief, in welchem er dem Papſte ſagte: „So oft ich Deiner Perſon gedacht habe, habe ich allezeit das Ehrlichſte und Beſte von Dir geſagt und wo ich das irgend nicht gethan hätte, müßte ich mein ſträflich Wort widerrufen. Ich habe Dich genennet einen Daniel zu Babylon. — Ich habe wohl ſcharf angegriffen meine Widerſacher — um ihrer unchriſtlichen Lehren willen, welches mich ſo gar Nichts gereuet, daß ich mir es auch in den Sinn genommen habe, in ſolcher Emſigkeit und Schärfe zu bleiben. — — Aber zu unſerer Zeit ſind die Ohren ſo gar zart und weich geworden durch die Menge der Schmeichler, daß, ſobald wir nicht in allen Dingen gelobt werden, wir ſchreien, man ſei beißig. — Was ſoll aber das Salz, wenn es nicht ſcharf beißt? — Das iſt aber wahr, ich habe friſch angetaſtet den römiſchen Stuhl, den man nennt römiſchen Hof, welchen Du ſelbſt bekennen mußt, daß er ſei ärger und ſchändlicher, denn je ein Sodom, Gomorra oder Babylon geweſen iſt. — — Denn es iſt ja Dir ſelbſt nicht verborgen, wie nun viel Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts Anders denn Verderben des Leibs, der Seele, der Güter und aller böſen Stücke die allerſchädlichſten Exempel gleich geſchwemmt und eingeriſſen habe. Dadurch die römiſche Kirche, die vor Zeiten die allerheiligſte war, nun geworden iſt eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuſer, ein Haupt und Reich aller Sünden des Todes und der Verderbniß, daß nicht wohl zu denken iſt, wie die Bosheit hier zunehmen konnte, wenn gleich der Antichriſt ſelbſt käme. — Indeß ſitzeſt Du, heiliger Vater Leo, ein Schaf unter den Wölfen. — Rom war vor Zeiten eine Pforte des Himmels und iſt nun ein weit auf-

geſperrter Rachen der Hölle. — — Siehe, mein Herr Vater, das iſt die Urſache der Bewegung, warum ich ſo hart wider dieſen peſtilentialiſchen Stuhl geſtoßen habe; — denn „die ehren Chriſtus Alle, die den Hof aufs allermeiſte zu Schanden machen. — — Heiliger Vater Leo, zu Deinen Füßen liegend bitte ich, ſo es möglich iſt, wolleſt Deine Hände daran legen, den Schmeichlern einen Zaum anzulegen, daß ich aber widerrufen ſoll, da wird nichts aus."

Luther legte dem Briefe an Leo eine Predigt „von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen" bei, worin er vergebens ſuchte den Widerſpruch zu löſen, in welchen er durch ſeine Auguſtiniſche Lehre mit ſeinem ganzen Weſen gerieth.

Er ahndet, daß die „geiſtige" Natur des Menſchen frei, die „leibliche" gebunden, und ſo ſuchte er in jener zur „chriſtlichen Freiheit im Glauben an Chriſtum" zu kommen. Der innere Kern ſeiner Anſichten über die Freiheit des Menſchen iſt in den Grundgedanken dieſer Rede niedergelegt, die da heißen: „Wer da will gute Werke thun, muß nicht an den Werken anheben, ſondern an der Perſon, ſo die Werke thun ſoll. Die Perſon aber macht Niemand gut, denn allein der Glaube. — — — Aus alle dem folgt nun der Beſchluß, daß ein Chriſtenmenſch nicht ſich ſelbſt lebet, ſondern in Chriſto und ſeinem Nächſten, in Chriſto durch den Glauben, in dem Nächſten durch die Liebe!"

31.

Luther hat den Brief an Leo, der gegen Ende Oktober geſchrieben wurde, vom 6. September datirt. Er hatte dazu zwei Gründe, einmal, weil unterdeß die Bulle geſetzlich veröffentlicht worden war und dann weil Luther ſeinerſeits auf dieſe Veröffentlichung mit ſeinem Werkchen: „Ueber die babyloniſche Gefangenſchaft" geantwortet hatte.

Die Veröffentlichung der Bulle fand am 21. September 1520 in Meiſſen, der Hauptſtadt der jüngern ſächſiſchen albertiniſchen Linie ſtatt. Schon am 6. Oktober antwortete Luther mit ſeinem harten Gegenſchlag: „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft", worin er offen

erklärte, „daß er voranlaufen wolle, auf daß, indem ruhmredige Ueberwinder über seine Ketzerei triumphiren, er eine neue hervorbringe.“ Er lehrt in dieser Schrift, daß es nicht sieben, sondern nur drei Sakramente, „die Taufe, die Buße, das Brod“ gebe. Er vertheidigt das Abendmahl in beiderlei Gestalt; tritt gegen die Lehre von der Transsubstantiation als eine aristotelisch-scholastische Erfindung auf, und bekennt sich zu der Meinung, „es sei wahres Brod und wahrer Wein, in welchem das wahre Fleisch und das wahre Blut Christi vertreten“. Er bekämpft die Messe. Er fordert, daß die Meßgewänder, Zierrathe, Gesänge, Gebete, Orgeln, Lichter und die ganze Pracht der sichtbaren Dinge bei Seite gesetzt werde; „da die Kraft und das Wesen der Messe allein im Worte Christi bestehe, mit denen er bezeuget, daß die Vergebung der Sünden allen denen geschenket werde, die da glauben, sein Leib werde für sie dahin gegeben und sein Blut vergossen.“ So sollte die Messe „näher und gleichförmiger werden der allerersten Messe, die Christus nach dem Nachtmahl gehalten.“

„Die „Taufe“ bedeutet zwei Dinge, „den Tod“ durch das Untertauchen des Kindes im Wasser, „die Auferstehung“ dadurch, daß es wieder herausgenommen wird. Die „Beichte“ wie sie in der römischen Kirche sich nach und nach gestaltet hatte, bekämpft Luther als eine „vortreffliche Werkstatt des Gewinns und der Gewalt.“ Unterdeß verwirft er die heimliche Beichte nicht vollkommen, „obgleich sie aus der Schrift nicht mag bewährt werden“; nur genüge, „so ein Bruder dem Andern seine Sünde bekannt hat, also daß es nicht noth sei der Kirche, d. h. den Prälaten und Priestern (als sie schwatzen und auslegen) das zu sagen; „die wahre Genugthuung aber sei eine Erneuerung des Lebens durch den Glauben eines zerknirschten Herzens.“

Die Firmelung, die Ehe, die Priesterweihe, die letzte Oelung werden als Sakramente verworfen, weil die Kirche Christi sie nicht als solche kenne. Dagegen stellt Luther die Ehe fast höher als die römische Kirche, da er Ehescheidung nur im Falle des Ehebruchs für zulässig erklärt. Die Priesterweihe bekämpft er, da „durch sie die schändliche Tyrannei der Geistlichen gegen die Laien entstanden, durch

sie die Priester zu Wölfen geworden. — Summa, das Sakrament der Weihung ist eine feine List gewesen, alle grausamen Wunder zu bestätigen, so bisher in der Kirche geschehen sind und auch noch geschehen; hier sind aus den Hirten Wölfe, den Knechten Tyrannen, und aus den Geistlichen mehr als zu Weltliche geworden“. Er lehrt, daß alle Christen Priester seien, den Geistlichen nur mit Bewilligung der Gemeinde das Predigeramt befohlen werde, und die Prediger dann nicht mehr Recht und Gewalt haben, über die Laien zu gebieten, als diese selber aus eignem guten Willen ihnen zuließen. Es stehet geschrieben (1. Petrus, 2. Kap.): „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum“ und das priesterliche Reich. Darum sind wir alle Priester, so viel unser Christen sind. — — Und ist das Priesterthum Nichts Anderes denn ein Dienst.“

Dieser Schrift folgte sehr bald eine andere: „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen“, in welcher Luther noch so that, als ob er nicht glaube, daß die Bulle, die Eck überbracht hatte, echt sei, dabei aber immer fester seinen Stand nahm, die heilige Schrift über Alles, „Papst, Doktoren, Concilien, Menschen, Engel und Teufel“, stellte. Er beklagte, daß er leider vor der Disputation zu Leipzig Johann Huß nicht gelesen habe, da er sonst nicht etliche, sondern alle zu Constanz verdammte Artikel gehalten haben würde. „Es sind nicht Johann Huß Artikel, sondern Christi, Pauli, Augustins, die verdammt wurden. Ach wollte Gott, ich wäre sein würdig, auch um solcher Artikel willen verbrannt, vertrieben, zerrissen zu werden“. Luther fordert ein Concilium, „darin nicht allein die allerungelehrtesten Bischöfe und gröbsten tollen Sophisten, wie zu Constanz, sondern auch vernünftige, erfahrene Fürsten, Adel und Laien möchten mit zu Rath sitzen.“

Kaum Wochen nachher trat Luther mit einem Schriftchen: „Wider die Bulle des Antichrist“ (Nov. 1520) hervor, worin er sich das Ziel steckte, „den irrenden Papst bei der unirrenden Christenheit“ zum Verständniß zu bringen, und worin er dann alle Artikel, die seine Ansichten über Gnade, Erbsünde, Buße, Glaube, die Schlüsselgewalt verdammen, mit großer Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit angreift. In der Einleitung zu dieser Schrift aber sagt er: „Wäre es Wunder,

ob Fürsten, Adel und Laien den Papst, Bischöfe, Pfaffen und Mönchen über die Köpfe schlügen und zum Lande hinausjagten? Ist es doch noch nie gehört worden in der Christenheit und gräulich zu hören, daß man sollte dem christlichen Volke öffentlich gebieten, Wahrheit zu läugnen, zu verdammen und öffentlich zu verbrennen. — Daraus, hoffe ich, sei es offenbar, daß nicht Dr. Luther, sondern der Papst selbst, mit Bischöfen, Pfaffen und Mönchen durch diese lästerlichen Schmachbullen, nach ihrem eignen Unfalle ringen und die Laien gerne auf ihren Hals laden wollten."

32.

Während so Luther offen mit dem Papste und der römischen Kirche brach, war Hutten nicht weniger thätig in derselben Richtung. Er ging von Mainz an den Hof des Erzherzogs Ferdinand nach Löwen, fand sich aber hier von vielen Seiten so bedroht, daß er, kaum angekommen, den Hof wieder verließ und nun bei Franz von Sickingen auf der Ebernburg Schutz suchte. Hier übersetzte er mehrere seiner lateinisch geschriebenen Werke. Das Beispiel Luthers, der mit seinem kräftigen Deutsch Mark und Bein des deutschen Volkes aufrüttelte, hatte ihm diesen Weg gezeigt. Zugleich verfaßte und veröffentlichte er hier in den letzten Monaten des Jahres 1520 auch eine Reihe von Sendschriften und Gedichten, die so tapfer wie Luthers Schriften den gemeinsamen Gegner trafen. In einem derselben an Kaiser Karl V.[1]) führt Hutten diesem die Geschichte Heinrichs IV., Friedrichs I., Friedrichs II., Heinrichs VII. und zur Abschreckung auch die Karls IV. vor. Dem Gerüchte gegenüber, daß Karl V. von dem Legaten des Papstes aufgefordert worden sei, ihn, Hutten, in die Acht zu thun und an Rom abzuliefern, sagte dieser: „Soll ich, weil ich mein Vaterland habe retten wollen, zu Grunde gerichtet, weil ich die Ehre

[1]) Ulrich von Hutten Anzeig wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Päpst gegen die teutschen Könige gehalten haben.

meines Volkes und Kaiſers vertheidigt, als Verbrecher geſchändet, als Mörder mit dem Tode beſtraft werden? — — Hab Acht, o Kaiſer, auf Deine und Deines heiligen Reiches Würde wie auf meine Unſchuld. Du haſt die Macht, um es zu können, Urſache es zu wollen; Nothwendigkeit zwingt Dich, dem Uebermuthe der Römlinge Grenzen zu ſetzen."

In einem Sendſchreiben an den Ritter von Rothenhan rief er die fränkiſche Ritterſchaft zu Hülfe für die deutſche Freiheit und die evangeliſche Wahrheit. Ein Sendſchreiben an Kurfürſt Friedrich von Sachſen ſollte dieſen in ſeinem Widerſtande gegen die Bulle Leos und in ſeiner Neigung für Luther verſtärken. „Dir, edler Sachſenfürſt", ruft Hutten aus, „kommt es gleichſam als Erbrecht zu, die Freiheit zu vertheidigen. — Die deutſche Nation, dieſe Königin der Völker, erwartet es vorzüglich von Dir und Deinen Sachſen, daß Ihr die Freiheit des Vaterlandes rettet. Denke an die ruhmvollen Beiſpiele eines Hermanns, eines Wittekinds, der Heinriche und Ottonen. Bedenke, daß die Sachſen nie fremdem Joche unterworfen wurden. — Freilich ſeid auch Ihr eine Zeitlang in die Schlingen der liſtigen Päpſte gefallen (zu Heinrichs IV. Zeiten), allein dieſe Schmach könnt Ihr dadurch ſühnen, daß Ihr die Freiheit der deutſchen Nation wieder erkämpfen, Deutſchland ſich ſelbſt wiedergeben helft. — — Laßt uns nach dem Beiſpiele Kaiſers Otto des Großen nach Rom ziehen, und hier, wie Dein großer Ahnherr es einſt that, den Senat des Papſtes ſo ſäubern, und den römiſchen Biſchof ſo einſchränken, daß er nicht länger wie ein Gott ſich über alle andern Biſchöfe zu erheben wagen darf". — Hutten ſchickte dies Sendſchreiben an Luther, damit er es dem Kurfürſten übergebe und dieſer ſchrieb an Spalatin, den Vermittler zwiſchen ihm und dem Kurfürſten: „Ich fange an das unbeſiegbare Papſtthum für beſiegbar zu halten." —

In einer „Klagſchrift an alle Ständ deutſcher Nation", die wie die meiſten andern Flugſchriften dieſer Zeit erſt lateiniſch und dann auf der Ebernburg deutſch überſetzt herausgegeben wurde, rief Hutten „allen Fürſten und allen Männern Germaniens" zu: „Seht Ihr denn nicht, daß mein Untergang Eure Knechtſchaft nachziehen würde? — — Man klagt mich nicht deswegen an, weil ich ſchlecht gelebt,

ſondern weil ich die Wohlfahrt meines Vaterlandes gewollt habe". Er gab auch die Bulle gegen Luther, die er „als Brüllen eines grauſamen Löwen, nicht aber die Stimme der apoſtoliſchen Gnade" bezeichnete, mit einer Vorrede und einer Nachrede heraus, in welchen er ausrief: „Sehet hier, Ihr Deutſche, die Bulle Leos, erlaſſen um die aufgehende Wahrheit zu erdrücken und unſere Freiheit zu verhindern wieder zu Kräften zu kommen. Sollen wir uns ſolchem Beginnen nicht widerſetzen, ſollen wir ſolcher Vermeſſenheit nicht Einhalt thun? Die Sache berührt nicht Luther allein, ſie betrifft uns Alle, wir Alle werden in ihm öffentlich angegriffen."

Sodann ſchrieb Hutten in dieſer Zeit noch ein deutſches und lateiniſches Gedicht über das Verbrennen der Schriften Luthers, ein zweites über die unmäßige und unchriſtliche Gewalt des Papſtes zu Rom und mehrere andere Flugſchriften. Die Hauptſchläge aber führte er in einem größern deutſchen Gedicht, das er „Klag und Vermahnung gegen die übermäßige unchriſtliche Gewalt des Papſtes zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen"[1]) nannte, und das auch als Denkmal des Geiſtes, der ſie ſchuf, der Geſchichte ſeines Volkes angehört. Die Einleitung iſt ein Aufruf zu Gott:

Gib das erkenn diß Nation,
wy weyt ſey dein Genad da von
Wo man von deyner Gotheyt ſchreibt
vnd doch bey Geldes nutzung bleybt.
Wo man durch Gottes Namen ſchwürt
vnd doch des Teilfels Reych entbürt.
Wo man ſich Geiſtlichkeit nympt an,
vnd Bůberey doch für löſt gan.
Wo yederman einn Prieſter nennt,
den man doch als ein Buben kennt! —

Sein erſter Angriff galt dem Papſte: hiernach ſchildert er das Leben der Geiſtlichkeit im Allgemeinen, der Kardinäle insbeſondere, und ſagt dann von Rom:

[1]) Durch Herrn Ulrich von Hutten, Poeten und Orator der ganzen Chriſtenheit, und zuvorne dem Vaterland Teutſcher Nation zu nuz und gut, von wegen gemeiner Beſchwerniß und auch wegen ſeiner eignen Nothdurft in Reimensweiß beſchriben. Jacta est alea! Meiners, Hutten. Anhang 419—59. Strauß, Hutten II. 104.

Doch sol man wissen, und ist war,
es sein vergangen etlich Jahr,
Do wollt ich Rom erkennen auch,
vnd was do wär der Römer Brauch.
Wie möcht ich hie von aller Schand
Verzelung thun, die ich do fand,
Man sieht dergleich in keinem Land.
vnd nit allein was ander thun,
Als dran die Welt sich ergert nun
mit Sünden, die do seind gemein;
Viel Sachen Rom betreibt allein,
die etlich wider menschlich Art
Vnd all natürlich weiß gekart.

Dann schildert er den Pomp, in welchem der Papst erscheint, die Schaaren der Trabanten und Curtisanen, Advokaten, Auditoren, Notaren, Prokuratoren, den Censor und den Pedell,

— die nemen täglich ein
Von Teutschen vnser Schweiß vnd Blut; —
ist das zu leiden vnd ists gut? —

Sich zu Karl wendend, spielt er zur Einleitung auf die „geweihte Rose" an und sagt:

Den Fürsten schickt man Rosen her,
die nemens an mit großer Er,
Dogegen übergebens viel.
Ist keiner, der do merken will,
Vnd wirft die Rosen an die Wend,
daß solcher Trug mög haben End?
Wo hat man grösser Narren ye
gefunden, in der Welt dann hie
Doch weiß ich einn der hat ein Hertz,
wirt dienen wol zu disem Schertz.
So hoff ich zu Küng Carlus Mut,
das sey in im einn teütsches Blut,
Vnd werd mit Eren üben sich
dem Babst entgegen gwaltiglich.
— —
Dann ist das nit ein grosse Schmach,
ein Hochfart, ein vnförmlich Sach,
Das der sol herschen in der Welt,
dem Bapst zu seinen Fussen felt,
Vnd muß die küssen mit dem Mund?
— —

So iſt gewiß, und ligt am Tag,
das Chriſtus ſollichs gar nit pflag.
Der ſeinen Jüngern wuſch die Fieß,
vnd ſie dergleichen g'beren hieß.
Wer nun will ſein in ſolcher Acht,
als Gott die zwelff Apoſtel macht,
Der ſey inn mit den Wercken gleich,
von Gots Gebotten nindert weich,
So halt ich inn zu gleicher Er;
wo aber einer anders wer,
Vnd meint bey neben dieſem Stand,
zu herſchen über Leüt vnd Land,
Vnd haben weltlich Regiment,
des Macht muß werden bald zertrendt.
— —
Hyrumb wo etwas frei noch wer,
bald bringen ſie ein Urſach her,
Zu faſſen das mit einem Strick.
do werden gſtellet Garn vnd Rick,
Vff das nur hy kein Freiheit bleib,
drutz einem der da gegen ſchreib.
Dan drumb ich ſölichs hab gethan,
vil Abentewer muß ich ſtan.
Vnd wirt getracht nach meinem Leib.
noch wil ich bey der Warheit bleib.
— —
Ach Hergot wil man ſehen nit.
erleucht dy Sinn, ich aber bit,
Das werd falſch Geiſtlicheit erkandt,
vnd ſey der nit ein Biſchoff gnand
Der Biſchoffs Werck mit nichten pflegt,
allein ſein Sach vff Wolluſt legt.
Wy wol ein Teil auch Kriger ſeindt,
der einer iſt dem andern feyndt.
Daſſelbig gantz der Bapſt nit acht,
wenn man ims Gelt hineyn hat bracht,
So leb ein Biſchoff wy ein Ku,
do geht dem Bapſt nichts ab noch zu
Alſo die Geyſtlicheyt itz ſtat.
drumb geb ein ider fromer Rat,
Wy ſey zu thun in diſſer Sach.
das man vns lenger nit vorlach.

Hutten wendet ſich um Abhülfe an die Stände des deutſchen Volkes:

Den ſtoltzen Adel ich beruff.
ir frommen Stät euch werffet vff.
Wir wollens halten in gemein,
laſt doch nit ſtreiten mich allein.
Erbarmt euch vbers Vatterlandt.
ir werdten Teutſchen regt die Handt,
Itz iſt die Zeit, zu heben an
vmb Freiheit krigen. Got wils han.
Herzu, wer Mannes Hertzen hat.
— —
Wo iſt das alt Gemüdt vnd Sin,
iſt gfaren nun all Mannheit hin?
Die Römer waren erber Leut,
als vns der Gſchichten Schrifft bedeut,
Die tugenthalben waren werdt,
zu herſchen über alle Erd.
Die Teutſchen wolten bezwungen han,
gewonnen Land vnd Freiheit an.
Das mocht nit leiden teutſche Art;
manch werder Held erſchlagen wart.
vnd iſt geſtritten vil vnd hart.
Doch bhilt diß Nation den Strauß,
vnd wurden Römer gtriben auß,
Das Vatterlandt in Freyheit gſetzt.
Yetz man betrüg vnß, überſchwetzt,
Vnd zwinget vns nit mannes Streyt,
vor dapffern Leuten ſein wir gfreyt.
Ein weibiſch Volck, ein weyche Schar,
an Hertz, an Mut, an Tugent bar,
Der keiner hat geſtritten ny,
von Kriegen weiß nit was, noch wy,
Do ſeind wir überſtritten von.
im Hertzen thut mir we der Hon.
Dann ye mich das nit duncken Leut,
die ſetzen vnſer Gut in Beut,
Bey denn ich auch ein männlich That
nie funden hab, noch weiſen Rat.
Allein nach Schalckheit ſtet ir Mut,
mit Trügerey erwerbens Gut.
— —
Kein Wund ein ſolcher nie gewan,
es het ims dann ein Hur gethan,
Gebiſſen, das er ir gebächt,
der Lieb ein Zeichen mit im brächt.

Sölch vnnütz Volck vnd weibisch Leut
regiren Künig, Fürsten heut,
Vnd habens öberst Regiment.
das schafft, das ist die Welt verblent.
— —
Herzu Ir frummen Teutschen all,
mit Gottes Hilff, der Warheit schall,
Ir Landßknecht vnd ir Reuter gut,
vnd all die haben freyen Mut.
Den Aberglauben tilgen wir,
die Warheit bringen wider hir;
Vnd dweil das nit mag sein in Gut,
so muß es kosten aber Blut.
— —
Drumb her ir Teutschen, nempt ein Hertz!
Ir habt gelitten grossen Schmertz,
Das Müssiggenger sonder Zal
in Freuden lebten überal,
Die weder Leuten nütz noch Got.
des leiden ander Armuts Not,
So vil der Bettel örden sind,
die stets aufftreiben gut geschwind;
Vnd mert der Hauff sich täglich noch, —
ist wider Christus predig doch.
— — — So schwatzens ab
beid Weib vnd Mannen Gut vnd Hab.
Wo dann ein Frummer sterben muß,
ins Kloster geben ist sein Buß.
Also kumpt Gut von vns auf dy,
die brauchen was sie mögen hy.
Das ander auß gein Rom man tregt.
— —
Ist jemant der darzu wöll thun,
wolauff ir frummen Teutschen nun.
Vil Harnisch han wir vnd vil Pferd.
vil Hellebarten vnd auch Schwerd.
Vnd so hilfft freuntlich Manung nit,
so wöllen wir die brauchen mit.
Nit frage weyter yemants nach.
mit uns ist Gottes Hilff und Rach.
Wir straffen, die seind wider Gott!
wolauff, herzu, es hat nit Not!
Wir haben aller Sachen Fug,
gut vrsach vnd der selben gnug.

Sie haben Gottes Wort verkert.
das Christlich Volck mit Lügen bschwert.
Die Lügen wöln tilgen ab,
vf daß ein Licht die Warheit hab.
Die was verfinstert vnd verdempft.
Gott geb im Heil, der bei mir kempft,
Des hoff ich mancher Ritter thu,
manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
der Sachen auch Beschwerniß hat,
Auf das ichs nicht anheb umsunst.
wohlauf wir haben Gottes Gunst!
Wer wöllt in solchem bleiben d'heim? —
Ich habs gewagt! dos ist mein Reim!
Amen!

„Zerreißen wir ihre Fesseln, und werfen wir ab von uns ihr Joch!“ [1])

33.

In Luther war unterdeß der Entschluß gereift, den er in seinem Briefe an Spalatin andeutete, als er sagte, daß er das ganze päpstliche Recht verbrennen wolle, wenn ihm das Feuer nicht mangeln werde. Seine Feinde gingen ihm hierin überall mit gutem Beispiele voran. In Ingolstadt betrieb Eck das Verbrennen der Schriften Luthers durch die Universität, was aber unterblieb, weil zu der Zeit der altersmüde Reuchlin, aus Würtemberg vertrieben, in Ingolstadt lebte und den Professoren versicherte, daß sie mit einem solchen Schritte höchstens sich selbst brandmarken würden. In Köln, Löwen und selbst in Mainz, in Halberstadt, in Kotbus wurden aber die Schriften Luthers öffentlich dem Feuer übergeben. Ehe aber Luther den Schritt, den er beabsichtigte, that, erneuerte er noch einmal (17. Nov.) öffentlich seine frühere Appellation an ein allgemeines Concil und schrieb er noch einmal eine allgemeine Vertheidigung seiner „durch die römische Bulle unrechtlich verdammten Artikel“ [2]),

[1]) Dirumpamus vincula eorum, et projiciamus a nobis jugum eorum. — [2]) Dr. Martin Luthers Grund und Ursache aller Artikel, die durch römische Bulle unrechtmäßig verdammt sind.

in welcher er das Bewußtſein des hohen Berufes, der ihm geworden war, ſo unumwunden ausſpricht, daß er ſagt: „Sie werfen mir vor, daß ich, ein Einzelner, mich allein hervorthue, Jedermann zu belehren; — wer weiß, ob mich Gott nicht dazu berufen und erweckt hat und ihnen zu fürchten iſt, daß ſie Gott in mir läſtern? Leſen wir nicht, daß Gott gemeiniglich nur Einen Propheten auf eine Zeit erweckt im alten Teſtament, — — dazu hat er — — gemeiniglich niedrige, verachtete Perſonen erweckt. Und im neuen Teſtament, ſind ſie nicht auch einzeln geweſen, die rechten Biſchöfe und Lehrer? — — Ich ſage nicht, daß ich ein Prophet ſei; aber ich ſage, daß ihnen ſo viel mehr zu fürchten iſt, ich ſei Einer, ſo viel mehr ſie mich verachten und ſich ſelbſt achten. — Bin ich aber nicht ein Prophet, ſo bin ich doch gewiß, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei ihnen iſt.“ —

Durch einen öffentlichen Anſchlag forderte Luther in Wittenberg die Studenten auf, ſich am 10. Dezember zu verſammeln, um dem öffentlichen Verbrennen der Decretalen der Päpſte beizuwohnen. Zur beſtimmten Stunde zog Luther von vielen Lehrern und einer Maſſe Studenten und Bürgern begleitet vor das Elſterthor. Hier wurde ein Holzſtoß aufgerichtet, den Luther ſelbſt anzündete. Dann warf er das Decret Gratians, die Decretalen, Clementinen, die Schriften Ecks und endlich die Bulle Leos ins Feuer, bei letzterer ausrufend: „Weil Du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre Dich das ewige Feuer!“

In einer Schrift: „Warum des Papſtes und ſeiner Jünger Bücher von Doctor Martin Luther verbrannt ſind“, verantwortete er dieſen förmlichen und unwiderruflichen Bruch mit dem Papſt und dem Papſtthum dadurch, daß er als Hauptgrund ſchließlich anführt: „Dieweil denn durch ihr Bücherverbrennen der Wahrheit ein großer Nachtheil und bei dem ſchlichten gemeinen Volke, zu vieler Seelen Verderben, ein Wahn dadurch erfolgen möchte, habe ich, wie ich hoffe durch Anregen des Geiſtes, dieſelben zu ſtärken und zu erhalten, der Widerſacher Bücher wiederum verbrennet. Darum wolle ein Jeglicher ſich nicht laſſen bewegen die hohen Titel, Namen und Geſchrei des päpſtlichen Standes, des geiſtlichen Rechts, des langwierigen

Gebrauchs dieſer verbrannten Bücher, ſondern zu hören und zuvor anzuſehen, was der Papſt in ſeinen Büchern gelehrt, was für vergiftete, gräuliche Lehren in dem „heiligen, geiſtlichen" Recht ſtehen, und was wir bis heran haben angebetet anſtatt der Wahrheit. Dann richte frei, ob ich rechtlich oder unrechtlich dieſe Bücher verbrannt habe!"

Dieſer offenen Erklärung ſeiner Gründe hing er noch eine kurze Ueberſicht der „Irrthümer in dem geiſtlichen Recht und päpſtlichen Büchern an, darum ſie billig zu verbrennen und zu meiden ſind", ſeine „Gegenbulle", wie er dieſelbe in den Briefen an ſeine Freunde nannte, in welcher ſolcher Irrthümer dreißig angeführt ſind, und zwar:

Daß „der Papſt und die Seinen nicht ſchuldig, Gottes Geboten gehorſam zu ſein."

Daß „es kein Gebot, ſondern nur ein Rath Pauli, der da ſagt, alle Chriſten ſollen den Königen unterthan ſein."

Daß „die Sonne bedeutet die päpſtliche, der Mond die weltliche Gewalt in der Chriſtenheit."

Daß „der Papſt chriſtlichen Concilien nicht unterthan."

Daß „der Papſt volle Gewalt über alle Rechte habe."

Daß „der Papſt das Recht habe, alle Concilien zu zerreißen, zu wandeln, zu ſetzen."

Daß er „Eid und Pflicht von den Biſchöfen für ihre Mäntel verlange."

Daß „des Papſtes Verbrechen, ſo er Haufen zum Teufel führte, Niemand ſtrafen darf."

Daß „nächſt Gott die Seligkeit der ganzen Chriſtenheit am Papſt liege."

Daß „der römiſche Stuhl Macht und Kraft allen Rechten gebe und keinem Geſetze unterworfen ſei."

Daß „der Fels, auf den Chriſtus ſeine Kirche baute, der römiſche Stuhl",

Daß „die Schlüſſel allein Petro gegeben ſind"; und „dieſe Schlüſſel dem Petrus und ſeinen Nachfolgern Gewalt des irdiſchen und himmliſchen Reiches übergeben haben."

Daß „Chriſti Prieſterthum auf St. Peter verſetzt."

Daß „der Papſt Gewalt habe, muthwillig Geſetze zu machen über die chriſtliche Kirche."

Daß „der Papſt die Macht habe, Faſten aufzulegen, Prieſterehelosigkeit zu gebieten, Gelübde, Eide und Bünde zu löſen, die Unterthanen vom Gehorſam zu entbinden, die Schrift zu deuten und daß endlich die Schrift von ihm und nicht er von der Schrift Beſtand, Kraft und Ehre habe." — Endlich wurde auch die Conſtantiniſche Schenkung angeführt.

Das waren die Irrthümer, um derentwillen Luther die Dekrete der Päpſte verbrannt hatte.

In dem Schlußworte zu dieſer „Gegenbulle" ſagt Luther dann noch: „Wohl zu merken und am Tage iſt, daß von dem Papſte nichts denn Sünde und Verderben in die Welt gekommen, und noch täglich mehr kommt. — — Nie hat der Papſt mit Schrift und Vernunft Einen widerlegt, ſondern allezeit mit Gewalt, Bannen, durch Könige, Fürſten und ſonſt Anhänger, oder durch Liſt mit falſchen Worten verdrückt, verjagt, verbrannt oder ſonſt erwürgt. — — Die Wahrheit und Gerechtigkeit ſcheuet nicht das Gericht; Licht und Recht laſſen ſich gerne anſehen und probiren. Die Apoſtel gaben (Art. 4) das Urtheil ihren Feinden und ſprachen: „Richtet Ihr ſelbſt, ob es billig ſei, Euch mehr, denn Gott gehorſam zu ſein", ſo gewiß war die Wahrheit. Aber der Papſt will Jedermann die Augen blenden, Niemand richten laſſen, ſondern allein richten Jedermann; ſo gar furchtſam und ungewiß iſt er ſeiner Sache und Händel. Jedermann billig haſſet das finſtere Geſchäft und liebet das Licht. Amen!"

„In dieſem Allem erbiete ich mich zu ſtehen, Recht für Jedermann!"

„So wie Ihr es mir gemacht, ſo habe ich Euch gethan."[1])

34.

Kaum drei Jahre waren verfloſſen, daß Luther ſeine Theſen zum „Disputiren" anſchlug. Mit dem erſten Worte, das er ſprach,

[1]) Sicut fecerunt mihi, sic feci eis.

war auch der Kampf entschieden. Die ganze Welt, wenigstens ganz Deutschland war vorbereitet zu dem offenen Bruche mit dem Papste, dem römischen Stuhl, der römischen Kirche. — Luther hat mit einer fast ans Wunderbare grenzenden Arbeitskraft den Kampf diese drei Jahre hindurch geführt.

Daß des einzelnen Mannes Wort den Thron des Papstes erschüttern, seine und der römischen Kirche Macht brechen konnte, ist der Beweis, wie morsch dieselben geworden. Daß aber eines einzelnen Mannes Wort so tief greifen, so welterschütternd wirken, Mächte, denen bis dahin nichts widerstand, über den Haufen wehen konnte, — darin liegt für alle Zeiten eine Bürgschaft, daß, wie tief auch der Menschengeist herabgedrückt werden kann, der Augenblick doch stets bevorsteht, und, wenn das Maaß voll ist, kommen muß, wo es nur Eines Wortes bedarf, um die Seelenfesseln der Menschheit zu sprengen, und hätten Jahrhunderte hindurch alle Mächte der Welt daran gearbeitet, sie zu schmieden.

Zwanzigſtes Buch.

Das deutſche Reich und der Reichstag zu Worms.

Das deutsche Reich und der Reichstag zu Worms.

1.

Während Luther den festen Grund zur Reformation für Deutschland und die germanische Welt legte, war Kaiser Maximilian I. zu Wels in Oberöstreich gestorben. Man nennt ihn gerne den „letzten Ritter", wie denn seine äußere Erscheinung und sein persönliches Auftreten wirklich etwas Ritterliches hatten. Er war hochgewachsen und schön von Angesicht. In allen Körperübungen, im Reiten, Springen, Fechten, Jagen und Kahnführen suchte er seinen Meister. Als ein französischer Ritter, Claude de Barre, die ganze deutsche Ritterschaft zum Wettkampfe herausforderte, nahm Maximilian die Forderung an und warf den Franzosen nieder. Er selbst fühlte sich in dem Gedanken, daß er ein ächter Ritter, wie die der guten alten Zeit, sei, so geschmeichelt, daß er, von seinem Hofdichter und Meistersänger, Melchior Pfinzing, unterstützt, seine Jagd- und Fischerabenteuer, so wie seine Brautwerbung um Maria von Burgund in einem großen Gedichte „Theuerdank", den Ton der Heldengedichte früherer Zeiten kümmerlich nachahmend, der Nachwelt aufbewahren zu müssen glaubte. Das prunkende Wort, die prachtvolle Ausstattung des Gedichtes, bei welcher die besten Künstler der Zeit zu Hülfe gerufen wurden, sind im Gegensatze zu der Leere an Gedanken und Thaten bezeichnend für Maximilian und sein ganzes Wesen. Ebenso bezeichnend aber ist, daß in dieser Zeit, in welcher Reuchlin und Erasmus, Hutten und Luther

den deutschen Geist in neue Bahnen hineinlenkten, Kaiser Maximilian in seiner Kammer saß und mit seinem Theuerdank und einem ähnlichen Werke, „dem Weiskunig", das in Prosa allegorisch des Kaisers Thaten erzählte, Klänge suchte, die seit Jahrhunderten im deutschen Volke keinen Widerhall mehr fanden.

Maximilians Blick war stets nach Italien, Frankreich, Spanien und Ungarn hingerichtet. Ja, eine Weile dachte er sogar daran, Papst werden zu wollen. Aber Alles, was er that und was er wollte, waren nur großartige Anläufe, bei welchen er zuletzt nicht zum Sprunge kam. Seine Bestrebungen in Italien zeigen ihn in einem vollkommenen Kreislauf. Er beginnt damit, daß er durch eine abenteuerliche Heirath sich persönliche und dynastische Ansprüche auf Mailand zu erwerben sucht, diese (22. Sept. 1504) an Frankreich abtritt, und dann mit Frankreich, Spanien, dem Papste und England verbündet, in der Ligue von Cambray 1509 die Republik Venedig, die allen fürstlichen Herrschern der Zeit ein Dorn im Auge war, bekämpft. Zwei Jahre später (1511) bietet er, verbunden mit Venedig und dem Papste in einer andern Ligue, welche sich keck die „heilige Ligue" nennt, seine letzten Kräfte auf, Frankreich aus Italien hinauszutreiben, bis er zu Ende seines Lebens (4. Febr. 1516) Mailand wieder den Franzosen zugesteht. In allen diesen Kämpfen nahmen die Päpste Julius II. und Leo X. den deutschen Kaiser, so oft sie seiner bedürfen, in's Schlepptau und überlassen ihn seinem Geschicke, wenn sie durch seine Mithülfe erreicht haben, wonach sie strebten. Maximilian, der das Geld ritterlich verachtete, kaiserlich vergeudete und deswegen stets blutarm war, wurde in der Regel durch eine Summe Geldes veranlaßt, sich dem zu fügen, was Andere beschlossen hatten, wie er denn auch selbst bei seiner Heirath mit Blanka Maria Sforza von Mailand vor Allem die baare Aussteuer im Auge hatte. Dabei tritt seine persönliche Tapferkeit ein paarmal glänzender als die aller andern Fürsten der Zeit in den Vordergrund, so daß er in einer zweiten Schlacht bei Gainegate, die er (17. August 1513) gewinnen half, durch einen von ihm persönlich geleiteten Reiterangriff auf das französische Heer den Franzosen eine Niederlage beibringen half, die in Folge der Art, wie die Franzosen die Spornen

anſtatt des Schwertes brauchten, die „Spornenſchlacht" heißt. Aber nicht er erntete die Früchte dieſes Sieges, ſondern König Heinrich VIII. von England, zu deſſen Heer Max geſtoßen war, und der ſeinerſeits Max im Stiche ließ, als dieſer, um den Sieg zu benutzen, das Herzogthum Burgund wiederzuerobern verſuchte. Er mußte ſich unverrichteter Dinge zurückziehen, weil die Schweizer Söldlinge in ſeinem Heere ihn verließen.

Die italieniſchen und niederländiſchen Kämpfe aber verhinderten Maximilian nicht, in Ungarn und Böhmen eine Doppel-Erbheirath zu verfolgen und ein Ehegelöbniß zwiſchen der Tochter des Königs Wladislaus, Schweſter des unmündigen Ludwigs II., und ſeinem Enkel Ferdinand, und zwiſchen Ludwig II. ſelbſt und ſeiner Enkelin Maria zu vermitteln.

Die Heirath ſeines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter Iſabellas von Caſtilien und Ferdinands von Arragonien, hatte unterdeſſen bereits den gehofften Erfolg gehabt. Iſabella ſtarb am 26. November 1504. Ferdinand der Katholiſche, der als Gatte Iſabellens auch Caſtilien beherrſchen wollte und gegen Philipps Hoffnungen ſogar eine neue Ehe mit einer Nichte des Königs von Frankreich einging, mußte, als Philipp 1505 nach Spanien kam, dem Wunſche der Cortes von Caſtilien nachgeben und Philipp und Johanna als die berechtigten Mitherrſcher von Caſtilien anerkennen. Aber ſchon am 26. November 1506 ſtarb Philipp. Er hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und vier Töchter. Maximilian behielt Karl in den Niederlanden zurück, während Ferdinand in Spanien geboren, hier auch erzogen wurde. König Ferdinand von Arragonien herrſchte unterdeß mit eiſerner Hand und liſtigem Geiſte in Spanien, den Cortes von Caſtilien insbeſondere ein bitterer Feind. Als er am 22. Januar 1516 ſtarb, ging Karl als der nächſtberechtigte Erbe der ſpaniſchen Krone nach Spanien und wurde dann zum Könige von Caſtilien und Arragonien ausgerufen.

Die äußern Kämpfe eben ſo ſehr wie die nie raſtende Jagdluſt hatten Maximilians Blicke nicht nur von den innern Staatsangelegenheiten des deutſchen Reiches, ſondern von denen Oeſtreichs ſelbſt abgewendet, wenigſtens ihm nicht den Geiſt und die Ruhe gelaſſen,

nachhaltig zu wirken. Es wurden zu ſeiner Zeit regelmäßige Brief- und Fahrpoſten in Oeſtreich und Deutſchland eingerichtet, und ebenſo ſtehende Regimenter von Landsknechten eingeführt; auch wurde der Anfang einer beſſern Staatsverwaltung durch die Schatz- und Rentkammer, collegialiſche Regierungsbehörden in Insbruck, Grätz und Wien gemacht. Dem Kaiſer wurde angerechnet, was Andere von den Bedürfniſſen der Zeit getrieben für ihn, während er als Held und Ritter dem Kriege, der Jagd, und in ſeinen Mußeſtunden dem Meiſterſange und der Schriftſtellerei lebte, eingeleitet und verwirklicht hatten.

Maximilian dachte und handelte im Geiſte ſeines Vaters als alleiniger Selbſtherrſcher aller ſeiner Lande und Beſitzungen. Dieſe Auffaſſungsweiſe, die von Rom unterſtützt, unter Friedrich III. in Oeſtreich und unter Ferdinand dem Katholiſchen in Spanien feſten Fuß gefaßt hatte, ſtand in Widerſpruch mit den Grundſätzen und Inſtitutionen, die in den öſtreichiſchen Erblanden, wie in ganz Deutſchland, noch mehr in England und Frankreich, zur Herrſchaft gelangt waren.

In Frankreich hatte ſchon Ludwig XI. einen feſten Rückhalt in den Ständen des Landes gefunden. Sein zweitnächſter Nachfolger, Ludwig XII, der ſich den Namen eines „Vaters des Volkes", eines „Königs des Parlaments" gewann, geſtattete den ſtändiſchen Gerichten eine Machtvollkommenheit, welche den einzelnen Bürger gegen den Adel, die Beamten und den König ſelbſt ſchützte. In England erhielt König Heinrich VII. den Namen eines „Königs der Bauern", (der Vilains); unter ihm hörte die Leibeigenſchaft der Bauern auf; freie Erbzinsbauern traten an die Stelle der leibeigenen Knechte der Scholle. Das Parlament faßte ſo feſten Fuß, daß die ſpätern Könige, die anders dachten wie Heinrich VII., ſeine Macht nicht dauernd zu brechen im Stande waren. Dieſe Macht des Parlaments aber wurde der Grund, in welcher Englands Reichthum und Größe für Jahrhunderte feſte Wurzeln ſchlug.

Es hat faſt den Anſchein, als ob Maximilian gegen Ende ſeines Lebens ebenfalls in dieſe Bahn wieder einzulenken verſucht habe. Im Jahre 1518 berief er die Stände aller ſeiner oberdeutſchen Provinzen zu einer gemeinſchaftlichen Berathung nach Insbruck. Auch hier

wurde der Name „eines gemeinsamen Parlaments für Oestreich und die ihm verwandten Länder" ausgesprochen. Maximilian hoffte von dieser Vereinigung Geld zu seinen Zwecken, und als diese Hoffnung nicht unmittelbar verwirklicht wurde, ließ er den eben gefaßten Plan um eines andern willen wieder fallen. Dieser andere Plan war der eines neuen, allgemeinen Krieges gegen die Türkei mit Hülfe des deutschen Reiches. Im Herbste des letzten Jahres seines Lebens berief er einen Reichstag nach Augsburg, um das zu diesem Türkenzuge nöthige Geld zu beschaffen. Es war dies derselbe Reichstag, auf welchem Luther dem Kardinal Cajetan gegenübertrat und Hutten mit seiner Schrift gegen die Türkensteuer den Plan Maximilians vereiteln half. Maximilian aber wurde auf der Heimkehr von diesem Reichstage in Insbruck Schulden halber festgehalten. Die Stadt, die er sonst bevorzugte, im Zorne verlassend, ereilte ihn auf der Reise nach Niederöstreich der Tod.

Maximilians Leben ist voll von Plänen, von beabsichtigten Unternehmungen, von Kriegen, Feldzügen, Abenteuern aller Art, die freilich durch die spanischen und böhmisch-ungarischen Heirathen von bleibendem Erfolge für die Machtstellung Oestreichs wurden. Wer aber sollte glauben, daß dieser unermüdliche Jäger, dieser nimmerruhende Herrscher außer dem Theuerdank und Weißkunig noch einige zwanzig verschiedene Werke über Turniere, Stammbäume, Ehrenpforten, Grabmäler, Jägerei, Fischerei, Falknerei, Artillerie, Baumeisterei, über Stall, Küche und Keller, über Moralität, Andacht und Heiligenverehrung geschrieben hat? Ein wenig von Allem und von Allem nichts Rechtes. Wie sein Leben, so seine Werke. —

2.

Als der „selbstgewählte" Kaiser Maximilian daran dachte, Mailand zu gewinnen, forderte er dasselbe nicht im Namen des Reiches zurück, sondern er heirathete die Tochter der Condotierefamilie, die sich in Mailand festgesetzt hatte, um auf diese Weise hier, wie in Burgund, in Spanien, in Ungarn und Böhmen Erbansprüche für sein Haus zu begründen. So wenig legte der Kaiser selbst Nachdruck auf sein Kaiserrecht und des Reichs Rechtsanspruch. Unterdeß war Böhmen

vom Reiche ausgeschlossen in der Hand eines Polen; die Ostseeprovinzen standen gesetzlich und vertragsmäßig unter polnischer Oberherrschaft; Schleswig-Holstein und auch Oldenburg waren an Dänemark, Holland und Flandern an Spanien gefesselt; Burgund und Lothringen standen unter französischer Herrschaft oder französischem Einflusse, die Schweiz war von Kaiser und Reich unabhängig.

Im Innern Deutschlands machten sich fast mit gleicher That- und Rathlosigkeit das Reichsregiment, der Kurverein und der schwäbische Bund die Herrschaft streitig; doch war das Reichsregiment ohnmächtiger als der Kurverein und dieser rathloser als der schwäbische Bund, weil letzterer von einem einzelnen mächtigen deutschen Landesfürsten, den Habsburgern oder den Wittelsbachern abwechselnd, beherrscht wurde, und diese dem Bunde jenen Halt liehen, der ihnen selbst erlaubte, die Macht des Bundes zu ihren Zwecken zu benutzen.

Nach dem Buchstaben der letzten Reichsreformgesetze war das Reich in zehn Kreise, zehn Landfriedenseidgenossenschaften getheilt, in welchen drei weltliche (Sachsen, Pfalz und Brandenburg) und drei geistliche Kurfürsten (Mainz, Köln, Trier), vier Erzbischöfe (Magdeburg, Bremen, Salzburg, Bisanz), sechsundvierzig Bischöfe [1]), dreiundzwanzig weltliche Fürstenhäuser [2]), siebenundsiebzig Aebte und Aebtissen [3]), zweihundertund-

[1]) Bamberg, Würzburg, Worms, Speier, Strasburg, Eichstädt, Augsburg, Constanz, Hildesheim, Paderborn, Chur, Halberstadt, Verden, Münster, Osnabrück, Passau, Freisingen, Chiemsee, Gurk, Seckau, Lavant, Basel, Sitten, Regensburg, Meißen, Naumburg, Minden, Lübeck, Utrecht, Cammin, Schwerin, Genf, Cammerich, Verdün, Metz, Toul, Lausanne, Lüttich, Trient, Brixen, Merseburg, Lebus, Brandenburg, Ratzeburg, Schleswig, Havelberg.

[2]) Baiern, Oestreich, Burgund, Sachsen, Meißen, Ober-Pfalz, Veldenz, Sponheim, Jülich-Cleve und Berg, Markgrafschaft Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg, Hessen, Würtemberg, Baden, Baden-Sponheim, Baden-Hochberg, Leuchtenberg, Anhalt, Henneberg, Herzog von der Maaß, Savoyen, Chalons.

[3]) Fulda, Hersfeld, Kempten, Weißenburg, Reichenau, St. Gallen, Salfeld, Elwangen, Deutschmeister, Johanniternmeister, Weingarten, Salmansweiler, Kreutzlingen, Murbach, Walkenried, Schuttern, Weißenau, St. Blasien, Maulbronn, Corvey, Schußenried, Rittershausen, Stein am Rhein, Schaffhausen, Waldsassen, Einsiedeln, Rockenburg, Ochsenhausen, Selz, St. Gilgen in Nürnberg, Maximin, Kimolzhausen, Rockenhausen, St. Johann in Fürbitthal, Gengenbach, Königsbrunn, Rode, Markthal, St Peter im Schwarzwald, Oberheim, Stablo, Disentis, Rochenhausen, Kenzlingen, Elchingen, Irsin, Blankenberg, Jony, St. Johann, Pfäders, Petershausen bei Constanz, Scheyern, Comburg, Keißheim, Emmeran in Regensburg,

acht Grafen und Reichsfreiherren [1]) und vierundachtzig Reichsstädte [2]), so weit ihre Macht reichte, selbständig ihre größern oder kleinern Landesherrschaften regierten. Die Reichseintheilung war Nebensache, seit

---

Berchtolsgaden, Münster in St. Gregorienthal, Corneli-Münster, Werden, Herrenalb, Urspersg, Prüm, Echternach. Die Aebtissen von Quedlinburg, Essen, Herford, Niedermünster in Regensburg, Thorn, Obermünster in Regensburg, Kaufungen, Geringrode, Lindau, Buckau, Röthl-Münster, Hegbach, Gutenzell, Peund.

[1]) Helfenstein, Kirchberg (Fugger), Zollern, Fürstenberg, Lupfen, Montfort, Zimmern, Freiberg, Steußlingen, Grundelfingen, Eberstein, Geroldseck, Oettingen, Rappoltstein, Staufen und Ehrenfels, Hohen-Königsberg, Hohenfels-Neupolzkirch, Sulz, Hohenzollern, Brandis, Truchseß von Waldburg, Sonnenberg, Castell, Wertheim, Reineck, Hohenlohe, Reichelsberg, Limburg, Erbach, Schwarzenberg, Leiningen, Hanau-Münzenberg, Hanau-Lichtenberg, Nassau-Dillenburg, Nassau, Nassau-Wiesbaden und Itzstein, Nassau-Saarbrücken, Nassau-Dillenburg-Beyelstein, Königstein, Ober-Isenburg, Nieder-Isenburg, Biernberg, Rheindeck, Solms, Sorgens, Winneberg, Neuenar, Arnsberg, die beiden Rheingrafen, Oberstein, Oberstein zu Falkenstein, Horn, Stein, Lichtenberg, Fengen, Ruppin, Hardeck, Hohnstein, Wolkenstein, Schaumburg, Mansfeld, Stollberg, Beuchlingen, Müllingen, Gleichen, Schwarzenburg, Gerau, Pleß, Plauen, Wied, Passenheim, Löwenstein, Regenstein, alle Grafen von Friesland und Ostfriesland, von der Lippe, Oldenburg, Oldenburg-Delmenhorst, Högen, Westerburg-Leiningen, Waldeck, Losenstein, Diepholz, Steinfurt, Bentheim, Bronkhorst, Wittgenstein, Spiegelberg, Deckelburg, Lingen, Wunstorf, Ortenburg, Rittberg, Haag, Leisenk, Bergen, Salm, Falkenstein, Schönberg, Degenberg, Sommerau, Manderscheid, Reifersdorf, Isselstein, Wachtheim, Heben, Wildenfels, Lautenburg, Tübingen, Plankenberg im Westerich, Kriechingen, Rogendorf, Königseck-Aulendorf, Königseck-Ersperg, Mörsberg, Brandenstein, Wolfstein, Pyrmont, Fronsberg, von Polland zu Wittin, die Ritterschaft von Friedberg und die von Gelnhausen, die Fugger, Grafeneck, Hohenschwangau und Erbach, Görz, Rogendorf, Königseck, Dietrichstein, Ungnad u. a.

[2]) Regensburg, Nürnberg, Rotenburg a. d. T., Weißenburg im Nordgau, Donauwörth, Windheim, Schweinfurt, Wimpfen, Heilbronn, Schwäbisch Hall, Nördlingen, Dinkelsbühl, Ulm, Augsburg, Giengen, Bobfingen, Aalen, Gemünd, Eßlingen, Reutlingen, Weil, Pfullendorf, Kaufbeuren, Ueberlingen, Wangen, Isny, Leutkirch, Memmingen, Kempten, Buchhorn, Ravensburg, Biberach, Lindau, Constanz, Basel, Strasburg, Kaisersberg, Kolmar, Schlettstadt, Mühlhausen im Elsaß, Rothweil, Hagenau, Weißenburg a. Rh., Oberehenheim, Roßheim, Speier, Worms, Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen, Wetzlar, Köln, Aachen, Metz, Toul, Verdün, Offenburg, Landau, Gengenbach, Zell, Schaffhausen, Saarbrück, Bisanz, Lübeck, Hamburg, Dortmund, Niederwesel, Mühlhausen in Thüringen, Nordhausen in Thüringen, Goslar, Soest, Brakel, Warburg, Lemgo, Thüringsheim, Verdern, Münster in St. Gregorienthal, Trier, Herford, Cammerich, Duisburg, Danzig, Elbing, St. Gallen, Buchau am Federnsee. Siehe die Reichsmatrikel von 1521. (Sachs, Reichsabschiede II. 216—221).

die ganze Reichsthätigkeit ſich in die der einzelnen Landesherren aufgelöſt hatte. Insbeſondere die größeren deutſchen Landesfürſten, kaum irgend noch beengt durch das Reich, treten mit ihrer Sonderthätigkeit und ihrer Sondergeſchichte überall in den Vordergrund.

Während Friedrich III. und Maximilian I. in beſtändigem Widerſpruche und Kampf mit den Ständen der öſtreichiſchen Lande erſcheinen, ſuchten und fanden im Gegentheil die Mehrzahl der größeru deutſchen Landesfürſten in einem engern Anſchließen an ihre Landſtände eine feſtere Grundlage für ihre Macht. Dieſelben Fürſten, welche eine Reform des Reiches, die Einführung des Reichskammergerichts, die Erblichkeit der Kaiſerwürde zu hintertreiben wußten, waren meiſt in ihren eigenen Landen eifrige Reformatoren, errichteten höhere Landgerichte, und führten nach und nach die Untheilbarkeit ihrer Herrſchaft und das Recht der Erſtgeburt ein. Es waren das die rechten Mittel bei den geſetzloſen Zuſtänden des Reiches die ſchwachen Reichsſtände zu veranlaſſen, freiwillig in den weniger freien aber deſto geſichertern Zuſtand der Landesunterthänigkeit überzutreten. So bildeten die größern deutſchen Landesfürſtenthümer durch ganz Deutſchland eine Reihe von Schwerpunkten, die in ihren Kreiſen die naturgemäße Anziehungskraft ausübten.

Baiern erſcheint hier in nächſter Nachbarſchaft von Oeſtreich, auch an Macht ihm zunächſt ſtehend, wenigſtens in ganz Süddeutſchland. Herzog Albrecht IV. (von 1460 bis 1508) hatte ſtets im beſten Einverſtändniſſe mit ſeinen Landſtänden eine ſo geordnete Herrſchaft geführt, daß die alte, reiche und berühmte Frei- und Reichsſtadt Regensburg im Jahre 1486 freiwillig in die Landesunterthänigkeit übertrat; ein Schritt, welchen Maximilian mit Hülfe des ſchwäbiſchen Bundes (1490) wieder rückgängig zu machen wußte. Zwei Jahre vor ſeinem Tode 1506 erließ Albrecht ein Hausgeſetz, durch welches er mit Zuſtimmung der Stände das Erſtgeburtsrecht einführte. Nach ſeinem Tode verſuchte dann freilich ſein älteſter Sohn, Wilhelm IV., ohne und gegen die Stände zu regieren. Der Einfluß des glänzenden und freigebigen Maximilians, an deſſen Hof die Fürſtenſöhne ſeiner Zeit meiſt in der Hofkunſt gebildet wurden, machte ſich zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts bei vielen jüngern deutſchen

Fürſten dahin geltend, daß ſie die Bahn wieder verließen, auf welcher ihre Väter eben den feſten Grund zu ihrer landesfürſtlichen Macht gelegt hatten. Kaum von den Ständen mündig erklärt (1511), begann Herzog Wilhelm IV. den Kampf gegen dieſe, worauf dieſelben ihm die Huldigung verſagten. Der Zwieſpalt endigte damit, daß die Stände den Herzog Wilhelm im Jahre 1514 vor ihr Gericht forderten, ſeine Mündigkeitserklärung widerriefen, dieſelbe bis zu ſeinem vierundzwanzigſten Jahre hinausſchoben und das Land zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Ludwig theilten. Herzog Wilhelm ſah ſich auch zwei Jahre ſpäter gezwungen, ſeinen Frieden mit den Ständen zu machen, von wo an er in München, und ſein Bruder Ludwig (der Wilhelm den Vorrang, und als er 1515 kinderlos ſtarb, auch das ganze Erbe ließ) in Landshut regierten und 1518 die Reform des bairiſchen Landrechts und 1520 die verbeſſerte Gerichtsordnung einführten. Nachdem Herzog Wilhelm ſo durch eine feſte und geordnete Rechtspflege das Volk gewonnen hatte, begann er den Kampf gegen die Stände, in welchen der Landesadel oft übermüthig war, von neuem, und zwar von dem Standpunkte der Beſteuerung des bisher ſteuerfreien Adels aus. Der Zuſtimmung und Hülfe des Volkes ſicher, konnte er jetzt die Rechte der Stände vielfach mißachten und beſchränken.

Zunächſt Baiern lag die Landesherrſchaft der Würtemberger. Eberhard im Barte, ſeit 1495 der erſte „Herzog" von Würtemberg, einer der ausgezeichnetſten Herrſcher der Zeit, wußte ſeinen Oheim Ulrich und deſſen Söhne Eberhard und Friedrich im Jahre 1492 unter der Bedingung, daß Friedrich Mömpelgard erhalte, zu veranlaſſen, ihm allein die Herrſchaft aller Würtembergiſchen Beſitzungen zu überlaſſen. Eberhard war durch das Einverſtändniß, in welchem er mit ſeinen Ständen lebte, zu dem Anſehen gelangt, welches ihm ganz Würtemberg auf friedlichem Wege gewinnen half. Die von ihm 1495 erlaſſene Landesordnung ſollte den geordneten Zuſtand, welchen er eingeführt hatte, auf ſeinen Vetter und Nachfolger Eberhard II., den Sohn Ulrichs, übertragen. Dieſer aber, am Hofe Maximilians erzogen, wurde nach einer kaum zweijährigen, wilden, wüſten Luſt- und Launenherrſchaft von den Ständen am 10. April 1498 ſeiner

Herrſchaft entſetzt, nachdem er, um ihrem Zorne zu entgehen, landesflüchtig geworden war. Maximilian, wie ſeine Vorfahren, ſtets auf Schwaben ſeine Blicke richtend, hatte ſich noch bei Gelegenheit des Zugeſtändniſſes des Herzogstitels 1495 den Rückfall des Herzogthums „an das Reich" und die Regierung deſſelben durch den Kaiſer für den Fall des Ausſterbens des Mannesſtammes ausbedungen. Gerne genehmigte er die Entſetzung Eberhards II., nachdem ihm die Stände für den Fall des Ausſterbens des würtembergiſchen Herrſcherſtammes das Recht, über das Land zu verfügen, zugeſtanden hatten. Ein ſtändiſcher Ausſchuß verwaltete für Herzog Ulrich (den Sohn Friedrichs II. von Mömpelgard) das Land, bis Kaiſer Maximilian dieſen ſchon 1500 für mündig erklärte.

Die Beſitzungen der Markgrafen von Baden kamen 1503 unter Markgraf Chriſtoph in Eine Hand; aber er ſelbſt theilte ſeine Herrſchaft noch zu Lebzeiten unter ſeine Söhne (1515), wodurch nach ſeinem Tode (1527) die beiden Linien Baden-Baden und Baden-Durlach entſtanden.

Die Kurpfalz war geſchwächt aus dem bairiſchen Erbfolgekriege (1505—1507) hervorgegangen. Philipp (der Aufrichtige) empfahl in ſeinem Teſtamente ſeinen Söhnen, was er ſelbſt nicht beachtet hatte und was ſeine Söhne (Ludwig, Ruprecht, Friedrich) wieder kaum beachteten, nämlich ſich in ihren Handlungen nach dem Wunſche der Stände zu richten. 1508 folgte Ludwig V. ſeinem Vater. — Die Nebenlinien des kurpfälziſchen Hauſes waren ſeit 1459 die Simmernſche und die Zweibrücker, in welcher letztern 1514 noch eine dritte Nebenlinie, die Veldenzſche entſtand.

Neben Kurpfalz erſcheinen auch die drei rheiniſchen geiſtlichen Kurfürſten nicht mehr in der Macht, dem Anſehen und dem Glanze, welche ſie einſt umgaben. Das Hinſchwinden des blinden Volksglaubens dem Papſte und der Geiſtlichkeit gegenüber nahm ihnen die Grundlage, auf der ſie geſtanden hatten.

Mächtiger als dieſe vier Kurfürſten erſcheinen am Unterrheine die Herzoge von Jülich-Cleve und Berg, nachdem im Jahre 1511 durch Marie, die Tochter Wilhelms, des letzten bergiſchen Grafen,

auch das Herzogthum Berg an Johann III. von Jülich-Cleve gelangt war.

In den Niederlanden behaupteten nur die Herzoge von Geldern neben den Habsburgern ihre Unabhängigkeit. Karl von Egmont, der sich Gelderns bemächtigt hatte, konnte im Bunde mit Frankreich lange Kriege gegen die Habsburgsche Uebermacht führen.

In Mitteldeutschland waren die Landgrafen von Hessen durch die Erwerbung der Grafschaften Ziegenhain, Nidda (1450) und Katzenellnbogen (1480) zu immer größerer Bedeutung herangewachsen. Nachdem die Söhne Ludwigs des Friedsamen († 1458) die Landgrafschaft in die Herrschaften von Kassel und Marburg getheilt hatten, kam mit dem kinderlosen Tode Wilhelms III. von Marburg 1500 die ganze Landgrafschaft wieder in eine Hand, die Wilhelms II. von Kassel. Wie die Landesfürsten von Baiern und Würtemberg, suchte Wilhelm II. in den Landständen und festen Gerichten die Stütze seiner Macht. Im Jahre 1500 errichtete er das Hofgericht zu Marburg, und in seinem Testamente übergab er seinen Sohn Philipp einer ständischen Regentschaft (1509). Seine Witwe Anna von Mecklenburg gerieth wegen der Vormundschaft über Philipp mit den Ständen in einen Streit, der damit endigte, daß Anna in einem Vertrage zu Treysa die Rechte der Stände auf Ueberwachung und Genehmigung der Steuern, Feststellung der Münze, Zustimmung zu den Kriegserklärungen und Friedensverträgen, auf jährliche Sitzungen und einen beständigen Ausschuß der Landstände anerkannte und dann die Vormundschaft und Regentschaft vereint mit einem ständischen Ausschusse übernahm.

Die angesehensten Landesfürsten in Norddeutschland waren die Sächsischen und die Brandenburgischen, deren Macht noch von viel höherer Bedeutung gewesen sein würde, wenn beide Familien nicht in zwei Zweige sich gespalten hätten. Im Jahre 1485 entstanden durch die Söhne Friedrichs II., Kurfürst von Sachsen, Ernst und Albrecht, die ernestinisch-kurfürstliche und die albertinisch-herzogliche (Meißen) Linie. Der Kurfürst Ernst starb schon im nächsten Jahre nach der Theilung und hinterließ zwei Söhne, Friedrich und Johann, die gemeinschaftlich die Herrschaft führten und sich beide als

Menſchen und Regenten auszeichneten. Friedrich, der Aeltere, ſelbſt wiſſenſchaftlich hochgebildet, ein Freund der Wiſſenſchaften, der Landesherr und der Beſchützer Luthers, gewann ſich durch ſeine milde Gerechtigkeitsliebe, ſein beruhigendes Auftreten und ſeine kluge und männliche Feſtigkeit nicht nur den Namen des Weiſen, ſondern erlangte auch ein ſolches Anſehen im Reiche, daß er mehrmal an die Spitze des Reichsregiments in Nürnberg berufen und von Maximilian während ſeiner Abweſenheit zum Stellvertreter ernannt wurde.

Das Haupt der albertiniſchen Linie dagegen ſuchte auf einem andern Felde Lorbeern zu ernten. Herzog Albrecht focht Maximilians Kämpfe in den Niederlanden aus, wofür dieſer den Albertinern die Erbſtatthalterſchaft in Friesland und die Anwartſchaft auf Jülich und Cleve übertrug. Beides ſollte den Albertinern keinen großen Vortheil gewähren. Die Anwartſchaft auf Jülich und Cleve verwirklichte ſich nicht, und die Erbſtatthalterſchaft über Friesland führte zu den härteſten Kämpfen gegen die frieſiſchen Bauern, die manchem Fürſten und hohem Adelshaupte das Leben koſteten. Erſt nachdem die Herzoge von Sachſen alle mächtigen Nachbarfürſten der Frieſen, die Grafen von Oldenburg, im Bunde mit Dänemark, die Herzoge von Lüneburg und Braunſchweig und den ganzen ſächſiſchen Adel gegen ſie geführt hatten, gelang es (1513) die tapfern frieſiſchen Bauern zu beſiegen.

Auch das Brandenburgiſche Haus war in zwei Linien geſpalten, die kurfürſtliche, welche das ganze Kurfürſtenthum Brandenburg beherrſchte, und die markgräfliche, welche die Herrſchaften der Hohenzollern in Franken, die Markgrafſchaften Anſpach und Baireuth beſaßen. Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg ſtützte ebenfalls ſeine Macht auf die Landſtände und errichtete mit dieſen gemeinſchaftlich im Jahre 1516 das Kammergericht. Joachim fand in einer ſtrengen Aufrechthaltung des Landfriedens gegen den kampfluſtigen und beutebedürftigen niedern Adel ſeines Landes — von dem er einmal vierzig als „Räuber" verurtheilt an einem Tage hinrichten ließ — die Liebe des Volkes und die Befeſtigung ſeiner Macht. Albrecht, Kurfürſt von Mainz, Erzbiſchof von Magdeburg und Biſchof von Halberſtadt, war ſein Bruder.

Die markgräfliche Linie stand seit Kurfürst Albrecht Achilles in einer gewissen Abhängigkeit vom Kurfürstenthum. Sein Nachfolger, Markgraf Friedrich, wurde von seinen Söhnen 1516 unter dem Vorwande des Blödsinns ins Gefängniß geworfen, worauf dieselben gemeinschaftlich regierten. Erst spät (1541) trat eine bleibende Trennung (Baireuth und Anspach) ein. Wie die kurfürstliche Linie in dem jüngern Bruder Albrecht drei geistliche Fürstenthümer Deutschlands an das Geschick der Brandenburger zu fesseln suchte, so vermehrte die markgräfliche Linie ihren Einfluß dadurch, daß sie 1511 den Markgrafen Albrecht zum Hochmeister des deutschen Ordens befördern half. Dieser war, als Nachfolger Friedrichs von Sachsen, der zweite deutsche Fürstensohn auf dem Stuhle der Hochmeister. Es hatte die Wahl deutscher Fürstensöhne wenigstens das Gute, daß diese die Oberherrschaft Polens nicht anerkennen wollten und abzuschütteln suchten. Schon Friedrich von Sachsen hatte die Huldigung dem König von Polen verweigert. Albrecht von Brandenburg, der mit zwanzig Jahren Hochmeister wurde, begann im jugendlichen Feuereifer schon 1518 den offenen Kampf gegen Polen, der aber im Wesentlichen unglücklich für den deutschen Orden ablief und 1521 mit einem vierjährigen Waffenstillstande endigte.

Die übrigen mächtigen Landesfürstenthümer Norddeutschlands waren Braunschweig, Pommern, Mecklenburg, Oldenburg, Holstein und Schleswig. Das Braunschweigische Haus war in zwei Hauptlinien getheilt, Braunschweig und Lüneburg. Die erstere Linie theilte sich 1491 in die Wolfenbüttelsche, Herzog Heinrich, und die Göttingen-Kalenbergsche, Herzog Erich I. Beide zeichneten sich durch ihre rücksichtslose Feindschaft gegen die Reste der reichsfreien Städte (Braunschweig) und der Bauernschaften in ihrer Nachbarschaft (Friesen) aus. Beide standen in enger Verbindung mit Kaiser Maximilian. Erich I. von Göttingen-Kalenberg (1495—1540) war sogar das Pathenkind des Kaisers und hatte an dessen Hof seinen Haß gegen die Freiheiten der Stände seines Landes eingesaugt. — Das Fürstenthum Lüneburg blieb in Folge eines Hausgesetzes vom Jahre 1367 ungetheilt. Zwischen der Braunschweigischen und Lüneburger

Linie beſtand eine ähnliche Eiferſucht wie zwiſchen denen des Sächſiſchen Hauſes.

Pommern, das die Uckermark, welche es Brandenburg abgerungen hatte (1479), wieder verlor, war ebenfalls lange getheilt geweſen, bis es endlich unter Boguslaw X. wieder vereinigt wurde.

Die beiden Linien des Mecklenburgiſchen Hauſes, Schwerin und Stargardt, waren ſeit 1471 unter Heinrich dem Fetten von Schwerin wieder vereinigt, und Heinrich der Friedfertige, jenes Enkel, war das regierende Haupt des Mecklenburgiſchen Hauſes zur Zeit, als Maximilian ſtarb.

Die Grafen von Oldenburg herrſchten ſeit Graf Chriſtian I. 1448 in Dänemark, und nach dem Abſterben des Schauenburgiſchen Grafenſtammes mit Adolph VIII. († 1459) zugleich über Schleswig und Holſtein. Die Stände von Schleswig und Holſtein glaubten ihre Rechte und ihre Volksthümlichkeit dadurch retten zu können, daß ſie ſich eine Verſicherung von Dänemarks Herrſcher ausſtellen ließen, nach welcher Schleswig niemals wieder mit Dänemark vereinigt werden ſolle. Nach Chriſtians I. Tod kamen Schleswig und Holſtein auch ſelbſtändig an deſſen zweiten Sohn Friedrich, der aber 1521 ſelbſt auf den däniſchen Thron berufen wurde, wodurch Dänemark, Schleswig und Holſtein wieder in Eine Hand zuſammenfielen.

Alle kleinern Landesfürſten Norddeutſchlands und eben ſo die freien Städte der alten Hanſa geriethen hierdurch unter den Einfluß von Dänemark. Der Geiſt am däniſchen Hofe aber war demjenigen verwandt, welcher in Oeſtreich, in Rom und in Spanien herrſchte. Die kleinern norddeutſchen Fürſten konnten des Beiſtandes von Dänemark ſicher ſein, ſo oft ſie die benachbarten reichsfreien Städte oder die reichsfreien Bauern zur Landesunterthänigkeit zwingen wollten. Ein Theil der Oſtfrieſen, die des Budjadingerlandes, geriethen mit Hülfe Dänemarks in die Abhängigkeit der Grafen von Oldenburg. Die Dithmarſen aber wahrten ihre Freiheit, um ſo im äußerſten Norden Deutſchlands zu bekunden, daß die Alpen nicht allein Urſache der Freiheit der Schweizerbauern im äußerſten Süden Deutſchlands waren.

3.

Zwischen diesen größern Fürsten Deutschlands lagen die geistlichen Reichsstände, die reichsfreien Grafen und Herren und die freien Städte. Die jungen Söhne der Landesfürsten drängten sich überall in die Bischofssitze und die Stifte hinein. In einzelnen wurde es Gesetz, in manchen Brauch, daß nur Söhne fürstlicher Abkunft in die Kapitel aufgenommen werden durften. So schlossen sich diese nach und nach immer mehr dem gemeinen Adel und dem Bürgerssohne; so faßte der Gedanke in den Fürstenfamilien immer festen Boden, daß die Bischofssitze und Abteien nur dazu da seien, den Bedürfnissen der herrschenden Familien zu dienen. Bis zur „Saecularisirung" derselben zum Besten der landesfürstlichen Familien blieb somit nur noch ein Schritt übrig.

Es war dies nicht der einzige Verlust, welchen der kleine Adel in der letzten Zeit erlitten hatte. Die Erfindung des Schießpulvers, das Aufkommen des gemeinen Landsknechts hatte die Ritter beim Kriegsdienst weniger nothwendig gemacht. Mit der Herstellung fester, stehender Kriegsschaaren traten die Ritter nicht nur in den Hintergrund, sondern sie fanden sich bei ihren Sonderbestrebungen, bei ihren Fehden auch sehr oft als der schwächere Theil den Landsknechten des Landesfürsten und der Städte gegenüber. Der Luxus, die Bedürfnisse hatten in allen Kreisen des deutschen Lebens zugenommen. Der niedere Adel konnte hier nicht Schritt mit den übrigen Kreisen des Volkslebens halten. Er verarmte, verkümmerte, verwilderte.

„Du würdest sehr irren, wenn Du glaubtest, daß wir in unsern Schlössern die Ruhe und Sicherheit genössen, deren Du Dich in Deiner ruhmreichen Vaterstadt zu freuen hast", schreibt Hutten an Willibald Pirkheimer von Nürnberg; „die Bauern, die uns nähren, sind äußerst arm. Was wir von ihnen erhalten, ist sehr wenig und dies wenige müssen wir mit Sorge und Noth erwerben. Wir müssen uns irgend einem Fürsten anschließen, um Schutz bei ihm zu finden, und dann stehen wir stets in Gefahr, daß, wenn wir unsere Burg verlassen, sie von solchen überfallen wird, die mit unserm Schutzherrn in Fehde leben. Deswegen müssen wir mit großen Kosten Pferde

und ein zahlreiches Gefolge erhalten. Wir dürfen uns nicht von unſern Burgen entfernen, ohne vom Kopf bis zum Fuße gewaffnet zu ſein. — Unſere Burgen ſind nicht zum Vergnügen, ſondern zur Sicherheit gebaut. Viehſtälle und Rüſtkammern nehmen den größten Raum ein. Von dieſen ſtinkt Dir das Pulver, von jenen der Miſthaufe entgegen. Stets hört man das Blöcken der Schafe, das Bellen der Hunde, das Brüllen der Kühe und Ochſen, oder auch, da unſere Burgen den Wäldern nahe liegen, das Geheul der Wölfe."

Der deutſche Adel war verarmt und verſchuldet und ihm blieb in der Regel kein Mittel, das Leben zu friſten, als kleine Fehden, bei welchen er einen Abt zu einer Brandſchatzung zwang, einem Dorfe die Heerden wegtrieb, ein paar Kaufleute einfing, um ſie und die Ihrigen zum Loskauf derſelben zu nöthigen [1]). Dabei aber fiel er ſelbſt oft in die Hände der Landesfürſten, des ſchwäbiſchen Bundes oder einer mächtigen Nachbarſtadt. Die Landesfürſten benutzten überall die Noth des Adels und deren Folge, die beſtändigen Raubfehden, um den Adel zur Unterthänigkeit zu zwingen oder gar auszurotten. Der ganze freie deutſche Adel war von dem Gefühle beherrſcht, daß er zu Grunde gehen müſſe, wenn nicht in irgend einer Weiſe ihm eine Hülfe werde.

4.

In den Städten herrſchte vielfach eine ähnliche Mißſtimmung wie unter dem niedern Adel. Die höchſte Zeit der Blüthe der deutſchen Städte war vorüber, der Luxus aber war überall ſo groß, wie ihn die Glanzperiode des ſtädtiſchen Lebens geſchaffen hatte. Mit dem Seewege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, mit der Ent-

[1]) Hans Sachs ſingt mit Hohn in ſeinem Schwank: „Von dem frommen Adel":

„— — Daß auf keiner Straß
Kein Räuber mehr auffragen laß,
Er ſei denn von Adels Geſchlecht,
Das zu der That hab Fug und Recht." —

deckung von Amerika, mit dem Losreißen Hollands und der Mündungen des Rheins vom deutschen Mutterlande, begann der große Handel seine Straße durch Süddeutschland und den Rhein entlang zu verlassen, und sich auf dem Seewege nach Holland und England zu ziehen. Die größern Handelsstädte Deutschlands hatten nach und nach die kleinern im Handel verdrängt; so blühten einzelne große Städte: Ulm, Augsburg, Nürnberg, Köln und die nordischen Hansestädte, während die kleinern Städte zurückgingen und schon eine Weile zurückgegangen waren. In jenen waltete noch ein Luxus, der die natürliche Grenze oft und weit überstieg, während in den kleinern Städten meist Mangel und Noth herrschten. In den größern Handelsstädten waren überdies große Mittelpunkte des Handels und des Kredits entstanden, die auf dem ganzen kleinen Handel lasteten und ihn ausbeuteten. Die Fugger von Augsburg insbesondere vereinigten nach und nach fast das ganze Geldgeschäft Süddeutschlands in ihren Händen. Es entstanden unter ihrem Einflusse oder gegen ihre Oberherrschaft große Handelsgesellschaften, die durch die Regierungen begünstigt oder auch nur in Folge der massenhaften Mittel, über welche sie geboten, einzelne Zweige des Handels monopolisirten. So wurden große Vermögen erworben, große Vermögen verloren, vielen aber die Sucht nach großem und raschem Reichthum eingepflanzt. Wie die Fugger von armen Webern zu Rathsherren der Stadt Augsburg, zu Adeligen, Genossen der Fürsten, des Kaisers und des Papstes, welchen sie nach Vortheil und Laune bald Millionen und aber Millionen zu Diensten stellen oder deren Wechsel zurückweisen konnten, hinaufgestiegen waren, — das wußte jeder Kaufmannslehrling, und dies Bewußtsein stachelte sie alle zur höchsten Ehr- und Geldbegierde auf. Die raschen Gewinne Weniger wurden durch den noch raschern Untergang Vieler erkauft. Der Luxus, den einzelne bei Königs- und Kaiserfesten ins Unendliche steigerten, weckte die Prunksucht Aller. Man erzählte sich, wie ein Fugger bei einem Besuche Maximilians das Feuer in seinem Heerd mit einer Schuldverschreibung von hunderttausend Goldgulden angesteckt habe. Und als ein König von Frankreich dem deutschen Kaiser einst seine Schätze in Paris zeigte, konnte dieser lächelnd und stolz sagen: „Zu Augsburg ist ein Leinweber, der dies alles mit seinem eignen baaren Gelde zahlen kann."

Neben großem Reichthum, vielem Wohlſtand gab es in den reichſten Städten eine nicht geringe Klaſſe von ſolchen, die eben ſo große Anſprüche an Genuß, Luxus und Wohlſtand machen zu dürfen glaubten und nicht befriedigen konnten. Gegen alle Städte, ſo weit ſie nicht bereits zu Landesſtädten geworden waren, war die beſtändige Thätigkeit der Fürſten dahin gerichtet, ſie im Guten oder Böſen zur Landesunterthänigkeit zu veranlaſſen. Es blieb keine Gelegenheit unbenutzt, den Städten die Macht ihrer fürſtlichen Nachbarn fühlen zu laſſen. Hierbei kamen dieſen die Unbefriedigten und Unzufriedenen ſehr oft zu Hülfe. Was den Fürſten den Städten gegenüber den größten Vorſchub leiſtete, war die Abweſenheit einer feſten Gerichtsordnung und unabhängiger Gerichte in den meiſten Städten. Die alten Schöffenſtühle, die einſt in Köln, Lübeck und anderswo berühmt geweſen waren, hatten dadurch, daß ſie zugleich oberſte Verwaltungsbehörde waren, in den immer verwickeltern Verwaltungszuſtänden der Städte die alte Bedeutung als Gerichte vielfach verloren. Im Kampfe gegen die untern Klaſſen der Stadtbewohner, gegen die Zünfte waren die Schöffen und Schöffenbarfreien von dem Stuhle des Richters hinabgeſtiegen und zur Partei geworden.

So hatten die höchſten Gerichte der Städte ihren feſten Halt verloren; und ſo war das Gerichtsweſen in faſt allen Städten vollkommen in Unordnung gerathen. Was aber die herrſchenden Klaſſen in den Städten an Anſehen und innerer Macht verloren, das ſuchten ſie durch blutige Strenge zu erſetzen. Maſſenhafte Hinrichtungen, grauſenhafte Verſtümmelungen waren in vielen Städten an der Tagesordnung. Dieſer blutigen Rechtsloſigkeit in den meiſten Reichsſtädten gegenüber begründeten die Landesfürſten feſte Hof- und Landgerichte, die ſehr bald in allen freien Städten für die Landesherrſchaft in die Waage fielen und zwar um ſo mehr, als die Landesfürſten im „Reiche“ abſichtlich oder unabſichtlich dafür ſorgten, daß die alten kaiſerlichen Hofgerichte alles Anſehen verloren, und ein neues Reichskammergericht nicht eher Boden faſſen konnte, bis ihre eignen Landes-, Hof- und Kammergerichte daſſelbe überflüſſig gemacht hatten.

Daher herrſchte in den Städten und ganz beſonders in den Reichsſtädten viel Unbehagen, das von 1509 bis 1513 in Konſtanz,

Speier, Worms, Andernach, Köln, Aachen, Erfurt, Halle, Lübeck, Regensburg u. a. O. zu neuen Aufständen der Gemeinden, der Zünfte gegen die „Ehrbarkeit", gegen die herrschenden Geschlechter führte.

5.

Die Bauern hatten im südwestlichen Deutschland dadurch, daß die Landsknechte aus ihren Reihen genommen wurden, ein höheres Selbstvertrauen erlangt. Die heimkehrenden Landsknechte fühlten sich als waffengewohnte, geachtete, freie Männer; die aufkeimende Jugend dachte sich als zukünftige Landsknechte, die Geschicke entscheidend. So war wieder etwas von dem Geiste erwacht, der einst in den Reihen des Aufgebots der gemeinfreien Bauern geherrscht hatte. Die große Mehrzahl der Bauern in Deutschland waren mittelbare Unterthanen eines Landesfürsten oder Adeligen geworden, nur die Minderzahl unmittelbar reichsfrei geblieben. Die Landesfürsten schützten sehr oft ihre Bauern, die Pflanzschule ihrer Landsknechte, gegen den Adel, suchten oft mit Hülfe der Bauern den Adel zu unterdrücken, ihre Stände zu demüthigen, was ihnen um so leichter wurde, als die Stände selbst den freien Bauern meist ständische Rechte nicht zugestehen wollten. Mehr Wohlstand und das mannbare, waffenbewußte Selbstgefühl, das unter den Bauern allgemein wurde, brachte auch die Unfreien wieder zum Bewußtsein ihrer Unfreiheit. Sie dachten zwar in der Regel wenig mehr an ihre Reichsfreiheit, aber sie fühlten es, daß der Adel, die Geistlichen und die Städte in den Landständen mitberathen durften, wenn es sich um Steuern und um das Heil oder Unheil des Landes handelte, während sie bei den Landtagen nicht vertreten waren.

Die Bauern der kleinern reichsunmittelbaren Herren, geistlichen und weltlichen Standes, lebten um so gedrückter und mißachteter, je unbedeutender die Herrschaft ihres Herrn war. Die Noth zwang diesen, dem rechtlosen Bauern das Letzte auszupressen. Ueberdies bestand die Kriegsführung der Ritter und auch der Landesherren in der Regel darin, daß der Eine die Bauern des Andern erschlug, ihnen die Ernte, die Bäume, die Weinberge zerstörte, das Vieh wegtrieb,

die Scheunen anſteckte, die Frauen ſchändete und ſchließlich, was übrig blieb, bis aufs Blut brandſchatzte.

Die Folge war, daß bei dem wiedererlangten Bewußtſein des eignen Werthes faſt der ganze Bauernſtand, die Wohlhabenden der größern Landesherrſchaften, weil ſie rechtlos, die Verarmten der kleinern Herren, weil ſie ſich überdies elend und mißhandelt fühlten, den beſtehenden Verhältniſſen gegenüber von einem tiefen Mißbehagen und Unwillen beherrſcht war.

6.

Die Bauern und der Adel ſollten zuerſt Gelegenheit finden, wenigſtens theilweiſe, den Geiſt zu bekunden, der ſie beherrſchte.

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts haben eine Menge Verſuche von deutſchen Bauernſchaften kleinerer oder größerer Landestheile ſtattgefunden, ihre ſchwindende Freiheit durch Recht und Gericht oder ſelbſt durch Gewalt zu retten. Der „Bundſchuh" (ein Bauernſchuh mit Sandale auf einer Stange als Bundesfahne) war, ſeit er 1493 zuerſt im Elſaß erhoben wurde, bald hier, bald dort wieder zum Vorſchein gekommen und meiſt mit Gewalt unterdrückt worden. Im Jahre 1512 wurde eine Bauernverſchwörung (unter Joſeph Fritz) entdeckt, die ſich ſelbſt die Bettlerzunft nannte und faſt durch das ganze allemaniſche Deutſchland, Oberſchwaben, Kraichgau, Elſaß, Breisgau, Schwarzwald, Markgrafſchaft Bruchrein, Zabergau, Remsthal, Würtenberg verbreitet war. Sie hatte beſtimmte Bundesartikel, in welchen ſie alle andere Herrſchaft als die Gottes, des Kaiſers und des Papſtes zurückwies, alle Ausnahmsgerichtsbarkeit, auch die geiſtliche, verwarf, Fiſch- und Vogelfang, Wald, Holz und Weide für frei und Arm und Reich gleich zuſtändig erklärte, Steuern und Zölle beſchränkte, die Klöſter verminderte, allgemeinen Frieden (bei Todesſtrafe gegen die Friedensbrecher) forderte, und endlich beſchloß, daß wenn der Kaiſer unter dieſen Bedingungen nicht ihr Schutz und Herr ſein wolle, ſie die Eidgenoſſenſchaft der Schweizer um Bündniß und Schutz angehen werde. — Der Bund wurde verrathen, aber das Ge-

heimniß war so gut verwahrt, daß nur wenige von den Mitgliedern ergriffen und bestraft werden konnten.[1])

Von größeren Folgen war die Bauernbewegung, die 1514 im Würtembergischen stattfand. — Nachdem die Würtembergischen Stände die Anwartschaft der Habsburger auf Würtemberg für den Fall des Aussterbens der herzoglichen Familie anerkannt hatten, übernahm Maximilian die Erziehung Ulrichs, des letzten Sprößlings der würtembergischen Familie; und die Erziehung war der Art, daß der junge Würtemberger zu einem kecken, gesetzlosen Wüstlinge heranwuchs. Mit vierzehn Jahren wurde er bereits für mündig erklärt und ihm die Herrschaft des kaum beruhigten Landes übertragen. In kecker Herrscherlaune vergeudete er die Einkünfte des Landes, vermehrte er die Schulden der Herrschaft. Um diese zu bezahlen, belastete er ohne Rücksicht auf die Rechte der Stände hoch und niedrig, besonders aber die Bauern, aller Willkür preisgegeben, mit neuen und für die Zeit unerschwinglichen Steuern. Das führte die schwäbischen Bauern endlich 1514 zum Aufstande. Eine geheime Verbindung, die, ihre eigne Armuth mit keckem Hohne stachelnd, sich der „arme Kunrad"[2]) nannte, griff zu den Waffen, was den Herzog zwang, sich mit den Ständen und insbesondere mit dem Adel auszusöhnen, da beide sich durch den Aufstand der Bauern, die sagten, daß sie Schweizer werden wollten, bedroht glaubten. Durch den „Tübinger Vertrag" verstanden sich (1514) insbesondere die Städte und Aemter (die Prälaten und die Ritterschaft wußten die Last von sich abzulenken) dazu, mit 800,000 Gulden die Schulden Ulrichs zu zahlen, wofür dieser die Rechte der Stände, insbesondere das Recht nur mit eigener Zustimmung besteuert zu werden, anerkannte. Die Bauern, ohne ständische Rechte, wurden, als sie diesen Vertrag nicht anerkennen, das heißt die Schuldenlast, die ihnen ohne ihre Zustimmung aufgebürdet wurde, nicht zahlen wollten, von dem Herzog in Gemeinschaft mit dem Adel und den Städten des Landes bekämpft, besiegt und einem furchtbaren Blutgerichte unterworfen.

---

[1]) Zimmermann, Bauernkrieg. 2. Auflage. I. 48. — [2]) Koanrath, schwäbisch für „kein Rath", rathlos.

Wenige Jahre nachher traf Herzog Ulrich die Rache von einer andern Seite. Wie ihn die öſtreichiſche Politik, die auf ſein Erbe hoffte, als Knabe zur Herrſchaft gelangen ließ, ſo ſorgte ſie dafür, daß er als Jüngling verheirathet wurde. Die Gattin, die ſie ihm zuführte, war Sabina von Baiern, die Schweſter der herrſchenden Herzoge, eine Nichte Maximilians. Sie war nicht ſchön, eine ſtarke, männliche, ſtolze und zänkiſche Frau, deren Ulrich, in Luſt und Uebermuth herangewachſen, bald überdrüßig war.

An Ulrichs Hof und in ſeinem Dienſte lebte ein junger Ritter, Hans von Hutten, der Sohn jenes Ludwigs von Hutten, welcher ſeinen Neffen Ulrich während ſeiner Univerſitätszeit mit Geld unterſtützt hatte. Hans von Hutten heirathete die Tochter eines adeligen Dienſtmannes des Herzogs von Würtemberg, Urſula Thumb von Neuburg, mit welcher der Herzog wahrſcheinlich ſchon vor der Heirath in einem Liebesverhältniſſe ſtand. Herzog Ulrich glaubte durch einen Fußfall ſich von Hans von Hutten die Erlaubniß auswirken zu können, ſein Verhältniß mit deſſen Gattin fortführen zu dürfen. Als dieſe Demüthigung aber nicht den erwünſchten Erfolg hatte, als Hutten dieſelbe ausplauderte, und dann des Herzogs Hof verlaſſen wollte, verlor dieſer alle Haltung. Am 8. Mai 1515 überfiel er, ſchwer gewaffnet und geharniſcht, ſeinen ritterlichen Dienſtmann, der ohne Waffe und ohne Harniſch war, auf der Jagd, ermordete ihn meuchlings, wand ihm einen Strick um den Hals, den er an Huttens Schwert befeſtigte und dieſes in die Erde ſteckte. Später benutzte Herzog Ulrich dieſen Umſtand, um ſeine That ſo darzuſtellen, als ob er im Auftrage der weſtphäliſchen Vehme einen Verbrecher gerichtet habe.

Die Familie der Hutten, ſehr zahlreich in ganz Franken verbreitet, forderte Vergeltung, und die fränkiſche und ſchwäbiſche Ritterſchaft ſchloß ſich dieſer Forderung an. Ulrich von Hutten wurde der beredte Ankläger gegen Herzog Ulrich, und verfaßte mehrere Reden, in welchen er, Cicero und Demoſthenes nachahmend, die Gefühle ſeiner Verwandten und oft auch die des Adels gegenüber den Gewalthandlungen der Fürſten ſehr heftig und beredt ausſprach. Kaiſer Maximilian ſuchte zu vermitteln und wußte bald durch eine Achterklärung

gegen Ulrich, bald durch die Rücknahme derselben und neue Vermittelungsvorschläge wenigstens den Ausbruch des offenen Kampfes zu verhindern. Ulrich von Hutten aber richtete sich deswegen in einer seiner Zornreden gegen den Würtemberger an Maximilian selbst und sagte diesem: „Gieb uns Gehör, o Kaiser, gieb uns Gehör, Beschützer der Unschuld, Erhalter der Gerechtigkeit, der Freiheit Hort, Liebhaber der Frömmigkeit; — gieb uns Gehör, Du Nachfolger des Augustus, Nebenbuhler des Trajan, Herr des Erdkreises, Lenker der Menschheit. Rette, was von Deutschland noch übrig ist. Rechtfertige Dein Zeitalter, Deinen Ruf und guten Namen. Räche die Guten, bestrafe die Bösen. Die Klage der Waisen, das Blut der Unschuldigen schreit zu Dir. Er, der viele gemordet hat, die Uebrigen zu morden trachtet, Allen Verderben bereitet — — seine Gemordeten dem heimathlichen Begräbniß vorenthält, uns verbietet, unsern Todten zu betrauern; er, der erfinderisch ist in Grausamkeit, thatkräftig in Unmenschlichkeit; der Mörder, Bandit, Henker des Guten, Widersacher der Unschuld, Feind der Götter und der Menschen, werde zerrissen, zerstückt, zerschmettert, getödtet, vernichtet, dem Schwert, dem Feuer, dem Kreuz, dem Strick preisgegeben. Ihr aber, deutsche Fürsten und Männer, reißet endlich aus der Scheide eurer Zögerung das Schwert der Gerechtigkeit. Unwürdig, schädlich, frevelhaft und verderblich ist es, einen solchen Verbrecher entrinnen zu lassen.“ — In einer andern Rede sagt Hutten: „Bedenket die Schmach, welche dem deutschen Namen daraus erwachsen würde, wenn es hieße, in Deutschland sei kein Recht zu erlangen, als durch Waffengewalt. Zu den Waffen aber wird es kommen, wenn Kaiser und Fürsten nicht unverzüglich einschreiten.“

Dennoch kam es, so lange Maximilian lebte, nicht zu offener Gewalt. Kaum aber war dieser am 12. Januar 1519 gestorben, als schon am 21. Januar Ulrich von Würtemberg mit einem Heere, das zum Theil durch französisches Geld besoldet war, die freie Reichsstadt Reutlingen überfiel und wegnahm. Die Stadt Reutlingen gehörte zum schwäbischen Bunde und das Haupt des Bundes war damals der Herzog Wilhelm von Baiern, der Bruder der Sabine von Baiern, Ulrichs Gattin, die, von ihrem Gatten lebensgefährlich bedroht, zu

ihrem Bruder geflohen war. Von dem Herzoge von Baiern angetrieben, nahm der Bund den Kampf gegen Ulrich von Würtemberg auf; die Hutten und der fränkiſche und ſchwäbiſche Adel halfen Ulrich aus ſeinem Lande vertreiben.

7.

Franz von Sickingen war einer der Hauptleute im Heere des ſchwäbiſchen Bundes und Ulrich von Hutten wurde während des Feldzuges gegen Ulrich von Würtemberg der Freund und Zeitgenoſſe des Sickingers. Franz von Sickingen ſtammte aus einem alten rheinfränkiſchen Geſchlecht, in welchem man ſich der „ſaliſchen" Abkunft mit Stolz rühmte. Erſt unter Franzens Vater Schweikart erlangten die Sickingen eine höhere Stellung unter dem Adel, indem Schweikart als kurpfälziſcher Marechal ſeine Beſitzungen bedeutend vermehrte. In dem pfalzbairiſchen Erbfolgekriege nahm er ſo thätigen und ſo gewaltſamen Antheil für die Pfalz, daß Maximilian, nachdem er Schweikart gefangen genommen hatte, ihn als Hochverräther enthaupten ließ. Sein Sohn Franz aber erbte dennoch die Güter der Familie, und war durch den Beſitz dreier feſten Burgen, der Ebernburg und des Rheingrafenſteins an der Nahe, und des Landſtuhls bei Kaiſerslautern, einer der mächtigſten Adeligen der Rheinlande. Er beſaß überdies mehr Bildung als ſeine Standesgenoſſen, da Reuchlin ſelbſt eine Zeitlang ſein Lehrer geweſen war. Die Noth zwang auch ihn, Geld durch Gewalt zu erringen, nur that er es in größerm Maßſtabe als die übrigen Adeligen. Anſtatt mit ein paar Reiſigen gelegentlich einen Kaufmann „niederzuwerfen", das heißt gefangen zu nehmen und ſich ſeine Freilaſſung theuer zahlen zu laſſen, beſoldete er ein Heer von Landsknechten, mit welchen er Städte und ſelbſt mächtige Landesfürſten zu ſchweren Blut- und Brandſchatzungen zwang. Die Veranlaſſung des Krieges war ſtets leicht gefunden. So kaufte Sickingen eine zweifelhafte Geldklage gegen die Stadt Worms von einem Wormſer Flüchtlinge, der nach einem mißlungenen Verſuche der Zünfte ſich der Herrſchaft in Worms zu bemächtigen, zu Sickingen auf die Ebernburg gekommen war. Als die Stadt die Forderung nicht anerkennen wollte, erklärte Sickingen ihr den Krieg, fing ihre Kaufleute auf, erzwang

ſchwere Löſegelder für dieſe, beſoldete mit dem Löſegeld neue Schaaren von Landsknechten, belagerte die Stadt trotz und gegen alle Proteſte des Reichskammergerichts, welches damals gerade nach Worms verlegt war und hier mitbelagert wurde. Die Acht des Kaiſers ſchreckte Sickingen nicht mehr als die Drohungen des Gerichts, und nur die ſtarken Mauern der Stadt zwangen ihn endlich zum Rückzuge. Bald hatte er eine neue Fehde gegen den Herzog Anton von Lothringen, der ihm den Frieden abkaufen mußte. Dann zog er gegen die Stadt Metz, die ebenfalls den Frieden von ihm kaufte, und endlich gegen den jungen Landgrafen Philipp von Heſſen, deſſen Land unter Vormundſchaft ſtand, und den Franz, als Vertheidiger der Rechte der Gattin des als wahnſinnig von der Mitregierung in Heſſen ausgeſchloſſenen Wilhelm I. angriff. Die Vormünder Philipps und der Adel der Landgrafſchaft mußten den Frieden mit ſchweren Summen erkaufen und noch größere Summen verſprechen.

Franz von Sickingen ſuchte jeder ſeiner Unternehmungen einen Schein der Gerechtigkeit zu retten. Vor allem aber wußte er die Landsknechte, die den Kern aller Heere bildeten, zu behandeln und durch höhere Soldleiſtungen zu feſſeln. Wo ſeine Werber erſchienen, da ſtrömten die Landsknechte zuſammen.

Sein Ruf reichte bald über die deutſche Grenze hinaus. König Karl von Spanien forderte die Unterdrückung des „Raubritters“; König Franz I. von Frankreich aber, der an die Erwerbung der deutſchen Kaiſerkrone dachte, berief Franz von Sickingen an ſeinen Hof nach Amboiſe, und ſchloß hier mit dem einfachen Ritter, der gegen Metz ein Heer von zwanzigtauſend Mann aufzubieten gewußt hatte, ein Bündniß, worin der Ritter gegen ein ſchweres Jahrgehalt verſprach, für die Kaiſerwahl des Königs von Frankreich in Deutſchland thätig zu ſein. Jetzt aber fühlte auch Maximilian, von welcher Bedeutung die Freundſchaft des Ritters ſein konnte. Trotz Acht und Aberacht, die er über ihn verhängt hatte, berief er denſelben nach Insbruck, löſte ihn aus der Acht, verſprach ihm ebenfalls Jahrgehalt, und ernannte Franz von Sickingen zum kaiſerlichen Hauptmann. Von nun an focht dieſer ſeine Sonderfehden unter dem Namen eines kaiſerlichen Hauptmanns aus. Auf dem Zuge gegen Ulrich von Würtem-

berg waren seine Landsknechte, die er als zweiter Hauptmann unter Wilhelm von Baiern, dem ersten Hauptmanne des schwäbischen Bundes führte, der bessere Theil des Heeres, welches Ulrich aus seinem Lande vertrieb.

Sickingen, von dem Stolz des freien „salischen" Ritters beherrscht, theilte den Haß des gemeinen Adels gegen die Städte und die Landesfürsten. Huttens Umgang aber riß Sickingen mit in den höhern Schwung der Zeit hinein. Nachdem Hutten von dem Hofe Ferdinands verscheucht, sich auf die Ebernburg zu Sickingen zurückgezogen hatte, nannte er dessen Burgen: „Herbergen der Gerechtigkeit", zog eifrige Reformatoren dorthin und arbeitete daran, daß Sickingen sich endlich eine höhere Aufgabe stellte. Es hieß sogar: Sickingen selbst wolle Kaiser werden. Jedenfalls war er von nun an bereit, sich der Ideen, welche die Zeit bewegten, zu seinen Zwecken zu bedienen und insbesondere sich, sobald die Gelegenheit sich biete, an die Spitze des Adels zu stellen.

8.

Während der Kampf gegen Ulrich von Würtemberg ausgefochten wurde, hatte die Kaiserwahl stattgefunden. Die deutschen Fürsten kannten den Werth der Kaiserkrone zu gut, um nach derselben zu streben [1]). Nachdem Kurfürst Joachim von Brandenburg vorübergehend an eine Mitbewerbung um dieselbe gedacht und Kurfürst Friedrich von Sachsen die ihm angebotene Krone abgelehnt hatte, blieben nur Ausländer zur Bewerbung übrig, die Könige von Ungarn, Böhmen, England, Frankreich und Spanien. Die Könige von Ungarn, Böhmen und England traten aber ebenfalls bald freiwillig zurück. Franz I. von Frankreich dagegen schickte Saumrosse mit Gold beladen nach Deutschland, um seine Wahl zu unterstützen. Von den Kurfürsten trat nur der Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau,

[1]) Imperatore suo contempto Germaniae principes alii se conjurant austriacis, alii gallis. Erzbischof Albert von Mainz bei Sleidanus. Eichhorn. §. 476. N. b.

halbwegs für ihn ein. Auch Ulrich von Würtemberg und Heinrich von Lüneburg, durch ihre Sonderfehden mit den Habsburgern zerfallen, nahmen französisches Geld an, um ebenso wie Richard mit demselben, nicht sowohl für König Franz I. als in ihrem Sondervortheile thätig zu sein. Aber Ulrich von Würtemberg blieb trotz des französischen Geldes ein Verbannter, und Heinrich von Lüneburg erntete schließlich kaum bessere Früchte, als Ulrich von Würtemberg.

Er war als Bundesgenosse des Bischofs von Hildesheim Johann von Sachsen-Lauenburg mit den Braunschweigern Herzog Heinrich von Braunschweig, Herzog Erich von Kalenberg, und Bischof Franz von Minden, die den Lauenburger wie einen Eindringling in das Hildesheimer Stift, das sie für sich und ihre Familie in Anspruch nahmen, betrachteten, und deswegen den Adel des Hildesheimer Stifts gegen den Bischof von Hildesheim in Schutz nahmen, in Fehde (die „Hildesheimer Stiftsfehde") gerathen. Französisches Geld und die Hülfe des Herzogs von Geldern, seit langem in französischem Solde, gaben Heinrich die Mittel, eine solche Macht zu sammeln, daß er am 28. Juni 1519 die Braunschweiger in einer blutigen Schlacht auf der Soltauer Haide, in der viertausend Mann das Schlachtfeld bedeckten, schlagen und den Herzog Erich, sowie einen jüngeren Bruder des Herzogs Heinrich, Wilhelm von Braunschweig, gefangen nehmen konnte. Der Sieg mit fremdem Gelde, mit fremden Söldlingen, zum Vortheile eines fremden Herrschers errungen, brachte aber den allerbösesten Eindruck in ganz Deutschland hervor, so daß sich das deutsche Volk, die öffentliche Meinung, überdies klug bearbeitet von den Freunden der Habsburger, bald klar und heftig gegen die französische Werbung aussprachen. Die deutschen Fürsten fürchteten ihrerseits die Macht der französischen Krone. Sie zogen den spanischen Habsburger vor, dessen Macht scheinbar freilich noch größer war, da er in Spanien, Neapel, Sicilien (seit 1504 durch das Aussterben des arragonischen Herrscherstammes in Neapel an Spanien gefallen), Sardinien, den Niederlanden und Oestreich über fast fünfzehntausend Quadratmeilen mit dreiundzwanzig Millionen Unterthanen zu herrschen berufen war, und in Amerika und Afrika unbegrenzte Kolonien besaß. Aber die Zersplitterung der habsburgischen Macht, die Feindschaft, welche

zwiſchen Spanien und Frankreich beſtand, ließen die deutſchen Fürſten berechnen, daß unter dieſen Verhältniſſen der Habsburger ihren Beſtrebungen weniger gefährlich als ein König von Frankreich ſein werde.

Kurfürſt Friedrich von Sachſen, der nach Maximilians Tode Reichsverweſer geworden, zeigte ſich ſo unzugänglich gegen eine Geldbeſtechung, daß er ſelbſt ſeine Räthe und Diener wegzuſchicken drohte, wenn Einer von ihnen auch nur ein Geſchenk von den um des Kurfürſten Stimme werbenden Geſandten annehmen würde. Dagegen nahm er willig das Verſprechen einer Heirath zwiſchen Karls Schweſter Katharina mit ſeinem Bruderſohne an.

Die übrigen deutſchen Fürſten wurden zum Theile mit Fuggerſchem Gelde günſtig geſtimmt. Aber erſt, nachdem dann die Habsburger den deutſchen Fürſten Alles zugeſagt hatten, was jene zur Befeſtigung ihrer landesherrlichen Macht forderten, fand die Wahl Karls I., Königs von Spanien, zum deutſchen Kaiſer, dem fünften ſeines Namens, am 28. Juli 1519 einſtimmig ſtatt. Die Zugeſtändniſſe, welche Karl den deutſchen Landesfürſten machte, wurden in einem förmlichen Vertrage zwiſchen dem zukünftigen Kaiſer und den Fürſten des Reichs in einer „Wahlcapitulation" feſtgeſtellt, die von nun an die Grundlage des öffentlichen Rechts im deutſchen Reiche bildete. Karl verpflichtete ſich in derſelben, ſobald als möglich nach Deutſchland zu kommen, hier ſeinen Aufenthalt zu nehmen, keinen Reichstag und kein Gericht über Reichsſtände außerhalb Deutſchlands zu halten, keine fremden Völker ins Reich zu bringen, die Reichsangelegenheiten deutſch oder lateiniſch zu verhandeln und nur Deutſche als Reichsbeamte anzuſtellen. Im Allgemeinen verpflichtete ſich Karl, die „Freiheiten" der Stände, das heißt: die „Hoheiten, Würden, Gerechtigkeiten, Macht und Gewalt der Fürſten" zu achten, ſich kein Erbfolgerecht am Reich anzumaßen, das „Reichsregiment" wieder aufzurichten, keine Bündniſſe, nicht Krieg oder Frieden zu beſchließen ohne Zuſtimmung der Kurfürſten und der Reichsſtände, keine Steuern, keine neuen oder höhern Zölle ohne Bewilligung der ſechs Kurfürſten zu erheben, dagegen die Zölle der rheiniſchen Kurfürſten, wie ſie beſtänden, zu beſtätigen. Endlich mußte er den Kurfürſten das Recht

zuerkennen, ihren Kurverein fortbestehen zu lassen, und dagegen versprechen alle Bündnisse des Adels und des gemeinen Volkes, sogar die großen Handelsgesellschaften der Kaufleute abzuthun. [1])

Die Reichsfürsten hatten das Bewußtsein, daß sie einen Fremden zur Herrschaft über das deutsche Reich beriefen und suchten der Fremdherrschaft vorzubeugen; sie zwangen den Kaiser, alle ihre gewonnenen Stellungen, ihre „Freiheiten", die Macht des Landesfürstenthums, die Ohnmacht des Kaiserthums anzuerkennen; sie verpflichteten den Kaiser ihnen seinen Beistand zu leihen gegen den niedern Adel und das gemeine Volk.

Karl, geboren 1500, hatte bis zu seinem sechszehnten Jahre in den Niederlanden gelebt; doch schon an dem burgundischen Hofe zu Brüssel herrschten französische Sprache und Sitten, während Karl durch seinen Lehrer Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, für den spanischen Thron erzogen wurde. Nach dem Tode seines Großvaters mütterlicher Seite (1516) ging er nach Spanien, die Niederlande dorthin nach sich ziehend. Hier herrschte er als König, von burgundischen und spanischen Räthen geleitet in dem allen ständischen Rechten feindlichen Geiste, welcher seine Großväter mütterlicher wie väterlicher Seite so oft in Kampf mit ihren Völkern verwickelt hatte. Sein jüngerer Bruder, Erzherzog Ferdinand, hatte Spanien nie verlassen. Als die Gesandten von Oestreich und Deutschland nach Spanien kamen, um ihren zukünftigen Herrscher zu begrüßen, stellte sich heraus, daß weder der gewählte Kaiser von Deutschland, noch irgend einer seiner Räthe deutsch verstand. [2])

Ebenso verwundert waren die Gesandten der östreichisch-deutschen

---

[1]) Chr. Ziegler, Wahl-Capitulationen. Frankfurt, 1711. IV. S. 7. — [2]) Der Bericht Sigmunds von Herberstein (Fontes Rer. Austr. Script. I. S. 69) ist in dieser Beziehung höchst merkwürdig. Herberstein war Mitglied der niederöstreichischen Gesandtschaft, die ausdrücklichen Befehl erhielt, „ihre Werbung teutsch zu thun". S. 172. Als sie in Barcellona angekommen, hierauf bestand, trat der Markgraf Hans von Brandenburg als Vermittler auf und schrieb ihnen, es sei Brauch am spanischen Hofe, daß Jeder „sein Red zu latein thut, und solches zumal in teutsch nie gehört ist, denn Se. königliche Majestät und alle seine trefflichen Räthe sind der Sprache gar nichts berichtet." a. a. O. S. 209.

Lande, als ſie hörten, daß ihr zukünftiger Herrſcher „viel und lange ſchlief"; worüber ſie der Kanzler nur halb beruhigte, als er ſie verſicherte, daß die Aerzte dem Kaiſer riethen, lange im Bett zu bleiben, daß er aber nicht ſchlafe [1]). Sie ſtutzten noch mehr, als man von ihnen verlangte, daß ſie dem Könige die Hände küſſen müßten. Um ihr Widerſtreben gegen dieſe ſpaniſche Sitte zu beſeitigen, wurde verabredet, daß ſie nur ſo thun ſollten, als ob ſie die Hand des Königs küſſen wollten, worauf dieſer die Hand zurückziehen werde [2]). Die Oeſtreicher, Siebenbürger, Tyroler, Steierer legten ihre Freiheitsbriefe und Verfaſſungsurkunden vor. Die ſpaniſchen Räthe der jungen Fürſten verſtanden aber ſo wenig, um was es ſich in denſelben handle, daß ſie von Spanien aus, ohne die öſtreichiſchen Stände zu Rathe gezogen zu haben, eine einſtweilige oberſte Regierung aller Länder ernannten, die von allen Unterthanen in Sr. Majeſtät Namen die Erbpflicht und den Eid des Gehorſams annehmen und die Länder regieren ſollte. Darauf erklärten die Abgeordneten, „daß ihnen ein Fürſt zuvor ſchwören müſſe". Der Kanzler König Karls antwortete: „er höre ſolchen Discurs oder Erläuterung faſt gerne", und betheuerte, „der Kaiſer wär das nicht berichtet worden; hätte man ſolches vorher gewußt, es wäre wahrlich kein ſolcher Beſcheid ausgegangen. Das ſollten ſie redlich glauben, denn Ihr Maj. Gemüth wär nicht, Ihrer Voreltern Brief zu zernichten, ſondern eher zu kräftigen und zu mehren". Sie wunderten ſich dann, die guten Deutſchen, daß „ihr Kaiſer um ſolich ihre Freiheit nicht gewußt, und dachten, wo ihren Freiheiten nicht gemäß gehandelt würde, werde man nicht gerne die Pflicht thun" [3]). Mit dieſen Erfahrungen und dieſen Gefühlen kamen ſie nach Oeſtreich zurück.

Erſt im Spätherbſte 1520, fünfzehn Monate nach ſeiner Wahl, konnte Karl nach Deutſchland kommen, um das Reich in Beſitz zu nehmen. Sein Wahlſpruch „nondum" (noch nicht) war nicht die einzige Urſache dieſer Zögerung. Der Abſolutismus, mit welchem ſeine Räthe Spanien regierten — hatte hier zu vielfachen Verwickelungen geführt, die, bevor Karl abreiſen konnte, beſeitigt ſein mußten,

[1]) a. a. O. S. 198. — [2]) a. a. O. S. 192. — [3]) a. a. O. S. 204.

und die dann nach seiner Abreise dennoch zu Aufständen führten, welche mit blutiger Hand unterdrückt wurden.

Am 21. October 1520 wurde Karl in Aachen gekrönt, nachdem er die Wahlcapitulation beschworen. Bei der Rom feindlichen Stimmung in ganz Deutschland, welche selbst die rheinischen Kurfürsten veranlaßt hatte, ihr selbstständiges, von Rom unabhängiges Wahlrecht durch Beschluß eines Kurvereins zu Rense wahren zu lassen, war es nicht ohne Bedeutung, daß Karl in Spanien strenge Mandate gegen alle Reformbestrebungen erlassen hatte und in Deutschland sich vor seiner Krönung dem Papste gegenüber verpflichtete, den päpstlichen Stuhl und die römische Kirche als ihr Vogt zu schützen, während er gleichzeitig dem deutschen Volke gegenüber die Concordate und Freiheiten der Nation gegen den Papst zu verwirklichen versprach.

Die öffentliche Meinung sah hoffnungsvoll der neuen Regierung entgegen. Luther und Hutten sprachen diese Hoffnungen in ihren Briefen an Karl und Ferdinand aus. Johann Eberlin, einer der geistvollsten Anhänger Luthers begrüßte den jungen Kaiser mit „einer klaglichen Klag von wegen des Doctor Martin Luther und Ulrich von Hutten" und sagte: „Du wirst den grauen Mönch, den hoffärtigen Roßkrämer, den ungelehrten, ehrgeizigen und blutigen Mönch Glapio (Karls Beichtvater und Seelenlenker, den er aus Spanien mitgebracht hatte) von Dir thun, und wirst Erasmus von Rotterdam zu Deinem Beichtvater und innerlichen Rath annehmen, oder den Luther, oder den Karlstadt, oder einen Andern, ihnen gleich. Du wirst sonderlich die weltlichen Kurfürsten und Deine redlichen Vettern, die frommen bairischen Herren und den edlen Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Herzog Friedrich Pfalzgraf und deren Gleichen die Nächsten nach Dir sein lassen; Du wirst alle Courtisane und Bettelmönche in Acht und Aberacht thun und keinen Bischof lassen ein Kurfürst sein". Das waren Ansichten, die in der Masse des deutschen Volkes Widerklang fanden, die aber sicher im Herzen Karls keine gleichgestimmten Saiten treffen konnten.

9.

Um die verwickelten Zustände des Reichs zu berathen und zu ordnen, hatte der junge Kaiser auf den 6. Januar 1521 einen Reichstag nach Worms berufen. Er sollte einer der folgenreichsten in der deutschen Geschichte werden.

In Bezug auf das Reich forderten die deutschen Fürsten vor Allem die in der Reichscapitulation versprochene Wiederherstellung des Reichsregiments. Aber Karl genehmigte dieselbe nur gegen Zugeständnisse, die ihm seine außerdeutschen Plane verwirklichen helfen sollten. Das Reichsregiment sollte aus einem Statthalter des Kaisers und zweiundzwanzig Mitgliedern bestehen; und nur, wenn der Kaiser abwesend aus Deutschland sei, zusammenkommen. Der Kaiser sollte als Erzherzog von Oestreich zwei und als Kaiser ebenfalls zwei Mitglieder desselben ernennen, die Kurfürsten wählten jeder ein, die geistlichen und weltlichen Fürsten zwei, die Prälaten und die Grafen je ein, acht Städte (Köln und Augsburg, Strasburg und Lübeck, Nürnberg und Goslar, Frankfurt und Ulm) abwechselnd zwei und zwei, alle Vierteljahr je ein, die sechs Kreise je ein Mitglied zu dem Reichsregiment. Wenn der Kaiser auch durch den Statthalter und vier Mitglieder besser als bisher vertreten war, so blieb doch das Reichsregiment um so mehr hauptsächlich in der Hand der Kurfürsten, als alle Vierteljahre abwechselnd ein Kurfürst bei dem Regiment persönlich „des Reichs Ehre, Nutz und Nothdurft rathschlagen" helfen sollte, und so demselben in der That vorstand.

Mit dem Reichsregimente sollte auch das Reichskammergericht wieder in Thätigkeit treten und beide in Nürnberg tagen. Zugleich sollte eine neue Reichsmatrikel aufgestellt werden, um das Reichsheer auf 4000 Reiter und 20,000 Fußknechte zu vermehren, wozu die Städte doppelt so viel als die Kurfürsten, fast dreimal so viel als die Prälaten, ein Drittel mehr als der Adel und fast eben so viel wie die Reichsfürsten und die Bischöfe stellten.[1])

[1]) Nach der in Kochs Reichsabschiede II. 216, 221 aufgestellten Matrikel ist das Zahlenverhältniß folgendes:

Nichtsdestoweniger hatten die Reichsstädte im Reichsregiment nur zum Scheine Sitz und Stimme und waren auch auf dem Reichstage zu Worms als Reichsstände kaum zugelassen worden und ohne alle Berücksichtigung geblieben.

Außer den staatlichen Reformen wurde sodann in Worms der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches für ganz Deutschland vorgelegt, das zwar erst später (1533) vervollständigt zum Reichsgesetze, „peinliche kaiserliche Reichsgerichtsordnung“ [1]) erhoben, dessen Grundlagen aber schon auf dem Reichstage zu Worms festgestellt wurden. Die Grundsätze, die hier gesetzlich zur Herrschaft gelangten, waren im Wesentlichen die der römischen Auffassung im Gegensatze zu der germanischen. Das römische Recht hatte durch den Einfluß der italienischen Hochschulen auf die deutschen immer größeres Ansehen erlangt. Die Mehrzahl aller deutschen Rechtsgelehrten waren Romanisten und viele von den tapfersten Gegnern des Papstthums waren eben so tapfere Anhänger des römischen Rechts. Es fand auf diesem Felde derselbe Gegensatz statt wie bei den Humanisten, welche der altklassischen und vorzugsweise der römischen Literatur huldigten und dann das Römerthum im Papstthum aufs bitterste bekämpften. Nur wenige Gelehrte, Gebildete in Deutschland hatten, wie Hutten, das klare Bewußtsein, daß die Herrschaft des römischen Stuhls mit der Herrschaft des römischen Rechts aufs Engste verbunden war; nur Wenige forderten wie er die Rettung und Wiederherstellung der alt-

Städte	520	Reiter.	3226	Fußsoldaten.
Kurfürsten . . .	360	„	1662	„
Bischöfe	1024	„	3413	„
Fürsten	905	„	4051	„
Prälaten . . .	188	„	1208	„
Grafen u. Herren	396	„	2000	„
	3393	Reiter.	15560	Fußsoldaten.

Böhmen war mit 400 Reitern und 600 Fußsöldnern angeführt. Dänemark für Holstein, Stormarn und Ditmarsen, der Markgraf von Collin, die Abteien von Herrenalb, von Herford und von Thorn, und mehrere Grafschaften und Herrschaften waren in der obigen Zahl nicht hinzugezogen. Daher die geringere Zahl.

[1]) Constitutio criminalis Carolina, oder auch einfach „peinliche Halsgerichtsordnung“ oder Carolina genannt.

germaniſchen Gerichtsverfaſſung, wie ſie in Sachſen fortbeſtand; das gemeine Volk, der Bauer insbeſondere, aber dachte ſicher mit Hans Sachs, der in ſeinem Schwank, „der Müller mit dem Studenten", als der Student ihm die neue Rechtswiſſenſchaft als

„Die beſte Kunſt,
Die ins Haus trägt Brod, Geld und Gunſt,
Das lang nicht die ſchlicht Wahrheit thut",

lobt, antwortet:

„Solch Kunſt achten wir Dorfleut nicht;
Beſitzen doch unſer Gericht
Unter dem Himmel bei den Linden,
Oft kurzer Zeit ein Urtheil finden
Nach der wahren Gerechtigkeit,
Damit Ihr umgeht lange Zeit.
Sucht darinnen Euren Gewinn und Nutz,
Haltet der Gerechtigkeit wenig Schutz;
So ſeid wahrhaftig Ihr Juriſten
In Städten nicht faſt gute Chriſten.
— — So laß Dein Juriſterei fahren,
Daß Dir nicht endlich daraus erwachs
Deiner Seel Schaden, ſo ſpricht Hans Sachs."

Dem Volksgefühle entgegen kamen viele Urſachen zuſammen, den fremden Geſetzen beſonders in Süddeutſchland, wo ſie im Schwabenſpiegel ſelbſt bereits Wurzel gefaßt hatten, immer mehr Anſehen zu leihen. Der Mangel einer geſetzgebenden Macht, welche den Bedürfniſſen der Zeit gemäß die germaniſchen Rechtsbräuche vervollſtändigt hätte, ſtand hier oben an. Die römiſche Geſetzgebung bot ſich ganz fertig dem mehr und mehr gefühlten Bedürfniß einer Reform der Rechtszuſtände und des Rechtsverfahrens dar; die gelehrten Romaniſten traten überall für dieſelben ein. Der innere Zuſammenhang, der zwiſchen dem römiſchen und dem kanoniſchen Recht beſtand, machte die ganze Geiſtlichkeit auch zu Anhängern des römiſchen Rechts. Daß Letzteres überdies der Herrſchergewalt einen viel größeren Spielraum gewährte, als die germaniſche Rechtsanſchauung, kam mit in Betracht, doch nur bei dem bewußten Abſolutismus einzelner Herrſcher. Die Mehrzahl folgte gedankenlos dem allgemeinen Anſtoße.

In dieſem Geiſte hatte ein adliger Dienſtmann des Biſchofs von

Bamberg, Johann Freiherr von Schwarzenberg, im Jahre 1507 eine Halsgerichtsordnung zusammengestellt, die in die fränkischen Länder des Brandenburgischen Hauses schon 1516 mit Schwarzenberg übergegangen war, und welche dann auf dem Reichstage zu Worms als Grundlage des zukünftigen Reichsgesetzes von den Räthen Kaiser Karls vorgelegt wurde. Neben manchen wirklichen Verbesserungen der vielfach verwilderten Rechtszustände durch anständigere Gefängnisse, ein geordnetes Gerichtsverfahren, durch Beschränkung der Confiscationen, durch Abschaffung des Strandrechts, gab das neue Gesetz aber auch den Auswüchsen der augenblicklichen Verwilderung eine feste Gestalt und eine gesetzliche Geltung. Im Allgemeinen huldigte das neue Gesetz theilweise, der aus ihm hervorgehende Gebrauch vorzugsweise dem durch das römische und das kanonische Recht festgestellten Verfahren des Inquisitionsprozesses, welches nach und nach immer mehr das ganze deutsche Volk einem bodenlosen Angeber- und Aushorchersystem unterwarf; es stellte ein Beweisverfahren auf, das in einem auf die leisesten Indicien hin vermittelst der Folter erpreßten Geständniß seinen Zielpunkt fand. Schriftliche Verhandlungen, geheime Beamten-Gerichte mit Ausschluß der Geschwornen; summarische Prozesse bei allen politischen Vergehen; Todesqualen aller Art (Verbrennen, Köpfen, Viertheilen, Rädern, Hängen, Ertränken, lebendig begraben, zum Richtplatz schleifen, mit glühenden Zangen reißen), der Staupenschlag als durchgreifendes Strafmittel und endlich die gesetzliche Feststellung der durch eine Bulle Innocens VIII. (5. Febr. 1484) angeregten Hexenprozesse; — das war der Fortschritt, der bisher nur ausnahmsweise in einzelnen deutschen Kirchenstaaten und in ein paar von Romanisten beherrschten Städten und Ländern festen Fuß gefaßt hatte, und den jetzt die Politik, die eben erst in Spanien die Inquisition als Staats-Institut aus der Hand der Kirche in die der weltlichen Regierung übertragen hatte, dem ganzen deutschen Volke als eine Wohlthat aufbürden half.

10.

Die Zugeſtändniſſe, welche Karl den Kurfürſten in Bezug auf das Reichsregiment machte, fanden nur unter den Bedingungen ſtatt, daß das Reichsheer Karl zur Verfügung gegen Frankreich geſtellt werde. Karl trat dann noch mit Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten in Unterhandlung, um ſie beide für den Krieg gegen Frankreich zu werben und ſo von dem Schauplatze der Reform in Deutſchland ſelbſt zu entfernen, was auch theilweiſe gelang. Sickingen wurde als kaiſerlicher Hauptmann beſtätigt und warb dann ein Heer für Karl gegen Frankreich.

Die Wiederherſtellung des Reichsregiments war ein Zugeſtändniß für die Kurfürſten insbeſondere. Um demſelben die Spitze wieder abzubrechen, erneuerte Karl den ſchwäbiſchen Bund, insbeſondere im Verein mit Baiern, dem ſehr bald auch der Landgraf von Heſſen, ebenſo wie Baiern und Oeſtreich, in den kurfürſtlichen Beſtrebungen übervortheilt, beitraten. Nachdem ſich aber ſo von Neuem der ſchwäbiſche Bund neben das Reichsregiment geſtellt hatte, ſuchten dann die Kurfürſten ihrerſeits, auf Anregung des Kurfürſten von Sachſen, auch den Kurverein wieder herzuſtellen.

Zum unmittelbaren Vortheile des habsburgiſchen Hauſes wurde der Herzog Ulrich von Würtemberg und ebenſo der Herzog Heinrich von Lüneburg wegen ihrer Fehden während des Interregnums in die Acht und Aberacht gethan. Der ſchwäbiſche Bund in Angſt vor neuen Umtrieben Ulrichs, der mit franzöſiſchem Gelde in der Schweiz warb, hatte gegen Erſatz der Kriegskoſten Würtemberg an Kaiſer Karl abgetreten und zwar, nachdem dieſer ausdrücklich erklärt hatte, daß er das ſchwäbiſche Herzogthum „nicht als Kaiſer, ſondern nur als Erzherzog", das heißt: nicht für das deutſche Reich, ſondern für das Haus Habsburg in Beſitz nehme. So wurde geerntet, was Maximilian geſäet, ſo ein Ziel erreicht, welchem die habsburgiſche Hauspolitik ſeit Rudolf unabläſſig zugeſtrebt hatte. —

Durch die Acht gegen Heinrich von Lüneburg und den Beiſtand, den die Herzoge von Braunſchweig in Kaiſer Karl fanden, konnten dieſe dem Biſchof von Hildesheim faſt alle Stiftslande entreißen, und

wurden durch dieſe Beute ſelbſt bleibend für die Habsburger gewonnen, deren feſte Stütze ſie von da an im Norden Deutſchlands eine Zeitlang waren. Daß der ſpaniſche Habsburger den König von Dänemark aufforderte, den Herzogen von Braunſchweig zu helfen, die Acht gegen Lüneburg zu vollſtrecken, iſt gewiß weniger zu verwundern, als daß ſelbſt Rudolf von Habsburg einſt Lübeck und die Hanſa dem Schutze Dänemarks übertrug.

Endlich ordneten und theilten noch die beiden Brüder Karl und Ferdinand das habsburgiſche Erbe während des Reichstages. Kaiſer Karl trat am 20. April dem Erzherzog Ferdinand die Herzogthümer Oeſtreich ob und unter der Ens, Steier, Kärnthen, Krain und Grätz und die Grafſchaft Tyrol mit Erbrecht, alle habsburgiſchen Beſitzungen in Schwaben und dem Elſaß auf Lebensdauer ab; wodurch von nun an das habsburgiſche Haus in zwei Linien, die ältere ſpaniſche und die jüngere öſtreichiſche getheilt erſcheint. Gleichzeitig ernannte Karl aber auch ſeinen Bruder Ferdinand zum Reichsſtatthalter während ſeiner bevorſtehenden Abweſenheit.

11.

Wie wichtig alle dieſe Maßregeln auch waren, ſo würde dennoch der Reichstag von Worms durch ſie kaum eine höhere geſchichtliche Bedeutung erlangt haben, wenn nicht auch Luther vor denſelben berufen worden wäre.

Das Bedürfniß der Reform war ein ſo allgemeines, daß ſelbſt die Herrſcher, welche in der Autorität des Papſtthums die Stütze ihrer eignen Macht ſahen und deswegen jede durchgreifende Reform gegen daſſelbe bekämpften, dennoch eine ſittliche Verbeſſerung des Papſtthums und der römiſchen Kirche für nothwendig hielten. Selbſt die geheimen Räthe und Statthalter Karls von Spanien, Adrian von Löwen und der Kardinal Ximenes, ſo wie auch Glapio, Karls Beichtvater, die eifrigſten Anhänger der römiſchen Kirche und die heftigſten Gegner Luthers und ſeiner Beſtrebungen, waren nichtsdeſtoweniger Reformfreunde gegenüber dem verweltlichten Papſtthum und dem wüſten Treiben der päpſtlichen Höflinge in Rom.

Viel weiter als dieſe aber gingen die deutſchen Fürſten, die auf dem Reichstage zu Worms hundertundeine Beſchwerde aufſtellten, in welchen ſie die Hauptklagen Deutſchlands gegen das römiſche Kirchenthum der Zeit wiederholten. Der Herzog Georg von Sachſen-Meißen, der ſich ſchon oft hart gegen Luther ausgeſprochen hatte, brachte ſogar außer den Beſchwerden der andern Reichsſtände noch zwölf nachträglich für ſich ein. Die deutſchen Fürſten, obgleich ſie in Mehrzahl die Anſichten Luthers nicht ganz theilten, wußten, wie tief dieſelben im deutſchen Volke Wurzel gefaßt hatten. Mit ihren Beſchwerden gegen Rom glaubten ſie Luthers Beſtrebungen ſelbſt überflüſſig zu machen; deswegen wünſchten Luthers Gegner, daß er vor den Reichstag zum Widerruf geladen werde, während Luthers Freunde ebenfalls ſeine Vorladung betrieben, weil ſie von ſeinem Erſcheinen und ſeinem Benehmen vor dem Reichstage viel mehr hofften als fürchteten.

Auch Friedrich der Weiſe forderte dieſe Vorladung, während der Legat des Papſtes Oleander ſich derſelben mit allen Mitteln widerſetzte. Luthers Anſichten waren als ketzeriſch vom Papſte längſt verurtheilt und drei Tage vor der Eröffnung des Reichstages, am 3. Januar, erſchien eine neue Bannbulle, welche Luther ſelbſt als Ketzer und mit ihm jeden verdammte, der ſich von nun an noch mit dem verdammten Ketzer einlaſſe. Nach Geſetzen, welche frühern Kaiſern abgerungen und nicht aufgehoben waren, hatte der Papſt ein Recht, die Achterklärung zu fordern, nachdem er den Bann förmlich ausgeſprochen hatte. Hierauf fußend verlangte der Legat die Verurtheilung der Schriften Luthers, ſo wie die Achterklärung gegen ihn ohne Vorladung und Verhör. Kaiſer Karl neigte ebenfalls zu dieſer Anſicht hin, einmal weil er als ſelbſtbewußter Alleinherrſcher den Beſtrebungen Luthers Feind war, dann aber auch insbeſondere, weil er des Papſtes in Italien zu ſeinen Zwecken gegen Frankreich bedurfte. Dagegen aber trat Kurfürſt Friedrich von Sachſen, auf die öffentliche Meinung von ganz Deutſchland geſtützt, mit ſo eindringlichen Gründen auf, daß Karl endlich dieſem mächtigſten und einflußreichſten unter den deutſchen Reichsfürſten verſprach, Luther nicht ungehört zu verdammen. Dieſer Anſicht huldigte übrigens auch die Mehrzahl aller deutſchen Reichsſtände, wie ſie ſonſt über Luther denken mochten. So

faßte denn die Reichsversammlung, trotz alles Widerstrebens des Legaten, den Beschluß, daß Luther vor dem Reichstage erscheinen solle, um hier von gelehrten und verständigen Männern verhört zu werden. Sie wirkte ihm zu dem Ende freies Geleit vom Kaiser aus. Sobald dasselbe in Luthers Händen war, begann er am 5. April von Wittenberg die Reise nach Worms. Mit ein paar Freunden auf einem offenen Rollwagen sitzend und von dem Reichsherold, der ihn vorgeladen hatte und ihn sicher geleiten sollte, sodann von ein paar Reisigen, die Friedrich der Weise zum Schutze des Herolds mitgab, begleitet, zog er wie im Triumph durch Deutschland. Wohin er kam, in Naumburg, Weimar, Gotha, Eisenach, strömte ihm das Volk, freudig ihn begrüßend, entgegen. In Erfurt holte die Universität, die Geistlichkeit, der Gemeindevorstand und die Volksmasse ihn feierlich ein. Hier hielt er eine Predigt im Dom. Während derselben drohte ein Theil der Kirche unter der Masse des Volkes zusammenzubrechen. Beim ersten Krachen eines weichenden Balkens ergriff ein panischer Schrecken das versammelte Volk; schon begann die Masse den Thüren zuzudrängen, als Luther von der Kanzel herab ihr ein Halt zurief. Das Volk stand stille und horchte, trotz des Schreckens, dem Worte des Predigers.[1])

Als Luther Erfurt verließ, begleiteten ihn abermals die Universität, die Geistlichkeit, die Gemeindevorsteher und das Volk in Massen. Die Nachricht über diesen Triumphzug aber steigerte den Haß seiner Feinde nur immer mehr. Luthers Freunde warnten ihn vor dem Geschicke Hußens, welches man ihm in Worms bereiten wolle. „Und wenn sie ein Feuer zündeten von Wittenberg bis Worms zum Himmel reichend", antwortete Luther, „so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die Zähne treten und Christum bekennen". In Oppenheim kam ein Brief des ängstlichen und von den klugen Freunden Luthers bearbeiteten Spalatin aus Worms selbst, der Luther flehentlich bat, nicht nach Worms

[1]) Ullenberg I. 69. Luther selbst klagte den Teufel an, daß er den Schrecken verursacht habe; Ullenberg ist der Ansicht, daß Luther mit Teufelskunst ihn gebannt habe. Diese Thatsache ist ein Erfolg des Wortes, wie die Geschichte nur wenige kennt.

zu kommen, ſondern zu Sickingen auf die Ebernburg zu flüchten. Luther antwortete ihm: „Da ich vorgefordert und berufen bin, ſo will ich hinziehn im Namen des Herrn Jeſu Chriſti, und wenn ich auch wüßte, daß ſo viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf allen Dächern ſind!“

Spalatins Aufforderung an Luther, ſich zu Sickingen auf die Ebernburg zu begeben, hing damit zuſammen, daß Glapio, des Kaiſers Beichtvater, und Paul von Amsdorf, Karls Leibkämmerer, ebenfalls auf die Ebernburg gegangen waren, um Hutten und Sickingen zu veranlaſſen, Luther hierher zu berufen. Glapio ſpielte auf der Ebernburg auch den Reformator ſo gut, daß Sickingen wirklich Luther zu einer Beſprechung mit Glapio einladen ließ. Luther aber antwortete: „Wenn der Beichtvater des Kaiſers mich zu ſprechen wünſcht, ſo kann er mich auf dem Reichstage treffen.“ Luther glaubte ſpäter, daß Glapio keine andere Abſicht gehabt, als ihn durch eine Reiſe auf die Ebernburg zu verleiten, länger unterwegs zu bleiben, damit ſeine Geleitfriſt verlaufe und man ihn dann ungeſtraft gefangen nehmen könne.

Am 16. April langte Luther in Worms an. Zu Tauſenden ſtrömte ihm das Volk entgegen, ſo daß zuletzt ſein Wagen kaum die Herberge zum deutſchen Hofe, wo er abſtieg, erreichen konnte. Bis in die ſpäte Nacht ward ſein Zimmer nicht leer von Leuten aller Stände, Grafen und Rittern, Geiſtlichen und Bürgern, die den beherzten Kämpfer gegen Rom ſehen und hören wollten. Am folgenden Tage erſchien der Reichserbmarſchall von Pappenheim, der Enkel jenes Pappenheim, welcher Huß zum Scheiterhaufen begleitete, in Luthers Herberge, um dieſen zur Reichsverſammlung abzuholen. Alle Straßen, die zum Rathhauſe führten, waren gedrängt voll, die Häuſer bis auf die Dächer mit Neugierigen gefüllt, ſo daß Luther durch den Garten ſeiner Herberge und durch Nebengaſſen zum Rathhauſe gebracht werden mußte.

Tauſende von Menſchen drängten ſich um daſſelbe zuſammen, ſtanden in den Gängen, auf den Treppen, hingen an den Mauern und in den Fenſtern. An der Thür ſtand der tapferſte Held der Zeit, der ehrenwerthe Georg von Frundsberg, und als Luther an ihm vor-

beiging, klopfte er dieſem auf die Schulter und ſagte: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehſt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter in unſern allerernſteſten Schlachten nicht gethan haben. Biſt Du aber Deiner Sache gewiß, ſo fahre fort und ſei getroſt, Gott wird Dich nicht verlaſſen!“

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, als Luther in den Reichstagsſaal trat. Hier ſaß der Kaiſer auf ſeinem Throne im Prachtanzug, umgeben von allen Kurfürſten, Biſchöfen und Prälaten, dem Legaten des Papſtes mit ſeinem Gefolge und den Geſandten der mächtigſten Könige der Welt. Da trat der einfache Mönch in ſeiner dunkeln Kutte vor dieſelben, hager und blaß von Studien, Kämpfen und Geiſtesanſtrengungen, zu „eitel Haut und Bein“ herabgekommen. Aber er ſtand, der Mächtigere, der Größere, der Gewaltigere, den Gewaltigen der Erde gegenüber in ſtiller Ergebenheit und feſtem Gottvertrauen.

Luther ſelbſt hat das Gebet aufbewahrt, mit welchem er ſich zu dieſem mächtigen Schritte vorbereitete. Er hatte gebetet: „Ach Gott, ach Gott, o Du mein Gott, ſtehe Du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue Du es, Du mußt es thun, Du allein. Iſt es doch nicht meine, ſondern Deine Sache. Hab ich doch für meine Perſon hier nichts zu ſchaffen und mit dieſen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch noch wohl gute, geruhige Tage haben und unverworren ſein. Aber Dein iſt die Sache, Herr, der gerecht und ewig iſt; ſtehe mir bei, Du treuer, ewiger Gott. Ich verlaſſe mich auf keinen Menſchen, und ſollte mein Leib darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen; die Seele iſt Dein und gehöret Dir zu, und bleibet auch bei Dir ewig. Amen! Gott helfe mir! Amen!!“ — — Das war der Geiſt, der ihn den Mächtigen der Welt gegenüber beſeelte.

Die päpſtlich geſinnten Fürſten und der Legat hatten es unterdeß dahin gebracht, daß das „Verhör“ Luthers in den zwei Fragen beſtehen ſolle: Ob die Bücher, die ſeinen Namen trügen, von ihm verfaßt ſeien? und ob er dieſelben zurücknehmen wolle oder nicht? — Er bejahte die erſte Frage, nachdem ihm die Titel vorgeleſen waren.

In Bezug auf die zweite Frage forderte er Bedenkzeit, die ihm bis zum folgenden Tage gewährt wurde.

Daß Luther ſich nicht über das, was er zu antworten habe, ſondern nur darüber wie er es ſagen wolle, Bedenkzeit ausbat, geht aus ſeinem ganzen Weſen hervor.

Am andern Tage, dem 18. April, wurde er von neuem vor den Reichstag geführt. Der Zudrang war wo möglich noch größer. Es wurde Nacht, ehe Luthers Sache vorkam. Dann hielt der muthige Mönch ruhigen Blickes den Mächtigen gegenüber ſtehend, in ſeiner ſchlichten und doch ſo eindringlichen Art zur Beantwortung der zweiten Frage eine einfache, klare, feſte Rede, in welcher er jeden Widerruf in Bezug auf den Glauben und die guten Werke, in Bezug auf das Papſtthum und die papiſtiſche Lehre, wie ſie in ſeinen Werken dargeſtellt und angegriffen ſeien, zurückwies; dagegen geſtand er zu, daß er gegen Privatperſonen, die ihm gegenüber das römiſche Treiben vertheidigt und ihn durch ihre Keckheit zu heftiger Antwort herausgefordert, vielleicht oft zu rückſichtslos und zu heftig für einen Vertheidiger des Evangeliums aufgetreten ſei; „das will ich gerne bekennen und bereuen, aber auch hier würde mein Widerruf meine Gegner nur in ihrem Irrthum ſtärken und noch trotziger machen. Nur wenn ich aus dem Evangelium eines Irrthums überwieſen worden, will ich widerrufen und dann der Erſte ſein, der meine Bücher ins Feuer wirft. — Man wirft mir vor, daß ich Zwietracht in der Kirche ſtifte; ich aber ſage, es iſt meine Freude, zu ſehen, daß um Gottes willen Zwietracht entſteht; das größere Unheil würde ſein, wenn Gottes Wort geläſtert und verfolgt würde, — wenn die Regierung des lobwürdigſten und gütigſten Jünglings Kaiſer Karls, der nach Gott meine Hoffnung iſt, in Unheil anfangen und in Unheil enden ſollte. Dies Alles aber ſage ich nicht, weil ich etwa glaube, daß die Hohen, denen ich gegenüberſtehe, der Mahnung eines einfältigen Mönches bedürften, ſondern weil ich meinem Volke, meinem Vaterlande gegenüber eine ſchuldige Pflicht erfülle. Und ſomit empfehle ich mich in Demuth der Gnade des Kaiſers, der Kurfürſten und Fürſten und bitte Alle, ſich

nicht ohne tiefe Gründe von meinen Widerſachern gegen mich einnehmen zu laſſen.“ [1])

Seine Rede brachte den größten Eindruck hervor. Der Kaiſer aber und ſeine Spanier verſtanden ſie nicht. Und ſo wurde Luther aufgefordert, was er geſagt, lateiniſch zu wiederholen.

Nachdem dies geſchehen, fragte der Trierer Offizial Johann von Eck[2]) als Vertreter des Kanzlers von Lothringen und Erzbiſchofs von Trier, im Namen des Reichstages ihn anredend, ob er nicht wenigſtens widerrufen werde, was die Concilien verurtheilt hätten. Luther, der in dieſer Frage eine Schlinge ſah, erklärte, daß die Concilien irren könnten und er dies aus den Evangelien zu beweiſen bereit ſei. Eck erwiderte ſiegbewußt, daß wenn jeder ſo die Evangelien zu Hülfe rufen dürfe für ſeine Anſicht, Nichts mehr aufrecht beſtehen bleibe; und forderte dann noch einmal im Namen der Reichsverſammlung von Luther eine einfache Erklärung, ob er widerrufen wolle oder nicht! Da antwortete Luther: „Nun dann, weil kaiſerliche Majeſtät und kur- und fürſtliche Gnaden eine ſchlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo will ich eine geben, ſo weder Hörner noch Zähne[3]) haben ſoll, nämlich: Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde, — denn ich glaube weder dem Papſt, noch den Concilien allein, weil es am Tage und offenbar iſt, daß ſie oft geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben. — So bin ich durch Sprüche, ſo von mir angezogen und angeführt ſind, überwunden und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen; und kann und will Nichts widerrufen; weil weder ſicher noch gerathen iſt, Etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“ —

---

[1]) Die Rede iſt nirgendwo wörtlich aufbewahrt. Sie iſt berichtweiſe vielfach in den Zeitſchriftſtellern und in Luthers Werken angegeben. — [2]) Nicht jener Eck, dem Luther in Leipzig gegenüberſtand. — [3]) „Hörner und Zähne“, d. h. Ausflüchte, auf ſcholaſtiſche Syllogismen, wofür „Hörner und Zähne“ triviale Ausdrücke waren, anſpielend.

12.

„Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“ Freund und Feind fühlten, daß dieſe Worte die Schlußworte des Verhörs ſeien, was von da an noch vorkam, hatte keine größere Bedeutung mehr. Luther wurde entlaſſen und kehrte von deutſchen Rittern umgeben, unter dem Rufe der Spanier: „Nieder mit dem Ketzer“ in ſeine Herberge zurück.

Während er aber noch in den Vorhallen des Reichstagsſaales im Gedränge ſtand, reichte man ihm eine ſilberne Kanne, die ihm der alte tapfere Erich von Braunſchweig, obgleich er im Weſentlichen römiſch geſinnt war, ſchenkte, aus der er Luthern in Einbecker Bier zugetrunken hatte und aus der ihm Luther Beſcheid that, ſagend: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, ſo möge Chriſtus ſeiner im letzten Kampfe gedenken“. Am andern Tage beſuchten ihn auch der junge Landgraf Philipp von Heſſen, der Herzog Wilhelm von Braunſchweig, der Graf Wilhelm von Henneberg und viele Andere.

Am Tage nach jener Rede, am 19. April, ſchickte Kaiſer Karl ein eigenhändiges, franzöſiſch abgefaßtes Handſchreiben an den deutſchen Reichstag, worin er erklärte, daß er entſchloſſen ſei, bei dem zu beharren, was auf den Concilien, namentlich in Conſtanz, feſtgeſtellt worden. Gleichzeitig kündigte er den Reichsſtänden an, daß, da Luther nicht widerrufen habe, er ihn in die Acht erklären, ihm aber das zugeſtandene Geleit halten werde. Ueber letztern Punkt waren einzelne deutſche Fürſten anderer Meinung geweſen. Als der Kurfürſt Joachim von Brandenburg die Anſicht ausſprach, daß man dem Ketzer das Geleit nicht zu halten brauche, trat ihm Pfalzgraf Kurfürſt Ludwig in einer Weiſe entgegen, daß beide bald die Schwerter gegen einander zückten, und die andern Fürſten ſie mit Gewalt trennen mußten. Herzog Georg von Sachſen-Meißen, obgleich Luthers Gegner, erklärte feſt, daß Deutſchlands Fürſten den Wortbruch nicht zulaſſen würden. Und Kaiſer Karl ſelbſt ſagte, er habe nicht Luſt vor ſich ſelbſt zu erröthen, wenn er wie Sigmund ſein gegebenes

Wort und Geleit breche. Das an Huß begangene Verbrechen lähmte Luthers Feinde diesem gegenüber.[1])

Es waren nicht ein paar fremde Ritter, die Luther, wie einst Huß, umstanden. Es waren deutsche Kurfürsten, Herzoge, Fürsten, hunderte vom Adel, tausende aus dem Volke, bereit, auf der Stelle für Luther einzutreten. Daß ihm seine Feinde das Geleit hielten, war nothwendig und unabweisbar, wenn nicht augenblicklich die gezückten Schwerter zum Kampfe übergehen sollten. Deswegen versuchten seine Gegner noch einmal alle Mittel, ihm selbst Zugeständnisse abzulocken. Man forderte ihn auf, das Urtheil über seine Schriften dem Kaiser und den Ständen zu überlassen. Luther wußte, daß dies sie seinen Gegnern überliefern hieße und verweigerte es. Kurfürst-Erzbischof Richard von Trier schlug Luther ein Concilium vor; auch das lehnte er ab. Endlich sagte der kluge Trierer, Luther selbst möge angeben, wie in der Sache geholfen werden könne. Luther wußte es nicht; denn alle vorzuschlagenden Mittel waren ja bereits versucht worden und alle an dem Widerstande der römischen Politik gescheitert. Deswegen antwortete er dem Kurfürsten von Trier ausweichend: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in zwei, drei Jahren untergehen. Ist sie aus Gott, so werdet Ihr sie nicht dämpfen."

Am 25. April erhielt er den kaiserlichen Befehl, Worms zu verlassen, indem ihm zugleich das sichere Geleit nur noch für einundzwanzig Tage gewährt würde. Am folgenden Tage reiste Luther von Worms ab.

Erst am 23. Mai wurde die Acht, welche Kaiser Karl unmittelbar nach Luthers Verhör beantragt hatte, ausgesprochen. Es hatten unterdeß die meisten deutschen Fürsten den Reichstag verlassen, und die Achterklärung selbst wurde in formloser Weise von den noch Anwesenden bestätigt. Die Hauptursache dieser Verzögerung wie der

[1]) Das Geleit, welches Sigmund Huß gegeben hatte, wird in neuerer Zeit oft so dargestellt, als ob dasselbe nur ein Paß zur Reise nach Constanz gewesen, der selbstverständlich einen Verbrecher nicht gegen eine verdiente Strafe und ein ausgesprochenes Urtheil schützen konnte. Was Luther gegenüber in Worms wegen des Geleits stattfand, beweist am besten, wie die deutschen Fürsten das sichere Geleit verstanden.

endlichen Entſcheidung war, daß Kaiſer Karl unterdeß mit Papſt Leo X. verhandelte, und ſo lange dieſer nicht ſich bereit erklärte, des Königs von Spanien Sache in Italien zu der ſeinigen zu machen, Luthers Urtheil in der Schwebe blieb. Als am 8. Mai ein Bündniß gegen Frankreich zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer zu Stande gekommen war, wurde am 23. die Acht gegen Luther ausgeſprochen; aber wie zum Lohn für das zugeſtandene Bündniß, zugleich aber auch um den Schein zu retten, als ob die Acht noch während des vollſtändig beſetzten Reichstages erlaſſen worden ſei, wurde die Achterklärung ſelbſt auf des Legaten Betreiben auf den 8. Mai zurückdatirt.

Das Wormſer Edict gegen Luther war der Schlußact des Reichstages, der als Wendepunkt in der deutſchen Geſchichte erſcheint, weil Luther ſelbſt und mit ihm ſeine Beſtrebungen auf dem Reichstage im Geiſte und in der Wahrheit eben ſo gut wie einſt Huß in Conſtanz der Feuerprobe unterworfen wurden und dieſelbe ſiegreich beſtanden. —

Einundzwanzigſtes Buch.

Karlſtadt und die Zwickauer Schwärmer. Sickingen und der Adelskrieg.

Karlſtadt und die Zwickauer Schwärmer. Sickingen und der Adelskrieg.

1.

Als die Könige Franz I. von Frankreich und Karl I. von Spanien ſich beide um die deutſche Kaiſerkrone bewarben, gaben ſie ſich wechſelſeitig das Verſprechen, daß, wer von ihnen auch gewählt werden ſollte, es keiner dem andern im Böſen nachtragen wolle. Aber kaum war der König von Spanien als deutſcher Kaiſer gekrönt, als ein Krieg begann, der, ſo lange die beiden Mitbewerber um die deutſche Krone lebten, nur zeitweilig unterbrochen wurde.

Ludwig XI. hatte das Herzogthum Burgund Maximilian durch Liſt und Gewalt abgerungen; Ferdinand der Katholiſche hatte Ludwig XII. mit denſelben Mitteln aus Neapel und eben ſo den Bundesgenoſſen und Blutsverwandten der franzöſiſchen Königsfamilie, Johann d'Albert, König von Navarra, aus dem ſpaniſchen Antheile ſeines Königreichs vertrieben. Endlich hatte Franz I. durch die Schlacht bei Marignano (13. u. 14. Sept. 1515), in welcher die Schweizer, damals im Solde Maximilian Sforzas, zum erſtenmale in offener Feldſchlacht von den Franzoſen beſiegt wurden, Mailand erobert. Auf jede dieſer Beſitzungen machten beide Könige, der von Frankreich und von Spanien, Anſprüche, welche, gleich berechtigt und gleich nichtig, nur die Thatſache des Beſitzes zum Vortheile des Einen oder

des Andern entſcheiden konnte. Das waren die Urſachen des Krieges zwiſchen Beiden, wie ſie ſchon vor der Kaiſerwahl in den Verhältniſſen lagen.

Beide Könige waren dagegen von ihren Hofmeiſtern in Friedensliebe erzogen worden, und ſo ſchloſſen die beiden Lehrer Wilhelm von Croy für Karl und Gauffier für Franz im Namen ihrer Zöglinge und Könige im März 1516 einen Vertrag zu Noyon, in welchem ſie ein Verſtändniß über Neapel, Mailand und Navarra anzubahnen und ein Ehebündniß zwiſchen dem zum Manne heranreifenden Könige von Spanien und der eben erſt gebornen Tochter des Königs von Frankreich zu verwirklichen ſuchten.

Trotz dieſes Vertrages aber bereitete, während Karl nach Deutſchland ging, Franz I. ſeine Angriffe gegen den glücklichen Mitbewerber um die deutſche Krone vor. Offen erklärte er, daß, wenn Karl nach Rom zur Krönung ziehen wolle, der Weg durch Mailand ihm, wie einſt Sigmund und Friedrich IV., nur unbewaffnet geſtattet werden ſolle, im Geheimen aber ſchickte er Johann d'Albert mit franzöſiſchem Gelde und franzöſiſchen Söldnern nach Navarra, und zugleich einen niederländiſchen Vaſallen des Kaiſers, Robert von der Mark, Herr zu Sedan, im Bündniß mit den Grafen von Geldern, nach den Niederlanden, zum Angriffe gegen die Herrſchaft Karls in beiden Ländern. Der Einfall in das ſpaniſche Navarra war Anfangs erfolgreich, weil Karls Statthalter ſelbſt nach den Aeußerungen Hadrians von Löwen „wie Wölfe die Heerde zerfleiſchend“ [1]) regierten und die ſpaniſchen Städte ſich gegen dieſe rückſichtsloſe Gewaltherrſchaft erhoben hatten.

Kaum aber hatte das franzöſiſche Heer die Grenzen Navarras überſchritten, um in Kaſtilien einzurücken, als die ſpaniſchen Städte ihren innern Kampf aufgaben, ſich mit der Ritterſchaft und den Königlichen vereinigten, die Franzoſen, nachdem ſie dieſelben bei Pampeluna geſchlagen, mit ſchweren Verluſten über die Grenzen trieben. Eben ſo wenig glücklich endigte der Angriff Roberts von der Mark, dem Karl V. den Grafen von Naſſau und Franz von Sickingen

[1]) Epistolae Petri de Angler. DCCXII.

mit deutschen Landsknechten entgegenschickte, die bald, die Franzosen vor sich hertreibend, auf französischem Boden standen.

Unterdessen war es Kaiser Karl auch gelungen, neue Bundesgenossen gegen Frankreich zu finden; er war selbst nach England gegangen und hatte hier König Heinrich VIII. und dessen goldgierigen und herrschsüchtigen Minister Wolsey gewonnen, während seine Unterhändler in Rom Leo X. ebenfalls zum Bündniß mit dem Kaiser veranlaßten. Gegen die Zusage eines erhöhten Lehnzinses von Neapel (zweimal 10,000 Dukaten Jahresrenten an zwei Neffen des Papstes) und sodann gegen die Zusicherung von Ferrara, Parma und Piacenza an den römischen Stuhl, erlaubte Leo Karl die deutsche Kaiserkrone mit der Königskrone von Neapel zu vereinigen und zugleich Franz Sforza, Ludwig Moros jüngern Sohn, in Mailand wieder einzusetzen. In Folge dieses Bündnisses begann der Kampf gegen die Franzosen in Mailand, der schon am 24. November 1521 mit der Eroberung von Mailand durch die verbündeten kaiserlichen und päpstlichen Soldheere, meist Deutsche und Schweizer, sein nächstes Ziel erreichte. Nicht so glücklich aber war Karl in Burgund, wohin er persönlich zu seinem Heere ging, um hier den Feldzug an der Tapferkeit des Ritters Bayard, welcher Mézieres so lange vertheidigte, bis ein harter Winter die Deutschen zum Rückzuge nöthigte, scheitern zu sehen.

Am 1. December 1521 starb Leo X. Sein Nachfolger war Hadrian von Löwen, der Lehrer, Freund und Rath Karls V. Er wurde trotz seiner Friedensliebe der Kriegsbundesgenosse Karls gegen Frankreich und half ihm die Franzosen aus Mailand und Genua vertreiben.

2.

Während so Kaiser Karl die Macht der französischen Krone zu brechen am Werke schien, war der Erzherzog Ferdinand thätig gewesen, die Herrschaft seines Hauses in Oestreich und Deutschland festzustellen.

Wie die spanischen Prinzen eine Regentschaft einsetzen zu dürfen glaubten, so hatte Maximilian schon vorher eine solche durch Testament ernannt. Die östreichischen und insbesondere die niederöstreichischen

Stände ſahen darin Eingriffe in ihre Rechte und wählten ſelbſt eine „Landesordnung", von je ſechszehn aus den Herren, Prälaten, Rittern und Städten, zu „Reichsverweſern oder Landräthen"; Michael von Eitzinger, Johann von Buchhaim, zwei angeſehene Adelige, Doctor Martin Copinitz, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Richter, und Johann Rinner, ein Gerber in Wien, ſtanden an der Spitze dieſer ſtändiſchen Uebergangsregierung.

Unter den Geſandten der öſtreichiſchen Erblande nach Spanien waren auch die Vertreter dieſer Regierung und der Sprecher derſelben. Doctor Copinitz hatte den Muth, den jungen Fürſten zu rathen, daß Einer von ihnen in Spanien bleiben, der Andere in die deutſchen Erbländer kommen und dieſe beherrſchen ſolle. Wie naturgemäß dieſer Vorſchlag war, wie ſicher derſelbe Spanien, Deutſchland und ganz Europa vor endloſem und vorherzuſehendem Unheil bewahrt haben würde, ſo mußte er doch König Karl und ſeinen ſpaniſchen und niederländiſchen Räthen wie eine freche Anmaßung erſcheinen, die denn auch der Kanzler Gattinara ſtolz zurückwies. Als dann die niederöſtreichiſchen Geſandten nur um ein Wort der zukünftigen Regenten zur Sicherſtellung ihrer Rechte baten, erhielten ſie zweideutig gewundene Antworten, worin es ſchließlich hieß: „Im Vertrauen auf die treue Geſinnung der Unterthanen wolle der König gegenwärtig Nichts von dem, was ſie bisher gethan, entkräften, oder ſie [1]) zur Rechenſchaft ziehen, ſondern behalte ſich die fernere Beſtimmung bis zu ſeiner Ankunft vor."

Wenige Tage ſpäter wurde jene Commiſſion ernannt, welche die Huldigung der deutſchen Lande hinnehmen und ſie regieren ſollte. Die Stände der öſtreichiſchen Erblande huldigten derſelben nach und nach alle, aber nicht ohne Verwahrung wegen der Rechte einzulegen, welche der Regent dem Landesbrauch gemäß eigentlich vor der Huldigung hätte beſchwören ſollen.

Nach dem Reichstag von Worms kam Ferdinand, durch die

[1]) Buchholz in ſeiner Geſchichte Ferdinands I. ſchiebt hier in Klammern das Wörtchen: „jetzt" ein (I. S. 175), womit er den hinterliſtigen Vorbehalt der ſpaniſchen Diplomaten den deutſchen Geſandten gegenüber in einem einzigen Worte ausdrückt.

Wormser Verträge Herr von allen östreichischen Landen, nach Linz, um hier sein Beilager mit Anna, der Schwester des Königs Ludwig II. von Ungarn, zu halten. Noch einmal schickte die niederöstreichische Regierung ihre Gesandten hierher, den neuen Herrscher zu begrüßen und sich mit ihm zu verständigen. Aber Ferdinands Räthe wichen absichtlich jeder entscheidenden Antwort, sowol in Bezug auf die Regierung der ständischen Commission als auf die Rechte der Landstände überhaupt aus, und verweigerten selbst die zweideutig vermittelnden Antworten, welche sie den Gesandten ertheilten, schriftlich abzufassen.[1])

Den Rechten und Freiheiten des Landes entgegen wählte Ferdinand zwei Nichtöstreicher in das „Landrecht", in die Regierung, wogegen die ständischen Gesandten, welche dem Fürsten eine von diesem selbst auf einem Landtage zu Ybbs beantragte Liste von Gewählten zur Auswahl überbracht hatten, abermals Verwahrung einlegten und die Hoffnung aussprachen, daß ihre Rechte unangegriffen bleiben würden. Erst dann fügten sie sich in die Bestimmungen ihres neuen Herrn.[2])

Ferdinand, der auch hier sich nur durch Dollmetscher mit seinen Unterthanen verständigen konnte, reiste unmittelbar nach seiner Heirat wieder von Linz ab und ging zu seinem Bruder nach den Niederlanden zurück.

Erst Jahr und Tag nachher, am 12. Juli 1522, erschien Ferdinand unangekündigt und Wien vermeidend in Neustadt, wo er dann von seinen spanischen Räthen und seiner spanischen Leibgarde, seinen „Hadschieren"[3]) umgeben, offener zu Werke ging. Hier trat die von Maximilian ernannte Regentschaft gegen die ständische Regentschaft klagend auf; das Gericht, welches Ferdinand, um über diese Klage zu entscheiden, ernannte, bestand, allen Gesetzen und Rechten der Oestreicher zuwider, aus Fremden[4]); diese gaben ihre Entscheidung dahin ab, daß die Beschuldigten dem Fürsten zur gerechten Strafe anheimgefallen und schuldig seien, den alten Regenten (Maximilians) nach dem Er-

[1]) Buchholz I. S. 493—496. — [2]) Buchholz I. S. 493—498. — [3]) Hadscher hieß der Thürhüter des Kalifen, Hadscher die Leibgarde der arabischen Herrscher in Spanien. — [4]) Buchholz I. S. 187.

meſſen des Fürſten eine Buße, Schaden und Koſten zu bezahlen, außerdem aber dem Fürſten wegen der Kammergüter und anderer Stücke Rechenſchaft abzulegen [1]). Der würtembergiſche Kanzler Winkelhöfer, einer der fremden Richter, verlas in deutſcher Sprache — während bisher alles lateiniſch verhandelt worden war — eine Urkunde, worin Ferdinand „in angeſtammter Milde und Freigebigkeit dem unerfahrnen und unverſtändigen Volke" Verzeihung gewährte; dagegen ſeinen Kammerfiskal beauftragte, die Urheber und Häupter der Partei vorzuführen. Der Profoß, von dem Hadſchierenhauptmann und einer Compagnie Spanier begleitet, holte die Freiherren von Eitzinger und Buchhaim, den Doctor Copinitz und den Gerber Rinner herbei, die dann nebſt acht andern Bürgern von Wien „mit blutiger Hand vom Leben zum Tode gerichtet wurden" [2]). Buchhaim zog, bevor er ſeinen Hals dem Nachrichter bot, ſeinen Trauring vom Finger, reichte ihn einem Freunde und ſagte: „Bring ihn meiner Hausfrau und warne ſie bei ihren adligen Ehren und Pflichten, nach meinem Tode ja keinen Spanier zu heirathen." (11. Aug. 1522).

Das war die erſte Regentenhandlung Ferdinands in Oeſtreich, die erſte That der deutſchen Linie des ſpaniſch-habsburgiſchen Hauſes in Deutſchland. „Das Volk" war bei der Hinrichtung „ganz verzagt und ſtille geweſen mit großen Trauern und Schauern" [3]). Ein Zeitgenoſſe, ein Tyroler [4]), ergebener Unterthan ſeines Herrn, ſagt über das erſte Auftreten der ſpaniſchen Herrſchaft in Oeſtreich: „Deren von Wien Altbrief und Freiheit hat Ferdinand zerriſſen und ſie aller Freiheit entſetzt. Gabriel Salamanka [5]) regiert gewaltig das junge Blut von Oeſtreich. Und was fürwahr ein Wunder, daß ein einig Mann, ein Ausländer, die Deutſchen, das ungezäumt Volk ſo gewaltig ſollt regieren. Und wie wohl die Landesfreiheiten ſprechen, daß ein Fürſt dieſes Land mit Landleuten und nicht mit Fremden ſoll regieren und beſetzen, ſo waren doch alle Bräuche, Satzung und Freiheit allda für ewig geſchützt. —

[1]) a. o. O. I. 188. — [2]) Herberſtein, Selbſtbiographie, a. a. O. S. 262. — [3]) Herberſtein a. a. O. — [4]) Georg Kirchmaiers Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit. 1519—1553. in Fontes rer. Austr. Scriptores I. Bd. S. 417. — [5]) Ein ſpaniſcher Jude, der 1533 ſo weit hinaufgeſtiegen war, daß er die Tochter des Markgrafen Ernſt von Baden zur Gattin erhielt.

Jetzt iſt das Widerſpiel Gebrauch worden. Sind alle Herrn durchaus entſetzt, all, all ab vom Regiment und an der Alten Statt, dies Land zu regieren iſt Salamanka eingedrungen, der doch nicht deutſch, zu geſchweigen die Bräuche dieſes Landes weiß. Ob zwar mancherlei Geſchrei und Beſchwerniß gehört worden, ſo verſchont dennoch männiglich des jungen Fürſten, angeſehen ſeiner Jugend. Und ich mag das wohl für ein Wunder ſchreiben, daß im Lande der Grafſchaft Tyrol ſelbſt ſpaniſch und durch Spanier, mit Verachtung aller Deutſchen und ohne Verſtand der Sprache und Sitten, ſo gewaltig wider all Freiheit regieren und welſche, tyranniſche Regierung einführen ſoll. O Tyrol! o Deutſchland! Innthal, Wipthal, Ihr mögt Euch nun nicht mehr Eurer Väter berühmen! Die Alten haben gebaut einem Fürſten zu Ehren ein Gericht, Gebräuch und Freiheit, dabei ſich die Unterthanen haben mögen behelfen, ſind gezüchtigt treulich, gerichtlich, mit Recht; — nicht gewaltig, eigenwillig und tyranniſch geſtraft und gehalten worden. Wie aber ſteht es jetzt? Ein welſcher Spanier regiert Euch Alle frei, wie er will. — Wohin iſt doch Muth und Blut von uns verſchwunden, daß wir, unangeſehen aller Freiheit, nun ſollen eigen, arm, geſchoren, ja gar geſchnittene Schaaf werden und das von einer fremden Nation!“ [1])

3.

Das auf dem Reichstag zu Worms angeordnete Reichsregiment hatte ſich unterdeſſen in Nürnberg verſammelt. Im Mai 1522 kam auch der Erzherzog Ferdinand nach Nürnberg, aber nur um hier mit dem Reichsregiment und ſeinem Vorſitzenden, dem Pfalzgrafen Kurfürſten Friedrich, in Widerſpruch zu gerathen, da dieſer nach altem Brauche in Abweſenheit des Kaiſers die Statthalterſchaft in Anſpruch nahm, während Kaiſer Karl ſeinen Bruder zu ſeinem Statthalter ernannt hatte. Um es nicht zum Aeußerſten kommen zu laſſen, entfernte ſich der Pfalzgraf ſo lange von Nürnberg, als Ferdinand dort anweſend war. Ferdinand aber ſuchte vergebens den Beſchluß durch-

[1]) a. a. O. S. 461, 462.

zusetzen, daß der Pfalzgraf sich in Zukunft nur „Statthalter in Abwesenheit Ferdinands" nennen solle.

Von größerer Bedeutung war, daß die Mehrzahl des Reichsregiments sich bald der lutherischen Reformbewegung günstig zeigte, und gleichzeitig zur Verwirklichung des Regiments, zur Besoldung der Regenten und des Reichskammergerichts, das mit dem Regiment in Nürnberg zusammengetreten war, für ganz Deutschland — mit Ausschluß von Böhmen, Preußen, Liefland, der Schweiz und eines Theiles von Holland — einen Grenzzoll von 4 Procent auf alle nicht zum Lebensbedarf nöthigen Handelsgegenstände vorschlug. Der Kaiser und das Reich hatten gar kein festes Mittel, Geld für die Bedürfnisse des Reichs zu erlangen; der „gemeine Pfennig" war nicht eingeliefert worden. Die Matrikel war und blieb dem Eifer, dem Wohlwollen, der Willkür der einzelnen Landesherrscher überlassen; ein gemeinsamer Zoll würde der Anfang wirklicher Reichseinkünfte gewesen sein.

Das aber fühlten auch die Gegner jeder starken Reichsregierung in Deutschland und vor Allem der schwäbische Bund. Der Vertreter Baierns beim schwäbischen Bunde, der Kanzler Doctor Leonhard von Eck[1]), wurde in dieser Zeit die Seele des schwäbischen Bundes. Er führte diesen zu einer erneuerten und sehr einflußreichen Thätigkeit. Der Geist aber, welcher ihn beherrschte, sprach sich klar aus, als 1523 die fränkischen Bundesstände wünschten, daß der schwäbische Bund seine Sitzungen ebenfalls nach Nürnberg verlegen und hier gemeinschaftlich mit dem Reichsregiment handeln sollte. Von Eck hintertrieb diesen Vorschlag, „weil das Regiment und Kammergericht zergehen möchten", und man sich „nicht verfahren" dürfe, „daß in deutschen Landen einig Handlung außer dem Bunde werde"[2]). In Bezug auf den Zoll schrieb Leonhard von Eck schon am 17. Juli 1522 an den Herzog Wilhelm von Baiern, daß derselbe zur Unterdrückung aller Fürsten und Stände führen werde, denn dasselbe Geld, das in viel hunderttausend Gulden lauft, wird an das Haus Oestreich kommen

[1]) Der Gegner Luthers, Johann Eck, und Leonhard von Eck waren nicht verwandt. — [2]) Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526. Freiburg 1851. S. 20, 21.

und dabei bleiben und damit wird Kaiser Karl die welsch und französisch Gehorsam bei den Deutschen erobern und sie unter das Joch bringen, das doch — allen Fürsten unleidlich ist“[1]). Von Eck räth seinem Herzoge, sich hinter seine Stände zu verstecken, „die Sr. fürstl. Gnaden ja nicht einmal ein kleines Umgeld gestatten wollten, und sich des Zolles viel mehr zu beschweren haben würden“[2]). Die Städte im schwäbischen Bunde erklärten wenigstens theilweise (die „obern“, Memmingen, Ravensberg u. a.) schon im Jahre 1520, als der Bund erstreckt werden sollte, „daß sie dem Kaiser gehorchen wollten, und deswegen des Bundes nicht bedürften; daß sie durch die Kriege des Bundes (den bairischen Erbfolgekrieg, den würtembergischen u. a.) in Schulden gerathen seien, und daß sie vorzögen mit ihren Nachbarn Staatssteuern, anstatt als Bundesgenossen die Lasten des Bundes zu tragen“.

Nachdem sie dann noch angedeutet, wie die Städte ganz besonders belastet seien, sagten sie schließlich, daß sie jedenfalls in Zukunft nur dann im Bunde bleiben würden, wenn „alles Vermögen aller Stände (Fürsten, Prälaten und Adel) gleich geschätzt und gleich besteuert würde“[3]). Wirklich ließen sich die Städte die Erstreckung des Bundes erst gefallen, als der Kaiser selbst diese in Worms betrieb. Trotz dieser guten Stimmung für den Kaiser aber glaubten die Städte in dem Zoll ihren Handel zunächst bedroht; sie waren überdies dem Reichsregiment, in welchem sie nur zum Scheine eine Vertretung fanden, abhold. Deswegen horchten sie nicht ungern der Stimme Leonhards von Eck, wenn dieser sie belehrte, „daß der Zoll zur Zerstörung des schwäbischen Bundes und zur Erfeigerung (Verarmung) aller deutschen Lande reichen werde“. Und während der bairische Kanzler die Städte auf diese Weise gegen den Zoll hetzte, erklärte er in ihrem Namen, „daß sie sich lieber den Schweizern oder Franzosen anschließen würden, als den Zoll zu zahlen“[4]). Es wurden die Städte dazu bewogen, sich 1523 auf einem großen Städte-

---

[1]) Jörg a. a. O. — [2]) Jörg a. a. O. S. 14. — [3]) Klüpfel II. B. S. 210, 220, 225. — [4]) Jörg S. 15.

tage in Speier, und bald nachher durch eine beſondere Geſandtſchaft an den Kaiſer in Spanien gegen den Zoll auszuſprechen.

Bei Kaiſer Karl aber fanden die Städte und der ſchwäbiſche Bund ein geneigtes Ohr. Das Reichsregiment war trotz des Eides, der die Mitglieder des Regiments von ihrem Eid gegen die Landesfürſten entband, thatſächlich in der Hand der Kurfürſten; es ließ überdies die Kreisoberſten, welche früher vom Kaiſer ernannt wurden, durch die Kreiſe ſelbſt wählen. Ferdinand, des Kaiſers Statthalter, war vollkommen ohne Einfluß auf daſſelbe. Deswegen gab Kaiſer Karl dem ſchwäbiſchen Bunde und den Städten gerne nach und überließ den Reichszoll dem Zufall. Als der Zoll dann natürlich nicht zu Stande kam, konnte auch das Reichsregiment ſelbſt den Boden nicht finden, auf welchem es feſten Fuß zu faſſen gehofft hatte.

4.

Während ſo Kaiſer Karl im Auslande, ſein Statthalter, der Erzherzog Ferdinand in Oeſtreich, die Freunde und Gegner des Reichsregiments in Deutſchland, alle ihren Sonderbeſtrebungen nachgingen, machte die Reformation Rieſenfortſchritte.

Als Friedrich der Weiſe Luthers Schlußrede in Worms gehört, ſagte er kopfſchüttelnd: „Er iſt mir viel zu kühn.“ Der Kurfürſt glaubte die perſönliche Sicherheit Luthers bedroht und ſchlug dieſem vor, eine Zeitlang vom Schauplatz der Oeffentlichkeit zurückzutreten. Luther war damit einverſtanden, und ſo gab Kurfürſt Friedrich dem Schloßhauptmann von der Wartburg, Hans von Berlepſch, und dem Ritter Konrad Hund von Wenghein, Herrn von Altenſtein, den Auftrag, Luther in Sicherheit zu bringen, ohne daß Friedrich ſelbſt den Ort näher bezeichnete, um ſo im Nothfalle verſichern zu können, daß er nicht wiſſe, wo Luther ſei. In Folge deſſen wurde Luther am 4. Mai 1521 auf der Heimkehr von Worms nach Wittenberg in der Nähe des Schloſſes Altenſtein bei Woltershauſen in einem Hohlwege von vermummten Reitern überfallen, ſeine Begleiter zur Flucht gezwungen und Luther ſcheinbar mit Gewalt weggeführt. Man brachte ihn auf die Wartburg, den alten ehrwürdigen Stammſitz der thürin-

gischen Herzoge, wo nach der deutschen Volkssage und Dichtung einst die thüringischen Herzoge die Sänger zum Liederkriege um sich versammelt hatten.

Die Mehrzahl von Luthers Freunden glaubte, daß er von seinen Feinden beseitigt worden sei, und die Erbitterung wurde so groß, daß der Nuntius des Papstes in Lebensgefahr gerieth. Der größte deutsche Künstler seiner Zeit und einer der größten aller Zeiten, Albrecht Dürer von Nürnberg, der zu den Freunden Luthers, den Anhängern seiner Reformgrundsätze zählte, gab diesem allgemeinen Gefühle einen Ausdruck in seinem Tagebuch, in welches er einschrieb: „So wie diesem Mann bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist zebest wiederum Einem, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir wieder christlich werden, daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als Türken und Heiden, zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber, Herr, du wilist, daß, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben muß und vom Tode auferstehen und darnach gegen Himmel fahren, es auch also gleichförmig gehe deinem Nachfolger Martin Luther, den der Papst mit seinem Gelde verrätherisch um sein Leben bringt. Und wie du darnach, mein Herr, verhängtest, daß Jerusalem darum zerstört ward, also wirst du auch diese angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. — — O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar fürtragen?“

Monate lang war und blieb Luther verschollen; das Geheimniß, das ihn deckte, regte den Geist Aller, die bisher seiner Stimme gehorcht hatten, mehr auf, als sein Wort dazu im Stande gewesen war; die Spannung, die hierdurch überall in Deutschland hervortrat, war eine der Haupturſachen, daß das Edict von Worms kaum irgendwo vollzogen werden konnte.

Eine seiner ersten und Hauptsorgen war, in Wittenberg auf eine würdige Weise als Prediger seiner Gemeinde vertreten zu werden. Er dachte dabei besonders an Philipp Melanthon, den er vor Allen liebte und der sich bereits durch eine heftige Streitschrift für Luther

gegen die Universität Paris[1]), und mehr noch durch eine Art Lehrbuch des christlichen Glaubens[2]) einen sehr klangreichen Namen gewonnen hatte. In letzterem Werke insbesondere, das bald in einer Menge von Auflagen verbreitet war, hat er, die scholastische Lehrmethode beseitigend, den lutherischen Lehrbegriff im Zusammenhang darzustellen und so den Studenten und Gelehrten zugänglich zu machen gesucht. — Luther wünschte, daß ihm die Gemeinde in Wittenberg übergeben werde.

Um sicherer vor Entdeckung zu sein, ließ Luther Haar und Bart wachsen und zog Reiterkleider an; er erschien bald auf der Wartburg selbst und dann oft auch in der Umgegend als „Junker Georg". Der einfache Mönch lebte als Gast des Herrn Hans von Berlepsch viel besser denn je zuvor und fühlte bald auch die körperlichen Störungen in Folge der bessern und zugleich beschränktern Lebensart. Er suchte dann oft in Ausflügen und ein paar Mal selbst als Zuschauer einer Jagd, die sein Wirth in der Umgegend der Wartburg anstellte, Hülfe gegen die gestörte Verdauungsthätigkeit. Er selbst erzählte, wie er einst auf einer solchen Jagd ein gefangenes Häschen habe retten wollen und es zu dem Ende in seinen Rockärmel gesteckt habe. Aber die Hunde bissen ihm durch den Rock ein Bein entzwei und brachten es um. „So wüthet der Papst und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt", schrieb Luther an Spalatin, dem er dies Abenteuer erzählte.

Die gestörte Gesundheit machte ihn mißmüthig, er fühlte sich in seinen Arbeiten gehemmt und schrieb oft dem Teufel selbst zu, was ihn auf der Wartburg so hart anfocht. Zur Abwehr warf Luther dem Teufel „sein Dintenfaß an den Kopf". Die Volkssage, welche Luther dies Abenteuer dem Teufel leibhaftig gegenüber bestehen läßt, ist erst später entstanden; kein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt derselben; in der That und in Wahrheit aber hat Luther dem Teufel, von dem er sagte, daß er „ein Geist, der weder Fleisch noch Bein

---

[1]) Adversus furiosum Parisiensem theologastrum decretum Ph. Melanchtonis pro Luthero apologia. Corp. reform. I. p. 398. — [2]) Loci communes rerum theologicarum seu hypotheses theologicae. Zuerst 1521 herausgegeben.

hat, und gegen den man nichts mit Eisen oder mit der Faust auszurichten vermag“ [1]), sein „Dintenfaß“ auf der Wartburg noch tapferer als sonst sein ganzes Leben hindurch „an den Kopf geworfen“. Denn er war nie fleißiger als hier, und hier war es auch, wo er die Uebersetzung der Bibel begonnen und die des neuen Testaments zum großen Theile vollendet hat.

5.

Die Stille des Waldschlosses, die Großartigkeit der Natur, die „Anfechtungen“, die er bekämpfte, die beständige Beschäftigung mit der Bibel, die beim Uebersetzen noch lebendiger in ihm wurde, sind die Ursachen, daß Luther auf der Wartburg zu dem vollen Bewußtsein der Nothwendigkeit einer thatsächlichen und durchgreifenden Reform kam.

Kaum sechs Wochen hatte er auf seinem „Patmos“, wie er seinen Zufluchtsort nach jener Insel im Aegeischen Meere, auf welcher Johannes verbannt seine Offenbarung geschrieben haben soll, nannte, gelebt, als eine Schrift „Doctor Martin Luthers Büchlein von der Beichte“, herauskam. Er griff in derselben die Ohrenbeichte, wie sie die römische Kirche ausgebildet hatte — die Beichte zu Ehren des „heiligen Beichtpfennigs, jenes großen Nothhelfers“ — als „eitel Menschenlehre“ an. Sich auf die Stelle des Apostels Jacob: Bekenne „Einer dem Andern“ seine Sünde stützend, sagt Luther in seiner scharfen Art: „Das ist mir ein seltsamer Beichtvater, der da heißt: Alter utrum, Einer dem Andern“. Die gezwungene Ohrenbeichte, „aus welcher der Papst einen Nothstall gemacht habe“, verwerfend, will Luther nur eine freie Beicht des Sünders, entweder heimlich vor seinem Gotte, oder „Einer dem Andern“, oder endlich auch öffentlich vor Mehreren oder vor der ganzen Gemeinde, je nachdem die eigne Reue, das eigne Schuldbewußtsein den Sünder treiben. „Beichtet aber Einer um des Gebotes willen und sein Herz ringt und seufzt nicht nach der Hülfe göttlicher Gnade, der bleibe nur davon und

[1]) Luther: Von der heiligen Epistel an die Kirche zu Erfurt.

lasse sich durch den Papst und seine Gebote nicht irren. Frei, willig, gerne soll man beichten; kann man das nicht, so lasse man Gebot und Treiben auch anstehen. — Ich warne, daß Niemand einem Priester als einem Priester heimlich beichte, sondern als einem gemeinen Bruder und Christen. Und das darum, weil die päpstliche Beichte keinen Grund hat, sondern daß wir in Kraft der Worte Christi [1]) beichten, wenn wir beichten, es sei Laie oder Pfaffe."

Dieses Büchlein ist dem Ritter Franz von Sickingen gewidmet. In der Zuschrift an denselben heißt es: „Wandeln unsre Päpste, Bischöfe, Hochgelehrten und andere geistliche Tyrannen nicht, so wird ein Anderer sie, nicht wie Luther mit Brief und Worten, sondern mit der That belehren". In derselben Schrift sagte Luther: „Es sitzen jetzt unsere Bischöfe wie die Oelgötzen und Maulaffen und sehen öffentlich an allen Arten Tabernen, da Völlerei und allerlei Untugend, Fluchen, Unzucht, Mord und Jammer geschieht, da sind gemeine Frauenhäuser; da sitzen öffentliche Wucherer, Ehebrecher — was thun die Bischöfe dagegen? Reiten hübsche Hengste, tragen goldene Stöcke, halten Fürstenhöfe; oder sind sie ganz heilig, so halten sie Messe und beten ihre sieben Gezeit und lassen Alles darnach mit der heimlichen Beichte ausgerichtet sein. Tolle, Tolle, Tolle allesammt! — — Ja, wenn es Zins wäre, die armen Leute zu schinden; da könnte man bannen, wo keine Sünde ist. Wehe, Wehe allen Bischöfen und geistlichen Regenten. — Ich sorge, welchen Gott zu einem Bischofe jetzt mache, den habe er schon dem Teufel zu eigen gegeben." Es fielen diese Worte bei Sickingen und seinen Freunden in einen Boden, in welchem sie andere Früchte trugen, als die, welche Luther gesäet zu haben glaubte.

Gleichzeitig befaßte sich Luther auf der Wartburg mit der Ausarbeitung einer neuen deutschen „Kirchen- und Hauspostille", Vorlesungen über die vorgeschriebenen sonntäglichen Evangelien und Episteln, welche die Hauptlehren des Christenthums dem Volke zugänglich machen sollten. Aus dieser stillen und beruhigenden Beschäftigung

[1]) Matth. 18., nach welchen in Luthers Auffassung Christus den Schlüssel der ganzen Gemeinde und nicht dem Petrus allein gegeben hat.

riß ihn die Nachricht, daß in Halle der Ablaßkram von neuem im Namen des Erzbischofs von Mainz begonnen habe. Er schrieb augenblicklich ein Büchlein: „Wider den Abgott in Halle“, welches aber so heftig ausfiel, daß die vorsichtigen Räthe am kursächsischen Hofe die Schrift nicht zum Drucke beförderten. Die Augustinermönche in Wittenberg hatten unterdessen in einem Convent beschlossen, das tägliche Messelesen abzuthun und die Klostergelübde frei zu geben. Luther erklärte sich mit beiden Maßregeln einverstanden. In der Einleitung einer besondern „Schrift vom Mißbrauch der Messen“ sagte er offen: „Ich empfinde täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwierige Gewissen, mit menschlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O, mit wie viel großer Mühe und Arbeit, auch durch gegründete heilige Schrift, habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich, Einer allein, wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischöfe für seine Apostel, die hohen Schulen für seine Hurenhäuser. Wie oft hat mein Herz mir vorgeworfen ihr einiges, stärkstes Argument: „Du bist allein klug, sollten die Andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben?“ — bis mich Christus mit seinem einigen, gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz sich wider diese Argumente der Papisten, als ein steinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlacht.“

Luther fühlte, daß mit der Aenderung der Messe die ganze Stellung des Priesterthums sich ändern würde. Und so erklärt er im ersten Theile des angeführten Büchleins, „daß es im neuen Testament keine äußerlichen, sichtbaren Priester gebe“; „daß durch Menschenlüge der Teufel Priester erhoben und aufgeworfen habe“, daß das „Amt, zu predigen Gotteswort“ im neuen Testament „allen Christen gemein“, daß „ein Jeglicher reden, predigen und urtheilen möge, und die Andern alle verpflichtet sind, zuzuhören“; daß aber „eben darum, weil sie alle Gewalt und Macht haben zu predigen, eine Ordnung zu halten von nöthen sei“. — Deswegen sollten nach dem Apostel Paulus die Aeltesten, so untadelig, eines Weibes Mann, die gläubige Kinder haben und welche der Unkeuschheit nicht beschuldigt werden, Bischöfe — „Amtleute Gottes“ sein, — „daraus die gottlosen Menschen

Stände und Würdigkeiten, Götzen — „Docken, Larven, Wunder des Zornes Gottes“ — gemacht haben.

Auf die Meſſe ſelbſt übergehend, führt er die Stellen des neuen Teſtaments[1]) an, aus welchen die Meſſe hergeleitet wird, greift, auf dieſe fußend, die „Ceremonien und Kaſeln“ als überflüſſig und verwerflich an; er erklärt den Grundſatz eines Opfers im Abendmahl „für die höchſte verdammte Abgötterei und Gottesleugnung.“ — „Alle drei Evangeliſten und Paulus mit ihnen ſtimmen zuſammen, daß Chriſtus das Brod genommen, gebrochen und den Jüngern gegeben. — Dieweil nun Brechen und den Jüngern geben nichts anderes iſt, denn das gebenedeite Brod in Theile theilen und die Theile den Andern austheilen; ſo muß keine Meſſe, ſoll ſie anders Chriſti Einſetzung und Exempel gemäß ſein, gehalten werden, es werde denn das Sacrament gebrochen und von den Prieſtern unter Vielen getheilt“; deswegen muß „die Meſſe fallen und das Plärren und Brüllen in der Kirche aufhören.“

Eben ſo entſchieden ſprach Luther ſich jetzt auch gegen alle Kloſtergelübde in einer beſondern Schrift[2]) aus. Er widmete dieſelbe ſeinem Vater und ſagte dieſem: „Es hat Gott, wie ich nun ſehe, gewollt, daß ich der hohen Schulen Weisheit und der Klöſter Heiligkeit aus eigner Erfahrung — kennen lernen, damit das gottloſe Volk nicht wider mich, ihren zukünftigen Widerpart, zu prangen hätte, als gegen einen, welcher unbekannte Dinge verdammet. Darum bin ich ein Mönch geweſen und noch; nicht ohne Sünden, doch ohne Schuld und Vorwurf.“

Das Gelöbniß der Keuſchheit greift er als Gottes Geſetzen und der Natur widerſprechend an. Er zeigt, wie der ſchwache Menſch von dem Naturgeſetze und Gottesgebote beherrſcht und gleichzeitig durch Menſchengelübde gefeſſelt, naturgemäß und nach Gottes höherer Fügung unterliegen müſſe. Er hatte oft die Mönche ſagen gehört: „Wenn wir von ganzem Herzen und Willen lieber keuſch leben wollten,

[1]) Math. 26, 26. 27. Marc. 14, 22. 23. Luc. 22, 19. 20. 1 Cor. 11, 23. 24. 25. — [2]) De votis monasticis M. Lutheri judicium. Deutſch von Juſtus Jonas: Von den geiſtlichen und Kloſtergelübden. Monat Januar 1522.

ſind wir entſchuldigt, ob wir Hurerei treiben, denn die göttlichen Gebote ſind uns unmöglich.“ Luther weiſt dieſe Ausflucht einfach zurück, indem er ſagt: „In Mitten ſteht das eheliche Leben, er nehme ein Weib, werde ehelich, ſo wird ihm das Geſetz der Keuſchheit leicht ſein.“ Dem Spotte und dem Hohne, der gegen einen ſolchen Ehemann auftreten könnte, ſetzt Luther keck das bewußte Selbſtgefühl des Vaters gegenüber: „Wenn Andere den Mann (der das Kind wiegt und im Falle der Noth ſelbſt einen Brei kocht) desfalls verſpotten ſollten, ſo lacht Gott mit allen Engeln und Creaturen ihm zu und wird jenen Spötter hinwiederum verſpotten. Alle Nonnen und alle Mönche, die mit dem Gelübde der Keuſchheit und des Gehorſams verſtrickt ſich ihres Standes rühmen, ſind nicht werth ein Kind zu wiegen oder einen Brei zu kochen und wenn es gleich ein Hurenkind wäre.“ — — „Mit dem Munde rühmen ſie ſich der Gelübde und verleugnen ſie mit dem Werke. — Die Mönche und Nonnen werden zuletzt die Augen aufthun und ſehen, daß ihre Gelübde unmöglich und närriſch ſind! — Was du thun ſollſt? O, frageſt du noch viel? Nur frei ſollſt zu dem Berge eilen, zu dem Berge der Freiheit, weil du gehört haſt, daß du ein ſolches Leben gelobt haſt, das nicht allein dem Worte Gottes, dem Evangelium, dem Glauben, der chriſtlichen Freiheit und allen Geboten Gottes entgegen, ſondern auch ganz und gar wider ſich ſelbſt iſt.“

6.

Wie der Kurfürſt Friedrich in Worms, ſo dachte man auch jetzt wieder am ſächſiſchen Kurhofe, daß Luther „zu kühn“ zu Werke gehe. Spalatin, an den Luther ſeine Schriften gegen den „Abgott zu Halle“, das dem Kurfürſten von Mainz als Ablaßkommiſſar Roms galt, über den Mißbrauch der Meſſen und über die Kloſtergelübde, um ſie zum Drucke befördern zu laſſen, geſchickt hatte, hielt dieſelben zurück. Gleichzeitig aber trieben viele von Luthers Anhängern und insbeſondere Karlſtadt raſcher vorwärts, als Luther für angemeſſen hielt. So von zwei Seiten in entgegengeſetzter Richtung gedrängt, fühlte Luther endlich das Bedürfniß ſelbſt zu ſehen, wie die Dinge in Wittenberg

ſtänden und kam deswegen Ende November auf einmal unangemeldet hier an. Im Ganzen fand er, daß die Reformbewegung nach ſeinen Anſichten in dem rechten Geleiſe fortſchreite. An Spalatin aber ſchrieb Luther, er möge Sorge tragen, „daß ſeine Mäßigung und Klugheit nicht zu weit gehe.“ Er erklärte, daß, wenn die Schriften, die er ihm geſchickt, nicht alsbald in Wittenberg gedruckt würden, er ſie anderswo drucken laſſen werde. In demſelben Briefe ſagt er aber auch, „daß ihn unterwegs Gerüchte von der Voreiligkeit einzelner ſeiner Freunde unangenehm berührt hätten, und daß, ſobald er wieder in ſeine Einſamkeit zurückgekehrt, er eine öffentliche Ermahnung an dieſelben ergehen laſſen werde.“[1])

In Folge der Einwendungen des Hofes gegen ſeine heftige Schrift wegen des Ablaßkrams in Halle gab Luther endlich nach, daß dieſe Schrift einſtweilen unterdrückt werde; dagegen aber wendete er ſich dann an den Kurfürſten von Mainz ſelbſt in einem offenen Briefe, der eher den „Junker Jörg“, als den einfachen Mönch zu verrathen ſcheint: „Es dünkt vielleicht“, ſchreibt er dem Erzbiſchof, „Euer Kurfürſtliche Gnaden, ich ſei nun von dem Plan, will nun vor mir ſicher ſein, und durch die kaiſerliche Majeſtät den Mönch wohl dämpfen. Aber noch ſoll Euer Kurfürſtliche Gnaden wiſſen, daß ich will thun, was chriſtliche Liebe fordert, nicht angeſehen auch die hölliſchen Pforten, geſchweige denn Ungelehrte, Kardinäle und Biſchöfe. Ich will es weder leiden, noch ſchweigen, daß der Biſchof von Mainz ſollte frech für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen ſoll. — Iſt deshalb an Eure Kurfürſtliche Gnaden meine unterthänigſte Bitte, Euer Kurfürſtliche Gnaden wolle das arme Volk unverſehrt und unberaubt laſſen, ſich als Biſchof, nicht als Wolf erzeigen. Kurfürſtliche Gnaden denken nur nicht, der Luther ſei todt. Er wird — — ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, das ſich nicht viele verſehen. Thut, lieben Biſchöfe, zuſammen: Jungherren mögt Ihr bleiben, dieſen Geiſt ſollt Ihr noch nicht ſchweigen und täuben. — Darum ſei Eure Kurfürſtliche Gnaden redlich und ſchriftlich angeſagt, wo nicht der Abgott (der Ablaßkram in Halle) wird abgethan, muß

[1]) de Wette, Briefe II. S. 109.

ich, göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gute — Eure Kurfürstliche Gnaden wie den Papst öffentlich antasten, allen vorigen Gräuel des Tetzels auf den Bischof von Mainz treiben, und aller Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Darnach mag sich Euer Kurfürstliche Gnaden wissen zu richten und zu halten. Hierauf bitte und warte ich Euer Kurfürstlichen Gnaden richtige, schleunige Antwort inwendig vierzehn Tagen, denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein: „Wider den Abgott zu Halle" ausgegeben; wo nicht kommt eine gemeine Antwort." — Der Erzbischof schrieb eine „gemeine" Antwort, welcher sein Prediger und Rath, Wolfgang Fabricius Capito, eine Art Rechtfertigung des Erzbischofs beilegte, worauf Luther diesem erwiderte: „Meine Liebe ist bereit für Euch zu sterben. Wer aber den Glauben anrührt, der tastet unsern Augapfel an. — — So ich erfahren werde, daß dein Kardinal aufrichtig handelt, will ich mich alsbald ganz vor ihm ausschütten und ihm vor die Füße fallen." — Der Ablaßkram in Halle aber wurde vorerst wieder eingestellt. —

7.

Die Schrift gegen die Voreiligkeit seiner Freunde, welche Luther Spalatin angekündigt hatte, und die er noch auf der Wartburg abfaßte, ist gleichsam der Schlüssel zu seinem Benehmen in allen Zeiten und nach allen Seiten hin. Während die von den Reformbestrebungen angeregte Welt nach und nach in eine immer höhere Aufregung kam, erschien eine Flugschrift: „Der Karsthans", welche Luther mit einer „Vermahnung" gegen Aufruhr und Empörung bekämpfen zu müssen glaubte[1]). Es war als ob er am Vorabende des offenen Kampfes die Grundsätze feststellen wollte, nach welchen er bis zur letzten Stunde handeln werde.

In der Einleitung versichert Luther, daß, wenn ihm Gott zehn

[1]) Eyn trew Vormanung Martini Luther tzu allen Christen: Sich tzu verhüten für Auffruhr und Empörung. Wittemberg, ohne Jahrszahl — Heidelberger Universitätsbibliothek Schr. 302, Nr. 81.

Leben ſchenken wolle, er ſie alle zehn gerne aus Herzensgrund für den „elenden Haufen" hergeben werde. Er geſteht zu, daß „der Himmel eiſern, die Erde ernern", daß der „Zorn Gottes über die Gewaltigen kommen werde". Aber er hofft, daß nur „das Wort Chriſti, welches iſt der Geiſt, die Büberei, Trügerei, Schalkheit, Thrannei, Verführerei aufdecken und vor Aller Welt zu Schanden machen werde. Denn ſobald die Lüge erkannt iſt, bedarf ſie ſchon keines Schlages mehr, fällt und verſchwindet ſie von ſelbſt mit allen Schanden". Deswegen wird, „obgleich etliche angetaſtet werden, es doch kein gemein Antaſten werden". — — Dennoch will ich „obwohl die Hand nicht (zum Angriffe) kommen wird und derſelben nicht Noth iſt zu wehren, die Herzen ein wenig unterrichten. — Zum erſten: Gott will und wird ſelber hier der Strafer ſein; da ſie ſo leichter Strafe (wie Aufruhr) gar nicht würdig ſind. — Zum zweiten: obs gleich möglich wär, daß ein Aufruhr würde, und Gott ſie ſo gnädig wollt ſtrafen, ſo iſt doch dieſe Weiſe nichts nutz, bringt auch nimmermehr die Beſſerung, die man damit ſucht. Denn Aufruhr hat keine Vernunft und geht gemeiniglich über die Unſchuldigen als über die Schuldigen. Darum iſt auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er immer haben mag; und folget auch allezeit mehr Schadens denn Beſſerung daraus; — — deswegen hab Acht auf die Obrigkeit, ſo lang die nicht zugreift und befiehlt, halte auch du ſtill mit Hand, Mund und Herz; kannſt du aber die Obrigkeit bewegen, daß ſie angreife und befehle, ſo magſt du es thun; will ſie nicht, ſo ſollſt du auch nicht wollen. — Ich halte es allezeit mit dem Theil, der Aufruhr leidet, wie unrecht Sach er immer habe, und will wider den Theil ſein, der Aufruhr macht, wie gute Sach er immer habe; weil Aufruhr nicht kann ohne unſchuldig Blut oder Schaden ergehen. — Zum dritten iſt Aufruhr von Gott verboten; zum vierten iſt er ein ſonderlich gewiß Eingeben des Teufels. — — Die, welche meine Lehre recht leſen und verſtehen, die machen keinen Aufruhr, das haben ſie nicht von mir gelernt. — Der Teufel aber ſucht Urſache, unſere Lehre zu ſchmähen, wie er kann. Aber — es wird und ſoll ihm zum Aufruhr nicht gedeihen, wie gerne er auch wollte." —

„Sprichſt du, was ſollen wir denn thun, ſo die Obrigkeit nicht

anfangen will? Sollen wirs noch länger dulden und ihren Muthwillen ſtärken? Antwort: Nein, das ſollſt du keineswegs thun. Dreierlei ſollſt du thun. Das erſte, du ſollſt erkennen deine eignen Sünden, welche Gottes ſtrenge Gerechtigkeit mit ſolchem antichriſtlichen Regiment geſchlagen hat; — zum zweiten ſollſt du demüthiglich bitten wider das päpſtliche Regiment. Das dritte iſt, daß du deinen Mund läſſeſt ſein einen Mund des Geiſtes Chriſti, von dem St. Paulus ſagt: Unſer Herr Jeſus wird ihn tröſten mit dem Munde ſeines Geiſtes — denn mit Worten muß man ihn zuvor tödten, der Mund Chriſti muß es thun, damit wird er aus der Menſchen Herzen geriſſen und es werden ſeine Lügen erkannt und verachtet. Wenn er aber aus dem Herzen iſt, daß ſein Ding nicht mehr gilt, ſo iſt er ſchon zerſtört. Mit Gewalt werden wir ihm nichts abbrechen, ja eher ihn ſtärken. Aber mit dem Lichte der Wahrheit, wenn man ihn gegen Chriſto und ſeine Lehre gegen das Evangelium hält, da fällt er und wird zu Nichte ohne Mühe und Arbeit. Siehe mein Thun an. Hab ich nicht dem Papſt, Biſchöfen, Pfaffen und Mönchen allein mit dem Mund, ohne allen Schwertſchlag mehr abgebrochen, denn ihnen bisher alle Kaiſer, Könige und Fürſten mit all ihrer Gewalt haben abgebrochen? — Siehe, treibe und hilf treiben das heilige Evangelium, lehre, rede, ſchreibe und predige, wie Menſchengeſetze nichts ſind; wehre und rathe, daß niemand Pfaff, Mönch, Nonne werde, und wer drinnen iſt, herausgehe; gieb kein Geld mehr zu Bullen, Kerzen, Glocken, Tafeln, Kirchen, ſondern ſage, daß ein chriſtlich Leben im Glauben und in der Liebe beſtehe; und laß uns das noch ein, zwei Jahre treiben, ſo ſollſt du ſehen, wo Papſt, Biſchof, Kardinal, Pfaff, Mönch, Nonne, Glocke, Thurm, Meß, Vigilien, Kutten, Kappen, Platte, Regeln, Statuten, und das ganze Geſchwürm und Gewürm päpſtlichen Regiments bleiben; wie der Rauch ſoll es verſchwinden. Lernen wir aber das nicht und bringen ſolche Wahrheit nicht unter die Leut, daß ihnen ſolch Ding aus dem Herzen genommen werde, ſo wird der Papſt wohl für uns bleiben, wenn wir gleich tauſend Aufruhr wider ihn anfingen. — Aber wenn der heilige Schein gefallen iſt, wenn ſie mit lauter Gewalt ſich ſchützen müſſen, dann iſt nicht möglich, daß es noch lange ſtehen kann.“

Luther warnt dann vor leichtſinnigem Eifer und wahrt ſich und die Seinen vor dem Namen Lutheriſch. „Was iſt Luther?“ „Iſt doch die Lehre nicht mein“, ruft er aus und geht wieder auf die Art über, wie man das Papſtthum und ſeine Anhänger bekämpfen müſſe. „Wenn du ſiehſt, daß die Lügner ihre Lügen und ihr Gift in andere Leute einſchenken, dann ſollſt du ſie getroſt vor den Kopf ſtoßen und wider ſie ſtreiten, wie Paulus ſtieß den Elyman (Act. XIII.) mit harten, ſcharfen Worten, wie Chriſtus die Phariſäer nennet Ottergezücht. — — Die Lügner, die verſtockten Tyrannen, die magſt du wohl hart antaſten. Aber die Einfältigen, die von ihnen mit Stricken ſolcher Lehren gebunden ſind, die mußt du viel anders behandeln, mit Furcht und Sanftheit, die Menſchenlehre auflöſen, Grund und Urſache ſagen und ſie alſo mit der Zeit auch losmachen. Siehe, ſo mußt du die Hunde und Säue anders denn die Menſchen, die Wölfe und Löwen anders denn die ſchwachen Schafe behandeln, den Wölfen kannſt du nicht zu hart, den ſchwachen Schafen nicht zu weich ſein!“

Das war die Kampfweiſe, die er Andern vorſchrieb und die er ſelbſt vom Anfang bis zum Ende befolgt hat. Die nachhaltigſte Hülfe aber, ſowohl gegen die Päpſtlichen, als gegen ſeine überkecken Freunde, ſuchte Luther in einer Ueberſetzung der Bibel. Schon bevor er nach Wittenberg ging, hatte er an den Grafen Albrecht von Mansfeld geſchrieben: die Noth zwingt, daß zum wenigſten Einer des ungekrönten (im Gegenſatze zu dem dreigekrönten Papſte) verachteten Gottesſohn Buch angreife; es gelinge ihm wohl oder übel. Es will das Evangelium an den Tag und beweiſen, daß die Weiſen Narren und die Narren Weiſe, daß die „ſo man Ketzer ſchilt, Chriſten ſind und die ſich Chriſten rühmen, Ketzer ſeien.“

Sein kurzer Aufenthalt in Wittenberg beſtärkte ihn nur in ſeinem Entſchluſſe und vielleicht grade um ihn deſto ungeſtörter ausführen zu können, kehrte er zurück in die „Wüſtung“ der Wartburg.

Die Bibelüberſetzung war die letzte Aufgabe, die er ſich auf der Wartburg ſtellte, die er aber hier nur theilweiſe, nur in Bezug auf das neue Teſtament, vollenden konnte; denn nachdem er Wittenberg verlaſſen hatte, war die „voreilige Verwegenheit“ ſeiner übereifrigen Nachfolger hier und anderswo ſo weit gegangen, daß Luther ſein Re-

formationswerk gefährdet glaubte, wenn er länger ſich vom offenen Schauplatz der Reformbewegung ferne halten werde.

8.

„Man ſoll nur reizen, nicht treiben; locken, nicht zwingen; ſtärken, nicht drohen; tröſten, nicht ſchrecken; — frei, willig und gerne“ [1]) — ſoll die Reform durchgeführt werden. Das war der Grundgedanke zu Luthers Verfahrungsweiſe. Vielen aber war dieſer Weg zu langſam. Zu dieſen gehörte insbeſondere Karlſtadt.

Luther war eine leidenſchaftliche Natur, aber ſeine Leidenſchaftlichkeit beherrſchte ihn ſelten, ſie lieh ihm in der Regel nur die gewaltigen Mittel, mit welchen er ſeine Gegner ſo oft niederſchmetterte. Karlſtadt war von ſeinen Leidenſchaften angeſtoßen, getrieben, beherrſcht. Vor Allem wollte er der erſte ſein. Weiter und raſcher vorwärts zu gehen als Luther wurde ihm ſchon deswegen Bedürfniß, weil er ſo ſich ſelbſt als der erſte, der vorderſte auf der Bahn der Reform erſchien. So hatte er ſich vorgedrängt in dem Kampfe Luthers gegen Eck in Leipzig, ſo drängte er ſich durch heftige Angriffe gegen den Papſt neben Luther, und ſo ſuchte er vergebens ein Gericht und ein Urtheil, wie Luther ein ſolches in Worms gefunden hatte.

Zu derſelben Zeit als Luther ſich auf die Wartburg zurückzog, erhielt Karlſtadt einen Ruf des Königs Chriſtian II. von Dänemark nach Kopenhagen, um hier die Reform anbahnen zu helfen. Die blutige Herrſchaft Chriſtians aber machte die von ſeiner Gewaltherrſchaft gebotene Reform unbeliebt, und ſo verließ Karlſtadt ſchon nach Wochen Kopenhagen wieder. Nach Wittenberg zurückgekehrt, drängte er ſich hier in Abweſenheit Luthers an die Spitze der Bewegung und ſchrieb in kurzer Zeit eine Menge Flugſchriften: über den Cölibat, gegen den Bilderdienſt, für den Kelch der Laien, in welchen er ſtets um einen Schritt weiter ging als Luther. Wenn dieſer die Prieſterehe anfangs nur für die Weltgeiſtlichen forderte, ſo ſprach Karlſtadt auch den Kloſtergeiſtlichen das Recht zu heirathen zu; wenn

[1]) In Luthers Büchlein von der Beichte.

Luther die Verweigerung des Kelches an Laien für unrecht erklärte, ſo erklärte Karlſtadt jede Communion ohne den Kelch für ſündhaft und nichtig; wenn endlich Luther die Gewiſſen gewinnen, belehren, überzeugen wollte, ſo glaubte Karlſtadt das Recht zu haben, mit Gewalt durchzugreifen, ſobald das Geſetz auf ſeiner Seite ſei.

Trotz dieſer Widerſprüche ſuchte Luther jeden offenen Bruch zu vermeiden; er ließ ſich ſogar in einzelnen Fragen zu raſcherem Fortſchreiten hinreißen. Unterdeß aber klagte er oft in ſeinen Briefen an Melanthon und Spalatin über die leichtfertige Art, mit welcher Karlſtadt zu Werke gehe.

Luthers Reiſe nach Wittenberg im November hatte vorzugsweiſe die Abſicht, hier zu mäßigen. Kaum aber war Luther wieder in ſeinem „Patmos" angelangt, kaum hatte er ſeine Schrift gegen „Aufruhr und Empörung" hinausgeſchickt, als er die Nachricht erhielt, daß am 3. December Studenten und Handwerker das Leſen der Meſſe in der Stiftskirche mit Gewalt verhindert hatten. Karlſtadt ſelbſt fand ſich veranlaßt, wegen dieſer Unordnungen (am 10. December) ein beruhigendes Sendſchreiben zu erlaſſen. Dann aber trat er am Chriſttage ſelbſt mit einer reformirten Meſſe in der Stiftskirche und in der Pfarrkirche zu Wittenberg auf, indem er nach einer Predigt eine Meſſe hielt, wobei alles Kreuzen und Hin- und Hergehen am Altar, der Opferdienſt, das Vorzeigen der Hoſtie unterblieb und ſchließlich Brod und Wein an das Volk ausgetheilt, jedem ſein Stückchen Brod in die Hand gegeben wurde und eben ſo der Kelch von Hand zu Hand ging.

Wenige Tage nachher verlobte Karlſtadt ſich, und traute einen Pfarrer mit ſeiner Köchin. Er fand im Volke den größten Anklang und ſeit er die erſte reformirte Meſſe in ſeiner Weiſe geleſen hatte, blieben alle andern Meſſen, die noch in der alten Weiſe geleſen wurden, ohne Beſucher.

Die Stadtgemeinde und ein großer Theil der Univerſität [1]) ſtimmten ihm im Weſentlichen bei; die Mehrzahl der Studenten waren mit

---

[1]) Jodoc. Jonas, der Rector Scharf I. u. II. Dr. Wild, Melanthon, Amsdorf, Bockenheim, Dr. Beyer.

dem Feuereifer der Jugend auf ſeiner Seite. So konnte Karlſtadt am 24. Januar eine neue chriſtliche „Gemeindeordnung" bei dem Gemeinderath und der Univerſität vorſchlagen und zur Annahme bringen, nach welcher ſämmtliche Kircheneinkünfte und Kirchengüter in einen „gemeinen Kaſten" geworfen und aus dieſem arbeitsunfähige Armen und Waiſen erhalten, den armen Handwerkern unverzinſte, den Bemittelten Darlehen gegen 5 oder 6 Procent geſtattet und aus dem Reſt die Kinder armer Leute zum Studiren unterſtützt werden ſollten. Aller Bettel, das „Herumtreiben unehlicher Leute" in der Stadt ſollte ſtrenge verboten werden. Endlich ſollte, wenn die Gelder des gemeinen Kaſtens zu all dem nicht ausreichen würden, eine jährlich zu berechnende Vermögensſteuer eingeführt werden. Zugleich wurde in dieſer Gemeindeordnung die „Abgötterei der Bilder und Altäre" in den Kirchen dahin abgethan, daß nur drei Altäre ſtehen bleiben ſollten, um an ihnen die Meſſe „nach der Einſetzung Chriſti" zu halten.

Aber Karlſtadt ſelbſt und ſeine thätigſten Gehülfen überſtürzten ihr Werk, als ſie wenige Tage, nachdem die neue Gemeindeordnung vorgeſchlagen und angenommen worden war, das Volk von Wittenberg, die Studenten an der Spitze, zu einem wüſten Bilderſturme in die Kirchen führten. Das wurde der erſte Wendepunkt in den Reformbeſtrebungen Wittenbergs, ja von ganz Deutſchland.

Karlſtadt hatte die Studenten in ſeinen Vorleſungen für dieſe letzten Schritte bearbeitet, er war überdies oft in die Häuſer der angeſehenen Leute im Volk gegangen und hatte ſie perſönlich vorbereitet. Ein Auguſtinermönch, Gabriel Zwilling (Didymus), predigte in demſelben Geiſte; während ein Volksſchullehrer, Georg More, die Schulkinder heimſchickte, ſeine Schule aufgab, ein Brodbackhaus aus derſelben machte und Volksverſammlungen auf dem Kirchhofe hielt. Endlich waren zu Weihnachten aus Zwickau zwei Leineweber und ein Literat, die um ihrer reformatoriſchen Beſtrebungen willen aus Zwickau flüchten mußten, in Wittenberg angelangt. Vom Geiſte der Reform bis zum Schwindel erfaßt, nannten ſie ſelbſt ſich Abgeſandte Gottes, gottberufene Propheten, rühmten ſich der perſönlichen Beſprechung mit Gott, verwarfen jedes weltliche Regiment und forderten Gütergemein-

ſchaft. Sie ſteigerten durch ihre phantaſiereichen Reden, ihr auffallendes Benehmen die wilde Begeiſterung unter einzelnen im Volke zu Wittenberg. Sie lehrten überdies, daß die Taufe der Kinder ſich nicht rechtfertigen laſſe und ihre Anhänger, ſie überbietend, nannten dieſe Taufe ein Hundebad.

Das Auftreten der „Zwickauer Propheten" war der Art, daß ſelbſt Melanthon im erſten Augenblicke nicht recht wußte, was er von ihnen halten ſollte, und über ſie an Spalatin zweifelnd ſchrieb: „Man muß ſich eben ſo wohl hüten, den Geiſt Gottes zu dämpfen, als ſich vom Satan verführen zu laſſen."

Karlſtadt aber ſagten ſie: „Ein Anderer wird kommen, der, weil er einen höhern Geiſt hat, höher als Luther ſein wird"; — und Karlſtadt glaubte von ſich ſchon lange, daß er dieſer Höhere ſei. Ihr ganzes Weſen entſprach ſeiner eignen Art. So ſchloß er ſich ihnen an und wirkte in ihrem Geiſte, deſſen Richtung ſich am klarſten dadurch ausſpricht, daß ſie überhaupt alles Studiren, alles Schule halten, ſowohl für die Kinder als auch auf Univerſitäten für überflüſſig und verderblich, alles Promoviren, als durch Chriſtus [1]) verboten, für ſündhaft und verwerflich erklärten. Im Schweiße ſeines Angeſichts ſollte Jeder als Bauer und Handwerker ſein Brod verdienen. Auch alle Vergnügungsorte ſollten geſchloſſen werden. In Folge deſſen ſtanden die Volksſchulen leer, wanderten viele Studenten von Wittenberg aus, blieben die Kranken im Spital, die Gefangenen im Gefängniß ohne geiſtlichen Troſt und wurden die zum Tode Verurtheilten in dieſer Zeit ohne Prieſter — „wie die Fleiſcher die unvernünftigen Thiere ſchlachten" — hingerichtet. [2])

Die Vorfälle in Wittenberg regten ganz Deutſchland auf. Die Regierungen riefen ihre Angehörigen von der Univerſität zurück; das Reichsregiment, im Weſentlichen der Reform günſtig, warnte den Kurfürſten Friedrich; der Herzog Georg von Meißen machte dieſem

---

[1]) Nach Math. 23.: „Ihr ſollt Euch nicht laſſen Meiſter nennen." — [2]) Andreas Bodenſtein von Karlſtadt, von E. F. Jaeger. Stuttgart 1856. S. 277, 282, 286 die Noten.

bittere Vorwürfe; Friedrich selbst war ungehalten über die neuesten Ereignisse in Wittenberg.

Am ungehaltensten aber war Luther. Er tadelte Melanthons Schwanken und rieth ihm „die Geister" der Zwickauer Propheten „zu prüfen". Ende Februar schrieb er in scharfem Tone an „seine" Wittenberger und sagte: „Man hat gethan, als hätte alle Welt, die umherliegt, in diesen Dingen großen Verstand, was doch nicht ist. Wir haben noch viele Brüder und Schwestern im Lande Meißen und sonst umher wohnen, die müssen wir auch mit zum Himmel haben. — — Nun hat man diesen Handel schnell angefangen und mit Fäusten hineingetrieben. Das gefällt mir gar nicht, daß Ihrs wisset. Und wenns dazu kommt, so will ich in diesem Handel auch nicht bei Euch stehen. Ihr habts ohne mich angefangen, so sehet, daß Ihrs ohne mich hinausführet. Es ist nicht recht, was Ihr gethan habt und wenns noch einmal Karlstadt und Andere gesagt hätten. — Es siehet mich so an, als hätten diejenigen, so dies Spiel angefangen haben, ihren Ruhm gesucht."

Schon wenige Tage nach jenem Briefe an die Wittenberger war sein Entschluß gefaßt, nach Wittenberg zu eilen, um hier mit fester Hand einzugreifen und zu retten, was seiner Ansicht nach gerettet werden müßte. Seine Freunde riefen ihn überdies förmlich zu Hülfe gegen die Zwickauer Propheten. Daher kündigte er dem Kurfürsten seinen Entschluß an und reiste, ohne dessen Antwort abzuwarten, ab. Als ihn diese Antwort, die ihn von der Reise ernstlich abmahnte, in Borna traf, schrieb er (am 5. März) dem Kurfürsten Friedrich: „Euer kurfürstliche Gnaden weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es sich hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. — Ich habe Euer kurf. Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen bin, der Teufel weiß fast wohl, daß ich es nicht aus Angst gethan. — — Solches sei Euer kurf. Gnaden geschrieben der Meinung, daß Euer Gnaden wisse, ich komme gegen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz als dem des Kurfürsten."

Um zugleich jede Verantwortung des Kurfürſten, dem Reiche und dem Kaiſer, in deren Acht Luther war, gegenüber für ſein Wiedererſcheinen in Wittenberg zu beſeitigen, rieth Luther dem Kurfürſten, dem Kaiſer und der Reichsordnung zu gehorchen und weder „Widerſatz, noch irgend ein Hinderniß" eintreten zu laſſen, wenn ſie ihn (Luther) fangen oder tödten wollen. —

Als ſo der Kurfürſt Friedrich ſah, daß dem feſten Manne nicht zu wehren ſei, bat er Luthern, ihm einen Brief zu ſchicken, den er zu ſeiner Rechtfertigung dem Reichstage vorlegen könne. Luther that dies, indem er am 7. März dem Kurfürſten ſchrieb, daß er „nicht aus Verachtung kaiſerlicher Majeſtät Gewalt oder irgend einer andern Obrigkeit" handle, daß er um dreier Urſachen willen heimkehre, und zwar erſtens, weil er von der Gemeinde zu Wittenberg berufen worden, zweitens, „weil Satan in ſeine Hürde gefallen". Als Hauptgrund aber gab er endlich drittens an: „Ich fürchte und ſorge, ich bin leider allzu gewiß, von einer großen Empörung in deutſchen Landen, womit Gott deutſche Nation ſtrafen wird. Denn wir ſehen, daß das Evangelium fällt in den gemeinen Mann trefflich und ſie nehmens fleiſchlich auf; ſehen, daß es wahr iſt und wollen es doch nicht recht brauchen. Dazu helfen nun die, ſo da ſollten ſolch Empörung ſtillen, fahen an mit Gewalt das Licht zu dämpfen, ſehen aber nicht, daß ſie dadurch die Herzen nur erbittern und zum Aufruhr zwingen." [1])

9.

Am 6. März kam Luther in Wittenberg an, und ſchon am Tage nach ſeiner Ankunft in Wittenberg ſchrieb er an Spalatin: „Ich verdamme als ein Gräuel die Papiſtenmeſſe, — aber ich will nicht Hand anlegen, noch Jemanden, ſo ohne Glauben iſt, bereden, viel weniger zwingen, daß er ſie ſelbſt mit Gewalt abthue. Ich treibe und verdamme ſolchen Mißbrauch allein durch das Wort. Wers glaubt, der glaube es und folge ungenöthigt; wers aber nicht glauben will, der laſſe es und fahre immerhin. Denn Niemand ſoll zum Glauben und

[1]) de Wette II. S. 137—149.

was den Glauben anbelangt gezwungen, ſondern durchs Wort gezogen und gewonnen werden! — Ich verwerfe auch die Bilder, — alſo verdamme ich auch des Papſtes Geſetze von der Ohrenbeichte, vom Gebot, zum heiligen Sacrament zu beſtimmter Zeit zu gehen, von Gebot und Anrufen der Heiligen, ihnen zu feiern und zu faſten. Ich thue es aber durchs Wort, daß ich die Gewiſſen frei mache und von ſolchen Stricken erledige. — — Nun aber beleidigen mich am meiſten unſere Leute (ſammt dem gemeinen Pöbel, den ſie anziehen), ſo das Wort, den Glauben und die Liebe fahren laſſen; allein deswegen ſich Chriſten zu ſein rühmen, weil ſie (nicht ohne große Aergerniß der Schwachen) Fleiſch — eſſen, das Sacrament ſelbſt angreifen und brauchen, nicht faſten und nicht beten dürfen. Nach dieſer Weiſe das Volk lehren, Lieber, enthaltet Euch. — Was die Unſern, vom Satan getrieben, allhie ſich unterſtanden haben, mit Gewalt in der erſten Brunſt hinauszuführen, das ſoll allein durchs Wort widerfochten, verlegt, umgeſtoßen und abgethan werden" [1]). Bald nachher ſchreibt er an Spalatin: „Es ſind viel leichtfertige Leute, die meinen, der Sache des Evangelium mit der Fauſt und dem Schwerte zu helfen, und wollens wohl ausgerichtet haben, wenn ſie Pfaffen und Mönch ſchwächen und ſchädigen. Sie wiſſen aber nicht, daß unſer Streit nicht wider Fleiſch und Blut ficht, ſondern wider die Schalkheit in den Lüften". — Während aber Luther ſo „ſeinen Leuten" in den Weg trat, richtete er jenen Brief, welchen der Kurfürſt von Luther zum Vorlegen verlangte, gegen die Feinde der Reform, „die mit Gewalt das Licht zu dämpfen ſuchen möchten". Nach beiden Seiten hin galt es den Stand, den er eingenommen hatte, zu vertheidigen.

10.

Der Eindruck, den die Ereigniſſe in Wittenberg auf die Gegner Luthers gemacht hatte, bekundet ſich durch die erſten Schritte einzel-

[1]) de Wette II. 145.

ner deutſcher Regierungen gegen die Reform und die Reformatoren. Sachſen-Meißen und Baiern gingen hier in Deutſchland voran. Jacob Seydler, Leutepriester auf der Glashütte in Meißen, hatte, dem Beiſpiele der Wittenberger folgend, geheirathet. Herzog Georg ließ Seydler gefangen nehmen und endlich, trotz der Vermittlung des Herzogs Johann von Sachſen, des Kurfürſten Friedrichs Bruder, im Gefängniß hinrichten. So floß das erſte Blut für die Reformation in Deutſchland, ſo gewann ſie ihren erſten Märtyrer.

Auch gegen die von Luther überſetzte Bibel trat der Herzog Georg von Sachſen-Meißen mit Strenge auf. Unter dem Vorwande, daß die Ueberſetzung (in welcher Luther die Briefe Pauli an die Hebräer, den Brief Jacobi und Judei, den 2. Brief Petri, den 2. und 3. Johannis und die Apokalypſe als apokryphiſch nicht überſetzt hatte) nicht vollſtändig und nicht treu ſei, wurde dieſelbe in ſeinem Lande durch ein ſcharfes Mandat verboten. Zugleich gab Herzog Georg einem andern (Hieronymus Emſer), ſeinem Geheimſchreiber, der behauptete, Luther habe 1400 ketzeriſche Sätze in ſeiner Bibel durch falſche Ueberſetzungen eingeſchmuggelt, den Auftrag, die Bibel beſſer und vollſtändiger zu überſetzen. Die Emſerſche Ueberſetzung aber, die erſt 1527 herauskam, hielt den Vergleich mit der Lutherſchen nicht aus, wohl aber hatte ſie die Folge, nur um ſo mehr die Aufmerkſamkeit auf dieſe hinzulenken.

Baiern ging noch durchgreifender zu Werke. An demſelben Tage, an welchem Luther die Wartburg verließ (5. März), wurde in Baiern das erſte allgemeine Mandat einer deutſchen Regierung gegen die Bücher und die Lehren Luthers veröffentlicht. Die beiden Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern waren bisher den Anſichten Luthers geneigt geweſen. Die Feinde der Reform aber wußten die Ereigniſſe in Wittenberg zu benutzen, um die Lehren Luthers „als eine Zerrüttung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, Ordnung und Regiments", als einen „unwiderbringlichen, beſchwerlichen Mißverſtand des heiligen chriſtlichen Glaubens" — wie es in dem baieriſchen Mandat heißt, darzuſtellen. Zugleich aber geſtand Papſt Hadrian den Herzogen von Baiern das Verleihungsrecht aller erledigten Kirchenwürden

in den „päpstlichen" Monaten[1]) zu, wodurch das ganze Kirchenregiment und die Vergebung aller Kircheneinkünfte Baierns in die Hand der Herzoge gelangten. Die „Säcularisation" der Kirchenstaaten in Deutschland, welche die Reform in Aussicht stellte, war hierdurch in Baiern nicht mehr nothwendig, — wie sie ebenso überflüssig in Oestreich war, wo bereits Friedrich III. die Rechte der Vergebung aller Kirchenwürden erlangt hatte. Hadrian gestattete den Herzogen von Baiern überdies „gegen die treulosen Feinde des orthodoxen Glaubens"[2]) noch den fünften Theil aller Jahreseinkünfte der ganzen baierischen Kirche.

Endlich gestand der Papst einer von den Herzogen von Baiern ernannten Commission sogar die weltliche Strafgewalt gegen alle ketzerischen und lasterhaften Priester zu, gegen welche die Bischöfe nicht rasch genug vorschreiten würden. Der baierische Kanzler Leonhard von Eck war die Seele dieser ganzen Bewegung, indem er die Verhandlungen dahin leitete, daß den baierischen Herzogen von Seiten des Papstes im wesentlichen Alles zum voraus zugestanden wurde, was die deutschen Fürsten an thatsächlichen Vortheilen von der Reformation irgendwie hoffen konnten.

Wie Baiern und Meißen, so traten auch der Pfalzgraf Philipp und der Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg mit Mandaten gegen die Reformbestrebungen auf.

Auch König Heinrich VIII. von England trat jetzt in die Schranken gegen Luther und zwar nicht nur mit Gesetzen gegen seine Schriften und seine Anhänger, sondern auch mit einem Buche: „Schutz und

---

[1]) Nach dem sogenannten Concordat von Aschaffenburg (B. III. S. 449, 450) vergab der Papst die Hälfte aller niedern Kirchenwürden; um die Theilung zu erleichtern, wurden ihm alle während sechs Monaten, den „päpstlichen Monaten", fälligen zugestanden.

[2]) „Contra perfidos orthodoxae fidei hostes" soll nach Auslegung derjenigen katholischen Schriftsteller, welche nicht gerne zugeben möchten, daß schon jetzt Rom deutsches Geld zum deutschen Bürger- und Religionskriege an deutsche Fürsten vergab, „gegen die Türken" heißen. Im Jahre 1525 aber trieben Herzog Wilhelm von Baiern und ihr Kanzler Eck ein gezwungenes Anlehen von den Prälaten und Klöstern in Baiern ein, wobei sie einfach sagten, daß dasselbe zur Abwendung der „deutschen Türken" verwendet werden solle. Jörg a. a. O. 314.

Handhabung der ſieben Sacramente gegen Luther". Es trug daſſelbe ihm von Seiten des Papſtes den Titel eines „defensor fidei", von Seiten Luthers aber eine ſchonungsloſe Erwiderung ein. Heinrich VIII. ſagt, daß Luther „mit ſeinen großen Geburtsſchmerzen Nichts zur Welt gebracht als leeren Wind, nicht ſtark genug ein Rohr zu beugen" — er nannte ihn „einen Wolf, der die Schafe Chriſti zerſtreuen, ein Glied des Teufels, das die chriſtlichen Glieder Chriſti von ihrem Haupte abreißen wolle". In „Luthers Antwort auf König Heinrich VIII. von England" „Tractat von dem babyloniſchen Gefängniſch" hieß es: „Es meinen Viele, daß König Heinrich dies Büchlein nicht ſelbſt gemacht. — Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle grobes Tuch oder zwo dazu gegeben, und der giftige Bube Seus, der wider Erasmus geſchrieben hat, oder ſeines Gleichen, haben die Kappen geſchnitten und mit Futter unterzogen. Aber ich will ſie ihnen anſtreichen und Schellen daran ſchürzen, ob Gott will. Darf ein König von England Lügen unverſchämt ausſpeien, ſo darf ich ſie ihm fröhlich wieder in ſeinen Hals ſtoßen". An einer andern Stelle heißt es: „Sie ſind recht zuſammen, der Papſt und Heinz von England. Jener hat ſein Papſtthum wohl mit ſo gutem Gewiſſen wie dieſer ſein Königreich ererbt. Darum jucket der Eine den Andern, wie Mauleſel ſich unter einander jucken". Luther fühlte ſich durch jeden Schlag, der gegen ihn gerichtet wurde, geſtärkt; und ſo rief er dem Könige von England zu: „Leid iſt mir, was ich je Gutes geſchrieben habe vom Papſte und vom ganzen geiſtlichen Stande, wie er jetzt ſteht; — Leid iſt mirs, daß ich mich zu Worms vor dem Kaiſer ſo weit herunterließ, daß ich wollte Richter leiden über meine Lehre und hören, wo Jemand mir einen Irrthum erweiſe. Denn ich ſollte nicht ſo närriſch Demuth haben vorgewandt, dieweil ichs gewiß war und vor den Tyrannen doch nichts half. Man muß der Sache ſo gewiß ſein, daß, ob auch alle Welt dagegen wäre, dennoch Jedermann darauf bliebe."

11.

Vom ersten bis zum zweiten Sonntage im März hielt Luther acht Predigten in der Stiftskirche zu Wittenberg [1]). „Nicht, daß es nicht gut gewesen, was geschehen, sondern daß es im Frevel geschehen, ohne Ordnung, zum Aergerniß des Nächsten"; „nicht, daß die Reformen, die versucht worden, an und für sich verwerflich, sondern daß die Starken allein zum Himmel getrachtet, während die Pflicht der Liebe fordere, daß sie die Schwachen mit in den Himmel hinaufzögen"; — das war der Vorwurf seiner ersten Predigt. In den folgenden wendete er diesen Grundgedanken auf die Art an, wie die Privatmessen abgeschafft, die Bilder gestürzt, das Fasten aufgehoben, das Sacrament des Abendmahls ausgetheilt und die Beichte beseitigt worden waren. In Bezug auf die Bilder sagte er: „Bete sie nicht an, diene ihnen nicht, handle wie Paulus gethan, der ging in den Tempel und besah alle ihre Abgötter und Bilder, aber er fuhr nicht zu, zerbrach sie nicht und schlug sie auch nicht aufs Maul, sondern trat mitten auf den Platz und strafte die Athenienser um ihren Aberglauben und ihren abgöttischen Dienst. Predige also wider die Abgötterei, aber reiß kein Bild mit Gewalt hinweg."

Eine Zusammenkunft mit den Zwickauer „Propheten" führte zu keinem Ziele. Luther wollte nicht mit ihnen „disputiren", weil er für sich im Reinen über die Haltlosigkeit ihrer Ansichten war. Er warnte sie, sich zu hüten vor den „Eingebungen des Teufels". Markus, ihr Hauptredner, hatte die Keckheit zu sagen: „Damit Du sieheſt, daß ich von Gott gesandt, will ich Dir mittheilen, was in diesem Augenblicke in Deinem Herzen vorgeht. Du fängst gerade jetzt an, meine Lehre für wahr zu halten". Luther, der wirklich in dem Augenblicke, wo Markus dies sagte, sich zweifelnd im Herzen gefragt: „Wenn sie nun doch Recht hätten", wurde erschüttert durch diese Aeußerung, in der er die Macht des bösen Geistes zu erkennen

[1]) Acht Sermon Dr. M. Luthers, von ihm geprediget zu Wittenberg in den Fasten, darin zugleich begriffen von den Messen, Bildnissen, beiderlei Gestalten des Sacraments, von Speisen und heimlichen Beicht. Walch XX. S. 1.

glaubte: „Der Herr ſtrafe Dich, Satanas", war ſeine Antwort. — So zogen die Zwickauer Propheten ab und ſchickten unterwegs noch einen Brief voller Verwünſchungen an Luther.

Karlſtadt wurde mit ſeinen Predigten auf die Kirche, bei der er als Archidiakon angeſtellt war, beſchränkt. Luther erwähnte ſeiner nur einmal beiläufig in ſeinen Predigten; als aber Karlſtadt in einer Schrift Luther ebenfalls beiläufig angriff, wurde dieſe Schrift durch die Univerſitätsbehörde weggenommen, wogegen Luther dem Drucker zur Schadloshaltung eine ſeiner Schriften ſchenkte. Karlſtadt aber verließ Wittenberg, kaufte ein Landgut und lebte hier eine Weile als Laie und Ackerbauer. Luther predigte in Zwickau, in Borna, in Eilenburg, Weimar und Erfurt zur Beſchwichtigung der Gemüther in dem Sinne, in welchem er in Wittenberg gepredigt hatte. Ueberall gewann er die große Mehrzahl des Volkes wieder für ſeine Anſicht und brachte die kleine Minderzahl derer, die feſt in ihren Grundſätzen blieben, zum augenblicklichen Schweigen. Nichtsdeſtoweniger konnte die zerſtörte Knabenſchule in Wittenberg erſt im folgenden Jahre 1523 wiederhergeſtellt werden.

Während Luther in dieſem Kampfe gegen eine ſich überſtürzende Reformpartei begriffen war, kamen Boten aus Böhmen (Waldenſer, böhmiſche und mähriſche Brüder) zu ihm, welche ihm ihren Glauben und ihren kirchlichen Brauch zur Begutachtung vorlegten. Luther bekämpfte ihre Anſichten in Bezug auf die Kindertaufe, welche die böhmiſchen Waldenſer für nutzlos erklärten und doch thatſächlich übten; ebenſo ſprach er ſich gegen ihre Auffaſſung vom Abendmahl aus, indem Luther an dem Grundſatze der Gegenwart Chriſti im Abendmahl feſthielt. Dagegen aber geſtand er ihnen in Bezug auf die Anrufung und Anbetung Chriſti unter dem Sacrament zu, daß weder der, welcher nicht anbete, noch der, welcher anbete, ſündige [1]). Karlſtadt hatte das Dogma von der Gegenwart Chriſti im Abendmahl in ſeiner kecken,

[1]) de Wette II. 200. Sic dico liberum esse, Christum adorari et invocari sub sacramento, neque enim peccat, qui non adorat, neque peccat, qui adorat.

und doch nicht feſten Art bald angenommen, bald verworfen; und Luther wurde durch dieſe frevelhafte Weiſe ſelbſt zum Widerſpruche veranlaßt.

Luther beſeitigte nach ſeiner Rückkunft in Wittenberg in Bezug auf die Meſſe und die Communion diejenigen Reformen, welche ſeiner Anſicht nach den nicht gehörig Vorbereiteten als ein Aergerniß erſcheinen müßten. Nur die Worte des Kanon, die ſich auf das „Opfer" der Meſſe bezogen, wurden ſchon jetzt abgeſchafft. Er theilte die Communion unter beiden Geſtalten aus, doch empfing der Communicant beides nicht mit den Händen, ſondern mit dem Munde. Luther hoffte, daß, wenn die evangeliſche Lehre erſt im ganzen Volke Wurzel gefaßt habe, eine neue evangeliſche Kirchenordnung ſich von ſelbſt geltend machen werde. Die überſetzte Bibel ſollte dieſe letzte Entwicklung erſt vorbereiten. Schon im nächſten Jahre aber (1523) hielt er die Wittenberger für reif, die Meſſe abzuſchaffen; was aber ſelbſt bei Kurfürſt Friedrich ſolchen Widerſpruch fand, daß derſelbe erſt Jahr und Tag nachher dieſen Schritt genehmigte. Mit der Meſſe wurde 1523 auch das Frohnleichnamsfeſt beſeitigt. In Bezug auf die Beichte ſetzte Luther an die Stelle der katholiſchen Prieſter-Ohrenbeichte eine reformirte Privatbeichte, in welcher „die Leut recht unterrichtet und examinirt wurden ihres Glaubens, Lebens und Wandels halben", wobei man es aber Jedem anheimſtellte, ob ihm eine allgemeine Abſolution genüge, oder er eine beſondere verlangen wolle. Endlich ſchloß Luther ſich den Vorſchlägen über den „gemeinen Kaſten", wie derſelbe während ſeines Aufenthalts auf der Wartburg in Wittenberg von der Gemeinde angenommen war, faſt vollſtändig an. Er gab darüber ein Schriftchen: „Doctor Martin Luthers Ordnung eines gemeinen Kaſtens" heraus, in welchem er die Vorſchläge der Gemeinde zu Leißnigk allen Evangeliſchen vorlegte und empfahl. Er bevorwortete hier die Auflöſung der „Feldklöſter", das Einziehen ihrer Güter zum Vortheil der Obrigkeit, der Gemeinden und deren Verwaltung in einem gemeinen Kaſten; endlich ſchlug er auch die Umgeſtaltung der ſtädtiſchen Bettelklöſter in Schulen vor. Die „Biſthümer, Stifte und Capitel, die Land und Städte und andere Güter unter ſich haben", ſollten zu welt-

lichen Herren gemacht werden, „da ſie im Grunde der Wahrheit weltlichen Herrn" ſeien.

Die „Ordnung eines gemeinen Kaſtens der Gemeinde zu Leißnigk" war eine ſociale Umgeſtaltung der Gemeinde überhaupt im Geiſte der Reform und des Evangeliums, wie Luther daſſelbe auffaßte. Alle bisherigen Einkünfte der Geiſtlichkeit, die öffentlichen Almoſen und die Einnahmen der Armenſtöcke in den Kirchen ſollten in den „gemeinen Kaſten" fallen. Zehn Verwalter deſſelben (zwei ehrbare Männer, zwei vom regierenden Rath, drei aus den gemeinen Bürgern der Stadt, drei aus den Bauern), von der ganzen, hierzu beſonders berufenen Gemeinde gewählt, ſollten über die Verwendung der Gelder des gemeinen Kaſtens wachen, dazu drei Bücher (das Hauptbuch, das Handelsbuch und das Jahr-Rechenregiſter) halten, und alljährlich an einem vorher beſtimmten Tage vor der ganzen Gemeinde öffentlich Rechnung ablegen. Aus dem „gemeinen Kaſten" ſollten dann beſtritten werden: „Die Ausgaben für das Pfarramt, die Küſterei, die Zuchtſchulen für Knaben und Mädchen, der Unterhalt für gebrechliche und alte arme Menſchen, für Waiſen und arme Kinder, für arme Hausleute, für „fremde Einkömmlinge" (welchen Standes ſie, Mannes- oder Weibsperſonen), die mit Arbeit, Mühe und Fleiß ihre tägliche Nahrung ſuchen — — damit auch die Fremden nicht troſtlos verlaſſen und vor Schande und offenen Sünden errettet ſein mögen; ſodann die Auslagen für das Gotteshaus, die Brücken, die Hoſpitäler; endlich ſollte eine „redliche Summe" aus dem „gemeinen Kaſten" zum Anſchaffen eines Getreidevorraths verwendet werden, damit die Einwohner „in Zeiten der anliegenden Noth im Verkaufen, Leihen und Geben — — Zuflucht und Leibesnahrung haben mögen". Für den Fall, daß die Einkünfte des gemeinen Kaſtens für alle dieſe Auslagen nicht reichen würden, ſollte „ein jeder ehrbare Mann, Bürger und Bauer in dem Kirchſpiel wohnhaftig, nachdem er hat und vermag, für ſich, ſein Weib und Kinder jährlich ein Geld zulegen" und alle „Hausgenoſſen, Dienſtgeſinde, Knappſchaft der Handwerke und andere, welche nicht häuslich beſeſſen", jede einen Silbergroſchen jährlich in den gemeinen Kaſten werfen. —

So oft als thunlich hatten die weltlichen Machthaber die Kirchen-

güter unter verſchiedenen Vorwänden für ſich in Anſpruch genommen. Die Stifts- und Kirchenvoigte im Mittelalter waren die eigentlichen Herrſcher über die geiſtlichen Güter; in der Zeit zunächſt vor der Reformation waren Pfründen und Stifte „Verſorgungshäuſer des hohen Adels" geworden. Mit dem Vertrage, durch welchen Kaiſer Friedrich III. das Recht erlangte, die Mehrzahl aller Kirchenpfründen in Oeſtreich zu vergeben, wurden die Landesfürſten auf eine neue Bahn gewieſen. Baiern erhielt daſſelbe Recht wie einſt Oeſtreich von Nicolaus V. So lag es in der Natur der Dinge, daß Luther in dem Augenblicke, wo er daran dachte, die Kircheneinkünfte einem „gemeinen Kaſten" zufließen zu laſſen, auch daran denken mußte, wie die Anſprüche derjenigen, denen bisher die Kircheneinkünfte vorzugsweiſe zu Gute kamen, befriedigt oder beſeitigt werden konnten; daher erſchien gleichzeitig mit ſeinem Schriftchen über den „gemeinen Kaſten" ein Flugblatt: „Doctor Martin Luthers Bedenken der geiſtlichen Güter halben", in welchem er zwei Fragen beantwortete, die ſich bei der Aufhebung, „Säculariſation" der Klöſter und Stifte aufdrängten. Es ſcheint, als ob man befürchtete, der Kurfürſt werde ſich der Auflöſung der Klöſter zum Beſten der Gemeinde widerſetzen; denn die erſte Frage hieß: „ob der Kurfürſt ſchuldig ſei, die Klöſter oder Stifte wieder aufzurichten?" Luther beantwortete dieſelbe natürlich verneinend und ſagte, daß, wo der Kurfürſt dazu mit Rath und Schutz behülflich, er „aller Gräuel und Läſterung, ſo dadurch entſtehe, theilhaftig und ſelbſt ſchuldig ſein werde". Die zweite Frage: „ob der Kurfürſt ſich der Güter ſoll annehmen?" bejaht er dahin, daß „der Landesfürſt ſie an ſich nehme, damit verhütet werde, daß ſie nicht geſtohlen, geraubt, weggebracht oder ſonſt umkommen". Nichts deſto weniger ſollten ſolche Güter zum Gottesdienſt, für Pfarrherren, Prediger und Schulen verbraucht werden, „wenn aber der Landesfürſt das größte Theil zu Seelſorgen und Schulen verwendet hätte und darnach des übrigen bedürfte zum weltlichen Regiment, achte ichs ohne Gefahr ſein". Desgleichen ſoll etwa armen Geſchlechtern und verdorbenem Adel damit geholfen werden, welche ſolche Stifte und Klöſter auch ſolcher Leute Nothdurft von Alters her, — reiche Hoſpitäler für großer Leute arme Kinder — geſtiftet worden ſeien. Wenn der Papſt,

Biſchöfe und Mönche ſolche Güter inne haben, und Nichts dafür thun zum Evangelium und Gottesdienſt; wenn Könige und Fürſten ſolche Güter rauben und nehmen und den Gottesdienſt verfolgen, ſo möge der Kurfürſt, der ſo viel Koſten und Mühe tragen müſſe des Evangelii und der armen Pfaffen und Mönche halben, immerhin etliche geiſtliche Güter für ſich behalten. „Dies will ich geſagt haben", ſetzt Luther ſchließlich hinzu, „daß man nicht dem Kurfürſten das Gewiſſen zu enge ſpanne mit Aufnutzung der geiſtlichen Güter; — — doch auch nicht zu weit mache, dem unnöthigen Aergerniß und den Läſtermäulern Urſache und Raum zu geben mit allzu milder und ſicherer Austheilung genannter Güter."

Die Mehrzahl aller Kirchengüter ſollten dem „gemeinen Kaſten", Schul- und Gemeindezwecken, zufließen; was darüber hinausging, dem Kurfürſten, dem Landesherrſcher anheimfallen. Es lag darin eine Reform in Kirche, Gemeinde und Staat angedeutet, die, wenn ſie ungeſtört zur Entwicklung gekommen wäre, von unberechenbaren Folgen für die politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände Deutſchlands geweſen ſein würde.

12.

Es war, als ob die Reform durch die Art und Weiſe, in welcher Luther das Ueberſtürzen derſelben verhinderte, die Feuerprobe beſtanden habe. Von allen Seiten fielen ihr neue Anhänger und Vertheidiger zu. Die ganze Kloſterwelt fühlte ſich aufgeregt und erſchüttert durch die Grundſätze Luthers und die Ereigniſſe in Wittenberg; wenn auch die Auguſtiner, die eine ähnliche Schule wie Luther ſelbſt durchgemacht hatten, vor Allem der Reform ſich in überwiegender Mehrzahl zuwendeten, ſo blieb doch kein anderer Orden unberührt; Dominikaner, Franziskaner, Benedictiner in Menge traten mit Wort und That Luthers Lehren folgend für ihn in die Schranken. Viele Weltgeiſtlichen in Sachſen, am Rheine, in der Schweiz, in den großen deutſchen Städten Nürnberg, Augsburg, Ulm ſprachen ſich jetzt offen für Luther aus. Wo man ſie von den Kirchen ausſchloß, da folgten ihnen die Zuhörer zu ihren Predigten unter freiem Himmel, nicht ſelten

bewaffnet, um ſie gegen Gewalt zu ſchützen. Auch Einzelne aus der höhern Geiſtlichkeit fingen jetzt an zu ſchwanken. Der Biſchof Polenz von Ermeland war der erſte ſeines Ranges, welcher offen für Luther eintrat. Die Biſchöfe von Augsburg, Baſel, Bamberg und Merſeburg und ſogar der Erzbiſchof von Mainz ſchienen ebenfalls eine Zeitlang zu Luther hinzuneigen.

Wie aber das deutſche Volk jetzt über Luther dachte, das hat wohl am klarſten der Volksdichter Deutſchlands, der alle Regungen, welche das deutſche Volk ſeiner Zeit durchſtrömten, in ſich aufnahm, ausgeſprochen. Hans Sachs ſchrieb im Jahre 1523 ein Gedicht, das er

„Die Wittenberger Nachtigall,
Die man jetzt höret überall“

nennt, und worin er ſagt:

„Die Nachtigall
Verkündet uns des Tages Wonn
Und macht allein fruchtbar die Sonn.“

Gegen dieſe Nachtigall erheben ſich in ſeinem Gedicht der Löwe und alles wilde, reißende und ſchleichende Gethier des Waldes:

Der Löwe wird der Papſt genannt,
Die Wüſt das geiſtlich Regiment,
Darin er uns hat weit verführt
Auf Menſchenſünd, als man jetzt ſpürt.

Die Wölfe ſind:

„Biſchof, Propſt, Pfarrherr und Abtey,
Alle Prälaten und Seelſorger,
Die uns vorſagen Menſchenlehr,
Und das Wort Gottes unterdrücken. — —
Und wenn mans bei dem Licht beſieht,
Iſt es Alles auf das Geld gericht.
Man muß Geld geben von den Taufen,
Die Firmung muß man von ihn'n kaufen;
Zu beichten muß man geben Geld,
Die Meß man auch um Geld beſtellt,
Das Sacrament muß man ihn'n zahlen;
Hat man Hochzeit, man zahlt ihn allen;
Stirbt Eins, um Geld ſie es beſingen,
Wers nit will thun, den thun ſie zwingen
Und ſollt er einen Rock verkaufen.“

Das wilde Schwein iſt ihm Doctor Eck; die Schlangen ſind:

„Nonnen und Mönch, der faule Haufen,
Die ihre guten Werke verkaufen,
Um Geld, Käſ, Eier, Licht und Schmalz,
Um Hühner, Fleiſch, Wein, Korn und Salz."

Alle ſperren ſich gegen Luther:

„Doch hilft alles Widerbellen nicht,
Die Wahrheit iſt kommen ans Licht.
Deshalb die Chriſten wiederkehren
Zu den evangeliſchen Lehren
Unſers Herrn Jeſu Chriſt,
Der unſer Löſer iſt."

Es herrſchte eine geiſtige Thätigkeit im ganzen denkenden Deutſchland und insbeſondere unter den Anhängern der Reform, wie ſie vorher nie dageweſen war. Luther allein veröffentlichte im Jahre 1522 nicht weniger als hundertunddreißig und im folgenden Jahre hundertdreiundachtzig Flugblätter und Druckſchriften, wie denn überhaupt in dieſen beiden Jahren die Zahl der Druckſachen weit über doppelt ſo hoch als in den vorhergehenden Jahren erſcheint und im Jahre 1523 auf zehn Druckſchriften für Luther und die Reform kaum Eine gegen Beide vorkommt. [1])

Auch die Kunſt nahm Theil an dieſem allgemeinen Aufſchwunge. Albrecht Dürer ſchuf in dieſen Jahren ſeine größten Meiſterwerke, die Evangeliſten Johannes und Marcus und die Apoſtel Petrus und Paulus. Lucas Kranach trat von nun an der Reformbewegung bei, ſeine Kunſt zu Schöpfungen herleihend, in welchen er die Demuth Chriſti, dem Pompe ſeines Statthalters in Rom ſinnbildlich gegenüber der Welt klar vor Augen ſtellte.

---

[1]) Ranke, Ref. II. 78, 79. Die Statiſtik des Druckes zeigt von 1513 bis 1517 durchſchnittlich 44 Druckwerke. Mit 1517 beginnt das Steigen; 1520 werden ſchon 208; 1521 211; 1522 347; 1523 498 (und zwar 215 lutheriſche und nur 20 katholiſche) Druckſchriften veröffentlicht. Luther veröffentlichte davon 1518 20; 1519 50; 1520 123; 1521 40; 1522 130; 1523 183. In ſechs Jahren 546.

13.

Das Auftreten Luthers zu Wittenberg in seiner einfachen Größe, seiner selbstbewußten Festigkeit, seiner ruhigen Tapferkeit hatte selbst seine Feinde entwaffnet. Die Schwester des Kaisers, zur Königin von Dänemark bestimmt, besuchte Luther auf ihrer Reise nach Dänemark; sogar Herzog Georg von Sachsen ließ nach in seiner Heftigkeit gegen Luther, und Herzog Ludwig von Baiern schloß sich in Nürnberg den Vertheidigern der Reform zeitweilig wieder an.

Das „Reichsregiment" hatte noch Anfangs des Jahres 1522 auf Antreiben Herzogs Georg von Sachsen ein Edict erlassen, durch welches die Bischöfe von Naumburg, Meißen und Merseburg aufgefordert wurden, die alten kirchlichen Gebräuche aufrecht zu erhalten, — freilich mit dem Zusatze: „bis durch eine Reichsversammlung oder ein Concilium solcher Sachen halber eine — Erklärung — vorgenommen worden", — durch welchen Zusatz die Angelegenheit Luthers, trotz des Edicts von Worms und des Bannes des Papstes, als immerhin noch nicht entschieden erscheinen mußte.

Im December 1522 versammelte sich ein Reichstag in Nürnberg, vorzugsweise um Mittel und Wege gegen die Türken zu finden, die unter ihrem staatsklugen und tapfern Kaiser Soliman I. 1521 Belgrad erobert hatten, und im Mittelmeere auf dem Punkte standen, Rhodus, den Hauptsitz des Johanniterordens, zu erobern (1522). Papst Hadrian VI. schickte zu diesem Reichstage seinen Nuntius Chieregati mit dem Auftrage, außer Schutz und Hülfe gegen die Türken, auch die Vollstreckung des Edicts von Worms mit allem Nachdruck zu betreiben. Hadrian selbst aber war von der Nothwendigkeit einer Reform der Zustände Roms so überzeugt, daß er, kaum auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den römischen Hof verminderte, die Finanzen zu ordnen, die Ausgaben zu beschränken und auch dem Ablaß engere Grenzen anzuweisen suchte. In den Verhaltungsregeln, welche Hadrian seinem Gesandten an den Reichstag mitgab, gestand der Papst zu, daß bei dem heiligen Stuhle schon seit Jahren „viele abscheuliche Dinge vorgekommen, Mißbräuche und Ausschweifungen sich eingeschlichen", und daß es „kein Wunder, wenn die Krankheit vom

Haupte auf die Glieder, vom Papſte auf die untergeordneten Prälaten übergegangen. Hadrian verſprach Abhülfe der eingeriſſenen Uebel, nur dürfe man nichts übereilen, da die Krankheit „faſt veraltet und nicht vereinzelt, ſondern viel verzweigt" ſei.

In der Stimmung, welche im „Reichsregiment" und ebenſo unter den Ständen des Reichstages herrſchte, ſah man in dieſem Zugeſtändniſſe des Papſtes eine Rechtfertigung Luthers und fand dann die Forderung, Luther mit dem Feuertode zu beſtrafen, vollkommen unberechtigt. Das Reichsregiment wies den hierauf geſtellten Antrag des päpſtlichen Botſchafters ſchon deswegen zurück, weil die Durchführung des Wormſer Edicts in ganz Deutſchland zu Aufruhr, Empörung und Bürgerkrieg führen würde. Sodann legte ein Ausſchuß des Reichsregiments (in welchem eifrige Reformfreunde: Johannes von Schwarzenberg, Robert Rothenhahn, Doctor Zach und der Biſchof von Augsburg, die Mehrzahl bildeten) dem Reichstage den Entwurf eines Beſchluſſes vor, nach welchem der Papſt mit ſeiner Forderung abgewieſen; dagegen zur Entſcheidung der durch Luther angeregten Reform auf ein freies Concil von Geiſtlichen und Nichtgeiſtlichen binnen Jahresfriſt in einer deutſchen Stadt unter Mitwirkung des Kaiſers berufen, angetragen wurde. Luther und ſeine Freunde ſollten bis dahin den Kampf ruhen laſſen. Der Reichstag trat dieſem Entwurf in Mehrzahl bei. Um aber dem Papſte Hadrian zu zeigen, was reformirt werden müſſe, ſtellte der Reichstag gleichzeitig einundachtzig Beſchwerdepunkte auf, welche ſich von den Beſchwerden der frühern Zeiten im Weſentlichen dadurch unterſchieden, daß ſie faſt weniger gegen Rom und den Papſt, als gegen die Geiſtlichkeit im Allgemeinen gerichtet waren. Dieſelben bezogen ſich vorzugsweiſe darauf, daß die Geiſtlichkeit überhaupt nur nach Geld ſtrebe; daß Alles von Geiſtlichen und von Stiften erworbene Eigenthum unveräußerlich ſei und ſo dem Allgemeinen für immer entzogen werde; daß die Geiſtlichkeit durch die geiſtlichen Gerichte, durch den Gottesdienſt, die Sacramente, die Buße, insbeſondere durch das Begräbniß und durch Erbſchleicherei Geld zu erpreſſen ſuche; daß ſie Ehebruch, Wucher, Todtſchlag „um eines jährlichen Zinſes willen, den ſie dafür empfange", dulde, daß ſie bei Kirchweihen ihren Prieſtern erlaube „Würfel-,

Kugel- und Kartenspiel öffentlich zu betreiben und Gewinn davon zu nehmen"; daß endlich das Geld der Bettelorden in Masse nach Rom wandere[1]). — Als dem Nuntius diese Klagen übergeben worden, verließ er augenblicklich Nürnberg.

Es erklärt sich leicht, daß diese Beschlüsse Luther und seinen Gesinnungsgenossen „wohl gefielen"[2]). Aber eben so leicht erklärt es sich, daß die Gegner der Reform diese Niederlagen nur schwer verschmerzten und bald suchten, ihre Folgen so weit als möglich abzuwehren. Es geschah dies schon in der Art, wie die „Beschlüsse des Reichstags" durch ein kaiserliches Mandat veröffentlicht wurden.

Der Reichstagsbeschluß verordnete, daß die Predigten und die Lehren in Zukunft „nur über das rechte, reine, lautere Evangelium und über bewährte und von der christlichen Kirche angenommene Schriften" stattfinden sollen, zu welchem Ende Lehre und Predigt unter die Aufsicht und Ueberwachung „der Erzbischöfe, Bischöfe und der heiligen Schrift erfahrenen Männer" gestellt wurden. Das „kaiserliche Mandat" verordnete, „daß die Erzbischöfe und Bischöfe die schrifterfahrenen Männer zur Beaufsichtigung der Lehre und Predigt zu ernennen" hätten, wodurch dieser Beschluß einseitig gegen die Reformatoren gekehrt wurde. Sodann sprach sich der Reichstagsbeschluß über die Geistlichen und Mönche, welche dem Cölibat und ihren Klostergelübden entsagten, dahin aus, daß sie ihrer „Privilegien, Freiheiten und Pfründen" verlustig sein sollten; während das kaiserliche „Mandat" verordnete, daß sie „ihre Freiheit, Privilegien, Pfründen und andres vermöge des geistlichen Rechts verlustig und nach Anordnung des geistlichen Rechts gestraft werden sollten."[3])

Des Kurfürsten Friedrich Vertreter in Nürnberg hatte gleich von Anfang an dagegen Verwahrung eingelegt, daß von dem Verbote, Nichts schreiben und drucken zu lassen, „das Evangelium und Wort Gottes" ausgenommen und freigelassen sein müsse. Als hierauf der Kurfürst Friedrich Luther anwies, sich in Zukunft in seinen Schriften

---

[1]) Walch, Luthers Werke XV. S. 2562, 2603. — [2]) So Luther an Spalatin. — [3]) Vergl. „Gemeiner Reichsstände Antwort" mit dem „kaiserlichen Mandat". Walch XV. S. 2250 und 2625.

und Predigten etwas zu mäßigen, antwortete Luther, „daß er Nichts ſchreibe, lehre, predige, treibe und fordere, als was zur Stärkung Gottes Worts und Ehren, des heiligen, wahrhaftigen Glaubens und der Liebe des Nächſten und alſo zum Heil der gemeinen Chriſtenheit dienlich, nützlich und nöthig ſei" — und ſetzt klar und feſt hinzu, daß er, ſo lange ſeine Gegner (Fabri, Emſer u. a.) das Recht hätten zu ſchreiben und drucken zu laſſen, er ſich daſſelbe nicht nehmen laſſen werde. In einem Flugblatt, „Lutheri wider die Verkehrer und Verfälſcher kaiſerlichen Mandats herausgegebenen Sendbrief an den Statthalter und das Regiment"[1]), welches Luther nach der Veröffentlichung des „Mandats" herausgab, hebt dieſer hervor, daß das „Mandat" die Lehre und Predigt unter die chriſtliche Kirche und nicht unter die „römiſche, wie es gedeutet worden", ſtelle; daß er ſeinerſeits Nichts dagegen habe, wenn die Erzbiſchöfe und Biſchöfe „Schriftverſtändige" zur Beaufſichtigung der Lehre und Predigt wählten; aber „woher wollen ſie Verſtändige der Schrift nehmen, ſo man in viel hundert Jahren weder in Klöſtern noch Stiften, noch hohen Schulen die Schrift redlich geleſen?" Der Cenſur will Luther ſich fügen — „ohne das lautere Wort Gottes, das muß und ſoll ungebunden ſein". In Bezug auf den Artikel über die verheiratheten Prieſter ſagt er endlich: daß ihm „der Artikel zu hart ſcheine", daß die Biſchöfe und Fürſten, welche die verheiratheten Prieſter wie Mörder, Räuber und Ehebrecher behandelt, ſich vor Gott und der Welt „blutdürſtigen Frevels und Muthwillens ſchuldig gemacht." — Luther hält es nicht für klug, den Kaiſer und ſeine Räthe anzuklagen, daß ſie die Beſchlüſſe des Reichstags gefälſcht; und deswegen trat er denen gegenüber, die das „Mandat" benutzen möchten und benutzten, um mit ihm die Reichstagsbeſchlüſſe ungeſchehen zu machen.

Aber trotz der Art, wie man die Reichstagsbeſchlüſſe zu umgehen ſuchte, war und blieb das Edict von Worms beſeitigt. Der Nuntius des römiſchen Stuhls war durch die Beſchwerden des Reichstages aus dem Felde geſchlagen und ein freies Concilium in Deutſchland verſprach der Reform ein neues und größeres Feld, während

[1]) Walch XV. 2632.

unterdeß Luther und seine Anhänger ungestört das „rechte, reine, lautere Evangelium" predigen durften.

14.

In dieser Lage der Dinge sollten neue Gewaltschritte einzelner Freunde der Reform die allgemeine reformatorische Geistesströmung der ganzen deutschen Nation noch einmal hemmen und theilweise wieder zurücklenken helfen.

Franz von Sickingen hatte in des Kaisers Diensten nicht gefunden, was er suchte, Reichthum, Macht und Einfluß. Er war aus dem französischen Feldzuge (1521) ohne Ruhm und, nachdem er anstatt selbst Lohn und Sold für sich und seine Landsknechte zu erhalten, dem Kaiser 76,500 Gulden vorgestreckt hatte, mit leerem Beutel heimgekehrt. So galt es die Verluste auf irgend eine Weise zu ersetzen.

Die Geistlichkeit war im ganzen deutschen Lande ohne Ansehen, die hohe Geistlichkeit, die Kirchenfürsten gehaßt und verachtet zugleich. Auf dem Reichstage zu Nürnberg waren die Klagen der Reichsstände gegen das weltliche und geldsüchtige Treiben der Geistlichkeit offen ausgesprochen worden. Man fühlte allgemein, daß die weltliche Herrschaft der geistlichen Reichsstände zu Ende gehe, daß die Kirchenstaaten im Reiche beseitigt, aufgelöst, „säcularisirt" werden würden. Diese Stimmung wollte Sickingen benutzen, und so faßte er den Plan, einen der deutschen Kirchenstaaten für sich zu „säcularisiren."

Er sah sich dazu das Erzstift Trier als das schwächste der rheinischen Kurstifte aus. Der Kurfürst Richard (von Greifenklau) gehörte keiner mächtigen Fürstenfamilie an, er hatte sich der Wahl Karls V. widersetzt und die Franz I. betrieben; er hatte sich stets und neuerdings in Worms wieder als ein unerbittlicher Gegner Luthers und der Reform bewährt, und hatte so nicht nur den Kaiser, sondern auch alle Freunde der Reform gegen sich. Das alles schien ihn zum schwächsten aller deutschen Kirchenfürsten zu machen. Und dennoch hätte Sickingen jeden andern unter diesen zum Gegenstande seiner Hoffnungen und seines Angriffes auswählen dürfen, er würde besser

gefahren sein, denn Richard von Greifenklau war einer der klügsten, festesten und männlichsten Fürsten seiner Zeit.

Sickingen suchte die Bundesgenossen zu seinem Unternehmen vor Allem in dem fränkischen und schwäbischen kleinen Reichsadel. Zu dem Ende berief er einen allgemeinen Adelstag nach Landau (10. August 1522), auf dem auch aus Franken und vom Rhein die tapfersten, mächtigsten und aufgeklärtesten Ritter der Zeit (Schwarzenberg, Dalberg, Kronberg, Türkheim, Hilchen-Lorch, Rüdesheim, Windeck, Sternfels ꝛc.) erschienen. Die gemeinsame Noth gegenüber den Neugestaltungen der Zeit, die gemeinsame Gefahr gegenüber der stets wachsenden Macht des Landesfürstenthums waren das Band, das naturgemäß den ganzen kleinen Reichsadel Deutschlands an einander schloß. Die in Landau Versammelten faßten daher den Beschluß, eine neue und allgemeine Rittereidgenossenschaft zu bilden, um „die alte Freiheit" wiederherzustellen und die „Willkür fremder Herrengewalt" abzuwehren. Sie wollten sich selbst Gesetze geben, selbst Recht sprechen und diesen Gesetzen und Urtheilen gemeinschaftlich die Vollstreckung sichern; bei etwaigen Angriffen sollten Alle für Einen einstehen. Um ihre Endzwecke, Kampf und Widerstand gegen das sie von allen Seiten und in allen Verhältnissen bedrohende Landesfürstenthum zu verstecken, stellten sie in einer zur Veröffentlichung bestimmten Urkunde als Zweck ihres Bundes: „Aufrechthaltung guter Polizei unter einander" auf. Der Bund, vorerst auf drei Jahre geschlossen, wählte Franz von Sickingen einstimmig zum allgemeinen Bundeshauptmann, und zwölf Kreishauptleute je zwei für den Kraichgau, den Hundsrücken mit der Nah, den Westrich, den Rheingau, den Wasgau und die Ortenau.

Dieser Adelsbund war die Einleitung zu Sickingens weitergreifenden Planen. Hutten, der Gast der „Herberge zur Gerechtigkeit", suchte für Sickingen und den Bund auch die Bauern und die Städte zu gewinnen, die in Mehrzahl ebenso unzufrieden waren wie der kleine Adel. Eine bereits 1521 erschienene Flugschrift der „neu Karsthans", in die Fußstapfen der ersten Schrift „Karsthans" tretend, wird vielfach Hutten zugeschrieben. In der beliebten Form der Zeit, in einem Zwiegespräch stellte derselbe den Bauern Karsthans dem Ritter Franz

von Sickingen gegenüber. Jener entwickelt alle Klagen der Bauern, insbesondere gegen die Geistlichkeit, verkündet, daß die Bauern durch die Noth zum Aufstande getrieben werden würden und fordert Sickingen auf, sich an ihre Spitze zu stellen. Der Sickingen des Gespräches erklärt sich bereit, diesem Rufe zu folgen, falls Gott ihn, wenn die Zeit zur Strafe für die Uebelthäter gekommen, zu solchem Geschäfte brauchen wolle. —

Aehnliche Gespräche verfaßte Hutten in dieser Zeit auf der Ebernburg bei Sickingen viere, und zwar: „der Bullentödter", zwei „Warner" und eines: „die Räuber" genannt. In allen tritt Sickingen als redende Person mit auf. In dem zweiten „Warner" steht Sickingen einem weltklugen Manne gegenüber, der ihn vor den Gefahren warnet, die mit einem Angriffe auf das Pfaffenthum verbunden seien. Der Sickingen des Gesprächs antwortet, daß die alten Nebel verschwunden seien und deutet auf das Beispiel Ziskas, dem es ja auch gelungen, „sein Vaterland von der Herrschaft der Pfaffen zu befreien, dem faulen Mönchthum ein Ende zu machen, die Güter der Mönche denen zurückzugeben, von denen sie hergekommen, und den Räubereien des Papstthums das Land zu verschließen". „So scheinst Du", sagt endlich der Warner, „dieses Mannes Werk, wenn es Dir gelingen sollte, hier zu übernehmen?" worauf Sickingen antwortet: „Es liegt dies nicht so ganz in meinem Plane; aber wenn sie, in ihrem Wesen verrannt, keiner Mahnung achten, dann wird es Noth thun, sie durch die That zu belehren." —

In dem Gespräche: „die Räuber", suchte Hutten die Städter mit dem Adel auszusöhnen. Nicht die Ritter, belehrt er diese, seien die wahren Räuber der Zeit, sondern die großen Kaufgesellschaften, die Fugger, sodann die Schreiber, die Kanzler, die Doctoren und vor allem die Pfaffen. „Deutschland", heißt es schließlich in dieser Schrift, „kann nicht eher frei und glücklich werden, als bis die Ketten päpstlicher Tyrannei gebrochen, die Priester zu ihren wahren Pflichten zurückgekehrt, die übergroßen Einkünfte der Bischöfe, Domherren und Mönche, wie überhaupt die todten Schätze der Kirche zum Gemeinwohl verwendet und alle geistlichen Orden aufgehoben sind. Leider widerstreben die meisten Fürsten diesen Verbesserungen, weil sie fürch-

ten, daß die Bisthümer ihren Anverwandten entzogen werden könnten. Deswegen aber thut es um ſo mehr Noth, daß Ritterſchaft und Städte ſich verbinden; denn vereinigt können ſie den gerechteſten aller Kriege, den Krieg gegen die Prieſterherrſchaft, getroſten Muthes beginnen!" —

Kurz bevor Sickingen ſeinen Feldzug gegen Trier begann, ſchickte Hutten denſelben Hauptgedanken, doch diesmal mehr gegen alle Fürſten, weltliche wie geiſtliche gerichtet, noch einmal in einem Gedichte: „Beklagung der Freiſtädte deutſcher Nation"[1]), in die Welt hinaus. Hier ſagte er:

Ir frummen Stet nun habt in acht:
Des gemeinen deutſchen Adels Macht
Zicht den zu euch, vortrawet im wohl,
Ich ſterb, wo es euch gerewen ſol.
Ihr fecht, daß ir mit im zugleich
Beſchweret werdt durch der Tirannen Reich.
Die izt all ander Stend verdrückt
Allein ſich haben herfürgerückt.
Ich meine die frommen Fürſten nit. — —
Allein die böſen rüre ich,
Durch die izt gantze Landt beſchweret,
Ehr, Recht und Billikeit verkeret. —
Ich wüſt zu ſagen wan und wie
Den arme Adel freſſen ſye
Und ſuchen teglich Weg und Rath,
Das je bei Freiheit bleib keyn Stadt. —
Doch was ein Kaiſer ſonſt im Reich — —
Es mocht ein armer Rittersmann
Ein Fürſten, der ihm Leids gethan,
Zu Antwort bringen und zu Recht.
Und ward ein jede Stadt verfecht.
Wem ſol man aber klagen izt?
Ich hab in dem nit ſondere Witz,
Doch will ich ſagen mein Verſtandt:
Verratten iſt gantz deutſche Landt,
Das Reich die Fürſten haben vorkaufft. —
Zu Nürnberg im Regement
Izt mancher Fürſt prangt, ſucht und rendt;
Kom ich dohin, es koſt mich genug,

[1]) Meiners 460—467.

Noch behalt ich nit der Sachen Fugk
Ich hab dan Gunſt und brings Geſchenck — —
Dan wer nit ſolch unnütz Geſindt,
Als man in Fürſten Höfen findt,
So wer auch nit der Koſt ſo gros,
Dadürch wir werden arm und blos.
Dan was man wendt auff diſe Leut,
Das iſt der Armen Raub und Beut. — —
Den Adel hat er gefreſſen ſchon,
Izt woll er zu den Stetten gan,
Den ſetzt er auf ein newen Czoll.
Sag an du Wolff wan biſtu vol? — —
Drumb fromme Stett euch macht bereit,
Und nempt des Adels Freundſchaft an.
So mag man diſen widerſtan,
Und helffen deutſcher Nation
Vormeiden Schaden, Spot und Hon,
Die uns bey Fremden aufgelegt. —

Hilff uns zum Beſten Herr Jeſu Chriſt,
Dan du allein der Helffer biſt. Amen.
Bey dem Wein aus dem freien Frankenlandt
Bin ich allen guten Chriſten geſant. —

Es war gewiß nicht gerade klug, daß Hutten in dem Augenblicke, wo ſein Freund Franz von Sickingen einen Erzbiſchof und Kurfürſten angreifen wollte, ihm die Fürſten im Allgemeinen zu Gegnern machte. Sickingen hatte dieſe Richtung des Adelsbundes in Landau ſtaatsklug zu verdecken geſucht. Es gelang Hutten nicht, die Bauern und die Städte für Sickingen zu gewinnen. Sickingen hatte ſich großes Anſehen zu verſchaffen gewußt; aber er blieb deswegen doch ein Ritter wie die Andern. Und Hutten ſelbſt hatte ein paarmal ebenfalls als Wegelagerer zum Schwerte gegriffen. Das ſtand ihnen jetzt im Wege. Die Städte und auch die Bauern hatten von dieſer Art Leute nichts Gutes zu hoffen. Die Ritter erſchienen ihnen im Weſentlichen nur als Raubritter, wie ſie Hans Sachs beſingt:

„Mit Raub ſich auf dem Speſſart nähren,
Welches nur zuſteht mit Ehren
Dem frommen Adel aller Maßen."

Der „biedere" Götz von Berlichingen, ein Muſter der Ritter ſeiner Zeit, der ſtets einer der tapferſten Genoſſen des Sickingers ge-

wesen war, und dessen Name unter der Zahl der Hauptleute in Sickingens Heer gegen Trier vorkommt[1]), erzählt in seiner Selbstschilderung mit breitem Wohlgefallen an der Sache, wie er die Bauern und Städter oft nur zu Hohne mißhandelte. Bei einem Ueberfalle gegen die Grafen von Waldeck freute er sich der Bundesgenossenschaft der Wölfe, die zufällig, als er Nachts gegen die Grafen ausritt, vor seinen Augen in die Heerde ihrer Bauern einfielen. „Das hört und sah ich gerne", ruft Götz aus, „und wünscht ihnen (den Wölfen) Glück, dieweil wir also mit einander angegriffen hätten."[2])

Auch als Landsknechtenhauptmann war Sickingen gefürchtet in Stadt und Dorf; denn die Kriegsführung bestand der Hauptsache nach in der Beraubung, Mißhandlung und Schändung des armen Bauern und in der Plünderung und Brandschatzung der Städte. Der Sold war gering, weil alle Söldner vom Hauptmann bis zum letzten Knechte auf den Raub angewiesen waren. Kaltblütig und mit unschuldiger und frommer Selbstzufriedenheit berichtet einer der tapfersten Landsknechtenführer der Zeit, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, in seiner Selbstschilderung an hundert Stellen: In diesem Kriege habe ich 4000 fl. oder 10,000 fl. oder 50,000 fl. erobert; „dem Allmächtigen sei Lob und Dank in Ewigkeit"[3]). Er konnte von diesem Raube prinzliche Schlösser bauen und fürstliche Herrschaften kaufen.

Die „Ritter" und die Landsknechtenhauptleute waren der Schrecken jedes armen Bauern und redlichen Bürgers. Deswegen fielen Huttens lockende Worte für Sickingen bei dem Bauern und dem Bürger auf harten Felsboden. Seine Fehde gegen das Erzbisthum Trier begann Sickingen, der offenen Kriegserklärung gegen den Erzbischof gemäß, nur zum Vortheile eines der keckſten Raubritter der Zeit, Hilchens von Lorch, dem zu Lieb er den Erzbischof von Trier zwingen wollte, 5000 Dukaten zu zahlen, welche zwei Trierer

---

[1]) Ob dies Götz selbst gewesen, ist die Frage. Daß er sich dessen in seiner Lebensbeschreibung, die eine Selbstvertheidigung war, nicht rühmt, erklärt sich leicht. — [2]) Lebensbeschreibung Herrn Götz von Berlichingen. Nürnberg bei Felßecker, 1731. S. 179. — [3]) Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian Schärtlins von Burtenbach. Frankfurt und Leipzig 1777. S. 59 u. a.

Bürger, von dem Raubritter gefangen, in Todesangst, als Lösegeld versprochen hatten. Das war freilich für Franz von Sickingen nur der Vorwand, aber daß er, unter einem solchen Vorwande kämpfend, die Bürger der Städte und Triers insbesondere nicht gewinnen konnte, erklärt sich von selbst.

Kaum bessern Erfolg hatte Sickingen mit dem Herauskehren seiner Hinneigung zur Reform und zu Luther.

Hutten suchte Luther und durch ihn den Kurfürsten von Sachsen für Sickingen und dessen nur allgemein angedeutetes Unternehmen zu gewinnen, oder wenigstens sich eine Zufluchtsstätte in Sachsen zu sichern. Luther aber hatte kein unbedingtes Vertrauen zu Sickingen und wurde auch gegen Hutten zurückhaltender. Die prunkende Art und der übersprudelnde Eifer des lorbeergekrönten Ritters Ulrich von Hutten stimmte nicht zu dem festen, ruhigen, zuchtvollen und doch feuersprühenden Ernst Luthers. Es war bekannt, daß Sickingen 1519 noch ein Franziskanerkloster hatte stiften wollen, und daß er 1520 noch einen vierzigtägigen Ablaß für seine Schloßkirche annahm. Melanthon sprach gegen Freunde den Gedanken offen aus, daß Sickingen nur so thue, als ob er die öffentliche Sache vertheidige, während er seinen Sondervortheil suche. Das war sicher die Stimmung, die über ihn in Wittenberg herrschte. So wies denn Luther jede thätige Theilnahme für Sickingen von der Hand und ließ diesen durch Hartmuth von Kronberg persönlich warnen. Luthers Briefe an Hutten aus dieser Zeit sind verloren gegangen, aber was sie enthielten, geht aus einem Briefe an Spalatin hervor, in welchem er diesem schrieb: „Was Hutten begehrt, siehst Du. Ich möchte nicht, daß mit Gewalt und Todschlag für das Evangelium gestritten würde; in diesem Sinne habe ich an den Mann geschrieben. Durch das Wort ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden; so wird sie auch durch das Wort wiederhergestellt werden.“ [1])

Deswegen fiel nicht weniger manches Wort Luthers gegen die hohe Geistlichkeit der Zeit, gegen die Fürsten, die der Reform widerstrebten, insbesondere in seiner Schrift „wider den falsch genannten

[1]) de Wette I. 543.

geiſtlichen Stand", bleiſchwer in die Wagſchaale für Sickingen; nur ſchrieb ſie Luther eben ſo wenig für Sickingen, wie er für Karlſtadt und die Zwickauer Propheten geſchrieben hatte. Denn neben den heftigen Angriffen gegen die „falſchen, unchriſtlichen, päpſtlichen Biſchöfe" ſagt Luther klar und einfach: „Gottes Wort macht keinen Aufruhr; — wer Aufruhr anfängt, der mißbraucht Gottes Wort zu ſeinem Muthwillen. Chriſti Wort ſtürmet mit Niemandem leiblich; es verkündet aber leibliches Stürmen den Tyrannen und löſet ſanft die Seelen von ihren Banden, daß ſie verachtet werden, welches das allerbeſte Stürmen iſt". Wo Luther in dieſer Schrift zu thatſächlichen Reformvorſchlägen übergeht, in dem Abſchnitt: „Doctor Martin Luthers Bulle und Reformation" ſagt er: „Das Verſtören und Vertilligen will ich in keinem Wege verſtanden haben, daß man mit der Fauſt und dem Schwerte dazu thut, ſondern wie Dan. 8. lehret: „Ohne Hand ſoll der Antichriſt zerſtört werden, daß Jedermann aus Gottes Wort dawider rede, lehre und halte, bis es zu Schanden werde und von ihm ſelbſt verlaſſen, verachtet zerfalle". — Deswegen ſoll „man dazu thun, daß in jeder Stadt Einer oder mehr fromme, ehliche Männer Pfarrer oder Biſchöfe würden". Das Gelübde der Keuſchheit ſoll aufgegeben und die Prieſter ſollen „zu Trotz dem Teufel und Leid den Biſchofgötzen" ehelich werden. Den Biſchöfen räth Luther, lieber Bisthum und alle Höfe fahren zu laſſen und ein armer Bürger und Bauer ſein, denn biſchöfliches Amt nicht treiben, als es ſoll getrieben werden". — Das Alles liegt weit ab von den Beſtrebungen Sickingens und des reichsfreien Adels. Luther verdammte mit jedem Worte ihre Art zu handeln, wie ſie mit ihrer That ſein ganzes Streben in Gefahr brachten.

15.

So blieb Sickingen im Weſentlichen bei ſeinem Unternehmen gegen den Erzbiſchof von Trier auf ſeine Landsknechte und die ihm befreundeten oberrheiniſchen Adeligen angewieſen. Zwei ſeiner Bundesgenoſſen verdienen aber dennoch einer beſondern Erwähnung und zwar vorerſt der Ritter Hartmuth von Kronberg und dann der Erz-

biſchof Albrecht von Mainz. Hartmuth von Kronberg [1]) war einer der ergebenſten und rückſichtsloſeſten Anhänger Luthers und der Reform. Er trat für dieſelbe mit ſeiner Feder ein, und zwar in mehreren offenen Briefen an den Kaiſer, an Papſt Hadrian, an die Einwohner von Kronberg und an die vier Bettelorden, die ſo fromm und hingebend für die Reform und das Evangelium warben, wie kaum andere Schriften dieſer Zeit. „Viertheilen wolle er ſich gern laſſen", hieß es in einer dieſer Schriften, wenn er dadurch die Aufnahme der Reform in ganz Deutſchland ſichern könne.

Er war, wie Sickingen und Hutten, während des Wormſer Reichstages in den Dienſt des Kaiſers Karl V. getreten, aber hatte denſelben auch ſogleich wieder verlaſſen und ſeinen ſtattlichen Sold von 200 Ducaten aufgegeben, als Karl ſchließlich Luther verurtheilte. Als Ritter wollte er, „wie einſt Winkelried bei Sempach, dem Worte Gottes eine Gaſſe öffnen."

Luther erkannte Hartmuth von Kronberg als treuen Vertheidiger der Reform und würdigte ihn einer Zuſchrift, in der er ſagte: „man ſpürt wohl, daß Eure Worte aus Herzens Grunde und Brunſt quellen und beweiſen, daß nicht, wie in Vielen, das Wort Chriſti allein auf der Zunge ſchwebe."

Hartmuth glaubte in Sickingen den Ziska des deutſchen Volkes zu ſehen, und ſchloß ſich deswegen an ihn an.

Der andere Bundesgenoſſe Sickingens, der Kurfürſt Albrecht von Mainz, war der offene Gegenſatz zu Hartmuth von Kronberg. Er hütete ſich, offen für Sickingen einzutreten, ließ ihn aber frei mit ſeinem Heere durch ſein Gebiet ziehen, ſchoß ihm Gelder vor, ſchickte ihm ins Geheime Hülfe an Reiſigen unter ſeinem Marechal Frowein von Hutten und ließ den Adel ſeines Kurfürſtenthums ihm ruhig zuziehen. Es hieß, Albrecht beabſichtige zu heirathen und das Kurfürſtenthum Mainz für ſich und ſeine Nachkommen zu ſäculariſiren; und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß er ähnliche Abſichten hegte, als Sickingen den Kurfürſten von Trier überzog.

Sickingen, der für alle Fälle ſeine Schlöſſer Ebernburg und

[1]) Bei Soden im Taunus.

Landstuhl von Neuem befestigt und mit Allem versehen hatte, kündigte dem Erzbischof Richard am 22. August 1522 den Frieden. Während er in der Gegend von Strasburg ein buntscheckiges Heer von 10,000 Mann Fußvolk und 500 Reitern [1]) sammelte, erließ er einen pomphaften übergroßen Aufruf, in welchem er im Tone der Zeit gegen Bischöfe und Pfaffen loszog und nebenbei seine Söldner ermahnte, keine Weinberge auszuhauen, keine Jungfrauen und Frauen zu schänden, nicht zu plündern und nicht zu brennen. Die Burg Bliscastel und die kleine Stadt St. Wendel ergaben sich, sobald Sickingen vor ihren Mauern erschien. Den Gefangenen von St. Wendel, die Pferd und Harnisch abgeben mußten, sagte Sickingen: „Wo Franz einst Kurfürst von Trier wird — als er wohl thun könnte und auch thun will und nicht allein dies als das Geringste sondern ein Mehreres — so wird Euch der auch wohl ergetzen.“ [2])

Wie rasch aber auch die Vorwerke des Trierer Kurfürstenthums weggenommen worden waren, so kam Franz dennoch zu spät vor Trier an. Die rheinischen Landesfürsten fürchteten, daß der rheinische Reichsadel unter Sickingen, wenn der Kurfürst von Trier erst besiegt wäre, seine Kräfte auch gegen die andern Reichsfürsten richten werde. Deswegen kam ein Bündniß zwischen den drei Kurfürsten von Trier, Köln und der Pfalz zu Stande, dem sich der Landgraf von Hessen, der Sickingen nicht verzieh, daß dieser ihn während seiner Minderjährigkeit überfallen hatte, anschloß. Unterdeß sammelte Kurfürst Richard alle Mittel, die ihm geboten waren.

In der Stadt Trier hatte Sickingen wohl Einverständnisse, aber die große Mehrzahl der Bürger wollte von ihm nichts wissen. Die reichen und mächtigen Adelsfamilien von Nassau, Manderscheidt, Isenburg traten für das Erzbisthum, das sie wie eine Familienanweisung betrachteten, in die Schranken.

Kurfürst Richard hatte für die Ausbesserung der Mauern, für die Bewaffnung der Bürgerschaft und für hinlängliches Geschütz gesorgt. Als endlich Sickingen nahte, zeigte Richard seinen Ernst auch dadurch,

---

[1]) Nach Andern 10,000 Fußvolk, 5000 Reiter. — [2]) Münch, Franz von Sickingen III. 49.

daß er das reiche, mächtige und durch päpstliche Privilegien unabhängig gestellte Kloster St. Maximin von Trier, das dem Erzbischof überdies als ein Dorn im Fleische war, niederbrennen ließ, damit es dem Feinde keinen Anhaltspunkt biete. Richard wußte überdies durch seine persönliche Ritterlichkeit alle seine Vertheidiger in einer Weise zu begeistern, daß, als Sickingen (am 8. Sept.) vor Trier anlangte, er dasselbe im besten Vertheidigungszustande fand. Nicht auf eine lange Belagerung eingerichtet, mußte Sickingen nichtsdestoweniger stürmen lassen und wurde dann blutig zurückgewiesen.

Unterdeß hatten die rheinischen Fürsten ihre Kräfte gesammelt, und auch das Reichsregiment, von allen Seiten angegangen, hatte die Acht gegen Sickingen ausgesprochen. Als die Boten des Reichsregiments mit der Androhung der Acht Sickingen im Lager vor Trier trafen, antwortete er ihnen: „Ich weiß fürwahr, der Kaiser wird nicht zürnen, ob ich den Pfaffen ein wenig strafe und ihm die Kronen (Thaler) eintränke, die er (von Frankreich) genommen habe". Die Drohung mit der Acht und Aberacht verhinderte ihn nicht, den Sturm auf Trier von neuem bis zum fünften Male zu versuchen. Der Widerstand aber, den er stets tapferer und begeisterter fand, und endlich das Heranrücken des Heeres der rheinischen Fürsten veranlaßten ihn, dem Kurfürsten von Trier vorschlagen zu lassen, daß er gegen eine Brandsteuer von 200,000 fl. abziehen wolle. Der tapfere Richard aber antwortete ihm: „Ich hoffe, daß Sickingen mir dereinst diese Summe und mehr als Schadenersatz zahlen wird". Schon am 14. September, sieben Tage nach seiner Ankunft vor Trier, sah Franz sich gezwungen, sich zurückzuziehen. Der Kurfürst Richard folgte ihm fast auf dem Fuße und die mit Uebermacht herranrückenden Fürsten zwangen ihn, sein Heer vorerst aufzulösen. Kurz nachher am 8. October traf ihn auch die ausgesprochene Acht des Reichsregiments.

Den Winter 1522—23 benutzte Sickingen noch einmal mit doppelter Anstrengung, um die öffentliche Meinung für sich und den Adel zu gewinnen. Er brachte einen neuen Adelstag in Schweinfurt zusammen, der zwar weniger zahlreich als der von Landau besucht war, der aber offener auftretend den Landesfürsten mit herben Worten vorwarf, daß sie den Adel und das Land durch ihre Gerichte, die nicht

zum Recht ſprechen, ſondern zum Vortheile ihrer Herren aufgeſtellt ſeien, zu Grunde richteten; daß ſie Gewalt gegen den Adel gebrauchten und dem Adel Gewalt unterſagten; daß ſelbſt das Reichsregiment nur den Fürſten, nie den „armen Edelleuten" Gerechtigkeit widerfahren laſſe, und daß, wo daſſelbe dies einmal wolle, es die Macht dazu nicht habe; daß der ſchwäbiſche Bund Gewalt und Friedbruch vollbringen dürfe, ohne fürchten zu müſſen, in die Acht gethan zu werden, während die „armen Edelleute, ſo etwa rechtmäßige Gegenwehr thätlich thun, eilig verdammt und blutig in die Hölle geworfen würden". Eben ſo klagen ſie in ihrem und des deutſchen Volkes Namen gegen die „Fuggerei", gegen die großen Kaufgeſellſchaften, welche um des Vortheils und Gewinns, den die Geſellſchaften den Fürſten oder ihren Dienern zugeſtänden, trotz aller Verbote durch Monopole alle Bedürfniſſe zu unerſchwinglichen Preiſen heraufttreiben dürften. Es iſt Thatſache, daß alle Lebensbedürfniſſe, ganz beſonders aber die Kolonialwaaren von 1516—1522 um das Doppelte und Dreifache im Preiſe geſtiegen waren und eben ſo, daß in Folge des geſteigerten überſeeiſchen Handels Gold und Silber und ſelbſt Kupfergeld immer ſeltener im täglichen Leben wurden[1]). Dieſe Klagen trafen den wunden Fleck des deutſchen Volkes.

Sickingen wandte ſich dann perſönlich in neuen und ſchwungreichen Aufrufen an die Kriegsleute, an den Adel und an ganz Deutſchland. Den Landsknechten, die gegen ihn aufgeboten wurden, rief er zu: „Warum kämpft Ihr gegen mich, der ich Euch vom Joch der Pfaffheit befreien wollte? Ihr handelt wie der Kranke, der die Fallſucht hat und nicht leiden will, daß man ihn heile". Den Adel im Feindesheere mahnt er: „Warum zieht Ihr wider Euch, Eure Kinder und Kindeskinder? Warum zerreißt Ihr ſelbſt Eure Freiheit? Warum wollt Ihr Knechte und Geſchorne ſein? Denkt Ihr nicht, wann Franziskus überwunden ſein wird, daß man dann Euch Zaum und Gebiß ins Maul legen und Euch hinführen wird wohin man will? Ihr wollt denen helfen, die den deutſchen Adel verderbt haben mit ihren Lügen, die Eure väterlichen Güter an ſich gezogen haben,

[1]) Ranke II. 42.

die geschornen Knaben! Ihr und die Euern mangeln; sie leben in Saus, verthun das Eure mit Huren, Völlerei, Büberei! Wollt Ihr Euer Leben für die einsetzen? — Wollte Gott, daß Ihr der Sache nachdächtet, so würdet Ihr Franzisko beistehen. Gottes Wille geschehe! Amen!"

Er verantwortet sich in einem eignen Aufrufe gegen die Anklage, daß er einen „Bundeszug", einen ritterlichen Raubzug gegen Trier gethan. „Die Fürsten klagen mich deß an", sagte er, „weil sie in mir den Adel unterdrücken wollen, sie bekämpften mich, weil ich Einen der Ihren, Ulrich von Wittenberg, wegen seiner Laster bestrafen geholfen und die Städte gegen der Fürsten Uebermacht geschützt habe".

Gleichzeitig erschien jetzt (1523) ein Machwerk, das eine allgemeinere Bedeutung hatte. Unter dem Titel: „Reformation Kaiser Friedrichs III., proponirt auf dem Reichstage zu Mainz anno 1441" wurde eine Reform des Reichs, welche die Macht des Kaiserthums wieder herstellte und die Reichsritterschaft und Reichsstädte zu den Stützen des Reichs machte, veröffentlicht, die wahrscheinlich von den Freunden Huttens ausging, und die Grundsätze einer allgemeinen Reichsreform allwärts vorbereitete.

Auch der kirchlichen Reform gegenüber trat nun Sickingen offener hervor. Als er von seinem verfehlten Zuge gegen Trier wieder auf der Ebernburg eingekehrt war, ließ er die Messe abschaffen und gestand die Priesterehe seinen geistlichen Schützlingen zu. Oecolampadius, der seine Pfarre in Basel aufgegeben hatte und schon eine Weile auf der Ebernburg lebte, leitete diese Reformirung der Sickingen unterworfenen Kirchen und Gemeinden.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Sickingen zu Anfang seines Zuges gegen Trier so offen aufgetreten wäre. Aber jetzt war er besiegt, seine Macht an den Mauern von Trier gebrochen. Nichtsdestoweniger fiel er im Frühjahr mit den Söldnern und der Ritter Hülfe, die ihm geblieben war, in die Kurpfalz ein. Hessen und Kurpfalz waffneten dann mit aller Macht. Der schwäbische Bund trat jetzt gleichfalls gegen die fränkische Ritterschaft, die gleichzeitig mit Sickingen sich zu blutigen und zwecklosen Rache- und Raubzügen hatte hinreißen lassen, auf.

Das Reichsregiment ſeinerſeits aber fühlte, daß die vollkommene Vernichtung des kleinen Reichsadels eine Schwächung des „Reiches" ſein und nur dem Landesfürſtenthum nützen werde. Johann von Schwarzenberg, Rothenhahn und Andere im Reichsregiment gehörten überdies dem kleinen Adel an.

Dann ſah das Reichsregiment darin, daß die rheiniſchen Fürſten und der ſchwäbiſche Bund unaufgefordert die Reichsacht gegen Sickingen und ſeine Genoſſen mit Krieg und Sonderfehde in die Hand nahmen, einen offenen Eingriff in ſeine eigne Befugniß, deswegen ſuchte das Reichsregiment bei dem Kurfürſt-Pfalzgrafen in Heidelberg eine Ausſöhnung zu vermitteln; und als dies nicht gelang, mußte es, ohnmächtig wie es war, gegen die Gewaltherrſchaft der Fürſten und des Bundes Verwahrung einlegen.

Dem Geſetze und der Reichsregierung ſo keck trotzend wie Franz, ſchritten die Fürſten ungeſtört vorwärts auf ihrer Bahn, und zwar in einer ſo kräftigen Weiſe, daß Sickingen bald aus einem Angriffe gegen die Kurpfalz in die Vertheidigung übergehen mußte. Den erſten Schlag führten die Fürſten gegen Kronberg im Taunus; die Burg fiel raſcher als ihre Feinde hofften, ihre Freunde gefürchtet hatten. Dann wurde Burgmünſter, Frowein von Hutten gehörend, und hierauf die Burgen der Waldeck, Rüdesheim, Freibergen und mehrere andere zerſtört. Aber auch der Kurfürſt von Mainz ſollte den Zorn der rheiniſchen Fürſten fühlen. Sie ſchätzten ihn um 25,000 Gulden, „weil er einen Trupp ſickingiſcher Pferde habe unverwehrt über den Rhein gehen laſſen", indem ſie hinzuſetzten: „Das ſei eine Urſache, die andern ſteckten in der Feder". Und der Kurfürſt von Mainz war gezwungen, dieſe Strafe zu zahlen.

Sickingen hatte ſich unterdeß heimlich von der Ebernburg nach Landſtuhl zurückgezogen. Aber ſeine Feinde waren gut unterrichtet. Sie erſchienen unverhofft vor der Burg Landſtuhl. Sickingen glaubte ſie ſelbſt hier ermüden zu können; aber bald klagte er, daß er „ſolch unchriſtlich Schießen ſeiner Tage noch nie erfahren" habe. Die Mauern ſeiner ſtarken Burg ſtürzten hier und dort zuſammen, und als Sickingen, um den Seinigen Muth einzuflößen, in eine Breſche trat, traf ihn der Splitter eines Balkens, den eine Kugel zerriß, in

die linke Seite und verwundete ihn tödtlich. Sobald er seine Lage erkannte, gab er seine Burg auf und sich in die Hände seiner Feinde. Er starb am 7. Mai 1523. Ein paar Stunden vor seinem Tode hatten Richard von Trier, Ludwig von der Pfalz und Philipp von Hessen den Sterbenden mit herben Worten seine Niederlage fühlen lassen. Eines der letzten Worte Sickingens aber war an einen adeligen Dienstmann des Pfalzgrafen, der ihn bemitleidete, gerichtet, und dem er sagte: „Ich bin nicht der Hahn, um den man tanzt, sondern man will tanzen um die ganze Ritterschaft."

Der schwäbische Bund benutzte die Gelegenheit wirklich, um nicht weniger als sechsundzwanzig Burgen zu zerstören. Es war in der That ein „Tanz um den Adel" gewesen.

Luther aber sagte, als er Sickingens Tod erfuhr: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen."

16.

„Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich solch nit schweigen kann
Und nim des Dings allein mich an;" —

sagte Hutten in seiner „Beklagung der Freistädte deutscher Nation." Seine Ahnung sollte jetzt in Erfüllung gehen. Die furchtbare, damals unheilbare Krankheit der Lustseuche, die seit Jahren, vielleicht von der Zeit seiner Studien in Erfurt an, in Huttens Körper wüthete und die im Sommer 1522 von Neuem ausgebrochen war, hatte Hutten verhindert, thätig an Sickingens Kämpfen Theil zu nehmen. Als dieser im Frühjahr 1523 sich von allen Seiten bedroht sah, entließ er seine Schützlinge von der Ebernburg. Hutten flüchtete nach Basel. Hier hatten die reformatorischen Grundsätze tiefe Wurzeln geschlagen. Hutten durfte hoffen, hier schützende Freunde zu finden, und zwar in Erasmus von Rotterdam, der in Basel lebte und hier wie in der ganzen wissenschaftlich gebildeten Welt das höchste Ansehen genoß, und eben so in Oecolampadius, der früher als Pfarrer von

Basel Erasmus bei der Herausgabe des neuen Testaments zur Seite gestanden und ebenfalls wieder nach Basel zurückgekehrt, seine Pfarre von Neuem angetreten und eine Professur an der Universität übernommen hatte. Die Hauptsache aber war, daß in der nahen Schweiz die reformatorischen Grundsätze und Bestrebungen nach und nach vielfach die Oberhand gewonnen hatten.

Von Zürich ging der Anstoß für die ganze Schweiz aus, und Ulrich Zwingli war hier die Seele der reformatorischen Bewegung. Zwingli, in dem toggenburger Dorfe Wildhaus an der hohen Quelle des Thur am 1. Januar 1484 geboren, schlichter Eltern einfacher Sohn, war auf den Schulen von Bern und Basel, auf der Universität zu Wien (1494—1506) in den humanistischen Studien und in der Theologie unterrichtet worden. Im Jahre 1506 wurde er Pfarrer in dem freiheitstolzen Glarus und zog als solcher mit dem Glarner Panner nach Italien, wo er die blutige Niederlage der Schweizer bei Marignano sah und das Elend des erkauften Kriegers mit erlebte. Die schmachvolle Rolle, welche die Schweizer Söldlinge bald für den Papst, bald für den Kaiser, bald für Frankreich, oft auf feindlichen Seiten gegen einander kämpfend, ihr Blut für Gold hingebend, hier spielten, prägte sich tief in die Seele Zwinglis ein. Die Rednergabe, mit welcher er seine Glarner zum Kampfe begeisterte, der Muth, mit welchem er während der wilden Schlacht kämpfend in den ersten Reihen stand, hatten ihm in Italien solchen Ruf erworben, daß die Vertreter des Papstes in der Schweiz den Papst veranlaßten, Zwingli mit einem Gehalte zum Acolythencaplan des römischen Stuhls zu ernennen. Als ihm aber der römische Gesandte vorhielt, daß er von nun an verpflichtet sei, Nichts wider den römischen Stuhl zu predigen, erklärte Zwingli, daß er „des Geldes wegen kein Wörtlein Wahrheit verschweigen werde, man möge es ihm lassen oder nehmen". Und eben so offen sagte er bald nachher dem römischen Gesandten, dem Bischof Schinner von Sitten, „daß das Papstthum einen schlechten Grund habe". Er hoffte eine zeitlang diesen Grund vermittels der Reform bessern und durch ein Schiedsgericht über die Streitpunkte zwischen Luther und dem Papste das „Papstthum" mit dem „Christenthum" in Einklang bringen helfen zu

können. In diesem Geiste war auch eine seiner ersten Schriften abgefaßt. [1])

Der damalige Abt des Klosters Einsiedeln, Conrad von Rechberg, gehörte zu den helleren Köpfen der Zeit. Als ihm einst die Visitatoren seines Ordens zum Vorwurf machten, daß er nicht Messe lese, antwortete er: „Ist Christus in der Hostie, wer ist dann würdig, ihn zu opfern; ist er nicht in ihr, so ist die Anbetung Abgötterei!" Dieser Mann sammelte manchen tüchtigen Mann der Zeit um sich und so berief er auch Zwingli 1516 als Pfarrer nach Einsiedeln.

Nachdem Luthers Thesen im Herbste des Jahres 1517 wie der Blitz in Millionen Herzen gezündet hatten, war auch Zwingli zum klaren Bewußtsein der Grundsätze, die ihn schon früher beherrscht hatten, gekommen. In Einsiedeln selbst, wo Abgötterei mit einem Bilde Mariens getrieben wurde, trat Zwingli zum Fest der „Engelweihe" [2]) und zu Pfingsten 1518 mit Predigten gegen diesen Bilderdienst auf. Die Mutter, der Christus sagte: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen", ließ Zwingli den Versammelten zurufen: „Ihr meint, ich sei geehrt, so Ihr mich anbetet, das ist meine Schmach; denn es soll Niemand angebetet werden, als Gott allein. Ich bin keine Göttin, noch bin ich der Brunnen des Guten. Gott allein ist dieser Brunnen, und so Ihr mir zuschreibet, was allein Gottes ist, so verkehrt Ihr Gottes Gewalt und Herrschaft!" Die ganze Schweiz, Schwaben und der Elsaß wurden aufs Tiefste ergriffen, als sie nicht nur von diesen Predigten Zwinglis an diesem Orte, sondern auch davon hörten, daß in Einsiedeln selbst die Reliquien als Götzenthum auf dem Kirchhofe vergraben und die Inschrift: „Hier erhält Jeder vollkommenen Ablaß" über dem Eingange der Ablaßkapelle ausgelöscht worden seien.

---

[1]) Consilium ex animo cupientis esse consultum et R. pontificis dignitati et christinae religionis tranquillitati. Auch deutsch herausgegeben.

[2]) Die Legende sagte, daß, als der Bischof von Konstanz im 10. Jahrhundert die Kapelle zu Einsiedeln habe weihen wollen, Engelstimmen ihm zugerufen: „Laß ab, sie ist schon geweiht!" und zwar durch Christus selbst, der die Weiheceremonien, bedient von den Aposteln, selbst vorgenommen habe. Daher alle 7 Jahre das Fest der „Engelweihe" in Einsiedeln.

So begann die Reformation der Schweiz an dem dunkeln Orte, wo der Aberglaube bis jetzt seinen glänzendsten Tempel aufgeschlagen, seine reichste Ernte eingeführt hatte. Der Ruf Zwinglis aber verbreitete sich nach allen Seiten hin mit den heimkehrenden Pilgern, so daß Zwingli noch in demselben Jahre 1518 zum Leutepriester an der Stiftskirche St. Felin und Stagula (dem Großmünster) in Zürich gewählt wurde. In seinen Unterhandlungen mit den Chorherren und dem Propst, und eben so öffentlich in seiner Antrittspredigt in der Stiftskirche am Neujahrstage 1519 erklärt er, daß er das Evangelium als Grundlage der Christenlehre und die Predigt als Mittelpunkt des Gottesdienstes betrachte. Ein Ablaßkrämer Samson, der für Leo X. und die neue Petruskirche Zug, Luzern, Bern und Baden bereits abgeweidet hatte, wurde 1519 für Zwingli, wie zwei Jahre früher Tetzel für Luther, die Veranlassung, den Ablaßkram mit solchem Erfolg zu bekämpfen, daß die Tagsatzung, gerade in Zürich versammelt, den Ablaßkrämer des Landes verwies. Im folgenden Jahre (1520) kündigte dann auch Zwingli dem Papste seinen Dienst als Vikar des römischen Stuhls und lehnte für die Zukunft seine Besoldung ab.

Die wittenbergischen reformatorischen Ereignisse des Jahres 1521, der Kampf gegen die Beichte, das Fasten und die Klostergelübde fanden im folgenden Jahre (1522) ebenfalls ihren Widerklang in Zürich. Zwingli kämpfte, wie Luther, Anfangs für die „Freiheit" fasten zu dürfen oder es bleiben zu lassen, „ohne dadurch Aergerniß geben zu wollen" [1]). Er selbst heirathete gegen Mitte des Jahres 1522, vorerst im Geheimen und erst 1524 öffentlich.

Um dieselbe Zeit begann er den Kampf gegen den Solddienst der Schweizer. In einer Schrift: „Eine göttliche Ermahnung an die ersamen, weisen, erenvesten, altesten Eidgenossen zu Schwytz, daß sie sich vor fremden Herren hüten und ihrer entladen [2])" sollen, sagt „Huldreich Zwingli, Einfältiger Verkünder des Evangelii Christi" den Schwyzern: „Unsere Vorfahren haben nicht um Lohn Christen-

---

[1]) In seiner Schrift: „Vom Erkiesen und von der Freiheit der Speisen, vom Aergerniß und Verbösern". T. I. fol. 132. Zwingli opera. — [2]) Zwingli op. IIb. 296.

blut todtgeschlagen, sondern um Freiheit allein gestritten, damit ihr Leib, Leben, Weib und Kinder nicht jämmerlich zu allem Muthwillen unterworfen wären; darum hat ihnen Gott allweg Sieg, Ehr und Gut gemehrt. Ich bedaure, daß Ihr aus dem Geschlecht der Bauern und Arbeiter schlaget und Euch neiget zu Räuberei und Todtschlag. Denn was ist einem fremden Herrn ums Geld kriegen anders weder ein Raub oder großer Todtschlag". In einer seiner Predigten gegen das „Pensionenwesen und das Reislaufen", die eine gleichzeitige Chronik aufbewahrt hat[1]), sagt er von den „Pensionaren und Hauptleuten", daß sie „Metzgern gleich das Vieh nach Constanz treiben, daselbst das Geld dafür nehmen und dann ohne das Vieh wieder heimkommen". — Dann ruft er aus: „Ueber einen thierfräßigen Wolf stürmt man her, den Wölfen, die Menschen verderben, will Niemand recht wehren". So griff Zwingli den hundertjährigen Brauch, obgleich der Vortheil Aller dabei mit im Spiele war, rücksichtslos an; was ihm natürlich Feinde in großer Anzahl schuf. Diese bekämpften denn auch seine Reformbestrebungen überhaupt; und die kleinen Kantone, in welchen der stolze und tapfere, und auf seine wenig ergiebigen Alpen beschränkte, geldarme Bauer sich einmal an Beute und Sold gewöhnt hatte, blieben schon deswegen der alten Lehre treu, weil sie mit der neuen das reiche Erntefeld ihres Muthes und Blutes aufgeben zu müssen glaubten.

Mit dem größeren Einflusse, den Zwingli in Zürich und der Schweiz erlangte, stiegen auch die Anstrengungen, seine Fortschritte zu hemmen. Er wurde bei dem Propst und Kapitel des Stifts in Zürich und eben so bei der Tagsatzung in Luzern durch den Bischof von Konstanz verklagt, was aber im Wesentlichen die reformatorischen Bestrebungen nur förderte, da Zwingli in einer neuen Schrift: „Archeteles" (Anfang und Ende[2]) seine Ansichten so tapfer und eindringlich vertheidigte, daß sie alle Tage neue Anhänger gewannen. Ein Convent reformatorischer Geistlichen des Kantons Zürich, welcher am 2. und 13. Juni 1522 in Einsiedeln stattfand, trat offen

---

[1]) Bullingers Chronik, von Höttinger u. H. H. Voegeli herausgegeben, S. 40. — [2]) Apologeticus Archeteles, op. om. T. I. S. 124—144.

für die Priesterehe in die Schranken. Zwinglis Feinde nannten ihn dann gerne einen „Lutheraner", um ihm so nicht nur bei den eifrigen Katholiken, sondern überhaupt in der Schweiz, wo man schweizerisch und nicht mehr deutsch sein wollte, mit dieser Bezeichnung zu schaden. Zwingli ging vielleicht in seiner Ablehnung dieser Bezeichnung weiter als recht war, wenn er behauptete, daß er „von Luthers Lehre wenig gelesen und sich seiner Bücher absichtlich enthalten habe, um so den Menschen zu zeigen, wie gleichförmig der Geist Gottes, da Beide, er und Luther, so weit von einander entfernt, ohne alle Verabredung doch so einmüthig seien".[1]) Das verhinderte ihn aber nicht, schließlich auszurufen: „Was liegt mir daran, daß die Päpstler mich mit ihm einen Ketzer schimpfen. Mit dem männlichen, unbewegten Gemüth, mit dem er den Papst angegriffen hat, hat es Keiner gethan, so lange das Papstthum gewähret hat, alle Andern unbescholten."

Zwei Religionsgespräche, welche 1523 im Januar und October, zwischen Anhängern des Papstthums und Zwinglis vor mehreren hundert Priestern auf dem Rathhause zu Zürich stattfanden, und in welchen Zwingli siebenundsechszig Thesen vertheidigte (gegen die Tradition, gegen die Messe als Opfer, gegen Bann und Interdikt, gegen die Gewalt der Bischöfe und des Papstes, gegen die Gerichtsbarkeit des Klerus, gegen den Coelibat, die Beichte, den Ablaß durch Geld, das Fegfeuer und schließlich für Religionsfreiheit[2]) hatten den Erfolg, daß noch in demselben Jahre der große Rath den Austritt der Klosterfrauen erlaubte, die Heirath von Priestern vorerst zuließ und durch einen Reformausschuß aus Chorherren des Stifts und Rathsherren

---

[1]) Die Zeitfolge der Kämpfe in Deutschland und in der Schweiz stellt sich folgendermaßen heraus:

	Luther	Zwingli
Ablaß	1517.	1519.
Beichte		
Klostergelübde	1521.	1522.
Fasten		
Kampf gegen die Messen	1522.	1523.
Abendmahl in beiderl. Gestalt	1523.	1525.
Bilder		

[2]) Zwingli opera T. I. fol. 1. seq.

der beiden Räthe weitere Reformen vorbereitete, die mit Nachhülfe von mehreren Schriften Zwinglis erst zur Vorlage eines neuen Meßkanons, dann zur Beseitigung der Bilder, und endlich am grünen Donnerstage 1525 zur ersten reformirten Abendmahlfeier nach einer neuen Liturgie führten.

17.

In Basel durften sich Hutten, eben so wie Hartmuth von Kronberg und andere Flüchtlinge unter dem Schutze des Geistes glauben, der von der Schweiz aus sich bis in den Elsaß und nach Schwaben hin geltend machte. Und wirklich sagte der Rath von Basel Hutten nicht nur den nachgesuchten Schutz zu, sondern ließ ihm, der krank und mittellos ankam, ein Geschenk durch eine eigene Botschaft verabreichen. König Franz I. von Frankreich hatte Hutten 300 Kronen und einen Rathstitel anbieten lassen, die Hutten zurückwies. Er zog Basel und die Luft der freien Schweiz vor, denn er trug in seinem Herzen neue Werke zum Besten der Reform und der Freiheit, die er nicht unter dem Schutze eines Königs hätte schreiben können.

Aber der Mann, auf dessen Hülfe und Beistand in Basel Hutten vielleicht am meisten gerechnet hatte, Erasmus von Rotterdam, sollte im Gegentheil ihm bald als Feind gegenübertreten. Es hat wohl auch selten schärfere Gegensätze gegeben wie Hutten und Erasmus. Während Hutten enthusiastisch, keck, rücksichtslos, Alles opfernd und Nichts, sich selbst am wenigsten schonend, seinem Ziele zustrebte, war Erasmus kalt, ängstlich, berechnend, geistreich, selbstsüchtig und habgierig; während Hutten stolz sich Nemo nannte, seinen alten Adel abschüttelte, Titel und Ehrenzeichen verachtete, beugte der eitle Erasmus vor allen Größen der Welt den Rücken und war glücklich über jedes freundliche Wort eines Hochgestellten, freilich aber noch glücklicher, wenn dieses freundliche Wort von einem klingenden Geschenke, oder gar einem Jahrgelde begleitet war. Jede Schrift des deutschen Ritters zielte nach einer angemaßten, unberechtigten Herrscherkrone; jede noch so tapfer reformatorische Schrift des klugen Holländers hatte nebenbei eine fette Belohnung im Auge für eine in glänzendster

Blumenſprache ausgedrückte Lobrede deſſen, dem die Schrift gewidmet war; Hutten kannte keine Eiferſucht und ſtellte ſich ruhig in zweiter Reihe neben Reuchlin, Luther und auch Erasmus, während Erasmus jeden Stern, der neben ſeinem eignen aufſtieg, mit Neid betrachtete und zu verdunkeln ſtrebte; Hutten ſtand ſein Leben lang in der Breſche der Reform, Erasmus zog ſich ſtets zurück, wo Gefahr war, und wenn er dann ſeine Fahne nicht wegwarf und vertauſchte, ſo ſteckte er ſie, wenigſtens ſo lange die Gefahr drohte, in die Taſche; er änderte ſeine Sprache und auch ſein Urtheil über Menſchen und Dinge, je nach der Tagesſtrömung und den Perſonen, denen er gegenüberſtand.

Hutten hatte Erasmus mehr denn einmal verletzt, oft ohne es zu wiſſen. Der Kampf für Reuchlin und gegen die Dunkelmänner war Erasmus unangenehm geweſen, weil durch denſelben Reuchlin in den Vordergrund trat, während ſeine eignen Werke und Beſtrebungen in den Hintergrund verdrängt wurden. So verhinderte er auch Jahr und Tag Hutten, den „Triumph Reuchlins“ herauszugeben. Als aber Reuchlin ſtarb, war Erasmus der erſte, der ihm eine Lobrede hielt. Die erſten Briefe der Dunkelmänner gewährten ihm einen hohen Genuß; der großartige Erfolg der erſten Sammlung aber verletzte ihn; als er aber in der zweiten Sammlung ſelbſt redend aufgeführt und von vielen angeklagt wurde, der Verfaſſer oder wenigſtens einer der Mitarbeiter an den Briefen zu ſein, da gewann die Angſt bei ihm die Oberhand und er ſuchte jede Theilnahme an den Briefen dadurch abzulehnen, daß er ſie nun öffentlich tadelte. Hutten ſtellte ihn damals wegen ſeiner Angſt und ſeines Wankelmuths zur Rede, und machte ſich ſpäter den Spaß, dieſe Angſt zu ſtacheln, indem er dem Erasmus ſchrieb, daß er von Gift und Dolch bedroht ſei, wodurch Hutten ihn ſogar von Löwen weg nach Baſel verſcheuchte [1]). Erasmus überzeugte ſich hier bald, daß die Gefahr nicht ſo groß geweſen war und verzieh es dann Hutten nie, daß es dieſem gelungen war, ihn ſo ohne Noth in Angſt zu ſetzen.

Mehr als Alles aber wirkte bei Erasmus, der in dieſer Bezie-

[1]) Strauß, Hutten II. S. 259. 261.

hung der Vertreter aller schwankenden und ängstlichen Naturen der Zeit war, daß Hutten als ein in Sickingens Niederlage Mitbesiegter in Basel anlangte. Erasmus wollte mit dem besiegten Freunde der Reform, wie mit der Reform selbst, in diesem gefährlichen Augenblicke nichts zu thun haben, und so ließ er Hutten, in der Voraussicht, daß dieser ihn besuchen werde, bitten, dies zu unterlassen. Sein Benehmen war um so unwürdiger, als er zu derselben Zeit an Melanthon schrieb, daß „Hutten, arm und von Allem entblößt, ein Nest suche, um irgendwo sterben zu können.“[1])

Hutten fühlte seinen Stolz durch das Benehmen des Erasmus tief verletzt und sprach sich entrüstet über diesen aus; während Erasmus durch gehässige Aeußerungen über Hutten sich zu rechtfertigen suchte. Ob dieser Zwist die Veranlassung wurde, daß der Magistrat, der sich anfangs so wohlwollend gegen Hutten benommen hatte, ihm auf das Betreiben der katholischen Geistlichkeit wenige Wochen später den gastlichen Schutz kündigte, ist ungewiß. Bei dem großen Ansehen, in welchem Erasmus stand, mußte sein Benehmen dem kranken „Ritter“ jedenfalls sehr schaden. Schon am 19. Januar 1523 wanderte Hutten von Basel nach Mühlhausen aus.

Aber auch hier fand er keine Ruhe, obgleich in Mühlhausen, einem „zugewandten“ Ort der Eidgenossenschaft, die Reform bereits Fuß gefaßt hatte. Der einflußreiche Rathschreiber Oswald Gamshurst, ein Stadtgeistlicher, und die Augustinermönche waren für sie gewonnen, und Hutten wurde von diesen letztern gastlich in ihrer Klosterherberge aufgenommen. Es gelang aber, das katholische Volk gegen ihn aufzuregen. In einem Auflaufe wurde das Augustinerkloster bedroht und Hutten fand für gut, von Mühlhausen nach Zürich zu gehen.

Ehe er aber Mühlhausen verließ, war sein Streit mit Erasmus weiter gereift. Nicht ganz mit Unrecht sagten die Mönche von Erasmus, „er habe das Ei gelegt und Luther es ausgebrütet“. Sobald aber Luthers Name den des Erasmus übertönte, fühlte sich Erasmus

[1]) Epist. 113. Lib. 19.) Ille egens et omnibus rebus destitutus, quaerebat nidum aliquem, ubi moretur.

verletzt, wie bei Reuchlin und Hutten ſelbſt. Dazu war das feſte, durchgreifende, rückſichtsloſe Weſen Luthers der ganzen Natur des Erasmus unerträglich. Endlich ſah er hellen Geiſtes voraus, daß die Reform nicht ohne heftige Kämpfe und Unruhen durchgeführt werden könne, wodurch er die Wiſſenſchaft gefährdet und ſich in ſeinen Gewohnheiten und auch ſeinen Penſionen bedroht glaubte. Die Gegner der Reform kannten ihn gut genug, um dieſe Gefühle zu errathen, und gaben ſich dann alle Mühe, Erasmus zu veranlaſſen, ſich gegen die Reformation auszuſprechen.

Der Papſt Hadrian, ein Landsmann des Erasmus, berief dieſen ſogar nach Rom, und als Erasmus den Ruf ausſchlug, unterließen Hadrian, ſo wie alle andern mächtigen Gegner der Reform nichts, um Erasmus aufzuſtacheln, gegen Luther insbeſondere zu ſchreiben.

Nach Sickingens Niederlage hieß es allgemein, Erasmus ſei bereit, jetzt gegen Luther zu ſchreiben. Hutten hörte dies, warnte ihn und drohte ihm mit der Rache der Reformatoren. Während ſo ſich das Verhältniß zwiſchen Hutten und Erasmus noch mehr verbitterte, wurde ein Brief bekannt, den Erasmus an Marc Laurinus, Dekan des Kollegs St. Donatien in Brügge geſchrieben hatte und in welchem es unter ſcharfem Hohne und beißendem Spotte gegen Hutten hieß: er, Erasmus, habe den „Ritter mit ſeinem Schlachtſchwerdte" nicht geſehen, weil dieſer ihn wegen ſeiner Krankheit nicht habe beſuchen können. Die Lüge empörte Hutten eben ſo ſehr wie der Hohn gegen ihn. Deswegen entſchloß ſich Hutten jetzt ſeinerſeits den Erasmus anzugreifen. Er that es in einem Werkchen[1]), das alle kleinlichen Seiten in dem Benehmen des Erasmus ſchonungslos der Welt Preis gab. „Du", redet ihn Hutten an, „der noch jüngſt das Evangelium aus dem Winkel an das Licht zurückführte und die Religion wiederherſtellte, Du leihſt jetzt zu deren Zerſtörung, Vertreibung, Nieder-

[1]) Ulr. ab Hutten cum Erasmo Roterdamo presbytero theologo Expostulatio. Auch deutſch: „Herrn Ulrichs von Hutten mit Erasmo von Roterdam — Handlung allermeiſt die Lutheriſche Sach betreffend."

werfung, Vernichtung Deine Hand". Erasmus hatte sich selbst gerühmt, daß ihn der Kaiser und der Papst als den Tüchtigsten zur Bekämpfung Luthers bezeichnet habe; darauf hindeutend sagt Hutten: „Da sieht man, wie es Dir wohlthut, Dich kitzelt, wenn die großen Herren Dich grüßen, Dich vertraulich anreden, Dir ihren großartigen Dunst, ihre fürstlichen Possen vormachen, in ihrem Hofprunke mit freiwilligen Gnaden Dir entgegenkommen. Wärest Du nicht lüstern nach solchem Zeuge, so hätten sie vergeblich Dir Fallen gestellt. Nie hätte man Dich von uns abwendig gemacht, wenn Du nicht eine Ehre darin fändest, daß der verlassene römische Hof auf die Nachricht von Deinem Uebertritt von schwerem Druck wieder aufathmet". — — Ungern vertheidigte Hutten die Reformbestrebungen gegen Erasmus, der im Wesen ja auch „Lutheraner" sei. — „Aber weil Du lieber mit Jenen schmarozest, als mit uns Deiner Pflicht getreu bliebst, so will ichs leiden, daß wir uns trennen. Magst Du dort ein behagliches Leben führen, wo große Herren sind, die Dir Geschenke machen, Bisthümer und fette Pfründen bereit halten, wenn Du gegen Luther schreibest; ich will hier in Gefahr stehen, wo ernste, rechtschaffene, wahre, lautere, beständige, freie Männer sind, die sich durch keine Geschenke verlocken, durch keine Ehrenbezeugungen umstimmen, durch keine Gefahren schrecken lassen!"

Das Alles traf Schlag auf Schlag die häßlichste und schwächste Seite in dem Wesen des großen und doch so kleinlichen Gelehrten. Erasmus aber suchte und fand mit seiner beißenden Kritik auch Huttens schwache und häßliche Seite heraus. Er nannte das Werkchen, in welchem er Hutten angriff, Spongia (der Schwamm), weil er glaubte die Behauptungen Huttens so obenhin abwaschen zu können. Es gelang ihm dies um so weniger, je giftiger seine Angriffe nicht nur gegen Hutten, sondern hinterrücks vor Allem gegen Luther gerichtet waren. Erasmus hatte gesagt, er sei „katholisch" und wolle es bleiben; Hutten erwiderte ihm: auch er sei es, nur „apostolisch-katholisch", nicht „römisch-katholisch". Hierauf anspielend erwiderte Erasmus in seinem Schwamm: „Wo Du mir solche zeigen kannst, die, statt dem Weine, dem Spiel und den Dirnen nachzulaufen, sich mit dem Lesen der heiligen Schriften und religiösen Gespräche erbauen, die geborgtes Geld nicht ab-

leugnen, ſondern freiwillig zahlen, was ſie ſchuldig ſind und den Dürftigen mittheilen auch unangeſprochen, — — die nicht auf rühmliche Thaten ſtolz ſind, nach immer höherm Ruhm jagen und ſelbſt für Schandthaten gerühmt ſein wollen, die ihren Ruhm und ihr Lob einzig ihrem Herrn Jeſus Chriſtus danken wollen, — da bin ich ihr Freund, ihr Parteigenoſſe; aber leider giebt es der „Lutheraner" viel, der „Evangeliſchen" aber wenige". Auf den Vorwurf, daß er ſeine Werke um Lohn den Großen zuſchreibe, antwortet Erasmus: Von den Fürſten hätten ihm die wenigſten dafür Etwas gegeben, gebettelt habe er bei Keinem. „Und doch wäre es verzeihlicher, durch ehrlichen Fleiß auf die Freigebigkeit der Fürſten Jagd zu machen, als von Fremden orbzugen, was man nicht wiedergeben will, zu kaufen, was man nicht zu zahlen gedenkt, durch Drohungen zu erpreſſen, worauf man kein Recht hat". — Das galt dem „Ritter" und traf ihn ſicher tief im Herzen, da er „arm, mittellos" ſich zu Schulden mochte kommen laſſen, was Erasmus „reich und herzlos" hier ihm vorwarf. Unmittelbar gegen Luther waren andere Angriffe gerichtet, in welchen Erasmus ſagte: „Es giebt gewiſſe Punkte, die ſelbſt, wenn ſie in Wahrheit gegründet wären, dem Volke nicht offen vorgelegt werden ſollten, als da ſind: der freie Wille ſei ein leeres Wort; jeder Chriſt ſei ein Prieſter und habe das Recht Sünden zu vergeben und den Leib des Herrn zu conſecriren; nur der Glaube mache ſelig, die Werke ſeien dazu nutzlos. Wenn man ſolche Paradoxen dem Volke vorlegt, ſo werden ſie keine andern Folgen haben, als Zwietracht und Aufruhr hervorzurufen". Luthers Art zu kämpfen, ſollte es treffen, als Erasmus weiter ſagte: „Wem der Geiſt Chriſti höhere Aufklärung giebt, der theile ſie redlich mit in Sanftmuth und Geduld, wie Jeſus Geduld mit der Schwachheit ſeiner Jünger hatte". Erasmus, weder rechts noch links warm, ſagte ſchließlich: „Die Biſchöfe ſollen ſich der evangeliſchen Liebe nicht ſchämen; die Gelehrten aber ſoll es nicht verdrießen, jenen die gebührende Achtung zu beweiſen. Dies iſt mein Rath für beide Parteien. Ich gehöre keiner an, ſorge aber für beide."

Ehe die Schrift des Erasmus, die mit jeder Zeile vergiftete Pfeile nach dem Herzen Huttens zielte, veröffentlicht wurde, hatte

Hutten ausgelitten. Er kam in Zürich gerade in den bewegtesten Tagen der Züricher Reformation, während der Kämpfe über das Fasten und den Coelibat an. Zwingli nahm ihn gastfreundlich auf und gewann ihn auch persönlich lieb. „Ist das Euer Hutten" — schrieb er einem Freunde desselben (Pirkheimer) in Nürnberg — „ist das der Zerstörer, der Uebelthäter, — der sich mit einer solchen Sanftmuth zum Freunde, zum Kinde, zum gemeinen Manne herabläßt? Wer sollte es diesem freundlichen Munde ansehen, daß er ein solches Ungewitter über die Päpstler ausgehaucht hat!"

Da aber Hutten, an und für sich schwach, klein und gebrechlich, immer kränker und schwächer geworden war, so unterstützte ihn Zwingli mit Geld und schickte ihn an seinen Freund Johann Jacob Bussinger, den Abt von Pfäffers, wo Hutten von den heißen Quellen dieses Heilortes die Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffte. Während Hutten hier hinsiechte, schrieb Erasmus an den Rath von Zürich und an Zwingli, dem er auch seinen Schwamm widmete, haßvolle Briefe, in welchen er Beide vor Hutten warnte und sie aufforderte, diesem das Gastrecht zu kündigen. Die Züricher und ganz besonders Zwingli aber waren dazu zu großherzig.

Als Hutten bald ungeheilt von Pfäffers nach Zürich zurückkehrte, sorgte Zwingli noch einmal für ihn, indem er ihn an seinen Freund Hans Schnepp, Pfarrer von Ufnau, der zugleich ein bewährter Arzt war, schickte, damit Hutten in Ruhe auf der herrlichen Insel des Zürchersees sich stärken und wo möglich gesunden möge. Hier aber ereilte ihn schon nach Wochen, am 1. September 1523, erst fünfunddreißig Jahre alt, der Tod.

Hutten starb ungebrochen. Bis in die letzten Tage seines Lebens Genesung hoffend, hatte er an einer Schrift: „Wider die Tyrannen" gearbeitet, die verloren gegangen ist. Arm und mittellos, wie er in der letzten Zeit gelebt hatte, hinterließ er weder Geld, noch Geldeswerth, weder Bücher noch Geräthschaften — nur eine Feder war ihm geblieben. —

Selbst die Grabesstelle auf der Insel Ufnau ist nicht genau bekannt.

---

[1]) Meiners, Hutten. S. 345. Note *

Die Inſel gehörte zum Kloſter Einſiedeln, und daß Hutten im Schutze des Kloſters ſtarb, in ſeinem Boden ruht, iſt ſo verhängnißvoll, als daß Zwinglis erſte Reformpredigten in Einſiedeln gehalten wurden. Freunde ſetzten einen Denkſtein auf Huttens Grab. Als aber ſpäter der Geiſt, der unter Konrad von Rechberg und Ulrich Zwingli zeitweilig zu Einſiedeln geherrſcht hatte, wieder beſeitigt werden konnte, wurde die Spur ſeines Denkſteins verwiſcht. Im hellen Azurſpiegel, am Fuße der ewigen Alpen iſt die Inſel Ufnau, die ſchönſte des herrlichen Züricherſees, jetzt Huttens Grab und zugleich das ſeiner würdige Denkmal. —

18.

Eigentlich hätten Luthers Gegner mit den Aeußerungen, die Erasmus in ſeinem „Schwamm" gegen Luther richtete, zufrieden ſein können. Aber ſie hofften von einem offenen Kampfe des hochgelehrten Erasmus gegen Luther eine vollkommene Niederlage für die Reform, und trieben deswegen den eiteln, alten Mann, der allen Kampf fürchtete und alle ſein Leben in giftigen Federkämpfen lebte, durch alle Mittel zu einem Angriffe gegen Luther.

Auch über Luther hatte ſich Erasmus zu allen Zeiten verſchieden ausgeſprochen, je nachdem er ſein Urtheil über ihn bei dem Kurfürſten Friedrich, den Freunden Luthers in Erfurt, dem Erzbiſchof von Mainz, dem Kardinal Wolſey, oder endlich dem Papſt abgab. Leo X. ſagte er einſt: „Man müſſe Luthers Schriften erſt widerlegen und dann verbrennen", ein Ausſpruch, ſo klug wie vieles, was Erasmus ſchrieb, da er damit den Päpſtlern Recht gab, wenn ſie die Schriften Luthers endlich verbrannten; und auch Luther befriedigte, der ja nichts anders verlangte als widerlegt zu ſein, um dann ſelbſt ſeine Schriften zu verbrennen.

Gegen Luthers Art zu kämpfen und zu ſchreiben, ſprach ſich Erasmus oft und klarer aus. Luther war ihm nicht ſanft, nicht beſcheiden, nicht rückſichtsvoll genug. „Zwietracht iſt mir ſo zu-

wider", sagt er irgend wo auf Luther deutend, „daß mir auch die Wahrheit nicht gefällt, wenn sie die Ursache eines Tumults wird". Von sich selbst aber sagt er im Gegensatze zu Luther ein andermal: „Meinetwegen mag wer will, Ehre darin suchen, Märtyrer zu werden, ich halte mich dieser Ehre nicht würdig."

Dennoch würde es nicht schwer sein (und die Sorbonne, die am 17. December 1527 in zwei und dreißig Artikeln die Hauptlehrsätze des Erasmus als arianische, waldensische, wicklefitische Ketzereien verdammte, hat dies noch leichter gemacht) zu zeigen, daß Erasmus in den Hauptangriffen gegen das bestehende Kirchenthum oft Luthers Ansichten getheilt und vertheidigt hatte. Und das war gerade der Grund, warum er jetzt gedrängt wurde, sich offen gegen Luther auszusprechen.

Den Angriff Huttens gegen Erasmus hatte Luther offen getadelt; aus der Erwiderung des Erasmus aber las er heraus, daß dieser endlich dennoch zu dem Entschlusse gekommen sei, den längst gehofften und gefürchteten Angriff gegen die Reform zu übernehmen. Seinem Wesen gemäß ging dann Luther dem Angriff, ihn herausfordernd, offen entgegen. Er schrieb an Erasmus: „Den Ruhm muß Dir die ganze Welt lassen, daß Dir die Wissenschaften, durch welche man zum gründlichen Verständniß der heiligen Schrift gelangt, ihr Wiederaufleben und die schönste Blüthe verdanken. — — Huttens Expostulation hat mir nicht gefallen, Dein Schwamm aber noch viel weniger. So viel wirst Du jetzt selbst wissen, daß es leicht ist, Bescheidenheit anzupreisen und Luther der Unbescheidenheit zu zeihen, und schwer, ja unmöglich, selbst bescheiden und gemäßigt zu sein, wo nicht der Geist uns ganz besonders gegeben ist. Glaube mirs oder glaube mirs nicht; Christus ist mein Zeuge, daß ich Dich von ganzer Seele bemitleide, weil Du Dir den Zorn und Groll so vieler und tüchtiger Männer aufgebürdet hast. — — Wäre ich zu vermitteln im Stande, so würde ich diesen allen rathen, Dich Deine alten Tage in Frieden leben zu lassen, bis Du selig im Herrn entschläfst. — Dir aber rathe ich, wenn Du weder den Muth, noch die Kraft hast, unsern Lehren beizupflichten, so lasse wenigstens unsere Dogmen unangefochten, und beschränke Dich auf Deinen eignen Wirkungskreis. Genug der Hetzerei und Beißerei,

was übrigens Erasmus auch wider uns thun mag, er wird uns nicht mehr schaden."[1])

Erasmus antwortete: „Du nennst Schwachheit und Unwissenheit, was ich nach meinem Gewissen und reifer Ueberlegung thue. Wenn ich aber dies und jenes von Dir lese, so fürchte ich meinerseits sehr, daß Dich Satan hinters Licht führt. — Vielleicht wird es dem Evangelium mehr nutzen, wenn Erasmus gegen Dich schreibt, als gewisse Dummköpfe ihm nutzen, wenn sie Dich vertheidigen. Diese verhindern, daß man ein bloßer Zuschauer bei Eurer Tragödie bleiben kann. — Sie machen das Evangelium bei allen redlichen Leuten verhaßt, und zwingen die Herrscher Gewalt zu brauchen, um den Tumult zu stillen". Der Rest des Briefes ist eine Rechtfertigung seines Benehmens gegen Hutten, wobei er das Unrecht, welches auf Hutten kommt, durch Verleumdungen zu steigern sucht[2]). Das Grab hatte seinen Haß nicht gemäßigt.

Auf diese wechselseitige Kriegserklärung folgte dann zuerst von Seiten des Erasmus eine Schrift: „Vom freien Willen[3]), in welcher er die Ansicht Luthers über diese Frage bekämpfte; worauf Luther mit einer Schrift „vom gefesselten Willen"[4]) antwortete, der dann von Seiten des Erasmus noch eine Erwiderung folgte. Alle diese Schriften aber haben natürlich die große Streitfrage der Jahrtausende nicht um einen Schritt weiter gebracht, wenn nicht doch eine Art Beantwortung der Frage über den freien Willen darin liegt, daß Erasmus, der sein ganzes Leben von seinen Bedürfnissen, seiner Aengstlichkeit und seiner Eitelkeit beherrscht war, den freien Willen vertheidigte; während Luther, der mit jedem Athemzuge Freiheit predigte, mit jeder That seines Lebens die stolzeste und rücksichtsloseste Selbstbestimmung bekundete, den freien Willen des Menschen leugnen zu dürfen glaubte. Erasmus aber hatte mit seinen Schriften gegen Luther nicht einmal den Erfolg, daß seine hohen katholischen Schutzherren ihn dafür lobten. Es genügte ihnen nicht, daß er die thatsächlichen Angriffe Luthers gegen

---

[1]) de Wette II. S. 498. — [2]) In Luthers ungedruckten Briefen von Schütz, 2. Band. p. 58. seq. Seckendorf, hist. Stath. Lib. I. p. 310. — [3]) de libero arbitrio. — [4]) de servo arbitrio.

das Papstthum und die römische Kirche nur mit einem philosophischen Wortkampfe über eine theoretische Streitfrage, die den damaligen Vertheidigern des römischen Stuhls gleichgültig war, entgegenzutreten wagte.

Erasmus hatte, „die rechte Mitte" haltend, zu viel gethan für seinen Ruf als selbstständiger Denker, und nicht genug um die Anhänger des Papstes zu befriedigen, weswegen dann die Sorbonne wenige Jahre später ihn mit Luther in demselben Ketzerfluche verdammen zu müssen glaubte, während die Freunde der Reform ihm mitleidvollen Andenkens den Rücken kehrten.

19.

Melanthon schrieb am 1. Januar 1523 an einen Freund: „Obgleich Franz von Sickingen und Luther in ihren Bestrebungen weit auseinander gehen, so hat jener sich doch das Ansehen geben wollen, als führe er nicht seine, sondern die öffentliche Sache. Ich weiß, welchen Kummer diese Unruhen Luther verursachen" [1]). Luther schrieb seinerseits, als Sickingen im Frühjahr 1523 die Pfalz überzog: „Nun wird das Schlimmste erst kommen". [2])

Und so kam es wirklich.

Wie wenig aber Luther selbst sich durch das Unheil, welches er kommen sah, schrecken ließ, sollte er bald genug Gelegenheit haben zu beweisen. Schon zu Ende des Jahres, das Sickingens Niederlage im Herbste sah, war Herzog Georg von Sachsen wieder mit einem Mandat gegen Luthers Bibelübersetzung aufgetreten, in welchem zugleich den Unterthanen Herzogs Georg befohlen wurde, auch alle andere Werke Luthers auszuliefern. Das wurde die Veranlassung zu einer Schrift Luthers: „Von weltlicher Obrigkeit und wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei". Sie wurde am Neujahrstage 1523 fertig und war dem Herzog Johann von Sachsen, des Kurfürsten Friedrich

[1]) Brief an Hessus vom 1. Januar 1523. Corp. Reformatorum ed. Bretschneider I. 598. — [2]) An Wenzel Link. de Wette II. 265.: res pessissima est futura.

Bruder, gewidmet. Trotz der Niederlage der Reformpartei in Sickingen und Hutten hat Luther in keiner seiner Schriften eine so heftige Sprache gegen die Mächtigen der Welt geführt.

Mit dem ersten Worte wehrt Luther sich in Kürze gegen die Verantwortung, die ihm und seiner Sache wegen des Benehmens des Adels aufgebürdet werden könnte[1]). „Ich habe", sagt er, „vorhin ein Büchlein an den deutschen Adel geschrieben und angezeigt, was sein christliches Amt und Werk sei; aber wie sie darnach gethan haben, ist genugsam vor Augen! Darum muß ich meinen Fleiß wenden und nun schreiben, was sie auch lassen und nicht thun sollen". In der Einleitung tritt er mit sehr herben Worten gegen Fürsten auf, „die Gott tolle gemacht — daß sie nun angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von sich zu thun, zu glauben und zu halten was sie vorgeben, — die sich vermessen, sich in Gottes Stuhl zu setzen und die Gewissen und den Glauben zu meistern und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geist zur Schule zu führen". Er nennt sie „Narren und Buben", deren „Wüthen zur Vertilligung christlichen Glaubens, zur Verleugnung göttlichen Wortes, zur Lästerung göttlicher Majestät — — er zum wenigsten mit Worten widerstehen wolle". Erst dann geht er zum „ersten Theile" seiner Schrift über; dieser heißt: „Weltliche Obrigkeit ist Gottes Ordnung" und hier lehrt er: „Es ist keine Gewalt, ohne von Gott, wer ihr widerstrebet, der widerstrebet Gottes Ordnung; — die Welt nach dem Evangelium regieren und alles weltliche Recht und Schwert aufheben wollen, — — das hieße, weil alle Welt böse und unter Tausenden kaum ein echter Christ, den wilden Thieren die Ketten und Banden lösen. — — Ein rechter Christ giebt sich aufs Allerwilligste unter des Schwertes Regiment, giebt Schoß, ehrt die Obrigkeit, dient, hilft und thut Alles, was er kann, das der Gewalt förderlich ist, auf daß sie im Schwung und bei Ehren und Furcht erhalten werde". Im zweiten Theile dieser Schrift: „Wie weit sich die weltliche Obrigkeit erstrecke", heißt

[1]) Noch heute kann man in der großen Mehrzahl der katholischen Geschichten der Reformation lesen, daß Luther seine Schrift „über die weltliche Obrigkeit ꝛc." geschrieben habe, um damit Sickingen und den Adel in ihren Kämpfen gegen die Fürsten unter die Arme zu greifen.

es dann: „Das weltliche Regiment erstreckt sich über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden; aber die Seele kann und will Gott Niemand regieren lassen, denn sich selbst allein. Darum, wo weltliche Gewalt sich vermißt, der Seele Gesetze zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführet und verderbet nur die Seelen. — — Wenn nun Dein Fürst, oder weltlicher Herr Dir gebeut, mit dem Papste zu halten, so oder so zu glauben, oder Dir gebeut Bücher von Dir zu thun, so sollst Du also sagen: Es gebührt Lucifer nicht, neben Gott zu sitzen; lieber Herr, ich bin Euch schuldig zu gehorchen mit Gut und Blut, gebietet mir nach Eurer Gewalt Maaß auf Erden, so will ich folgen. Heißt ihr aber mich glauben und Bücher von mir zu thun, so will ich nicht gehorchen. — — Nimmt er Dir darüber Dein Gut und strafet solchen Ungehorsam, so danke Gott, daß Du würdig bist, um göttlichen Wortes willen zu leiden; — — wo Du aber nicht widersprichst und giebst ihm Raum, daß er Dir den Glauben oder die Bücher nimmt, so hast Du wahrhaftig Gott verleugnet". — Luther deutet dann auf Meißen, Baiern, die Mark Brandenburg hin, wo die Uebersetzung des neuen Testaments verboten worden war, und sagt: „Nicht ein Blättlein, nicht einen Buchstaben sollt Ihr überantworten, wohl aber leiden sollt Ihr, daß man Euch durch die Häuser läuft und mit Gewalt nimmt, es seien Bücher oder Güter. Frevel soll man nicht widerstehen, sondern leiden; man soll ihn aber nicht billigen, noch dazu dienen, oder folgen, oder gehorchen, mit einem Fußtritt oder einem Finger."

Das war der Kern seines Werkes über den Gehorsam, den das Volk seinem Fürsten schulde. Die harten Aeußerungen, die dabei gegen die Fürsten, welche das Evangelium verboten hatten, mit unterliefen, waren Zornworte des begeisterten Predigers. Sie trafen freilich scharf, wenn er den Fürsten zurief, daß ein „frommer Fürst von Anbeginn der Welt ein seltsamer Vogel", daß sie „gemeiniglich die größten Narren oder ärgsten Buben auf Erden", daß sie „Gottes Stockmeister und Henker seien, deren sein göttlicher Zorn gebrauche, zu strafen die Bösen und äußerlichen Frieden zu halten". — Endlich warnt er sie: „sich vorzusehen vor einem kleinen Sprüchlein, das im 107. Psalm stehet: effundit contemptum super principes! Werdet

Ihrs verſehen, daß das kleine Sprüchlein über Euch in den Schwung kömmt, ſo ſeid Ihr verloren, wenn Ihr auch ein Jeglicher, ſo mächtig als der Türke wäret. — — Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht Eure Tyrannei und Muthwillen länger leiden!" — Deswegen belehrt Luther ſie im „dritten Theile" dieſer Schrift, „daß wer ein chriſtlicher Fürſt ſein will, die Meinung ablegen müſſe, er „dürfe herrſchen und mit Gewalt fahren", denn „verflucht ſind alle Werke, die nicht in der Liebe gehen". Der Fürſt ſoll „allen ſeinen Sinn dahin richten, daß er ſeinen Unterthanen nützlich und dienlich ſei"; er ſoll nicht denken, „Land und Leute ſind mein, ich will es machen, wie es mir gefällt, ſondern alſo: ich bin des Landes und der Leute, ich ſoll es machen, wie es ihnen nützlich und gut iſt". Auf dieſe Weiſe wird es einem Fürſten möglich, ein Chriſt zu ſein, „wiewohl es ſeltſam iſt und ſchwerlich zugehet". In dieſem Geiſte räth Luther dem Fürſten: „Nicht den Räthen und Eiſenfreſſern zu folgen; — wer nicht durch die Finger ſehen kann, der kann nicht regieren; — — nicht wider ſeinen Oberherrn, König oder Kaiſer, oder ſonſt ſeinen Landesherrn, kriegen; gegen ſeines Gleichen ſoll er Recht üben und Frieden halten". — Einem ſolchen Fürſten ſind dann die Unterthanen ſchuldig zu folgen, Leib und Gut daran zu ſetzen. Wo aber ein ſolcher Fürſt Unrecht wolle, da ſolle man ihm eigentlich nicht folgen, „denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen". Aber, „weil die Unterthanen nicht wiſſen, oder erfahren können durch möglichen Fleiß (ob er Recht hätte oder nicht), ſo mögen ſie dennoch ohne Gefahr der Seelen folgen."

20.

Trotz und oft in Folge dieſer Schrift wurden die Befehle gegen Luthers Bibelüberſetzung und ſeine Schriften in Meißen, in Baiern, in Brandenburg und anderswo nach Sickingens Niederlage mit vermehrter Strenge gehandhabt. Von Rom ging die Loſung zu neuem heftigen Kampfe aus. Hadrian, der für die Sittenreform in Rom ſelbſt eingetreten war, wollte jetzt der Welt und ſeinen Römern beweiſen, daß er nicht beabſichtige, dem römiſchen Papſtthum irgend etwas zu vergeben. Er that dies, indem er Biſchof Benno von

Meißen, einen der eifrigsten Anhänger des Papstes Gregor VII., einen der unermüdlichsten Unruhestifter gegen Kaiser Heinrich IV., durch eine Bulle vom 31. Mai 1523 heilig sprach. Er belohnte so zugleich Herrn Georg von Sachsen und die Meißner auch für ihren Eifer gegen Luther. Alle denkenden Köpfe waren in Deutschland zu dem Bewußtsein gelangt, daß die deutsche Geistlichkeit, welche in dem Sinne gehandelt, der in Benno heilig gesprochen wurde, die eigentliche Verantwortung dafür zu tragen habe, daß Deutschland von Rom Jahrhunderte lang geistig geknechtet und weltlich verwildert und ausgesaugt werden konnte. Luther vor allen Andern durchschaute, wie man in Rom in dem neuen deutschen Heiligen nicht den Deutschen und auch nicht den Heiligen, sondern den Kampf des Papstthums gegen das Kaiserthum „canonisiren", wie man der Menge gerade in dieser Zeit ein neues Vorbild zur Nachahmung aufstellen wollte. So erklärt es sich von selbst, daß, sobald die Heiligsprechung in Deutschland bekannt wurde, Luther mit seiner klaren, scharfen, zornglühenden und niederschmetternden Begeisterung „wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden" [1]), auftrat. Er ließ „den guten Benno schlafen in Gottes Gericht, der allein weiß, wie es um ihn steht"; aber er bekämpfte „den feinen Papstheuchler Benno, der sich viel gräulicher und erschrecklicher Bosheit des Papstes wider das Evangelium und die Vernunft theilhaftig gemacht habe"; er bekämpfte ihn, weil er in dem Kampfe, in welchem der Papst nicht abließ „bis er den Kaiser brachte um Kaiserthum, um Land und Leute, um Leib und Leben, um Ehre und Freude, um die Seele dazu, so viel an ihm gelegen war", auf Seiten dessen gestanden, „dem es um Geld und Gut, um Gewalt und Ehren zu thun" gewesen. Endlich griff Luther die in der Bulle angeführten angeblichen Wunder, auf welche die Heiligsprechung gefußt war, an, als „gute, feiste, starke Lügen, auf den guten Benno erdichtet". Er schließt, indem er ausruft: „Wenn es ihnen Ernst wäre, Gott und seine Heiligen zu ehren, so würden sie tausend und aber tausend Stücke fordern, dem Nächsten zu helfen, deren ein jegliches tausendmal besser wäre, denn das ganze Gepränge

[1]) 1524 herausgekommen.

ſolchen Erhebens an Benno. Nun ſie aber das laſſen und hierher fahren, ſo merkeſt Du, daß ſie blind und toll ſind, und ſuchen Dein Geld und ihren Nutzen und Ruhm an dem Benno!" —

Mit der Heiligſprechung Hand in Hand ging das Verketzern der Andersgläubigen. Am 1. Juli wurden in Antwerpen zwei Auguſtinermönche, Heinrich Voes und Johann Eſchen, als Anhänger Luthers verbrannt. Auch hier trat Luther der Strömung des Augenblicks entgegen und verherrlichte die Geopferten als Märtyrer in einem Gedichte:

„Die Aſche will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, kein Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an jedem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen."

Das verhinderte natürlich nicht, daß das Beiſpiel, welches die Spanier in den Niederlanden gaben, auch anderswo, in Wien (Kaspar Tauber), in Ungarn (Georg Buchführer), ſelbſt in Ditmarſen (Heinrich von Zütphen), Nachahmung fand.

Gerade in dieſen Tagen, wo Luther die Gefahr für ſeine Sache ſich mehren, wo er „das Schlimmſte erſt kommen" ſah, änderte er den Meßkultus ſelbſt gegen den Willen ſeines befreundeten Fürſten — Friedrich des Weiſen. Er legte gerade in dieſer Zeit den feſten Grund für die Zukunft der Reform in wahren Volksſchulen, anſtatt der bisherigen Kirchen-, Kloſter- und Fürſtenſchulen. Er wendet ſich zu dem Ende in einer Schrift: „An alle Bürgermeiſter und Rathsherrn aller Städte Deutſchlands, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen", und ſage: „Lieben Herren, muß man jährlich ſo viel wenden an Büchſen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe, warum ſollte man nicht vielmehr doch auch ſo viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geſchickten Mann oder zwei hielte als Schulmeiſter!" Und dieſe ſollten nicht nur deutſch, ſondern auch die

fremden Sprachen lehren, um vor irriger Auslegung der Schrift durch Sprachkenntniß zu bewahren. Der Kinder Geist soll gebildet werden, „damit die Männer dereinst wohl regieren könnten Land und Leute, und die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde". — „Fürsten und Herren solltens thun" (für die Schulen sorgen); „aber sie haben auf Schlitten zu fahren, zu trinken, und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küchen und der Kammer. Und obs etliche gerne thäten, müssen sie die Andern scheuen, daß sie nicht für Narren und Ketzer gehalten werden. Darum wills Euch, lieben Rathsherren, allein in der Hand bleiben; Ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren." [1])

21.

Unterdeß aber gestalteten sich die Verhältnisse immer drohender für die Reform. Papst Hadrian starb am 14. September 1523. Sein Nachfolger, Clemens VII. (Julius von Medicis), der Neffe Leos X., hatte den alten Hadrian bei dem letzten Conclave nur vorgeschlagen, um seiner eignen Wahl nach dem Tode dieses Greises — desto sicherer zu sein. Wenn Kaiser Karl V. auf die Ergebenheit Hadrians unter allen Bedingungen rechnen konnte, so mußte er die Beihülfe des Mediceers auf dem römischen Stuhle zu seinen Zwecken in Italien durch Zugeständnisse aller Art theuer erkaufen, ohne derselben sicher sein zu können. Das erste aber, was Clemens VII. forderte, war die rücksichtlose Bekämpfung Luthers und der Reform. In einem Concordat, welches zwischen Clemens VII. und Karl V. für Spanien 1524 zu Stande kam, wurde Spanien dem strengsten und blutigsten Glaubenszwange unterworfen.

Aber auch in Deutschland hatte das mißlungene Unternehmen Sickingens die Bekämpfung der Reform erleichtert. Vorerst gelang es hier, das Reichsregiment zu sprengen. Weil dasselbe die Reichsexekution gegen Sickingen nicht der Willkür eines diesem feindlichen

[1]) Leipz. XXII. 251. XIX. 333.

Fürstenbundes hatte überlassen wollen, und weil es überdies theilweise mit Freunden der Reform aus dem niedern Adel besetzt war, wurde es angeklagt, Sickingens Bestrebungen im Geheimen unterstützt zu haben.

Auf dem am 23. Januar 1524 in Nürnberg eröffneten Reichstage betrieb eine mächtige und geschlossene Partei, vor allem aus den Feinden Sickingens, dem Kurfürsten von der Pfalz, von Trier, von Köln, sodann dem Landgrafen von Hessen und dem schwäbischen Bunde bestehend, die Beseitigung des Reichsregiments in seiner jetzigen Zusammensetzung. Zum Unglück für Letzteres waren die Städte in Mehrzahl wegen des Grenzzolles leicht für dieselbe Ansicht zu gewinnen. Die Staatsmänner des schwäbischen Bundes waren die Lenker dieser „Pratiken“[1]). Sie hatten verlangt, daß „der schwäbische Bund von der Jurisdiction des Reichsregiments ausgenommen sein solle. Man wendete zwar ein: wenn das ginge, so wäre es mit der kaiserlichen Autorität vorbei und bedürfte gar keines Regiments mehr; dem Bunde aber war es offenbar gerade darum zu thun.“[2])

Wie einst die Reform zu Konstanz durch eine Frage der Tagesordnung (ob die Wahl der Päpste den Reformbeschlüssen vorhergehen oder folgen solle) beseitigt wurde, so sprengten jetzt die römisch-kirchlich geschulten Lenker der Opposition das Reichsregiment, indem sie den Beschluß durchsetzten, daß die „Erstreckung“ des Regiments, dessen zeitweiliges gesetzliches Bestehen abgelaufen war, bis zur Neuwahl der Mitglieder desselben ausgesetzt bleiben sollte, womit das Regiment überhaupt einstweilen aufgelöst war.

Die Majorität gegen das Reichsregiment zersplitterte sich dann wieder in den andern Fragen, welche dem Reichstage vorlagen, indem der Landgraf von Hessen insbesondere und die Städte in großer Mehrzahl der Reform günstig waren. Der Kurfürst von Brandenburg und der Kurfürst von Mainz waren gegen die Auflösung des

---

[1]) Das damalige Wort für Intriguen. — [2]) Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526. S. 86. Die deutsche Geschichtschreibung dankt Hrn. Jörg die hellsten Schlaglichter über das häßliche Treiben und die schnöden „Pratiken“ Baierns und des schwäbischen Bundes aus dieser Zeit.

Reichsregiments gewesen; und ersterer wendete sich deswegen von der päpstlich gesinnten Partei, welche die Beseitigung des Reichsregiments erwirkt hatte, offener als zuvor der Reformpartei zu. Auf diese Weise wurde letztere wieder so erstarkt, daß sie die Vollstreckung des Wormser Edicts noch einmal ablehnte, indem sie dieselbe nur „so weit möglich" zugestand, eine Art „Religionsgespräch" zwischen den Gelehrten beider Parteien, ein deutsches Concil forderte, und eben so eine allgemeine Reichsversammlung, die im Herbste in Speier zusammen kommen sollte, beschloß. Bis dahin sollte „das Evangelium und Wort Gottes ohne Aufruhr und Aergerniß zu predigen" erlaubt bleiben.

Der beabsichtigte Reichstag aber, so wie das deutsche Concil sollten nicht zu Stande kommen, weil Kaiser Karl V. beides von Burgos aus unter dem 15. Juli 1524 in strengen Aeußerungen verbot und einfach die Vollstreckung des Edicts von Worms gegen das „lutherische Irsal" verordnete.

Das war überhaupt die Losung, die jetzt von Rom und Burgos über Deutschland kam und zu deren Verwirklichung sich bereits ein neuer Bund unter den Feinden der Reform gebildet hatte.

Anstatt den Reichstag zu beschicken, versammelten sich die römisch gesinnten deutschen Fürsten unter der Leitung des päpstlichen Botschafters für Deutschland, des Kardinals Laurentius Campejus, gegen Ende Juni in Regensburg. Ferdinand von Oestreich, die beiden Herzoge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Regensburg und Trient, und sodann Abgeordnete der Bischöfe von Bamberg, Speier, Strasburg, Augsburg, Konstanz, Basel, Freisingen, Passau und Brixen schlossen hier am 6. Juli ein Bündniß, in welchem sie sich wechselseitigen Schutz zur Vollziehung des Wormser Edicts zusagten und sich verpflichteten, den „Gottesdienst der Väter" unverändert zu erhalten, die Bücher Luthers zu verbieten und die Universität Wittenberg ihren Unterthanen zu untersagen.

Oestreich und Baiern traten hier mit diesem Sonderbunde, dem „Regensburger Receß", zum erstenmale in ein festes Bündniß zur Bekämpfung der Reform. Wie Baiern schon früher, so erhielt nun auch Oestreich vom Papste den Sold zu seiner neuen Stel-

lung, indem ihm ein Drittheil aller geiſtlichen Einkünfte „gegen die Türken" zugeſagt wurde. Es beſtand übrigens zwiſchen Baiern und Oeſtreich noch ein andres Band, das ſie gegenwärtig zuſammenhielt, und zwar ihre gemeinſame Abneigung gegen das „Reichsregiment". Dem Erzherzog Ferdinand, als Statthalter dem Namen nach das Haupt des Reichsregiments, war es nicht gelungen, feſten Fuß in demſelben zu faſſen. Die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg hatten vorherrſchenden Einfluß in demſelben gewonnen. Deswegen lies der Erzherzog Statthalter geſchehen, daß das Reichsregiment aufgelöſt würde; während Kaiſer Karl von Burgos aus durch das Verbot des Reichstages, auf welchem daſſelbe wieder hergeſtellt werden ſollte, für deſſen fernere einſtweilige Beſeitigung ſorgte.

Dem Regensburger Bunde gegenüber zeigten ſich die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, der Landgraf Philipp von Heſſen, der Herzog Ernſt von Lüneburg und auch der neue König Friedrich von Dänemark (für Schleswig und Holſtein) der Reform gewogen; doch beſtand unter ihnen kein feſteres Band als das der Hinneigung zu den von Luther aufgeſtellten Grundſätzen. Die rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte dagegen waren die erſten, welche fühlten, daß dem Regensburger Bunde gegenüber Vereinigung ebenfalls unerläßlich ſein werde. Auf einem Städtetag zu Speier, der zur Zeit ſtattfand, wo die römiſch geſinnten Fürſten in Regensburg ihren Bund ſchloſſen, erfuhren ſie die Gefahr, die Deutſchland und die Reform durch das Edict von Burgos und den „Receß von Regensburg" drohe. Sie beriefen einen neuen Städtetag nach Ulm und verbündeten ſich zu gemeinſamem Schutz in Ausübung der neuen Lehre.

22.

Luther ſah den Kampf im Geiſte herannahen und ſprach ſeine innerſten Gedanken in einem neuen Schriftchen: „Zwei kaiſerliche, uneinige und widerwärtige Gebote, Luthern betreffend", aus. Er ſtellte in demſelben das Wormſer Edict, deſſen Vollſtreckung der Kaiſer und die katholiſchen Fürſten jetzt mit neuem Eifer betrieben,

dem Nürnberger Edict, das erſt eine neue Unterſuchung auf einem deutſchen Concil verordnete, gegenüber und ſagte: „Da bin ich zugleich verdammt und aufs künftige Gericht geſpaart". — Den Fürſten aber, welche die Vollſtreckung des Edicts von Worms und des Bannes gegen ihn forderten, das heißt, die ihn, wie ſeine Anhänger in Spanien, in den Niederlanden, in Oeſtreich und Ungarn mit dem Scheiterhaufen bedrohten, trat er mit unerſchrockenem Stolze und feſtem Selbſtvertrauen gegenüber: „Nun, meine lieben Fürſten und Herren", rief er ihnen zu, „Ihr eilt faſt mit mir einigem, armen Menſchen zum Tode. Und wenn das geſchehen wäre, werdet Ihr gewonnen haben? Wenn Ihr aber Ohren hättet, zu hören, ſo wollt ich Euch etwas ſeltſames ſagen. Wie, wenn des Luthers Leben ſo viel vor Gott gälte, daß, wo er nicht lebte, Eurer keiner ſeines Lebens und ſeiner Herrſchaft ſicher wäre, und daß ſein Tod Eurer Aller Unglück ſein würde! Es iſt eine ſchwere Zeit, fahret nur friſch fort, würget und brennet, ich will nicht weichen, ob Gott will! — Ich gönne Euch kein Uebel, das weiß Gott; ſo könnt auch Ihr mir nicht ſchaden, das weiß ich gewiß." — Im Tone der Propheten ruft er aus: „Es hilft nicht, Gott hat die Fürſten verblendet und verſtockt. Was wollt Ihr, lieben Herrn, Gott iſt Euch zu klug, er hat Euch zu Narren gemacht. Deposuit potentes de sede. Das gilt Euch jetzt auch, Ihr lieben Herren, wo Ihrs verſteht. Siehe, die Mörder heißen Leute würgen ein heilig Werk! Ich bitte alle lieben Chriſten wollen helfen Gott bitten für ſolch elende verblendete Fürſten, mit welchen ohne Zweifel uns Gott geplagt hat. — — Solches klag ich aus Herzensgrund allen frommen Chriſten, daß ſie ſich mit mir über ſolche tolle, thörichte, unſinnige, raſende, wahnſinnige Narren erbarmen. Gott erlös uns von ihnen und geb uns aus Gnaden andere Regenten!"

Dieſe Klagen Luthers aber verhallten in einem furchtbaren Sturme, der bereits begonnen hatte, als er ſie ausſprach.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Der Bauernkrieg.

Der Bauernkrieg.

1.

Während Luther so den Fürsten gegenüber die immer tiefer greifende Reform mit rücksichtslosem Muthe vertheidigte, wurde er von den Freunden der Reform, von denen, die unter dem Schilde der Kirchenreform weitergehende Zwecke verfolgten, eben so rücksichtslos angegriffen.

Karlstadt hatte es nicht lange als Bauer, als „evangelischer Laie", auf dem Lande ausgehalten. Im September 1523 ging er nach Orlamünde, predigte hier und wurde von der Gemeinde zum Pfarrer gewählt. Schon im December dieses Jahres gab er eine Schrift heraus: „Ursache, daß Andreas Karlstadt eine Zeit stille geschwiegen, von rechter unbetrüglicher Berufung", in welcher er den Mysticismus, der ihn augenblicklich beherrschte, offen legte und zugleich Luthers Kampfweise angriff. Luther ließ dieselbe unbeantwortet. Unterdeß aber errichtete Karlstadt in Jena eine eigene Presse, um so der Aufsicht zu entgehen, welche die Universität Wittenberg in Folge des Uebereinkommens zwischen Kurfürst Friedrich und dem Reichsregiment, daß vorerst in Sachsen nichts gedruckt werden dürfe, was die Gemüther noch weiter aufrege, über die Schriften im Kurfürstenthum Sachsen ausübte. Hier veröffentlichte er (Decbr. 1523) eine neue Schrift: „Vom Priesterthum und Opfer", in welcher er ein zweifaches Priesterthum, neben dem

geſetzlichen ein übergeſetzliches, das „Gott in Inwendigkeit des Berufenen“ mit einer „koſtbarlichen Salbe geſalbt“ habe, aufſtellte. Zugleich griff er in dieſer Schrift die Gegenwart Gottes im Abendmahl offener als je vorher an. Als Pfarrer führte er in Orlamünde deutſchen Gottesdienſt ein, beſeitigte die Bilder, die Beichte, das Aufheben der Hoſtie; und ſchrieb dann im Frühjahr 1524 ein Flugblatt: „Ob man gemach fahren und das Aergerniß der Schwachen verſchonen ſoll in Sachen, ſo Gottes Willen angehen“, in welcher er ſich vertheidigte, daß er nicht warte „bis unſere Nachbarn, die Schlemmer in Wittenberg, nachfolgten.“ —

Luther ſah in all dem nur die Wiederholung deſſen, was er in Zwickau beſiegt zu haben glaubte. Wirklich lebten mehrere Zwickauer Flüchtlinge in Orlamünde, die großen Einfluß auf Karlſtadt ausübten. Deswegen ſprach ſich Luther nicht nur im Allgemeinen gegen das Treiben Karlſtadts, ſondern insbeſondere auch gegen die altteſtamentariſche Auffaſſung aus, welche Karlſtadt in den Vordergrund ſchob, und in welcher er auch die Bigamie für gerechtfertigt hielt, und in einem gegebenen Falle geſtattete, während Luther dieſelbe unter Chriſten wenigſtens für bedenklich und ärgerlich erklärte[1]). Luther ſchreibt jetzt auch an den Kanzler Bruck und an Spalatin über die geheime Preſſe Karlſtadts in Jena, worauf Karlſtadt nach Wittenberg zur Verantwortung vor die Univerſität geladen wurde, aber hier zu keinem Zugeſtändniſſe zu bewegen war. In einem Erlaß des Kurfürſten vom 16. Mai an die Orlamünder, wurden dann die einſeitigen Reformen Karlſtadts für nichtig erklärt und dieſer aufgefordert, dem Kapitel und der Akademie von Wittenberg zu gehorchen.

Karlſtadt legte hierauf ſein Amt in Orlamünde nieder, blieb aber vor wie nach in ſeiner Gemeinde und griff Luthers Lehre, insbeſondere die vom Abendmahl, von neuem und immer heftiger an. Luther erhielt hierauf vom Kurfürſten den Auftrag, perſönlich nach Thüringen zu gehen; und er ging im Auguſt 1524 dorthin ab, ſicher in der Hoffnung, daß es ihm noch einmal gelingen werde, den „Zwickauer Geiſt“ durch ſein perſönliches Auftreten aus dem Volke auszutreiben.

---

[1]) An den Kanzler Bruck, 13. Jan. 1524. de Wette II. 458.

Er fand aber diesmal heftigern Widerstand. Die Orlamünder Gemeinde kam ihm mit einem scharfen, herausfordernden Briefe, den Karlstadt verfaßt hatte, zuvor. In Jena, wo er am 21. August eine Predigt gegen die „Schwärmgeister" hielt, „die mit Bilderſturm, Verachtung der Sacramente beginnen und mit Mord und Gewaltthat endigen würden", trat ihm nach der Predigt Karlstadt im Wirthshause persönlich gegenüber und wollte ihn zu einer Disputation herausfordern, wozu aber Luther hier keinen Beruf fühlte. Es kam zu harten Worten, und als zuletzt Luther dem Gezänke, in welches sich die anwesenden Bürger mischten, dadurch ein Ende machen wollte, daß er Karlstadt sagte, er habe volle Freiheit gegen ihn zu schreiben, stellte Karlstadt dies in Abrede; worauf dann Luther im Uebermuthe sagte: „Da habt Ihr einen Goldgulden als Bürgschaft dafür, daß ich Euch antworten will". Karlstadt nahm den Gulden an, und Handschlag und Bescheidtrunk bestätigten diese merkwürdige Herausforderung, welche dem persönlichen Gezänke ein Ende machen sollte und machte.

Luther reiste noch an demselben Tage von Jena ab nach Kala, wo er ebenfalls predigte. Als er die Kanzel bestieg, fand er auf derselben ein von den Bilderstürmern verstümmeltes Kruzifix, so daß er erschüttert kaum seine Entrüstung so weit beherrschen konnte, als zu seiner Predigt nothwendig war. In Orlamünde selbst kam es zu heftigen Scenen zwischen Luther und einzelnen der Gemeinde, so daß Luther selbst in Gefahr gerieth, persönlich mißhandelt zu werden. Verwünschungen gegen ihn waren der Abschiedsgruß, den ihm heimziehend die Orlamünder zuriefen.

Neue, nur noch heftigere Schriften Karlstadts waren die Folge: „Gegen die alten und die neuen päpstlichen Messen", hieß die eine derselben, in welcher Luther als „zwiefacher Papist und Freund des Antichrist" dargestellt wurde. Jetzt aber trat der Kurfürst Friedrich für Luther ein, und Karlstadt wurde September 1524 aus Sachsen verbannt.

2.

Mit diesen immer tiefer greifenden Streitigkeiten hielt Schritt Luthers Kampf gegen Thomas Münzer. In Stolberg am Harze (1490—93) geboren, hatte dieser in Wittenberg und Leipzig studirt, und wurde noch sehr jung in Aschersleben und Halle Lehrer. In Aschersleben stiftete er bereits unter den Jünglingen, die ihn umgaben, einen gegen den Erzbischof Ernst II. von Magdeburg gerichteten Geheimbund. Kaum mehr denn zwanzig Jahre alt, war Münzer 1515 Propst (Trohsa bei Aschersleben), und 1519 Beichtvater in einem Nonnenkloster (Beatiz bei Weißenfels). Klein, schwarzen Haares, dunkler Hautfarbe, feurigen Blickes, war er eine leidenschaftbeherrschte Natur. Seine Stellung in den Nonnenklöstern, die damals alles Andere, nur keine Nonnen beherbergten, mag zur Aufstachelung seiner Leidenschaftlichkeit beigetragen haben; jedenfalls klingt ein Ton der heißen Sinnlichkeit oft durch seine spätern Werke hindurch[1]), deren er auch von Andern angeklagt wurde.

Zur Zeit als Luther die „Zwickauer Propheten" bekämpfte und austrieb, mußte Thomas Münzer ebenfalls Zwickau, wo er damals als Prediger an der Marienkirche lebte, verlassen. Er suchte in Prag einen neuen Wirkungskreis. Eine Verwahrung für die Wahl der Priester durchs Volk selbst, die er bei Gelegenheit einer Priesterwahl in Prag als Maueranschlag veröffentlichte, ist das erste Schriftstück, das von ihm auf die Nachwelt gekommen. Es beginnt: „Ich, Thomas Münzer von Stollberg, nebst dem ersehnten und vortrefflichen Athleten Christi, Johannes Huß, werden die hellen Posaunen mit einem neuen Gesange erfüllen und vor der allgemeinen Kirche der Wähler zu der ganzen Welt wehklagend erklären, daß mir das Zeugniß Christi und seiner Auserwählten, die mich von Jugend auf gekannt haben, gegeben worden. Ich erkläre, daß ich mehr denn Alle meine Zeitgenossen ernsten Fleiß angewendet habe, bis ich gewürdigt worden bin, eine überlegene und seltene Gelehrsamkeit in Sachen des

---

[1]) In seiner Predigt über den Prophet Daniel: „Man sieht jetzt hübsch, wie sich die Aale und Schlangen zusammen verunkeuschen auf einem Haufen" u. a. m.

heiligen christlichen Glaubens zu erlangen". — Gegen Ende des Schriftstückes hieß es: „Die Ernte reift heran. Ich bin vom Himmel gedungen um einen Groschen zum Tagelohn, und schärfe meine Sichel, die Ernte zu schneiden. Meine Kehle bedeckt die höchste Wahrheit und meine Lippen verfluchen die Gottlosen, die zu erkennen und zu vernichten, geliebte böhmische Brüder, ich in Euer berühmtes Land gekommen bin, nichts wünschend, als daß Ihr das lebendige Wort hinnehmt, in dem ich lebe und athme, damit die Leere nicht wieder einkehre. Erlaubts und helft, daß Eure Meßpfaffen geprüft werden, ob sie auch Priester sind. Dann werdet Ihr die Verführung am hellen Tage sehen. Ich verspreche Euch so großen Ruhm, als Ihr bei den Römern Schmach und Haß erworben habt. Ich weiß, daß von Norden her der Anfang sein wird und der Ausgang für die Welt der erneueten apostolischen Kirche" [1]). In Folge dieses Maueranschlages mußte Thomas Münzer Prag verlassen, kehrte nach Sachsen zurück, und wurde hier bald nachher (1522) Prediger in Allstädt, in den kurfürstlich sächsischen Landen.

Nicht lange währte es, bis Thomas Münzer hier mit rascher Hand Bilderstурm, Abschaffung von Beichte und Messe, sodann vollkommenen deutschen Gottesdienst mit Predigten über altes und neues Testament durchgeführt hatte. Wie einst als Jüngling in Aschersleben, gründete er auch in Allstädt eine „geheime Gesellschaft zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit und Lauterkeit". Als Mystiker erklärte er die persönlichen Gefühle für göttliche Eingebung, die eigne Anschauung für himmlische Erleuchtung; als Fanatiker forderte er die Verwirklichung der in „göttlicher Eingebung und himmlischer Erleuchtung" erdachten Reformen mit Gewalt; die Mittel zu dieser Gewalt aber hoffte er in den Mitgliedern des geheimen Bundes zu finden.

Schon am 13. August 1523 schrieb Luther an Spalatin, daß er vergebens versucht habe, Thomas Münzer zu einer Besprechung zu

---

[1]) Strobel, Leben, Schriften, Lehren Thomas Münzers, Nürnberg und Altdorf, 1795. S. 19—37. — Die Sprache (Latein) — ist so schwülstig wie die Gedanken vage.

veranlassen. „Ich kann diesen Geist, woher er auch sei, nicht leiden", sagt Luther in diesem Briefe. „Er lobt, was ich thue (wie Thomas selbst schreibt) und achtet es doch nicht, und strebt nach Größerm. Dann spricht er in so sinnlosen und in der Schrift ungebräuchlichen Worten und Reden, daß man ihn für verrückt oder betrunken halten möchte. Deswegen habe ich den Quaestor (den Ortsvorstand) von Allstädt gebeten, daß er ihn zu einer Unterredung mit mir und Vergleichung seiner Lehre veranlassen möchte". Die gewünschte Unterredung kam nicht zu Stande.[1])

Bei der Anwesenheit des Kurfürsten Friedrich und seines Bruders Herzog Johann in Allstädt (1524) mußte Thomas Münzer, wohl um so sich „prüfen zu lassen", eine Predigt vor ihnen halten. Münzer hat dieselbe in der zweiten Hälfte des Jahres 1524 herausgegeben. Wenn er sie wirklich so gehalten hat, wie er sie drucken ließ, so wäre wahrlich die Duldsamkeit der sächsischen Fürsten groß gewesen. Nicht die Bibel, nicht das geschriebene Wort war ihm nach dieser Predigt maßgebend, sondern das „klare Wort Gottes, das der Mensch in der eigenen Seele vernommen hat"[2]). „Oft aber, wenn Gott schon sein heiliges Wort in die Seelen spricht, kann es der Mensch nicht hören, so er ungeübt ist und keine Einkehr oder Einsehen in sich selber und in den Abgrund seiner Seele thun kann". Aber wer dies kann, der ist „wahrhaftig geschaffen der Ursache, daß er Gottes Gezeugniß in seinem Leben erforschen soll". Dies Gezeugniß verkündet ihm Gott durch „Figuren, Gleichniß, Gesichte und Träume". Auf die Letzteren insbesondere muß der Mensch sehr achten, „sich gar eben vorsehen, daß nicht ein Tiple davon gebreche, was er gesehen habe", — — „auf daß der Teufel nicht darneben einreiße und verderbe die Salbe des heiligen Geistes". Münzer findet es natürlich, daß „Bruder Mastschwein und Bruder Sanftleben" —

---

[1]) de Wette II. 379. Walch XV. Anhang Nr. CXXV. — [2]) Außlegung des andern Unterschyds Danielis deß Propheten gepredigt auffm schloß zu Alstet vor den tetigen thewren Herzogen und vorstehern zu Sachsen durch Thomä Müntzer, diener des wordt Gottes. Alstedt MDXXIV. In der Sammlung von Schriften über den Bauernkrieg Schrein 302. Nr. 81. der Heidelberger Universitätsbibliothek.

auf Luther und seine Freunde zielend — diese seine Lehre verwerfen, aber „sie werden anlaufen und sich stoßen an den heiligen Geist". Um die Träume auszulegen, muß ein „neuer David kommen mit dem Bluteifer des Königs Jehu". — „Es wird Euch unzweifelhaft verdrießen, daß Ihr also gütig gewesen seid", fährt Thomas Münzer fort, zu den sächsischen Fürsten gerichtet; auf den Spruch fußend: „Ich bin nicht kommen Friede zu senden, sondern das Schwert", fragt er: „Aber was soll man mit dem Schwert machen?" und antwortet: „Die Bösen, die das Evangelium verhindern, wegthun und absondern, wollt Ihr anders nicht Teufel, sondern Diener Gottes sein. — — Christus hat befohlen: Nehmet meine Feinde und würget mir sie vor meinen Augen. Christus sagt: Ein jeglicher Baum, der keine guten Früchte trägt, soll ausgerottet und ins Feuer geworfen werden. — — Drum lasset die Uebelthäter nicht länger leben, die uns von Gott abwenden, denn ein gottloser Mensch hat kein Recht zu leben, wo er die Frommen hindert. Exodi im 22. Kapitel saget Gott: Du sollst die Uebelthäter nicht leben lassen. — Darum, Ihr theuren Väter von Sachsen, Ihr müßt es wagen, um des Evangeliums willen. — Wenn die Gelehrten die Gütigkeit Gottes mir vorhalten, so mögen sie auch seinen Eifer sehen. Gott hat Moses befohlen: Ihr sollt Euch nicht erbarmen über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder, verbrennet sie, auf daß ich Euch nicht zürne. Diese Lehre hat Christus nicht aufgehoben, sondern er will uns helfen sie erfüllen. — — Daß aber die Apostel der Heiden Götter nicht zerstört haben, antworte ich also: Daß Sanct Peter ein furchtsamer Mann gewesen ist. — — Wie Essen und Trinken uns ein Mittel ist zu leben, also nötlich ist auch das Schwert, die Gottlosen zu vertilgen. Daß aber dasselbige nun redlicher Weise und füglich geschehe, so sollen das unsere theuren Väter und Fürsten thun, die Christum mit uns bekennen; wo sie das aber nicht thun, so wird ihnen das Schwert genommen werden. Wollen sie geistlich sein und die Kunst Gottes nicht berechnen, so soll man sie wegthun. Aber ich bitte mit dem frommen Daniel für sie, wo sie Gottes Offenbarung nicht zuwider sind; wo sie aber das Widerspiel treiben, daß man sie erwürge ohne alle Gnade wie Ißkias, Josias, Cirus, Daniel, Helias (zu

Reg. 18) die Baalpfaffen und Baal zerſtöret haben; anders mag die chriſtliche Kirche zu ihrem Urſprunge nicht wieder kommen. Man muß das Unkraut ausreuten aus dem Weingarten Gottes zur Zeit der Ernte; die Engel aber, die dazu ihre Sichel ſchärfen, ſind die erſten Knechte Gottes, die den Eifer göttlicher Weisheit vollführen."

Spalatin ſchickte dieſe Schrift an Luther und Luther ſchrieb, als er ſie (31. Juli 1524) zurückſendete: „Gnade und Friede. Ich ſchicke die Allſtättiſche Raſerei [1]) zurück; auch würdig mit irgend einer Pfründe beehrt zu werden, während ſie nicht einmal auf Erden gehegt werden ſollte. So gefällt es Chriſtus: da wir unwürdig ſind, das, was Gottes iſt, zu erkennen und zu hegen; ſo müſſen wir das, was des Teufels iſt, ſtets hegen und pflegen." [2])

Münzer wurde nach Weimar zur Verantwortung geladen und ſeine dortigen Gegner behaupten, daß er zitternden Herzens und ſtockender Zunge dem Kurfürſten und ſeinen Räthen gegenüber geſtanden habe. Am 16. Auguſt wurde ſeine Ausweiſung in Weimar beſchloſſen, aber ſchon am 15. hatte er Allſtädt in der Nacht heimlich verlaſſen, nachdem er Tags zuvor den Harniſch angelegt und bewaffnet von bewaffneten Freunden umgeben, wie zur Gegenwehr bereit, Allſtädt durchzogen hatte. [3])

3.

Trotz der innern Haltloſigkeit dieſer Anſchauung wußte Thomas Münzer in dieſer aufgeregten Zeit dennoch durch ſeine begeiſterten und

---

[1]) Furiam altstetinam. de Wette II. 531. Walch XXI. 909. — [2]) Das ſcheint der Sinn des im Zorn mit Selbſtbohn geſchriebenen Briefes zu ſein. Es muß wie in den Originalbriefen: „dignum" que etiam aliqua praebenda honoretur heißen, nicht „indignum", wie Walch und nach ihm auch Andere vorſchlagen. — [3]) „Da ich heimkam von der Verhörung zu Weimar, meinte ich zu predigen das Wort Gottes, da kamen meine Rathsherren und wollten mich den höchſten Feinden des Evangelium überantworten. Da ich das vernahm, war meines Bleibens nimmer, ich wiſchte meine Schuh von ihrem Staub; denn ich ſah mit meinen ſichtigen Augen, daß ſie vielmehr ihre Eide und Pflichten, denn Gottes Wort achteten". So Münzer ſelbſt in ſeiner „Schutzrede — wider das — — Fleiſch zu Wittenberg". Vergl. Zimmermann I. 189.

funkensprühenden Reden Mitglieder zu seinem geheimen Bunde in Allstädt und anderswo zu werben. Er fühlte die Verwandtschaft heraus, die zwischen ihm und Karlstadt bestand und forderte diesen ebenfalls auf, in seinen Bund einzutreten. Karlstadt aber war dazu nicht keck genug. Er wies in einem Briefe an Münzer (19. Juli 1524) entschieden jede Theilnahme an Verschwörungen und an gewaltsamen Angriffen gegen die Obrigkeit zurück[1]). Luther aber sah seinen alten Gegner Karlstadt, der die Frage: „ob man gemach fahren solle“ mit keckem Hohn verneinend gegen „die Schlemmer in Wittenberg“ beantwortete, und seinen jungen Widersacher Thomas Münzer, der ihn und seine Mitkämpfer „Bruder Sanftleben und Bruder Mastschwein“ nannte, für Kinder desselben Geistes an. Unter diesem Eindrucke hatte Luther seine Reise nach Orlamünde angetreten. In Weimar hörte er, daß Münzer sich nach Mühlhausen (an der Unstrutt) zurückzuziehen gedenke, und alsbald (14. August) schickte er ein Schreiben „an den Rath und die Gemeinde von Mühlhausen“, in welchem er sie warnte vor „dem falschen Geist des Propheten, der wohl bewiesen habe, was er für ein Baum ist, weil er keine andere Frucht trägt, denn Mord und Aufruhr und Blutvergießen anzurichten. — — Wer ihm zuhört und folgt, der heißt der Auserwählte Gottes; wer nicht hört, der muß gottlos sein und wollen ihn tödten.“[2])

An demselben Tage (21. August), an welchem Luther den heftigen Auftritt mit Karlstadt und dessen Freunden im Bären zu Jena zu bestehen hatte, schrieb er „einen Brief an den Fürsten zu Sachsen vom aufrührerischen Geiste“, in welchem er sich offen und umfassend über Thomas Münzer und sein Treiben aussprach. „Das Glück hat allewege das heilige Wort Gottes, wenns aufgeht, daß der Satan sich dawidersetzt mit aller seiner Macht, erstlich mit der Faust und aller freveler Gewalt, wo das nicht helfen will, greift ers mit falscher Zunge, mit irrigen Geistern und Lehren an. — — Also hat er sich jetzt in kurfürstliche Gnaden Fürstenthum niedergethan, zu Allstädt ein Nest gemacht und denkt unter unserm Frieden, Schirm und Schutz

[1]) Seidemann, Thomas Münzer. S. 128. — [2]) de Wette II. 536. Walch XVI. 5.

wider uns zu fechten. — — Vom Himmel kommen ſie und hören Gott ſelbſt mit ſich reden; und iſt ein ſchlecht Ding, daß man in Wittenberg den Glauben, Liebe und Kreuz Chriſti lehret. Gottes Stimme (ſagen ſie) mußt Du ſelbſt hören und Gottes Werk in Dir leiden und fühlen, wie ſchwer Dein Pfund iſt; es iſt nichts mit der Schrift, ja Bibel, Bubel, Babel ꝛc. Ich habe von hochmüthigerm, ſtolzerm Geiſte weder gehört noch geleſen". Luther erklärt, daß er dieſen Geiſt nur angreife, „weil er die Sache nicht im Worte bleiben laſſen, ſondern ſich mit der Fauſt drein zu begeben, ſich mit Gewalt ſetzen wider die Obrigkeit und ſtracks daher einen leiblich Aufruhr anrichten wolle". — — Es iſt „Schuld und Pflicht ordentlicher Gewalt, ſolchem Unfug zu wehren und dem Aufruhr zuvorzukommen. — — Das muß ein ſchlechter Geiſt ſein, der ſeine Frucht nicht anders beweiſen kann, denn mit Kirchen-, Klöſterbrechen und Heiligenverbrennen, welches auch wohl thun könnten die allerärgſten Buben auf Erden, ſonderlich wo ſie ſicher ſind und ohne Widerſtand. Da hielt ich aber mehr von, wenn der Geiſt zu Allſtädt gegen Dresden, oder Berlin, oder Ingolſtadt (wo die Reformfreunde mit Schwert und Feuer bekämpft wurden) ſtürmte und brennte daſelbſt Klöſter und verbrennte Heiligen. — — Jetzt ſei das die Summa, gnädigſte Herren: daß Euer fürſtliche Gnaden ſoll nicht wehren dem Amt des Wortes. Man laſſe ſie nur getroſt und friſch predigen, was ſie können und wider wen ſie wollen; denn es müſſen Secten ſein. Man laſſe die Geiſter auf einander platzen und treffen. — — Wo ſie aber wollen mehr thun, denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und ſchlagen mit der Fauſt, da ſollen Euer fürſtliche Gnaden zugreifen; es ſei wir oder ſie, und ſtracks das Land verboten und geſagt: „Die Fauſt haltet ſtille, denn das iſt unſer Amt oder hebt Euch zum Lande aus!" — Weil dieſe Propheten gerne etwas ſonderliches und beſſeres wollten machen und könnten doch nicht, laſſen ſie die Seelen zu erlöſen auſtehen und greifen Holz und Stein an. Das ſoll das neue wunderlich Werk ſein des hohen Geiſtes! — — Weil die Juden Altar und Götzen gebrochen, ſo ſoll daraus folgen, daß wir müßten leiblich tödten alle Unchriſten, gleich wie den Juden geboten war, die Kananiter und Amoniter zu tödten? Hiermit würde der Allſtädter Geiſt

nichts mehr zu thun gewinnen, denn Blut vergießen; und welche seine himmlische Stimme nicht hörten, müßten alle von ihm erwürget werden, daß Aergerniß nicht bliebe im Volke Gottes. — Aergerniß wegthun muß durchs Wort Gottes geschehen! — — Hierbei will ichs diesmal lassen bleiben, und Euer fürstliche Gnaden unterthäniglich gebeten haben, daß sie mit Ernst zu solchen Stürmern und Schwärmern thun, auf daß allein mit dem Wort Gottes in diesen Sachen gehandelt werde wie den Christen gebührt, und Ursach der Aufruhr, dazu sonst Herr Omnes mehr denn zu viel geneigt ist, verhütet werde."[1])

4.

In der freien Reichsstadt Mühlhausen herrschte damals die Aufregung der Zeit. Ein ausgetretener Mönch, Pfeifer, stand an der Spitze der Reformpartei, die hier neben Kirchenreformen im Sinne Luthers zugleich ein demokratisches Zunftregiment gegenüber dem herrschenden Patricierregiment anstrebte. Pfeifer und die Zünfte waren siegreich gewesen, bis Münzer anlangte und durch sein Getreibe die Reformpartei zersplittern half, was die „Ehrbarkeit", den Patricier-Stadtrath so stärkte, daß sie schon bald nach Münzers Ankunft nicht nur diesen, sondern auch Pfeifer und die Häupter der Reformpartei aus der Stadt vertreiben konnte. Von hier wendete sich dann Münzer nach Nürnberg, wo er aber in Folge einer neuen Schrift gegen Luther ausgewiesen wurde. In diesem Werkchen läßt Münzer sich vollkommen gehen; es ist das bezeichnendste und auch das ausgezeichnetste, was er geschrieben hat. Es heißt: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit verklärter Weise durch den Diebstahl der heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt hat."[2])

Mit Geist, Keckheit und Gewissenlosigkeit[3]) wird Luther als der

---

[1]) de Wette II. 538, 549. Walch XVI. 8. — [2]) In der Sammlung der Heidelberger Universitätsbibliothek Sch. 302. Nr. 81. — [3]) Die Liste der Schmähwörter gegen Luther ist groß: Allerehrgeizigter, verschmitzter Schriftgelehrter, pha-

Freund der Großen und der Feind der Kleinen angegriffen, während Münzer sich selbst als Feind der Großen und Freund der Kleinen hinstellt. „Ich habe", sagt er, „dem tückischen Kulkraben nichts anderes gethan, denn daß ich, wie eine einfältige Taube, meine Federn, die mit Silber, das siebenmal gefegt ist, überzogen sind und am Rücken in Goldfarbe übergehen, geschwungen und das Aas, auf dem er gerne sitzet, überflogen; denn ich wills in die ganze Welt (wissen) lassen, daß er den gottlosen Schelmen heuchlet, wie Du siehst im Büchlein wider mich. — — Er schilt mich gar heftig und wirft mir vor die Gütigkeit Christi, nachdem ich den Ernst des Gesetzes geprediget habe, wie dasselbe gegen die geistlosen Uebertreter (wiewohl sie Regenten seien) nicht aufgehoben, sondern mit dem allerhöchsten Ernst vollzogen werden soll. Paulus (1. Timoth. 1) sagt klärlich, daß das Volk die überfallen soll, die wider die gesunde Lehre fechten. — — Gleichwohl kommt Vater Leisetritt und sagt, ich wolle Aufruhr machen. Eines saget er und das Allerbescheidenste verschweigt er, wie ich klärlich vor den Fürsten ausbreitete, daß die ganze Gemeinde Gewalt des Schwerts habe, wie auch den Schlüssel der Auflösung, — daß die Fürsten keine Herren, sondern Diener des Schwerts seien; sie sollens nicht machen, wie es ihnen wohlgefällt, sie sollen Recht thun. — — Es ist der allergrößte Greuel auf Erden, daß Niemand der dürftigen Noth sich will annehmen; die Großen machen es wie sie wollen (wie Job am XLI. beschreibt). — — Der arme Schmeichler will sich mit Christo in erdichteter Gütigkeit decken; er sagt aber anderswo, daß die Fürsten sollen getrost unter die Diebe und Räuber streichen. Er verschweiget aber den Ursprung aller Dieberei. Sieh zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Herren und Fürsten; nehmen alle Creatur zum Eigenthum, die Fisch im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß Alles ihr sein. Darüber lassen sie denn Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: Gott hat geboten, „Du sollst nicht stehlen!" — So sie nun — — den armen Ackermann, Handwerkermann und

---

risäischer Tücker, hochfertiger Narr, schmeichelnder Schelm, sanftlebender Gutdünkler, voller buchstäbischem Trotze, mit engbrüstigem Neide, Vater Leisetritt, würtembergischer Papst, Jungfrau Merten, lästerlicher Mönch, Erzbube ꝛc. ꝛc.

Alles, das da lebet, ſchinden und ſchaben, ſo dieſer ſich dann vergreift, ſo muß er hängen. Da ſagt denn der Doctor Lügner: Amen! Die Herren machen ſelber, daß ihnen der arme Mann feind wird; die Urſache des Aufruhrs wollen ſie nicht wegthun, wie kann das die Länge gut werden? Muß ich aufrühreriſch ſein, ſo ich das ſage, Wohlan, ſo ſei es! — Soll ſich der Unſchuldige alſo genügen laſſen, darum, daß der Gottloſe dem Frommen ſage: Ich muß Dich martern, Chriſtus hat auch gelitten, deswegen darfſt Du mir nicht widerſtehen? — Doctor Lügner, Du haſt keine andere Furcht, denn aufrühreriſch ſein; Du biſt ein Satan und zwar ein ſchlechter Satan. Siehe, Du biſt ein Samaritaner und haſt den Teufel.“

Münzer traf hier die ſchwache Seite in Luthers Grundſätzen über den Gehorſam, indem er zeigte, wie das ſtille Dulden im äußerſten Falle zur Vernichtung der Menſchenrechte führen kann. Luther ſagte zu ſolchen Fällen nicht: „Amen“ [1]); ſondern ſchleuderte das gewichtige Wort ſeines Fluches, das nachhaltiger gewirkt hat, als alle Aufſtände aller Zeiten, gegen ſolche Fürſten, die ihre Unterthanen mißhandelten; er konnte deswegen um ſo weniger ſich durch dieſes Uebertreiben ſeines Grundſatzes bis zum Unſinne aus ſeiner Stellung hinaustreiben laſſen. Er fühlte, wie ſtark dieſe Stellung nach allen andern Seiten hin war, und ſah vorher, wie überſtürzend ſeine Gegner alle geſellſchaftlichen Grundlagen niederreißen mußten, wenn das, was als Ausnahme naturgemäß erſcheinen und gerechtfertigt werden konnte — d. h. Widerſtand und Kampf gegen die offenbar ungerechte Regierung, — mit der Auffaſſung ſeines Gegners als Regel zum allgemeinen Grundſatze und dann, Gewalt gegen Gewalt aller Regierten gegen einander und gegen die Regierung ſelbſt, der leitende Gedanke der menſchlichen Geſellſchaft geworden wäre.

Mit dem grellſten Hohne greift Münzer Luthers Aeußerungen an, daß auch er gelitten, gekämpft, die Fürſten geſtraft und den Papſt beſiegt habe. „Es nimmt mich auch ſehr Wunder“, ſagt er hierauf erwidernd, „wie der ausgeſchämte Mönch es tragen kann, daß er alſo gräulich verfolgt wird bei dem guten Malwaſier und bei dem Hurenköſtlein. — — Ihr wiſſet nicht, daß Ihr jetzt hunderttauſendmal

[1]) Siehe Seite 218 dieſes Bandes.

ärger daran ſeid, denn zuvor. Man wird Euch fortan mit einer neuen Logik beſcheißen, mit Täuſcherei des Worts Gottes. — Daß Du die Fürſten geſcholten haſt, kannſt Du wohl wieder gut machen, Du neuer Papſt, ſchenkſt ihnen Klöſter und Kirchen. — Du biſt kein mörderiſcher und aufrühreriſcher Geiſt, aber Du hetzeſt wie ein Höllenhund!"

Luther hatte eben ſo gut auch Münzers ſchwächſte Seite getroffen, wo er dieſen tadelt, daß er ſein ganzes Gebäude auf perſönliche göttliche Eingebung gründe und die heilige Schrift bei Seite ſtelle. Hierauf erwiderte Münzer jetzt ausweichend: „Was der allmächtige Gott mit mir machet oder redet, kann ich nicht viel Rühmens von, denn allein, was ich durchs Gezeugniß Gottes dem Volk aus der heiligen Schrift vorſage" [1]). Nur um ſo heftiger aber greift dann Münzer Luthers ganzes Leben und Thun an. „Du biſt ein giftiges Würmlein mit Deiner beſchiſſenen Demuth; ſiehe, Du biſt doch zum Brandfuchs worden, der vor dem Tage heißer bellet und nun, da die rechte Wahrheit will aufgehen, willſt Du die Kleinen und nicht die Großen ſchelten". So ſetzt er Luthers Auftreten in Leipzig, in Augsburg, in Worms herunter und ſagt ſchließlich: „Schlafe, ſanftliebes Fleiſch. Ich röche Dich lieber gebraten in Deinem Trotz durch Gottes Grimm im Hafen oder Topf beim Feuer. Dann in Deinem eignen Säuslein gekocht, ſollte Dich der Teufel freſſen. Du biſt ein Eſelsfleiſch, Du würdeſt langſam gar werden und ein zähes Gericht werden Deinen Milchmäulern."

„Saul fing auch etwas Gutes an, aber David, nach langem Umtreiben, mußt es vollführen." — —

Der „neue David" ging von Nürnberg in den Schwarzwald, nach Oberſchwaben, wo er vom October 1524 bis in den Februar 1525 lebte. Das war die Zeit, in welcher hier ein allgemeiner Bauernaufſtand ausbrach.

---

[1]) In ſpätern Schriftſtücken bekannte Münzer wieder offen ſeine Lehre: „nicht nach der Einfältigkeit des Wortes Gottes, ſondern aus der lebendigen Stimme vom Himmel" — in unmittelbarer Erkenntniß der Wahrheit: „aus dem Munde Gottes" und nicht aus der Schrift ſeine Stütze zu finden. Siehe Strobel, Thomas Münzer S. 168. 173.

5.

Das allmälige Herabdrücken der freien deutschen Bauern bis zur Leibeigenschaft, welches ganz besonders in den kleinen Kirchenstaaten, in den Stifts- und Klosterländern Deutschlands mit allen heiligen Mitteln und jener der „Kirche" eigenen Zähigkeit angestrebt und durchgeführt worden war; — die Aussaugung und Verarmung der Bauern der kleinen weltlichen und geistlichen Herren führten gleichzeitig mit dem Erwachen eines allgemeinen Selbstständigkeitsgefühls aller Stände zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nach und nach zu einer Reihenfolge von Bauernerhebungen sowohl in Deutschland, als auch in seinen Nachbarländern.

Zu derselben Zeit, als der arme Kunrad in Würtemberg beseitigt und blutig bestraft wurde, kämpften (1513) die Bauern der Schweiz in Luzern, Bern und Solothurn mit Glück gegen ihre adligen Patrizier, die sie eben so rechtlos wie die deutschen Bauern zu machen strebten, und die jetzt gezwungen wurden, die Freiheit der Schweizer Bauern in vollem Maße anzuerkennen. Die Bauern der Schweiz zeigten in diesen Kämpfen eben so viel Muth als Klugheit und Gerechtigkeit. Nirgend artete bei ihnen der Kampf in einen Vertilgungskrieg zweier Klassen desselben Volkes gegen einander aus. Die landes- und freiheitgefährlichen Feinde der Rechte der freien Schweizerbauern büßten oft mit dem Leben, verfielen einem strengen und blutigen Gerichte; aber es war nicht die Stellung, der Klassenunterschied, sondern die That, das Unrecht, das Benehmen des Einzelnen, welche die Rache der Schweizerbauern gegen einzelne Adeligen aufstachelte (1513—1514).

Anders entschied sich zu derselben Zeit dieselbe Frage der Freiheit oder Knechtung der Bauern in Ungarn. Hier standen die Bauern unter der Leitung eines der Ihrigen, Georg Dosa, auf und wütheten rücksichtslos gegen die dortigen Adeligen, von denen im ersten Sturme vierhundert niedergemacht, ihre Schlösser verbrannt, ihre Besitzungen zerstört wurden; was dann den ganzen ungarischen Adel zwang, Alle ohne Ausnahme, den Kampf der Verzweiflung gegen die Bauern aufzunehmen. So siegte zuletzt der Adel und glaubte dann, blutige Vergeltung üben zu müssen. Ueber sechszigtausend Bauern fielen in

Schlachten, auf der Flucht, auf den Richtplätzen. Die Folge war, daß von da an in Ungarn ein rücksichtsloses Adelsregiment die Herstellung eines freien Bauernstandes, der Grundlage jedes selbstständigen Staates, verhinderte und hierdurch die ungarische Nation trotz aller Tapferkeit ihres Adels und Volkes verdammt war, der Herrschaft des Auslandes anheimzufallen.

Der Aufstand der Bauern im östreichischen Windischland (in Kärnthen, Krain und Steiermark) hatte im wesentlichen denselben Verlauf wie in Ungarn. Die Bauern, die hier lange vor Luther sich „um der göttlichen Gerechtigkeit willen" erhoben und den Kampf begannen, wütheten gegen den Adel, schonten, wo sie siegten und die Macht hatten, nicht Mann und Knecht, Weib und Kind; und wurden dann, als sie im Städtchen Krain vom Wüthen gegen den dort gefangenen Adel ausruhten, von dem Adelsherrn unter Siegmund von Dietrichstein überfallen, besiegt, gesprengt, auf der Flucht niedergemetzelt und schließlich kalten Blutes die Gefangenen, Aufgegriffenen, Schuldige und Unschuldige, geköpft und geviertheilt. Auch hier war dann die Volkskraft für Jahrhunderte zerstört.

Das waren die Vorläufer des großen Bauernaufstandes in Deutschland.

6.

Nach vereinzelten Ausbrüchen der Unzufriedenheit unter den Bauern, bald hier, bald dort in Deutschland, die gegen Ende des Jahres 1524 entweder mit dem Abbrennen eines Klosters oder eines Schlosses endigten, oder auch zu einem Vertrage zwischen den Bauern und ihren Herren oder einem Zusammenstoße zwischen den Aufständischen und den wenigen Truppen des schwäbischen Bundes führten, brach im Frühjahr 1525 ein Aufstand aus, der sich allmälig von dem äußersten Süden Deutschlands bis nach Thüringen und Sachsen hinauf erstreckte. Die Aufregung, welche der helle Kampf Luthers gegen das Papstthum in die Gemüther geworfen hatte, war dabei nicht ohne Einfluß; nie und nimmer aber würden Luther und seine Bestrebungen einen Bauernaufstand, wie den von 1525, hervorgerufen

haben, wenn dazu nicht die viel tieferen Ursachen, die nun schon seit dreißig Jahren die Bauern von einem „Bundschuh" zu dem andern trieben, mitgewirkt hätten.

Die Ursachen, die zum Bauernaufstande führten, waren im wesentlichen überall dieselben, Entfreiung, Druck, Ausbeutung, Mißhandlung; der Aufstand selbst aber in den verschiedenen Theilen Deutschlands seinem Wesen nach ein anderer. Die alemannischen Stämme standen vor allem unter dem Einflusse des lebendigen Beispiels, welches ihnen ihre Stammgenossen in der Schweizer Eidgenossenschaft gaben. Dort, wo die fränkischen und schwäbischen Stämme in einander übergehen und sich verwischen, am Neckar, zwischen Odenwald und Schwarzwald, in Franken, wo neben den Bischöfen von Mainz, Würzburg, Bamberg eine Menge kleiner Ritterthrannen das Volk nach einem großen, mächtigen Herrscher, der die kleinen vernichte, seufzen machte, hoffte man mehr von der Wiederherstellung der Kaisermacht. Unter den sächsischen Stämmen hingegen hatte der Bauer vielfach seine Freiheit gerettet, stand er aufrecht neben Adel und Städten; und deswegen fand hier der Bauernaufstand seine natürliche Grenze, die er nur an einzelnen Punkten überschritt, wo Sonderursachen, wie in Thüringen und in ein paar sächsischen Landestheilen, eine ganz eigenthümliche Bewegung gleichzeitig neben dem großen Bauernaufstande hervorriefen. Das Auseinanderhalten dieser verschiedenen Bewegungen im großen Bauernaufstande von 1525 ist die erste Bedingung zum Verständniß und zur Würdigung der Ereignisse dieser unheilvollsten unter allen unheilvollen Tagen der deutschen Geschichte.

7.

In dem Winkel von Süddeutschland zwischen den Alpen, dem Bodensee, der Donau und dem Lechfluß, im Allgäu, wohnte gewissermaßen der Kern des alemannischen Stammes[1]). Das fromme Volk hatte gerne die Hand geboten, ein Gotteshaus nach dem andern zu

[1]) Der Name des Gaus „Allgäu" ist mit dem Stammnamen „Alemannen" verwandt.

gründen, die dann nach und nach alle zu geistlichen Herrschaften wurden. Neben dem Bisthum von Augsburg und der fürstlichen Abtei von Kempten lagen hier die reichen und mehr oder weniger mächtigen Abteien von Wettershausen, Urspeng, Roggeburg, Ottobeuern, Irrsen, Gutenzell, Hegenbach, Ochsenhausen, Buchau, Schussenried, Petershausen, Weingarten, Weißenau, Münchroth, Marchthal, Weißenborn, Weiblingen, Elchingen, Zwiefalten, Salmansweiler u. a. Zwischen diesen geistlichen Herrschaften theilten sich fast eben so viele kleine weltliche Herren, die Grafen Truchseß von Waldburg, Königseck, Hohenzollern-Sigmaringen, Mindelheim, Fürstenberg, Salm, Ried, Königseck, Montfort, Egloff, Tranchberg, Rothenfels, Hoheneck, Illtenreichheim und viele kleine reichsfreie Ritter von Stein, Schellenberg, Rotenstein, Rindheim und Andere in den Rest von Land und Volk, welchen die Geistlichkeit nicht besetzt hatte, und der nicht an ein paar Reichsstädte (Kempten, Memmingen, Kaufbeuern, Isny, Ravensberg, Biberach u. a.) gekommen war. Alle geistlichen und weltlichen Herren aber lasteten, jeder in seiner Weise, drückend und erdrückend auf den Bauern.

Der Fürstabt von Kempten war allen seinen geistlichen Nachbarn mit gutem Beispiele, wie man die Bauern nach und nach ihrer Freiheit bis aufs letzte Restchen berauben konnte, voraufgegangen. Die Bauern ihrerseits lagen seit länger als einem Jahrhundert in beständigen Rechtsstreiten gegen ihre gefürsteten Aebte. Im Jahre 1423 begannen sie einen neuen Rechtsstreit, wogegen vierzig Prälaten zu einem Bündniß zusammentraten, um gemeinsam die Kosten, die der Rechtsstreit verursachen könne, zu tragen. So mußten die Bauern in Zehnten und Zinsen, in Frohnden und Diensten, in Beicht- und Messengeldern der Geistlichkeit die Mittel geben, ihnen den Weg Rechtens so zu erschweren, daß sie auf demselben verarmen und zuletzt sich in ihr Geschick zu fügen gezwungen waren. Dem Beispiele der verbündeten Prälaten folgten freilich auch oft die Bauern, um Einer den Andern gegen die Erdrückung zu schützen. Mitunter gelang dies auch den einzelnen Bauernschaften halbwegs, so den Bauern des Abtes von Ochsenhausen im Jahre 1501, als sie der Abt vor dem schwäbischen Bunde verklagte und dieser den Abt veranlaßte, sich einem billigen Schiedsurtheile zu

unterwerfen. In der Regel aber unterlagen die Bauernschaften, noch öfter ging ihre Entrechtung und Entfreiung so leise Schritt für Schritt vor sich, daß sie kaum selbst zu sagen wußten, wie es endlich zugegangen, wenn die Söhne freier Großeltern am Ende in Leibeigenschaft gerathen waren und vor Zehnten, Zinsen, Frohnden und Diensten nicht mehr bestehen konnten.

Ringsum aber waren die Allgäuer von Bauern umgeben, die in viel bessern Verhältnissen lebten. Vor Allem waren es die Schweizer Bauern, auf die hier der Allgäuer mit verletztem Herzen hinaufsah. Es war derselbe Volksstamm in den Alpen und am Fuße derselben; die Allgäuer waren gleich rüstig und gleich tapfer, sie hatten auch das Bewußtsein, daß einst ihre Väter eben so frei gewesen wie die Bauern der Eidgenossenschaft. Ihre südöstlichen Nachbarn, die östreichischen Bauern in Tyrol, waren kaum weniger frei als die Schweizerbauern; auch sie hatten sich das Recht der Ständeschaft, der Mitberathung und Mitbeschließung über alle Gesetze und höhere Verwaltungs- und Besteuerungsmaßregeln zu erhalten gewußt. In Baiern hatten die Bauern die Standschaftsrechte verloren, aber sie waren nicht leibeigen geworden; und die Herzoge von Baiern begünstigten ihre Bauern eher, als daß sie dieselben unterdrückt hätten, weil sie in ihrem Kampfe, als Landesfürsten nach unbeschränkter Macht strebend, die Bauern gegen ihre Stände benutzen zu können hofften. Im Herzogthum Würtemberg bestanden im wesentlichen ähnliche Verhältnisse wie in Baiern; der Druck, den Herzog Ulrich gegen die Bauern insbesondere ausgeübt hatte, war mit Ursache, daß er so leicht aus seinem Lande vertrieben werden konnte. Die neue habsburgische Regierung in Würtemberg suchte sich durch Billigkeit gegen die Bauernschaften im Lande beliebt zu machen.

Im Innern gedrückt und ausgesaugt, ringsum von freiern und besser gestellten Bauern umgeben, seit mehreren Menschenleben im Kampfe und Rechtsstreit gegen ihre geistlichen Unterdrücker, arbeitsrüstig, kräftig, tapfer, eine der Hauptpflanzschulen der deutschen Landsknechte, waren die Allgäuer überdies aufgeregt durch die Reformgrundsätze, die in ihrer nächsten Nähe, in Zürich, in Konstanz, in Basel, in den freien Reichsstädten des Allgaus, ja bis in Kempten selbst,

wo Mathias Waibel, Pfarrer von Sanct Lorenz, die Lehren Luthers vortrug, den Sieg davon getragen hatten. Da dieſe Lehren nicht nur gegen die Herrſchaft des Papſtes, ſondern gegen alle weltliche Herrſchaft der Geiſtlichkeit gerichtet waren, ſo fanden dieſelben natürlich in den Bauern unter dem Krummſtab eben ſo gut ein offenes Ohr, wie bei den deutſchen Fürſten, die überall die reife Frucht der durch Luthers Sturmpredigten dem Falle nahe gebrachten Kirchenſtaaten aufzufangen und ſich zuzueignen bereit waren.

8.

Zu Anfang des Jahres 1525 ſollte der alte Rechtsſtreit zwiſchen den Bauern und dem Fürſtabt von Kempten noch einmal in einer neuen Frage geſchlichtet werden. Ein Schiedsurtheil war den Bauern günſtig; der Abt aber verwarf die ſchiedsrichterliche Entſcheidung. Die Abgeordneten der Bauerngemeinde, welche den Rechtsſtreit betrieben, verſammelten ſich in Folge deſſen auf der Malſtadt zu Luibas, wo, ſo weit die Erinnerung des Volkes zurückreichte, die Volksverſammlungen und Volksgerichte des Allgäus gehalten worden waren. Sie beſchloſſen, auf Montag nach Sebaſtian (21. Januar) eine allgemeine Volksverſammlung nach Luibas zu berufen. Auf dieſer verabredeten dann die Bauernſchaften ſich zur gemeinſamen Koſtentragung für den Rechtsſtreit, der mit der Verwerfung des Schiedsurtheils in die Hände der Gerichte fiel. Die Bauern gingen einen Schritt weiter und beſchloſſen, die Koſten aus der Herrenſteuer ſelbſt zu beſtreiten, womit ſie dieſe thatſächlich verweigerten. Endlich verbündeten ſie ſich zu gemeinſamem bewaffneten Widerſtand und Aufforderung zu demſelben durch Sturmläuten in allen Kirchen des Landes, wenn Gewalt gegen einzelne von ihnen verſucht werden ſollte. Am 25. Januar verſammelten ſich die Abgeordneten aller gegen den Abt von Kempten verbündeten Gemeinden in der Reichsſtadt Kempten, wählten hier zur Betreibung des Prozeſſes einen Ausſchuß, an deſſen Spitze Jörg Schmidt von Luibas, genannt „der Knopf", ſtand, der Sohn eines andern Schmidt von Luibas, der, dreißig Jahre früher an der Spitze eines ähnlichen Ausſchuſſes, von den Häſchern des Abts aufgefangen

und ohne Recht und Gericht beseitigt worden war. Die erste Maßregel des Bauernausschusses war eine Verwahrung an den schwäbischen Bund und den Kaiser, daß sie nichts als ihr Recht auf dem Wege Rechtens wollten, daß sie aber auch entschlossen seien, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Der Abt dagegen, dem der Kaiser ferne stand, klagte seinerseits beim schwäbischen Bunde.

Die Volksbewegung in Kempten theilte sich auch anderswo mit. Schon am 9. Februar versammelte sich in Laubheim, zwischen Ulm und Biberach ein Haufen Bauern, um „gegen Leibeigenschaft, gegen alle Dienste und Gülten und für das Evangelium" ein Bündniß zu schließen, der in wenigen Tagen durch Bauern aus den Besitzungen der Aebte von Salmansweiler, Hegenbach, Gutenzell, so wie aus den umliegenden weltlichen kleinen Herrschaften vermehrt, auf 12,000 Mann stieg und sich der „Baltringer Haufe" nannte. Hierdurch kam der ganze Unterallgäu (der nördliche Theil des Allgäues) in eine Bewegung, die sich in wenigen Wochen auch dem Oberallgäu (dem südlichen, das Gebirgsland,) so mittheilte, daß am 25. Februar bei Raithenau ebenfalls 7000 Mann, vorzugsweise Hintersassen der Grafen von Montfort, der Abteien Salmansweiler, Weißenau, Weingarten u. a. versammelt waren.

In Folge des allgemeinen Aufstandes im ganzen Allgäu beriefen die Vorstände der Kemptner Gemeinden einen allgemeinen Bundestag aller Landleute nach Kempten auf den 5. März, wo denn beschlossen wurde, alle umliegenden Landschaften, wenn nöthig, selbst mit Gewalt, in die „christliche Vereinigung" zu bringen und am 21. März einen zweiten allgemeinen Bundestag in Kempten abzuhalten. Auf diesem zweiten Bundestage wurden wahrscheinlich die „zwölf Artikel" verfaßt, oder, wenn früher und anderswo verfaßt, von den Allgäuern angenommen. Von hier aus machten dieselben, als Grundlage für die Forderungen fast aller Bauernhaufen, die Runde in ganz Deutschland. Der erste der zwölf Artikel beantragte für jede Gemeinde das Recht, ihre Pfarrer selbst zu wählen und für die gewählten Pfarrer die Pflicht, „das Evangelium lauter und klar, ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehre und Gebot, zu predigen"; der zweite Artikel forderte die Verwendung des rechtmäßigen Zehnten für die Pfarrer

und die Gemeinde und den etwaigen Reſt für die allgemeine Landesnoth wegen eines Kriegszuges; zugleich beantragte er die Verweigerung des kleinen Zehnten. „Zum Dritten", heißt es im Art. III., „iſt der Brauch bisher geweßt, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen iſt, ungeſehen, daß uns Chriſtus alle mit ſeinem koſtbaren, für uns vergoſſenen Blute erlöſt und erkauft hat. Darum erfindet ſich in der Schrift (Weisheit 6. 1. Pet. 2.), daß wir frei ſind und wir wollen frei ſein. Nicht, daß wir gar frei ſein, keine Obrigkeit haben wollen; das lehrt uns Gott nicht; wir ſollen in Geboten leben, nicht in freiem fleiſchlichen Muthwillen (5. Moſ. 6. Math. 4.). — — Wir ſind außer Zweifel, ihr werdet uns der Leibeigenſchaft, als wahre und rechte Chriſten, gern entlaſſen oder uns aus dem Evangelium deſſen berichten, daß wir leibeigen ſind". Der vierte Artikel fordert das Recht, „daß ein armer Mann Gewalt habe, das Wildpret, Geflügel oder Fiſche im fließenden Waßer zu fangen", daß das Wild nicht „dem armen Manne zum Trutz und mächtigen Schaden gehegt werde"; und ſodann, „daß wenn Einer ein Waſſer hätte, das er nicht mit genugſamer Schrift als erkauft nachweiſen könne, er daſſelbe in ziemlicher Weiſe an die Gemeinde zurückgebe". Im fünften Artikel ſtellen ſie die gleiche Forderung wegen der Hölzer, „daß ſolche, die nicht erkauft worden, der Gemeinde wieder anheimfallen und ein Jeglicher aus der Gemeinde ſeine Nothdurft ins Haus umſonſt nehme". Artikel VI. fordert Abſchaffung aller neuen Dienſte und Herſtellung der Dienſte „wie unſere Eltern gedient haben". Im VII. Artikel verwahren ſich die Bauern gegen alle Vermehrung der Dienſte für Güter, welche die Herrſchaft den Bauern gegen vertragmäßig beſtimmte Dienſte übergeben habe. Der Artikel VIII. fordert eine neue billige Schätzung der durch die Herrſchaft überlaſteten Güter. Im IX. Artikel klagen die Bauern gegen übermäßige Geldſtrafen bei kleinen Frevelu; im Artikel X. gegen die unrechtmäßige Beſitzergreifung von Gemeinde-Wieſen und -Aeckern, deren Rückerſtattung an die Gemeinde ſie fordern; im XI. Artikel fordern ſie die Aufhebung der Abgabe des Todesfalles, da ſie „nimmer leiden und geſtatten wollen, daß man Wittwen und Waiſen das Ihrige wider Gott und Ehren alſo ſchändlich nehme und ſie beraube". Im XII. Artikel heißt es

dann schließlich „ist unser Beschluß und endliche Meinung, wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir, wo uns selbige Artikel mit dem Worte Gottes als unziemlich nachgewiesen werden, davon abstehen, sobald man es uns mit Grund der Schrift erklärt. Und ob man uns gleich etliche Artikel jetzt schon zuließe und es befände sich hernach, daß sie unrecht wären, so sollen sie von Stund an fort und ab sein und nichts mehr gelten."

Alles Unrecht, das die Bauern drückte, ist in milder Weise hingestellt, die Abhülfe angedeutet. Nur zwei von diesen Artikeln, die welche die Leibeigenschaft und die Abgabe des Todesfalles berühren, zeigen den festen Willen, nicht länger den Druck und das Unrecht, welches in beiden lag, zu tragen. Aber selbst auch auf diese bezieht sich der Schlußartikel, daß die Klagenden sich mit dem Worte Gottes eines Bessern belehren lassen wollen.

Wer der oder die eigentlichen Verfasser dieser zwölf Artikel waren, ist unbekannt geblieben [1]). Ueberall, wo die Bauern aufstanden, wurden Beschwerdeartikel aufgesetzt, bis endlich die „zwölf Artikel" die Hauptbeschwerden in so einfacher, klarer und umfassender Weise zusammenstellten, daß von ihrem ersten Erscheinen an, was in den Anfang März fällt [2]), fast nur noch von den „zwölf Artikeln" die Rede ist. Die ersten bekannten Abdrücke der zwölf Artikel [3]) enthalten zugleich die bekannten Sonderbeschlüsse der Kemptner Bundesversammlung vom 21. März und „die Handlung und Instruction", durch welche die Bauern in Kempten die Verhältnisse und Zustände des Augenblicks zu ordnen und zu regeln suchten, und mit welchen sie dem schwäbischen Bunde bei den Verhandlungen gegenübertraten.

---

[1]) Sie wurden oft Thomas Münzer zugeschrieben. Er selbst leugnete, ihr Verfasser zu sein. Diejenigen, die sie ihm zuschrieben, haben das Wesen Münzers, so wie seine Ausdrucksweise nicht erkannt. — [2]) Von diesem Monat sind schon gedruckte Exemplare derselben vorhanden. — [3]) Die gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauernschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Oberkeiten, von welchen sie sich beschwert vermeinen. Auch die Handlung und Instruction, so vorgenommen sein von allen Ratthen und Hauffen der Bauren. Im XXV. Jan. (Heidelb. Universitätsbibliothek Schr. 302, Nr. 81.)

Dieſe „Handlungen und Inſtructionen“ ſind an und für ſich eben ſo bezeichnend, wie die zwölf Artikel ſelbſt. Es wurde durch dieſelben der Landfrieden geſichert und jeder Aufruhr und jede Gewalt gegen die geiſtliche und weltliche Obrigkeit verboten; der altgermaniſche Rechtsbrauch des „Friedebietens“, nach welchem Jeder das Recht hatte, Streitenden und Kämpfenden Frieden zu bieten, und jeder Kämpfende bei Strafe dieſem Gebote gehorchen mußte, wurde allgemein erneuert; das Eintreiben fälliger Schulden wurde geſichert; die Beſitzer von Schlöſſern wurden aufgefordert, ihre Schlöſſer nur mit „Proviant zu ziemlicher Nothdurft“ zu verſehen, die Dienſtleute (Beſoldete aller Art) der Fürſten und Herren angewieſen, ihren Eid aufzugeben, wo nicht, „Weib und Kind zu ſich zu nehmen und die Landſchaft unbetrübt zu laſſen“; die Pfarrer und Vikare „werden freundlich erſucht, das heilige Evangelium zu verkünden und zu predigen“. Geraubtes Gut ſollte nirgend durchgelaſſen werden, und „Gericht und Recht, wie vor beſchehen iſt, Fürgang haben.“

Der ganze Allgäu, ſo weit er ſich dem Aufſtande anſchloß, errichtete auf Grundlage dieſer Beſchlüſſe ein allgemeines Schutz und Trutzbündniß, dann löſten ſich die zuſammengetretenen einzelnen Haufen der Bauern auf, bereit auf den erſten Glockenton — zu welchem Ende vorerſt alles gewöhnliche Geläute eingeſtellt wurde — an den bezeichneten Sammelplätzen (Luibas, Raithenau, Bermatingen und dem Ried bei Biberach) zu erſcheinen.

Die freien Städte Ravensberg und Kempten, die in Angſt ſich halb und halb den Bauern angeſchloſſen hatten, ſuchten eine Art Waffenſtillſtand zwiſchen den Bauern und dem ſchwäbiſchen Bunde zu vermitteln, und die Bauern ſelbſt ſchickten Geſandte an den Bund mit Vorſchlägen zu einem Schiedsgericht. Durch den Aufſtand überraſcht, nahm der ſchwäbiſche Bund dieſen Vorſchlag am 25. März dahin an, daß jede der in Streit gerathenen Parteien einen Schiedsmann wählen ſollte: im Falle dieſe ſich nicht einigten, ſollte ein Obmann gewählt werden; und was dann die Mehrzahl entſcheide, ſollte für Herren und Bauern als Urtheil und Geſetz gelten. Um dieſen Vorſchlag der Geſammtheit der Bauern vorzulegen, wurde für den 2. April eine neue Verſammlung aller Bauernſchaften berufen.

9.

Die Erhebung im Allgäu hatte unterdessen auch im Hegau und im Klettgau (zwischen dem Bodensee, dem Rheine und dem Schwarzwald) und weiter voranschreitend im ganzen Schwarzwald bis zum Odenwald und nach Franken hin, Nachahmung gefunden. Es war eine erschütternde Zeit voller Ahnungen und Prophezeiungen; atmosphärische Erscheinungen erschreckten überdies das ganze Volk und selbst die große Mehrzahl der hellern Köpfe. Alle Mächtigen waren, ohne daß noch irgend ein harter Schlag geschehen war, von Angst gelähmt. Die Gerechtigkeit ihrer Forderungen gab den Bauern großes Selbstvertrauen; die allgemeine Stimmung, der Geistlichkeit feindlich, lähmte diese; ein Theil der mächtigen Fürsten Deutschlands, so wie des weltlichen Adels hoffte bei dem Aufstande gegen die Geistlichkeit am Ende mehr zu gewinnen als zu verlieren. Viele Freunde der Reform wurden auch dadurch zum Vortheile der Bauern gestimmt, daß diese fast überall neben ihren Menschen- und Bauernrechten auch Freiheit der evangelischen Lehre forderten.

Diese letztere Ansicht hatte sogar im Reichsregiment, damals nach seiner Wiederbesetzung zu Eßlingen tagend, durch den Einfluß der Ehrenmänner von Schwarzenberg, Rothenhahn und andere Anhänger Luthers die Oberhand gewonnen. Selbst der bairische Abgeordnete beim Reichsregiment, Dr. Schilling, schrieb am 13. März an den Herzog Wilhelm von Baiern in diesem Sinn: „Es müsse zuvor (ehe man den Sieg über die Bauern hoffen könne) die Obrigkeit bei sich auch allerlei abstellen, wodurch ohne Zweifel Gott solche Widerwärtigkeit, Ungehorsam und Empörung verhängt" [1]). Das Reichsregiment stieß aber beim schwäbischen Bunde und hier, insbesondere bei dem bairischen Bundesrath und Kanzler Leonhard von Eck, auf einen Widerstand, der offen und geheim, mit allen guten und allen schlechten Mitteln die Dinge so verwirrte, daß zuletzt dem blutigen Schwerte allein die Entscheidung zufallen mußte. Zu der Zeit als die Unterhandlungen zwischen den Allgäuer Bauern und dem schwäbischen Bunde

[1]) Jörg 416.

begannen, gab das Reichsregiment sich alle Mühe, dieselbe ins rechte Gleis zu leiten. Der Kanzler Eck aber berichtete hierüber (9. März) an den Herzog Wilhelm von Baiern: „die guten und frommen Leute in Eßlingen haben ein lang Schreiben allhier den Bündischen geschickt und bitten in diesen Empörungen — der Bauernschaft ein Nachdenken zu haben, sähen gerne, daß man sie zum Unterthädiger erbäte; haben wirs nicht thun noch verstehen wollen, noch auch viel weniger unsere langhergebrachten Ernst und Reputation wie alte Huren verlieren wollen". — An demselben Tage schreibt er auch: „Der Bauern brüderliche Liebe ist mir ganz zuwider. Ich habe mit meinen natürlichen und leiblichen Geschwistern nicht gerne getheilt, geschweige denn mit Fremden und Bauern"[1]). Das war der Geist, der beim schwäbischen Bunde den Ausschlag gab. Am 12. März schrieb Eck wieder an seinen Herzog: „Die Bauern sind Ungeheuer, ich habe nur meiner Lachsferchen Sorge, sonst bekümmert mich ihr Fürhaben nicht."[2])

Wäre es den Ansichten Leonhards von Eck nach gegangen, so hätte der Hauptmann des schwäbischen Bundes, der Truchseß Graf Georg von Waldburg, mit den Reisigen, die ihm zu Gebote standen, über die Bauernhaufen herfallen müssen. Es geschah dies aber nicht — und wahrscheinlich trotz der Ansichten Ecks zum Vortheile der Absichten des Bundes und zum Nachtheile der Bauern — weil die Mehrzahl der Bundesräthe und vor Allem der Truchseß von Waldburg selbst die Kräfte des Bundes nicht für hinreichend hielten, um Gewalt gegen die tapfern Bauern des Allgäus zu wagen. Landsknechte waren kaum aufzutreiben, weil sie fast nur unter den Bauern zu suchen waren und weil gerade jetzt alle ältern, geschulten Kriegsknechte unter Georg von Frundsberg und Karl von Bourbon in Italien die Schlacht bei Pavia (27. Februar) schlugen; die Reisigen aber, die der Adel stellte, fühlten keine Kampflust gegen die Bauern, waren „alte Weiber und schon todt"[3]), wie Leonhard von Eck sich in seiner handgreiflichen Sprache ausdrückte.

Es kam aber zu alle dem noch eine weitere Verwickelung hinzu. Der Herzog Ulrich von Würtemberg, der als Flüchtling in der Schweiz

[1]) Jörg a. a. O. S. 416, 417. — [2]) Jörg 417. — [3]) Jörg 405.

lebte, kehrte hier Anhänglichkeit an die Kirchenreform, Bauernfreundlichkeit und Ritterfreiheitsliebe heraus, suchte die Flüchtlinge des armen Konrads und zugleich die des unglücklichen Adelkrieges (Schweikard von Sickingen, Franzens Sohn, Hartmuth von Kronberg, Frowein von Hutten, Johann von Fuchsstein, Florian Geyer und andere) für sich zu gewinnen, um mit ihrer Hülfe sein Herzogthum wieder zu erlangen. Als die Allgäuer aufstanden und es auch im Schwarzwalde sich regte, hoffte Herzog Ulrich von den Bauern Beistand für seine Bestrebungen. Ihm war es gleichgültig, wer ihm die Oestreicher aus seinem Lande vertreiben helfen wolle, „ob Schuh oder Stiefel", Bauer oder Ritter, deutsches oder französisches Geld — denn er nahm Sold von Frankreich, um deutsche Söldner bezahlen zu können. — Während er selbst mit Johann von Fuchsstein ins Hegau ritt und letztern bald nachher auch in den Allgäu schickte, um die Bauern zu gewinnen, gingen Frohwein von Hutten und Hartmuth von Kronberg nach Böhmen, um hier für Ulrich zu werben. Aber weder die deutschen noch die böhmischen Bauern wollten sich mit dem vertriebenen Tyrannen einlassen. Dagegen gelang es Ulrich, einen Trupp Schweizersöldlinge anzuwerben. Mit diesen fiel dann der Herzog in sein Erbland ein, wo ein Theil der Würtemberger Bauern sich ihm anschloß, die der Fuchssteiner in Rottweil bearbeitet und belehrt hatte, daß es besser sei „Einem, als vierundzwanzig Herren", den östreichischen Statthaltern in Stuttgart, zu dienen. Johann von Fuchsstein, der seinem Namen Ehre machte, Ritter und Doctor zugleich, war bis 1523 Kanzler des Pfalzgrafen Friedrich und 1522 sogar für Letztern Beisitzer des Reichsregiments gewesen, bis er sich durch einen Brief an Sickingen so bloß stellte, daß er nach Sickingens Niederlage mit den andern Sickingischen Flüchtlingen Deutschland verlassen mußte. Er wurde dann eine Weile die rechte Hand Ulrichs von Würtemberg, sein Vermittler bei dem König von Frankreich im Lager von Pavia, und endlich sein Vertreter den Bauern gegenüber. Später, als Ulrichs Zug fehlzuschlagen drohte, war er dann ebenfalls nicht der Letzte, der ihn verrieth und verkaufte. Vorerst aber suchte er, während Ulrich mit seinen Schweizern und wür-

tembergiſchen Bauern auf Stuttgart zuzog, die Bauern des Allgäus zu veranlaſſen, in Baiern einzufallen.

Das war die dringendere Gefahr für den ſchwäbiſchen Bund, der fürchten mußte, daß Ulrich, um Rache an dem Bunde zu nehmen, ſich überhaupt an die Spitze der Bauernbewegung ſtellen könnte. Der Bundeshauptmann Truchſeß von Waldburg erhielt alſo den Auftrag, vor Allem den Herzog von Würtemberg wieder aus Deutſchland hinauszutreiben. Auf ſeinem Wege nach Würtemberg ſchloß der Truchſeß im Hegau mit dem großen Bauernhaufen einen Vertrag, durch welchen die Bauern ſich, gegen das Verſprechen einer Amneſtie und der Hülfe des Truchſeß und des Bundes bei jeder gerechten Beſchwerde, zum Heimzug und zur Ruhe verpflichteten. Ein paar kleinere Haufen, die ſich nicht zu dieſem Vertrage herbeilaſſen wollten, wurden auseinander geſprengt.

Am 1. März ſtieß der Truchſeß mit ſeinem Vortrab an der Lechenſteige hinter Tutlingen auf dreihundert Schweizer und Bauern, von denen ſeine Reiſigen beim erſten Anlaufe hundertunddreißig niedermachten. Als aber dann der Truchſeß mit kaum zweitauſend Streitern dem Hauptheere des Herzogs näher kam, ſah er, daß er demſelben nicht gewachſen ſei und zog ſich zurück. Das Reichsregiment und der Bund benutzten, jedes in ſeiner Art, dieſen erſten Erfolg gegen Ulrich. Jenes brachte einen „Anſtand" mit Ulrich zu Wege, und veranlaßte ihn zum Rückzuge. Der ſchwäbiſche Bund aber war unterdeß in anderer Weiſe thätig geweſen. Der Schrecken, welchen der erſte Zuſammenſtoß des Truchſeß mit den Schweizern und Bauern unter dieſen verbreitet hatte, — noch mehr der Mangel an Geld zum Sold, der nach der Gefangennehmung Franz I. bei Pavia ſchon während der Belagerung von Stuttgart durch Ulrich eintrat, erlaubte den „Pratiken" des ſchwäbiſchen Bundes und ſeines Lenkers von Eck, zu verſuchen, ob die Schweizer nicht den Herzog Ulrich, wie wenige Jahre vorher ihren Soldherren, den Herzog Ludovico Moro Sforza von Mailand zu „verkaufen" geneigt ſeien. Die „Pratik" gelang auch ſo weit, daß die Schweizerſöldlinge den Herzog auf dem Rückzuge in einem Kloſter bei Rottweil zu fangen verſuchten, und dieſer nur mit Noth durch einen heimlichen Ausgang entkam. Die voll-

ständige Rathlosigkeit seiner Lage einsehend, verkaufte dann Ulrich in Rottweil sein Geschütz, verabschiedete die Schweizer und flüchtete wieder über die Grenze.

Der ganze Feldzug Ulrichs hatte wenig über drei Wochen gedauert; am 17. März war der Herzog wieder auf Schweizerboden angelangt.

10.

Wie kurz Ulrichs Zug aber währte, so hat er lange genug gedauert, um dem Bauernaufstande unendlich zu schaden. Der ränkevolle Kanzler Eck fühlte heraus, welchen Eindruck es machen werde, wenn es den Schein habe, als ob die Bauern mit dem wüsten allgemein verachteten Tyrannen Ulrich von Würtemberg gemeinsame Sache machten. Als der Fuchsfteiner einen allgäuer Bauernhaufen veranlaßte, in Baiern einzufallen, drang Eck besonders darauf, daß in dem Aufgebot in Baiern zur Vertheidigung des Landes „der Herzog von Würtemberg und die aufrührerischen Bauern mitsammt benannt“ seien. Der Erfolg war auch der Art, daß die bairischen Bauern die eingedrungenen Allgäuer mit blutigen Köpfen über die Grenze trieben.

Ueberdies erlaubte der Einfall des Herzogs von Würtemberg dem schwäbischen Bunde seine Rüstungen, als gegen den Herzog gerichtet, auf Thätigstes fortzusetzen, während er den Bauern gegenüber kein anderes Ziel als friedliche, billige, schiedsrichterliche Schlichtung der ausgebrochenen Mißverständnisse zu verfolgen sich das Ansehen geben konnte.

Die eigentlichen Absichten der Leiter des schwäbischen Bundes werden klar durch die unverholenen Aeußerungen des Kanzlers Eck in seinen Berichten an den Herzog Wilhelm von Baiern. Schon am 11. Februar forderte der Bund das erste Drittheil der „eilenden Bundeshülfe“ ein, und befahl, das andere Drittheil zur Verfügung fertig zu halten[1]). Vier Tage später schreibt der Kanzler Eck an

[1]) Ein Drittheil bestand aus 1035 zu Roß, 2407 zu Fuß, wozu die weltlichen Fürsten (Oestreich, Pfalz, Baiern, Brandenburg, Hessen, Würtemberg) 566

den Herzog von Baiern: „Auf Morgen kommen die Bauern wieder zusammen. Darauf wollen wir zu ihnen schicken und ein Geleit geben, einen Ausschuß zu uns zu verordnen und mit uns zu handeln. Werden sie das thun, so wollen wir die Bösewicht unterhalten, bis das Kriegsvolk kommt und drauf zunächst in sie fallen und gegen ihnen handeln!“ [1]) Es war nicht schwer, die Bauern zu Unterhandlungen zu veranlassen, denn die Absicht der Allgäuer war, durch Schiedsgericht, „durch den Kaiser und den Bund“, zu ihrem alten Rechte zu gelangen. Des Bundes Absicht in seinen leitenden Mitgliedern war, die Bauern hinzuhalten, und dann, wenn „Volk genug gesammelt“, an den „Bösewichtern“ furchtbare Rache zu üben.

Am 18. Februar forderte der Bund das zweite Drittheil und sechs Tage später (23. Februar) schreibt Eck an den Herzog Wilhelm von Baiern: „Zwei-, drei- bis vierhundert Stradioten“ (raub- und blutdurstige Albanesen) „wären bald herauszubringen und lüderlich zu unterhalten, ist ein gut Volk auf die Bauern; denn wollte sich eine Empörung im Fürstenthum erheben, ist mit Niemand besser, denn mit fremden Leuten, als Stradioten oder Behaimen (Böhmen) zu stillen“ [2]). Zwei Tage später schrieb Eck abermals an den Herzog: daß man Morgen zu den Bauern schicken und mit ihnen einen Anstand machen werde, wie man denselben am gelegensten finde; und „so dies geschieht, wird man demnächst mit allem Volk, so noch heut oder morgen ankommen soll, dem Herzog von Würtemberg entgegenziehen“; — „gelingt es uns“, heißt es in einem Briefe vom folgenden Tage weiter, „mit dem Herzog, so wollen wir an dem Widerzug die Bauern also abbrennen, daß sie wollten, sie hätten es unterlassen“ [3]). Von „Brennen“ war bis zu diesem Tage, 27. Februar, in dem Allgäu noch gar nicht Rede gewesen.

An demselben Tage fand die allgemeine Versammlung in Luibas statt, die ruhig auseinander ging. Auch der erste Bundestag vom

---

zu Roß, 1267 zu Fuß, die geistlichen Fürsten (Mainz, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Constanz) 198 zu Roß, 104 zu Fuß; die Ritterschaft 128 zu Roß; die Städte 63 zu Roß, 1306 zu Fuß stellten.

[1]) Jörg a. a. O. 407. — [2]) Jörg a. a. O. 413. — [3]) Jörg a. a. O. S. 409, 410.

5. März lief wieder ohne alle Gewalt ab, wenn auch die Bauern beschlossen, daß alle Bauern mit Gewalt zum „christlichen Bunde" gezwungen werden sollten, um „Wildpret und Fisch frei" zu erhalten und nur rechtskräftige Abgaben und Zinsen zu zahlen. Zwei Tage später, am 7. März, schrieb Eck von neuem an Herzog Wilhelm: „Als bald wir mit dem Herzog (von Würtemberg) gerecht, wollen wir mit den Bauern handeln, aber weß Gestalt wissen unser in dem ganzen Rath über fünf nicht, die Sach muß still und geheim gehandelt werden. — Wildprett und Fisch frei, und Niemand Nichts geben! — Dieser Teufel ist nicht zu bannen, ohne den Henker, das glaub mir Euer fürstliche Gnaden. Es wird heroben allso auch gehen müssen und Euer fürstliche Gnaden werden noch die schwäbischen Feuer in Baiern sehen!"[1] So wurden die „schwäbischen Feuer", die wenige Wochen später „auf dem Widerzug" des Bundesheeres aus Würtemberg in der That bis nach Baiern hinüberleuchteten, zum voraus angekündigt.

Es wurde ein durchgreifendes Spionirsystem eingerichtet und geheime Treiber und Hetzer zu den einzelnen Bauernhaufen geschickt. Dazu erhielten alle (Kreis-) Hauptleute an der bairischen Grenze Geld von dem Herzog angewiesen. Einer der Beamten, der Pfleger Pfersfelder zu Aichbach, ist auch „so glücklich", ihrer zwei „Franzosenärzte", das heißt Quacksalber, welche die damals überall mehr oder weniger herrschende Lustseuche heilen zu können vorgaben, Leute, „so man ab den Bäumen (Galgen) lesen muß", genannt Lienhard Alber und Gastle Hofgarter, gefunden zu haben, von denen er sich das Beste versprach. Der eine mußte mit „dem Schergen zu Aindling einen Rumor anfangen und sie zwei sich mit trocknen Streichen wohl an einander ablattern, so hat er Ursach sich aus dem Lande und zu den Bauern zu thun, werden sie kein Sorg (Mißtrauen) auf ihn setzen"[2]. Der vielgenannte Fuchssteiner selbst stellte sich zuletzt als ein Spion der bairisch-bündischen Politik heraus.

Während so der Kanzler Eck alles zu dem Ueberfalle gegen die Bauern vorbereitete, während er die zukünftigen „schwäbischen Feuer"

[1] Jörg a. a. O. 413. — [2] Jörg 435, 436.

zum voraus beſprach, während er erkaufte Horcher, Treiber und Hetzer unter die Bauern ſchickte, ſchrieb er ſchon am 9. März, auf die Forderung der Bauern, daß ſie „Nichts als das reine Evangelium und göttliche Recht" wollten, aufſpielend, ſiegesgewiß ſeinem Herzog: „Wir werden gegen die Bauern bald ſolchen Ernſt gebrauchen, daß ihr hölliſches Evangelium in kurzen Tagen erlöſchen wird." [1])

Unterdeß wurden die Unterhandlungen mit den Bauern zu einem ſchiedsrichterlichen Schluſſe ſo läſſig fortgeſetzt, daß Eck hoffen durfte, es werde ein feſter „Anſtand" mit den Bauern nicht eher zu Stande kommen, bis der Truchſeß Georg von Waldburg mit ſeinem Heere aus Würtemberg zur Züchtigung über die Bauern hereinbrechen könne. Aber der Truchſeß dachte anders als der Kanzler Eck. Seine Beſitzungen lagen im Allgäu, er war ſeinen Bauern ſtets ein gerechter Herr geweſen, ſo daß, als die übrigen Bauern die ſeinigen zum Anſchluſſe aufforderten, dieſe den Anſchluß verweigerten. Deswegen fühlte er keinen Beruf, mit Feuer und Schwert unter ſeinen eignen und den Nachbarbauern zu wüthen. Ueberdies hatte der Truchſeß von Waldburg früher mit der Mehrzahl des ſchwäbiſchen Adels einen Sonderbund gegen das Uebergreifen des ſchwäbiſchen Bundes, der gänzlich in die Hand der Herzoge von Baiern gefallen war, errichtet. Nur auf den ausdrücklichen Befehl des Erzherzogs Ferdinand, der ſeinen Einfluß im Bunde durch ihn und Andere zu ſtärken ſuchte, war er ſpäter wieder in den ſchwäbiſchen Bund eingetreten [2]). Er war auch eine Zeitlang Beiſitzer des Reichsregiments in Eßlingen geweſen. So neigte er aus vielen Gründen zu der mildern Auffaſſungsweiſe dieſes Letztern hin. Herzog Ulrich gegenüber war es dem Reichsregiment gelungen, „dieſe Handlung mit alſo wenig Schaden wider vieler Menſchen Anſchlag und Hoffnung zum Frieden zu wenden". Der Truchſeß hatte dazu gerne die Hand geboten. Jetzt forderten die Reichsregenten den Bund auf, auch den Bauern gegenüber „ein Nachdenken zu haben" und es nicht zum Aeußerſten zu treiben. Ueberdies aber durfte der Truchſeß auch ſeinem eignen Heere nicht trauen; die Landsknechte, die ſich gerne gegen Ulrich und ſeine Schweizer

[1]) Jörg. — [2]) Pappenheims Chron. des Truchſ. v. Waldb. I. 181.

schlugen, hatten keine Lust in ihrem eignen Blute, den deutschen Bauern, zu wüthen. Das Alles war Ursache, daß der Truchseß, trotz alles Treibens des schwäbischen Bundes und Ecks insbesondere, nur langsam heranrückte, und so den Bauern im Allgäu Zeit ließ, mit dem schwäbischen Bunde, in dem zuletzt die Mehrzahl der Bundesräthe sich für die Politik des Reichsregiments aussprach, zu einem „Anstande" zu kommen. Der Kanzler Eck klagt deswegen in seinen Briefen an Herzog Wilhelm von Baiern sehr bitter gegen den Truchseß und schreibt am 21. März: „Der Unfleiß des Truchseßen und Anderes möchte ihn dahin bringen, daß ihm nicht viel Hauptmannschaften befohlen werden möchten, dazu ich auch geträulich helfen werde. Euer fürstliche Gnaden wird auch auf das Mäncherlei von mir vernehmen."[1])

So kam trotz Ecks endlich in Ulm am 25. März ein „Anstand", vorerst bis zum 2. April, zu Stande, während welchem die Allgäuer Bauern sich darüber erklären sollten, daß zwischen den Obrigkeiten und den Unterthanen vier Personen weltlichen Standes zu gleichen Theilen gewählt würden, in Güte zu vermitteln und wenn Vermittelung nicht möglich, mit Zuziehung eines Obmanns den Streit gerichtlich und endgültig zu entscheiden. Bis zur Entscheidung sollte Alles beim Alten bleiben.

11.

Der „Anstand" wurde am 25. März abgeschlossen; am 26. März wurden der Edelsitz Buchel (Bühel) und drei Dörfer des Truchseß von einem Bauernhaufen niedergebrannt. Wenn das ein Zufall war, so hätte der Zufall selten so furchtbar mit dem Geschicke der Völker gespielt; wenn das aber das Werk der „Franzosenärzte" der bairisch-bündischen „Pratiken" war, dann haben nie Hetzer und Treiber in ähnlichen Verhältnissen die Gedanken und die Wünsche ihrer Auftraggeber so klug und zur rechten Zeit zur That werden

[1]) Jörg 419.

laſſen. Die Geſchichte hat bis jetzt keine Beweiſe, daß hier die „Pratiken" Ecks mit im Spiele waren; aber die Beweiſe hat ſie, daß wenige Wochen ſpäter in einer ganz ähnlichen Stellung der Dinge der Kanzler von Eck den Frieden zwiſchen den einzelnen Klaſſen des deutſchen Volkes mit Feuer und Blut hintertrieb.

Das „Brennen", die erſten „ſchwäbiſchen Feuer", gingen von keinem der vier Lager, in welchem die Bauernſchaften ſich ſammeln ſollten, ſondern von einem bis jetzt nicht genannten Bauernhaufen aus, der ſich kaum zwei Stunden von Ulm zu Leipheim geſammelt hatte. Die Räthe des Bundes konnten in der That die erſten „ſchwäbiſchen Feuer" in Ulm ſehen. Vorerſt ſtießen alle Feinde der Bauern, und Eck lauter als Alle, den Ruf: „Verrath und Friedensbruch!" gegen die Bauern aus. Von dem „Anſtand" war nun nicht mehr die Rede, eben ſo wenig von der Bauernverſammlung am 2. April, die ihn beſtätigen ſollte.

Auf die Nachricht, daß ſeine eignen Dörfer in Brand geſteckt worden, zog der Truchſeß raſcher als bis jetzt der Donau zu. Am 30. März erreichte er dieſelbe bei Ehingen. Unterdeſſen hatte jener Haufen von Leipheim Nachahmer gefunden; ein zweiter Haufen bei Illertiſſen, ein dritter in der Nähe des Städtchens Wurzach, welches dem Truchſeß gehörte, ſich geſammelt. Das „Brennen" war von da an eine Weile unter dieſen Vorläufern und Nachzüglern der großen, gemeinen Bauernſchaft des Allgäus an der Tagesordnung, die Klöſter wurden geplündert, die Keller ausgeſoffen, die Speicher geleert, die Bücherſammlungen und Kanzeleien ausgefegt, die Urkunden zerriſſen, die Kirchen oft im Hohne geſchändet. Als der wilde Haufen auch die Abtei Ochſenhauſen angreifen wollte, ſammelten ſich die Unterſaſſen des Abtes und trieben die Vagabunden aus ihrem Bereiche, weil der Abt von Ochſenhauſen ſich vor etwa zehn Jahren zu einem billigen Verſtändniß durch Schiedsurtheil mit den Bauern herangelaſſen hatte. Das Kloſter Roggenburg dagegen wurde am 1. April von dem Leipheimer Haufen ausgefreſſen, ausgeſoffen, ausgebeutet, geplündert, geleert, und als die Leipheimer abgezogen waren, kam am andern Tage der Haufen von Illertiſſen und löſte den von Leipheim „zur Nachleſe" ab. Während aber der Illertiſſer Haufen

hier plünderte, traf den Leipheimer Haufen (am 3. April) schwere Rache. — Der Truchseß stieß bei Leipheim auf die beute- und weinsatten Schaaren, die kaum Widerstand leisteten, und von denen mehrere Hundert erschlagen und in die Donau gesprengt wurden. Auch von den Gefangenen wurden acht zum Tode verurtheilt und in Leipheim hingerichtet.

Eine ganze Woche stand der Truchseß wieder bei Leipheim und wartete den Eindruck ab, den das Niederhauen der Leipheimer Bauern auf die übrigen machen werde. Diese aber wurden veranlaßt, die Schlösser des Truchseß, Waldsee und Wolfegg, selbst zu bedrohen. In dem Schlosse Waldsee wurden die Gattin und Kinder des Truchseß belagert, und da das Schloß nicht zum Kriege gerüstet war, so kaufte das Städtchen Waldsee das Schloß und seine Einwohner um 4000 fl. von den Bauern frei [1]). Das Schloß Wolfegg dagegen vertheidigte sich, so daß die Bauern unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, worauf sie — der Illertisser Haufen — ein Lager bei Wurzach bezogen. Erst am 11. April brach der Truchseß von Leipheim auf und zwar gegen Baltringen, wo sich ebenfalls ein starker Haufen Bauern gesammelt hatte. Zweihundert bairische Reiter wagten sich zu keck vor, diese wurden von den Baltringer Bauern zum großen Theile erschlagen. Das war eine ernste Warnung für den Truchseß, der schon hier merkte, daß er nicht leichtes Spiel mit den Allgäuer Bauern haben werde. Der große Sieg bei Pavia hatte die Mehrzahl der deutschen Landsknechte in Italien überflüssig gemacht. Viele waren bereits heimgekehrt, noch mehr waren in den nächsten Tagen zu erwarten, alles kriegsgewohnte, siegreiche Bundesgenossen der Bauern.

Am 14. April stand der Truchseß den Bauern bei Wurzach, wohin sich der Haufen von Baltringen zurückgezogen und mit dem von Illertissen vereinigt hatte, gegenüber. Eine eigentliche Schlacht fand nicht statt. Nach dreimaligem Feuern mit dem Geschütz zogen sich die Bauern zurück, weil sie ihre Hauptmacht erst erwarteten. „Als viele der Absicht waren, daß man den Bauern mit Gewalt

[1]) Pappenheim, Chron. d. Truchs. v. Waldb. I. 186.

nacheilen sollte, wollte der Truchseß selbst dies nicht"[1]); es waren ja in Mehrzahl seine eignen Bauern, überdies war den bündischen Landsknechten immer nicht ganz zu trauen. Nur ein Theil der Reiter verfolgte die Bauern und sollen ihrer 400, ziemlich sicher die zerstreut Heimziehenden, erschlagen haben. — Die Mehrzahl aber zog sich nach Gaisbeuren zurück.

Unterdessen war der ganze Allgäu in Bewegung gerathen. Das Ausfegen der Klöster, das Brennen der Schlösser, einmal begonnen, fand um so mehr Nachahmung, als die Bauern ihrerseits die Bündischen der Hinterlist und des Treubruches anklagen zu dürfen glaubten. Die Abtei Kempten war schon am 1. April geplündert worden und erhielt am 14. April einen zweiten Besuch, der den letzten Rest ihrer Habe nahm. Die Schlösser der Ritter Adam und Diepolt von Stein, Waldeck, Rotenstein, Riedheim u. a. wurden zerstört.

Nach dem Tage bei Wurzach fand der Truchseß bei Gaisbeuren ein Bauernheer von 15,000 Mann. Das Sturmgeläute von Dorf zu Dorf im ganzen Lande versprach, wie diesen, auch andere Haufen zu Heeren anwachsen zu machen. Ein erster Angriff der Bündischen bei Gaisbeuren wurde abgeschlagen, so daß der Truchseß bis zum Hochgericht von Waldseehausen zurückweichen mußte. Dann versuchte er, wie bei Wurzach, wieder sein Geschütz; die Bauern, auf einem Hügel befestigt, antworteten und behaupteten ihre Stellung den ganzen Tag, trotz der Kanonade des überlegenen bündischen Geschützes; erst die Nacht machte dem Schießen ein Ende. In der Nacht ließ der Truchseß dann durch einen seiner Knechte, der ins Bauernlager schlich, ein Haus in Brand stecken, worauf die Bauern, an Verrath glaubend, sich zurückzogen, aber schon in dem kaum zwei Stunden entfernten Weingarten sich wieder festsetzten und durch zuziehende Haufen vermehrten.

Der Truchseß, der wissen mochte, daß die Ober-Allgäuer 8000, die Hegauer 4000 Mann stark heranzogen und daß bei Bermatingen ein Heerhaufe von 10,000 Mann stand, trat mit dem Bauernheere von Weingarten in Unterhandlungen. Er folgte, hier freilich halb-

[1]) a. a. O. S. 186.

wegs gezwungen, wieder dem Beispiele des Reichsregiments, das beständig mit den Bauern des Allgäu in Unterhandlung geblieben war und durch Vermittelung der Städte Augsburg, Dinkelsbühl, Wörtheim und Nördlingen mit den Bauernhaufen im Ries (bei Augsburg) am 7. April einen Vergleich abgeschlossen hatte. Hiernach sollte am 21. April ein Schiedsgericht in Dinkelsbühl, Donauwörth oder Nördlingen zusammentreten, um allen „Streit zwischen Bauern und Herren" endgültig zu schlichten. Auf diesen Vertrag hin löste sich am 12. April der ganze Haufen im Ries auf. Der Truchseß trat in demselben Geiste mit dem Bauernheere, das vor ihm stand, in Unterhandlungen. Seine ersten Forderungen, Waffen, Harnisch und Fähnlein abzuliefern, wurden von den Bauern zurückgewiesen, und der Truchseß versuchte dann noch einmal sein schweres Geschütz. Aber das bündische Geschütz wirkte hier so wenig wie bei Gaisbeuren, und so wenig wie dort wagte der Truchseß mit seinen zweifelhaften Landsknechten einen Sturm gegen das durch Moor und Verhaue den Reisigen unzugängliche Bauernheer. Es hatte gewiß die größte Gefahr, Landsknechte und Bauern lange so zweifelhaft gegenüberstehen zu lassen; und so sah sich der Truchseß zu weniger strengen Bedingungen gezwungen, worauf rasch am 17. April ein Vertrag in fünfzehn Punkten zu Stande kam. Die Bauern versprachen, einen Theil ihrer Fähnlein zu überliefern, zugleich sagten sie die Rückerstattung alles Entwendeten, auch des Geschützes aus den Schlössern und Entsagung des Bündnisses mit andern Bauernschaften zu; dagegen durften sie Wehr und Harnisch behalten, und erhielten Vergessen aller Unbilden und ein endgültiges Schiedsgericht von sechs unparteiischen Städten, deren Urtheil der Bund zu vollstrecken verpflichtet sei — zugesagt. Am 22. April wurde dieser „Weingarter Vertrag" ausgewechselt.

12.

So hatte die menschenfreundlichere Politik des Reichsregiments noch einmal gesiegt. Eck aber suchte den Vertrag, noch ehe er vollzogen werden konnte, wieder rückgängig zu machen. Bairische Söldner fielen in den Ober- und Niederallgäu zugleich ein; und gleichzeitig

(am 20. April) ſchrieb Eck ſeinem Herzoge, daß man, trotz des Vertrages, dem Baltringer Haufen Wehr und Harniſch nehmen werde. Am 25., drei Tage ſpäter, bewirkte er einen Befehl des Bundes an den Truchſeß, dahin gehend, daß, wenn die Oberallgäner ihn „nicht ſogleich wegen des Vertrages ſicherſtellen" würden, er nicht abziehen ſolle, „bevor er ſie mit Gewalt gebändigt habe"[1]). An demſelben Tage beſchloß der Bund, unzufrieden mit dem Truchſeß, „neue Räthe aus ſeiner Mitte zu wählen und Herrn Jörgen dem Truchſeß zuzuordnen"; und unter dieſen war insbeſondere der tapfere Leonhard von Eck ſelbſt[2]). Am folgenden Tage (26. April) nahmen dann aber die Oberallgäner den Vertrag förmlich an, ſtellten Geiſeln und beraubten ſo den Bund jeder Gelegenheit, den Vergleich durch offene Mittel wieder rückgängig zu machen. Der Truchſeß ſelbſt ſchrieb am nächſtfolgenden Tage (27. April) an den Herzog Ludwig von Baiern, der an der Spitze der den Allgäu bedrohenden bairiſchen Söldlinge ſtand, und ſagte ihm: „Die oberallgäuiſchen Bauern begehren nichts Anderes, denn den angenommenen Anſchlag des gemachten Friedens halb zu halten; und ob ſie ſich etwas zuſammen thun, ſo geſchieht dies laut Beweiſen, die von ihren Hauptleuten vorliegen, allein aus Schrecken vor den Streifzügen der Baiern gegen Oberdorf und Neſſelwang". Er bat die Herzoge von Baiern eilends alle Thätlichkeit gegen die Allgäuer und ihre Verwandten abzuſchaffen, damit er — Truchſeß — im Lande Würtemberg unbehindert handeln könne[3]).

13.

Während die Allgäuer ſo vorerſt zum Stillſtand gebracht worden waren, hatte der Bauernaufſtand in Würtemberg, im Schwarzwald, im Odenwalde, in Franken ſo mächtig und gewaltig ſein Haupt erhoben, daß zuletzt der ganze ſchwäbiſche Bund, vielleicht nur mit Ausnahme Ecks, den Vertrag von Weingarten willig hinnahm, um den Truchſeß und das Bundesheer gegen die Bauern in Unterſchwaben richten zu können.

---

[1]) Jörg 462. — [2]) Jörg 460. — [3]) Jörg 463.

In Würtemberg waren die Bauern, anfangs von der östreichischen Regierung selbst zur Landesvertheidigung aufgeboten, zu einem „christlichen Haufen" zusammengetreten. Kaum versammelt zeigten sie sich als Gegner der östreichischen Statthalterschaft. Sie zwangen den Rathsherrn von Großbottwer, Matern Feuerbacher, die Anführerschaft zu übernehmen und sie nach Stuttgart zu führen.

Der Geist, der unter ihnen und ganz besonders in Matern Feuerbacher herrschte, war im Wesentlichen derselbe wie im Allgäu, sie forderten Verminderung der Lasten und Standschaftsrechte. Matern Feuerbacher, ein frommer, tapferer Mann, der sogar als guter Katholik täglich Messe hörte, hielt strenge Zucht und wies alles wilde, wüste Gesindel, das sich ihm anschließen wollte, zurück.

Ein ganz anderer Geist aber herrschte und bethätigte sich unterdeß bei den Bauernhaufen, die sich am Neckar, an der Tauber, dem Kocher sammelten. Wüste, wilde Gesellen, entlassene Schreiber, verkommene Wirthe, bestrafte Verbrecher schwangen sich hier an die Spitze eines Volkes, das unter dem Krummstab von Mainz, Würzburg, Bamberg und noch mehr unter der Herrschaft einer Menge wilder, gesetzloser, verschuldeter, den Juden verfallener kleiner Adelsherren verarmt, verkommen, an Leib und Gut ausgesaugt, an Herz und Geist verwildert war. Wendel Hippler, ein entlassener Kanzler der Grafen von Hohenlohe, war einer der ersten Anstifter des Aufstandes und wurde auch die Seele des „hellen [1]) Haufens des Odenwaldes und Neckarthales", der bald viele Tausende stark in dem Cistercienserkloster Schönthal im Jaxtgrunde sein Hauptlager aufschlug. Kriegsanführer waren zwei verkommene Wirthe, Georg Metzler und Jäcklin (Jacob) Rohrbach, letzterer aus einer alten reichsfreien Familie von Böckingen bei Heilbronn, keck, heftig, verwildert, verschuldet, ein toller Trinker, ein wüster Spieler, der erst im Jahre 1524 des Mordes angeklagt vor Gericht gestanden hatte. „Wir wollen ein christlich Leben anfangen", sagte er den Bauern seines Dorfes; „wollen auch einen Bauernhaufen machen. Wehe dem Kind im Mutterleib! — Alle Bauern, die nicht zu uns kommen, den' wollen wir

[1]) hellen = heilen, ganzen.

zur Stund das Haus abbrennen, so können wirs zwingen“ [1]). Unter der Drohung „Alles zu rauben oder zu verbrennen“, wurden die Bauern, wohin der Zug kam, gezwungen mit zu ziehen, um Jäklin Rohrbach zu helfen, „das Evangelium zu handhaben“. Er schloß sich mit den auf diese Art gesammelten Bauern dem unter Metzler bereits in Schönthal liegenden Haufen an. Hier, in den Kellern und Küchen des reichen Klosters, begannen sie ihr „christliches Leben“. Alles Gold und Silber zogen die Häupter als Beute ein und theilten es unter sich. Einundzwanzig Fuder Wein wurden in wenigen Tagen vertrunken oder auch theilweise, was Jemand zahlen wollte, verkauft. Die Altäre wurden gröblich entweiht, die kunstreich gemalten Scheiben in den Kirchenfenstern eingeschlagen, Altar- und Wandgemälde verwüstet, das Schnitz- und Bildwerk verstümmelt, die Orgel in die einzelnen Pfeifen zerrissen und vertheilt; der Hof Boltersberg wurde angezündet, das Dorf Oberleßbach bis auf zwei, drei Häuser abgebrannt. Endlich schrie der trunkene Haufen nach dem Blute der Klosterbrüder; den schon gefaßten Beschluß, sie zu tödten, hintertrieben jedoch die Hauptleute. [2])

Trotz alledem fanden sich dennoch Adelige ein, die, von ihren zerstörten Verhältnissen veranlaßt, sich den Bauern anschlossen. Florian Geyer (von Geyersberg auf der Burg Giebelstadt), der schon mit Hutten und Sickingen und dann wieder mit und für Ulrich von Würtemberg gekämpft hatte, wurde einer der Häupter des hellen Haufens und bildete aus demselben eine gewählte Schaar, „der schwarze Haufe“, der allen andern bald mit Tapferkeit und Kriegszucht voranging. Als der bezeichnendste Vertreter des verkommenen kleinen Adels dieser Gegenden aber fand sich auch Götz von Berlichingen in Schönthal ein, wo aber die Bauern, trotz seiner Aufforderung an den Adel, sich den Bauern anzuschließen, sein mehr oder weniger offenes Anerbieten, ihr Führer zu werden, nicht annahmen.

Nachdem die Keller und Speicher von Schönthal gefegt waren, zog der „helle Haufen“ weiter und kam so plündernd (Schloß Neuen-

[1]) Zimmermann I 483. — [2]) Zimmermann I. 466.

ſtein, Kloſter Waldbach, Schloß Lichtenſtein u. a.) bis ins Weinsberger Thal bei Heilbronn.

14.

Unterdeſſen war auch Luther unmittelbar in den Sturm, welcher die Bauernſchaft ergriffen hatte, mit hineingeriſſen worden.

Die Feinde der Kirchenreform waren augenblicklich bereit, Luther für den Bauernaufſtand verantwortlich zu machen. Der Kanzler Leonhard von Eck ſchrieb ſchon am 15. Februar 1525 von Ulm aus an Herzog Wilhelm von Baiern: „daß dieſer (Bauern-) Handel ſeinen Urſprung aus lutheriſcher Lehre habe", und ſetzte ein paar Tage ſpäter (22. Febr.) hinzu: „Ich merk auch; Gott hab Lieb! daß ſich aus gegenwärtigen Läufen das lutheriſch Ding nicht allein ringern, ſondern auch zertrennen will, darauf ich die größte Sorgfalt hab. Es ſieht ein jeglicher wohl aus den evangeliſchen Früchten, was für ein Baum es iſt. Ich möcht auch leiden, daß der Fugger (die reichſte Kaufherrenfamilie der Welt) die brüderliche Lieb mit mir hielt und theilet." [1])

Luther ſelbſt ſchrieb zu derſelben Zeit einem Freunde, daß Münzer großen und gefährlichen Aufruhr anſtiften werde, und ſetzt hinzu: „Es freuen ſich deß die Papiſten."

Als die Oberallgäuer in Ulm dem ſchwäbiſchen Bunde Freunde zu einem Schiedsgerichte vorſchlugen, nannten ſie auch Luther. Wahrſcheinlich überſchickten ſie gleichzeitig die „zwölf Artikel" an Luther zur Begutachtung, worauf dieſer in „einer Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artitel der Bauernſchaft in Schwaben" [2]) antwortete.

---

[1]) Jörg 291. — [2]) Walch XVI. S. 58, ſtellt dieſe Schrift Luthers in den Monat Mai, wohl weil die Ausgabe, die ihm vorlag, vom Mai datirt iſt. Sie iſt aber unzweifelhaft vor der Schlacht bei Wurzach, dem Vertrage von Weingarten und der Weinsberger Bluttat geſchrieben. Das ganze Weſen der Schrift bekundet, daß ſie nicht nach, ſondern vor der Kriſis, Mitte April abgefaßt iſt. Beuſen in ſeinem Bauernkrieg, S. 270, theilt dieſe Anſicht. Die katholiſchen Gegner Luthers (Jörg 286 vor Allem) freuen ſich des Irrthums, den Walch begangen, weil ſo Luthers Benehmen den Bauern gegenüber in ein zweideutiges Licht geſtellt werden kann.

Der erste Theil dieser Schrift Luthers ist „an die Fürsten" gerichtet und hier heißt es: „Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solchen Unraths und Aufruhrs, denn Euch Fürsten und Herren, sonderlich Euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die Ihr noch heutiges Tags verstockt nicht aufhöret zu toben und zu wüthen wider das heilige Evangelium. Dazu in weltlichem Regiment nicht mehr thut, als daß Ihr schindet und schätzt, Eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch länger mag ertragen. Das Schwert ist Euch auf dem Halse; noch meinet Ihr, Ihr sitzet so fest im Sattel, man werde Euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird Euch den Hals brechen; das werdet Ihr sehen. Ich habe Euch zuvor vielmal verkündigt, Ihr sollt Euch hüten vor dem Spruch Psalm 107, 40: Effundit contemptum super principes, er schüttet Verachtung auf die Fürsten. Ihr ringet danach, Ihr wollet auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen und Vermahnen. Wohlan, weil Ihr denn die Ursache seid solches Zornes Gottes, wirds ohne Zweifel auch über Euch ausgehen, wo Ihr Euch nicht noch mit der Zeit bessert. — Ihr müsset anders werden und Gottes Wille weichen. Thuns die Bauern nicht, so müssens Andere thun. Und ob Ihr sie Alle schlüget, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird Andere erwecken; — — denn es sind nicht Bauern, lieben Herrn, die sich wider Euch setzen; Gott ists selber, der setzt sich wider Euch, heim zu suchen Eure Wütherei". — Die Anklage: „Das ist die Frucht der lutherischen Lehre", weist Luther zurück, indem er darauf hindeutet, daß Niemand den „Mordpropheten so fest gewehrt und widerstanden, denn er allein", und setzt hinzu: „Wenn ich Lust hätte, mich an Euch zu rächen, so möchte ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen ärger machen. Aber da soll mich Gott vor behüten als bisher." —

„Ist Euch noch zu rathen, meine liebe Herrn, so weichet ein wenig um Gotteswillen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen, wie viel mehr sollt Ihr das Toben und störrische Tyrannei lassen und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen und Irrigen. Fahet nicht Streit mit ihnen an; denn

Ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird. Suchets zuvor gütlich, auf daß nicht ein Funke angehe und ganz Deutschland anzünde, daß Niemand löschen kann." [1])

„Sie haben zwölf Artikel gestellt", fährt Luther fort, „unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie Euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen und den Psalm wahr machen, „daß sie Verachtung schütten über die Fürsten". Doch sind fast alle auf ihren „Nutzen" gestellt und nicht auf ihr „Bestes" ausgestrichen. Ich hätte wohl andere Artikel wider Euch zu stellen, die gemein Deutschland und Regiment betreffen, daran mehr gelegen wäre! — Den ersten Artikel, da sie begehren das Evangelium zu hören und ihre Pfarrer selbst zu wählen, könnt Ihr nicht abschlagen mit einigem Schein. — — Die andern Artikel, so leibliche Beschwerung anzeigen, sind auch billig und recht. Denn Obrigkeit nicht darum eingesetzt ist, daß sie ihren Nutz und Muthwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das Beste verschaffen bei den Unterthänigen. Nun ist ja nicht die Länge erträglich, so zu schätzen und zu schinden. Was hilfts, wenn eines Bauern Acker so viel Gulden als Halmen und Körner trüge, so die Obrigkeit nur desto mehr nähme, und ihre Pracht nur immer größer machte und das so hin schlaudert mit Kleidern, Fressen, Saufen, Banen und dergleichen, als wäre es Spreu! Man müßte ja die Pracht einziehen und die Ausgaben stopfen, das der arme Mann auch was erhalten könnte!"

Der zweite Theil der Schrift: „an die Bauerschaft" gerichtet, wiederholt, wie „die Fürsten wohl verdient hätten, daß Gott sie vom Stuhle stürze. — — Nichtsdestoweniger müßt Ihr Euch vorsehen, daß Ihr Eure Sachen mit gutem Gewissen und Recht vornehmet. Denn habt Ihr nicht Recht, noch gut Gewissen, so müßt Ihr unterliegen. — — Deshalben ist meine freundliche, brüderliche Bitte, lieben Herrn und Brüder, seht ja zu mit Fleiß, was Ihr macht und glaubet nicht allerlei Geistern und Predigern, nachdem der leidige

---

[1]) Das Alles kann nur geschrieben sein vor den Ereignissen von Wurzach, Weingarten und Weinsberg, wie der ganze Ton der Schrift dies überhaupt bekundet.

Satan jetzt viel wilder Rottengeiſter und Mordgeiſter unter dem Namen des Evangelii hat erweckt."

„Wer das Schwert nimmt, der führt den Namen Gottes vergebens. — Niemand ſoll in eignem Rechte Richter ſein und ſich rächen, denn das Sprüchwort ſagt: Wer wiederſchlägt, der iſt im Unrecht; damit ſtimmt das göttliche Recht, das ſagt: Die Rache iſt mein, Ich will vergelten, ſpricht der Herr. — Die Oberkeit nimmt Euch unbillig Euer Gut; das iſt ein Stück. Wiederum nehmet Ihr derſelben ihre Gewalt, darin alle ihr Gut, Leib und Leben ſtehet. Darum ſeid Ihr viel größere Räuber, denn ſie, und habts ärger vor, denn ſie gethan hat. Wenn Euer Vorhaben ſollte Recht ſein, ſo würde ein Jeglicher wider den Andern Richter werden und keine Gewalt noch Obrigkeit, keine Ordnung noch Recht bleiben in der Welt, ſondern eitel Mord und Blutvergießen. Ich ſorge, es ſeien etliche Mordpropheten unter Euch kommen, die durch Euch gerne wollten Herren der Welt werden und fragen nicht darnach, daß ſie Euch führen in Gefahr Leibs, Guts, Ehre und Seele, beide zeitlich und ewiglich. — Solche falſche Propheten hat der Teufel unter Euch geſandt, da hütet Euch für."

Chriſtus ſagt: „Ihr ſollt dem Uebel nicht widerſtehen, ſondern wer Euch zwinget eine Meile Wegs, dem folget zwei. — — Es iſt ein ſeltſamer Vogel um einen Chriſten. — Den chriſtlichen Namen, den chriſtlichen Namen ſage ich, den laßt ſtehen und macht den nicht zum Schanddeckel Eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchriſtlichen Vornehmens. — Nicht, daß ich damit die Oberkeit in ihrem untrüglichen Unrecht, ſo Ihr leidet, rechtfertigen und vertheidigen wolle; ſondern das will ich: Wo Ihr Euch beides Theils nicht wollet laſſen weiſen, daß da auch kein Theil Chriſten genannt werden ſoll, ſondern daß — — Gott einen Buben durch den andern ſtrafet: Obs zum Streit käme (das Gott gnädiglich wende), daß die Obrigkeit wiſſe, wie ſie nicht wider Chriſten ſtreite, ſondern wider Heiden — denn Chriſten ſtreiten nicht mit dem Schwert, ſondern mit dem Kreuz und Leiden; gleichwie ihr Herzog Chriſtus nicht das Schwert führet, ſondern am Kreuz hanget."

„Hieraus iſt nun leichtlich auf alle Eure Artikel geantwortet.

Denn ob sie gleich alle natürlich, recht und billig wären, so habt Ihr doch das christliche Recht vergessen, daß Ihr sie nicht mit Geduld und Gebet gegen Gott erobert und durchgeführt habt, sondern mit Ungeduld und Frevel vorgenommen, der Oberkeit abzudringen und mit Gewalt zu erzwingen; welches auch wider Landrecht und natürliche Billigkeit ist. — — Rufet zu Gott und harret, bis er Euch einen Mosen sende, der mit Zeichen und Wunder beweise, daß er von Gott gesandt sei."

„Wahr ist, daß Ihr Recht habt in dem, daß Ihr das Evangelium begehret. Es ist unleidlich, daß man Jemand den Himmel zuschließe und mit Gewalt in die Hölle jage. Solches soll Niemand leiden und eher Hundert Hälse darüber lassen. — So sprichst Du: „Was soll ich denn zugleich leiden und nicht leiden?" Hier antwortet es sich also leichtlich: „Es ist unmöglich, daß Jemanden das Evangelium gewehret werde; es ist keine Gewalt im Himmel und auf Erden, die das vermöge — Städte und Ort — da das Evangelium oder Predigt ist, mögen die Herren daselbst wohl wehren. Aber Du kannst selbigen Ort und Stadt lassen. Laß dem Herrn seine Stadt und folge Du dem Evangelio, so leidest Du, daß man Dir Unrecht thue, und leidest doch zugleich nicht, daß man Dir das Evangelium nehme und wehre. Siehe, so kommen die zwei über Eins, leiden und doch nicht leiden."

Luther, der dem wüsten Treiben der Bauern in Franken, am Main und an der Tauber näher stand, als dem kräftigen und doch gemäßigten Auftreten der Allgäuer, schloß diese Schrift mit dem Ausruf: „Was sind mir das für Christen, die um des Evangelii willen Räuber, Diebe und Schälke werden und sagen darnach sie sind Evangelisch?" — Die schwäbische Bauernschaft hatte Luther gebeten, ihr in einem besonderen Zeddel seine Ansicht über die zwölf Artikel zu sagen. In dieser Sonderantwort[1]) an die Bauern, die Luther zur Nachgiebigkeit stimmen wollte, sagt er dann: „Der erste Artikel ist recht; will aber die Oberkeit den von der Gemeinde gewählten und ernährten Pfarrer nicht leiden, so laß man ihn fliehen in eine andere Stadt und fliehe

[1]) Walch XVI. S. 84.

mit ihm, wer da will, wie Christus lehret. Wer anders thut, der handelt als ein Räuber und Frevler". In Bezug auf den zweiten Artikel sagt Luther: „Dieser Artikel ist eitel Raub und öffentliche Straudbieberei; denn da wollen sie den Zehnten, der nicht ihr, sondern der Oberkeit ist, an sich reißen, und damit machen, was sie wollen". Den dritten Artikel, Befreiung von der Leibeigenschaft, verwirft Luther ebenfalls, „das heißet christliche Freiheit ganz fleischlich machen. — — Es will dieser Artikel alle Menschen gleich, und aus dem geistlichen Reich ein weltlich äußerlich Reich machen, welches unmöglich ist. Denn weltlich Reich kann nicht bestehen, wo nicht Ungleichheit ist in den Personen, daß etliche frei sein, etliche gefangen, etliche Herren, etliche Unterthanen."

„Die andern Artikel befehle ich den Rechtsverständigen, denn mir, als einem Evangelisten, nicht gebühret, hierin zu urtheilen und zu richten. — Sehet, lieben Freunde, das ist mein Unterricht, so Ihr von mir begehrt habt in einem andern Zeddel."

Endlich schließt Luther diesem seinem Urtheile über die zwölf Artikel noch eine „Vermahnung beides an die Oberkeit und Bauernschaft" an. „Auf beiden Seiten ist wider Gott gehandelt. Greift die Sachen an mit Recht und nicht mit Gewalt, auf daß Ihr nicht ein unendlich Blutvergießen anrichtet in deutschen Landen. Ihr Herren habt wider Euch die Schrift und Geschichte, wie die Tyrannen sind gestraft. — Ihr Bauern habt wider Euch Schrift und Erfahrung, daß nie keine Rotterei ein gut Ende genommen hat. Kein Theil streitet mit gutem Gewissen; die Herren streiten darum, daß sie ihre Tyrannei und Verfolgung des Evangelii und unrechte Beschwerung der Armen bestättigten und erhielten. Das ist gräulich Unrecht und wider Gott; wer darinnen funden wird, muß ewiglich verloren sein. Wiederum würden die Bauern streiten, ihre Rotterei und Mißbrauch des christlichen Namens zu verfechten, welches auch beides höchlich wider Gott ist, und wer darin stirbt, muß ewiglich verloren sein. Der andere Schaden ist, daß Deutschland wird verwüstet werden und wo einmal solch Blutvergießen angehet, wird es schwerlich aufhören, es sei denn Alles verderbet. — Drum wäre mein treuer Rath, daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten etliche

Rathsherren erwählte, und die Sache ließe friedlich handeln und ſtillen!"

Nachdem, kaum Wochen ſpäter, der Vertrag von Weingarten abgeſchloſſen war, überſchickten die Bauern ihm auch dieſen, worauf er ſich beeilte, denſelben mit einer Vorrede und einem Schlußworte begleitet herauszugeben [1]). Es war unterdeß viel Blut gefloſſen und viel Verwüſtung verbreitet worden. Das leuchtet auch durch die Worte Luthers durch. In ſeiner Einleitung zu dem Vertrage vom 22. April ſagt er, daß er dieſen Vertrag „mit großen Freuden als eine beſondere Gnade Gottes empfangen habe in dieſer wüſten greulichen Zeit". In dem Schlußworte aber heißt es: „Das kann Niemand leugnen, daß unſere Bauernſchaft gar keine rechte Sache hat. — — Daß ſie treulos, meineidig, ungehorſam und freventlich wider Gottes Ordnung traben, ſonderlich auch plündern, rauben, nehmen wo ſie mögen, als öffentliche Straßenräuber und Mörder. Das allergreulichſte iſt, ſolch wüthiges Toben und ſo greuliche Laſter unter dem chriſtlichen Namen und dem Scheine des Evangelii treiben! — O weh, und aber Weh! Euch verdammten, falſchen Propheten, die Ihr das arme, einfältige Volk zu ſolchem Verderben ihrer Seelen und vielleicht Verluſt Leibes und Gutes verführet. Drum, liebe Bauern, laßt ab, höret und laſſet Euch ſagen: Ihr ſeid nach der Seelen vor Gott ſchon verdammt. Gebt Euch zum Frieden und zum Vertrag, obs auch gleich mit leiblichem Schaden geſchehen müßte, daß doch die Sünde und das Verderben der Seele aufhöre!"

15.

Der herbere Ton Luthers gegen die Bauern in dieſer letzten Schrift war beſonders bedingt durch das von Tag zu Tag kecker hervortretende wüſte Treiben der Bauernhaufen am Neckar und im Taubergrunde, und endlich durch die Rückkehr Münzers nach Thüringen und ſein Auftreten dem Bauernaufſtande gegenüber.

Luther hatte noch einmal in einem Werkchen: „Dr. Martin

[1]) Walch XVI. S. 131.

Luthers Schrift wider die himmlischen Propheten", das übrigens in dem begonnenen Sturme nur von wenigen beachtet wurde, Karlstadt und Münzer heftig angegriffen. Karlstadt erschrack vor dem Wetter, das er mit heraufbeschwören geholfen hatte, lenkte ein und wünschte eine Besprechung zur Vermittelung mit Luther, für welche Luther ihm auch sicheres Geleit nach Sachsen zu verschaffen suchte. Die Ereignisse aber wurden dann so mächtig, daß sie die persönlichen Kämpfe für eine Weile vollkommen in den Hintergrund verdrängten.

Münzer war unterdessen wieder nach Mühlhausen zurückgekehrt, wohin Pfeifer, dessen Partei bald nach Münzers Ausweisung wieder die Oberhand gewonnen hatte, ihm vorangegangen war. Kaum in Mühlhausen angekommen, veröffentlichte er einen Aufruf: „An die Versammlung gemeiner Pawerschaft, so in hochdeutscher Nation und viel anderer Ort mit Empörung und Aufruhr entstanden"[1]). Er rechtfertigte hier die Empörung der Bauern und schilderte die Uebergriffe und die Ungerechtigkeiten der Fürsten in hellen grellen Farben. Er sprach klar den Grundsatz aus, daß „jede Landschaft oder Gemeinde Macht habe, ihre schädlichen Herren zu entsetzen", und suchte diese Ansicht „aus der göttlichen Juristerei" mit dreizehn Sprüchen zu belegen. „Nur kurz gemacht"; rief e. aus, „Alle die Herren, die aus ihres Herzens Lust und ihren eigenwilligen verkehrten Köpfen eigenmächtige Gebote, ich geschweige Vergewaltigung, Steuer, Zoll, Umgeld aufbringen, die sind rechte und echte Räuber und abgesagte Feinde ihrer eignen Landschaft. Nur solche Moab, Agag, Ahab und Nero aus ihren Stühlen gestoßen, das ist Gottes höchstes Gefallen". — — Münzer ruft die ganze Bauernschaft auf und mahnt sie zur Ausdauer: „Ueberseht Ihr das Spiel, so seht Ihr nichts vor Euch, als Wehe über Wehe, ein greuliches Morden, das über Euch kommen würde und über Eure Kinder. Sehet zu: müsset Ihr jetzt frohnden mit Karst, Haue und Pferden, so müssen Eure Kinder hernach selbst die Egge ziehen; habt Ihr bisher mögen Eure Güter umzäunen vor dem Wild, so müßt Ihr sie nunmehr offen stehen lassen; hat man Euch bisher darum die Augen ausgestochen, so wird man Euch fürder

[1]) Strobel, Beiträge II. 1. St. S. 421. Zimmermann I. 420, 421.

spießen. Habt Ihr bisher Hauptrecht gegeben, seid Ihr leibeigen gewesen, so müßt Ihr fürderhin völlige Sclaven werden, Nichts mehr eigen haben, weder Leib noch Gut; ganz nach türkischer Art wird man Euch verkaufen wie das Vieh, Roß und Ochsen". — — Am Schlusse sagt er, daß die Obrigkeiten nicht ruhen werden, „bis die alte Prophezeihung erfüllt wird, daß eine Kuh auf dem Schwanenberge (im Lande zu Franken gelegen) stehen soll und da lungen und plärren, daß mans mitten in Schwytz höre. Fürwahr, es sieht dem Scherz nicht ungleich, mit der Weise möchte der Spruch wohl erfüllt werden. Und wer mehret Schweitz, als der Herren Geitz!"

So hatte der Mystiker in Münzer endlich den Standpunkt des Republikaners erreicht, — eines Republikaners, der durch „Gottes Mund" berufen, durch „die unmittelbare, lebendige Stimme vom Himmel" geleitet, sich berechtigt und verpflichtet erklärt, Alles, was dieser Stimme nicht gehorche, ihr entgegenhandle, mit dem Schwert zu vertilgen.

Noch waren Münzers Worte nicht verklungen, als die „Weinsberger That", wie das Wort Münzers vollziehend, schaudererregend die Geister in ganz Deutschland erschütterte.

Weinsberg hielt der Obervogt Ludwig Helfrich von Helfenstein im Namen der östreichischen Regierung von Stuttgart besetzt. Als der Gatte einer unehelichen Tochter Maximilians war er dem Hause Oestreich über Alles ergeben. Die östreichische Regierung von Stuttgart, selbst bedroht, hatte ihm eben erst 70 Reisige zur Vertheidigung von Weinsberg zugestanden. Mit diesen von Stuttgart nach Weinsberg ziehend, hatte er überall die Gelegenheit gesucht und oft gefunden, vereinzelt ziehende Schaaren des „hellen Haufens" niederzuhauen. Das war mit Ursache, warum ein Theil des „hellen Haufens" am 14. April vor Weinsberg rückte, und die Stadt und Besatzung auffordern ließ, sich zu ergeben. Während die Bauern mit den Bürgern der Stadt zu unterhandeln suchten, ließ Dietrich von Weiler, einer der Unterhauptleute zu Weinsberg unter die Botschafter des Bauernheeres, die vor dem Stadtthor hielten, schießen, wobei Einer der Bauern getödtet wurde. Am zweitfolgenden Tage, am Osterfeste, als alle Ritter und Reisigen in der Kirche waren, rückte dann der ganze „helle"

Haufe von Neckarsulm vor Weinsberg; es fand ein allgemeiner Sturm der Bauern gegen Weinsberg und ſeine Burg ſtatt, wobei Florian Geyer mit ſeiner ſchwarzen Schaar das Schloß erſtieg, ehe noch die Ritter wieder in daſſelbe gelangen konnten. Als die Bauernfahne vom Schloß herabwehte, verlangte die Stadt ſich zu ergeben; die Bauern aber wollten nur die Bürger, nicht auch die Ritter auf Gnade annehmen. Während die Stadt unterhandelte, wurden die Mauern erſtiegen, und die Ritter und Reiſigen kämpfend bis zu der Kirche zurückgedrängt, wo ſie dann, zum großen Theile in der Kirche ſelbſt, in der Gruft, auf dem Thurme erſchlagen wurden. Nur wenige Gefangene wurden gemacht, unter dieſen der Graf von Helfenſtein ſelbſt. Dann wurden die Häuſer der Geiſtlichen, des Bürgermeiſters, der Rathsherren geplündert und die Keller angeſtochen; das Schloß ſelbſt wurde verbrannt. Während die Maſſe des Haufens plünderte und ſich volltrank, beriethen Florian Geyer und Wendel Hippler über das Geſchick der Gefangenen. Aber ehe ſie zu einem Schluſſe kamen, war daſſelbe entſchieden; denn Jäcklin Rohrbach hatte ſeinerſeits beſchloſſen, „dem Adel ein ſonderbar Entſetzen und eine Furcht einzujagen“. Er führte die Gefangenen auf die Wieſe beim Unterthor vor der Stadt, wo ſein Haufe im Ring aufgeſtellt war. Hier wurde Kriegsgericht gehalten, und auf die Anklage hin, daß die gefangenen Ritter und Reiſige gegen Kriegsbrauch während der Unterhandlungen die Bauern überfallen, niedergehauen und geſchoſſen, das Urtheil gefällt, — die Gefangenen „durch die Spieße zu jagen“, — eine alte, entehrende Strafe gegen Verrath, die kaum anders als gegen Landsknechte, die ihre Brüder vor dem Feinde verrathen oder feige verlaſſen hatten, im Brauche war. Des Grafen Gattin, mitgefangen, ſtürzte mit ihrem jüngſten Kinde auf dem Arme vor Jäcklin nieder. Ein Bauer ſetzte ſeinen Spieß dem Kinde auf die Bruſt und verwundete es, daß es die Narbe ſein Leben lang trug; andere Bauern riſſen die unglückliche Frau zurück, die dann mit ihren Kindern Zeuge war, wie zwei Bauern ihren Gatten, den viel beneideten Liebling von Kaiſern und Königen, den jungen, ſchönen Ritter faßten und der Gaſſe gefällter Spieße zuſchleppten. Melchior Nonnenmacher von Ilsfeld, des Grafen entlaſſener Pfeifer, trat an dieſen heran und

riß ihm den Hut mit der Feder vom Kopfe, ausrufend: „Hasts lange genug getragen, ich will jetzt auch einmal Graf sein". Dann blies er des Grafen Lieblingslied auf der Zinke und schritt ihm so voran „zum letzten Tanze". Als die sämmtlichen gefangenen Ritter, ihrer vierzehn, durch die Spieße gejagt waren, und der Graf von Helfenstein hundertfach durchstochen am Boden lag, trat der Pfeifer abermals an ihn heran und schmierte seinen Spieß mit dem aus den Wunden quellenden Fette. Ein Weib, den Frevel überbietend, schnitt der Leiche den Bauch auf und schmierte sich mit dem Fette die Schuhe. Jäcklin Rohrbach legte den Koller und die damastene Schauppe des Grafen an und trat so vor die Gräfin hin, sie anredend: „Frau, wie gefall ich Dir in der damastenen Schauppe"? Man riß der Gräfin ihr Geschmeide und die Kleider vom Leibe, setzte sie mit ihrem verwundeten Kinde auf einen Mistwagen und schickte sie nach Heilbronn. —

16.

Es hat selten ein Ereigniß so tiefgreifende Folgen für die Geschichte eines Volks, ja selbst der ganzen Menschheit gehabt, wie diese wilde Schreckensthat. Die Absicht Jäcklins wurde vielfach in hohem Grade erreicht. Alle feige Naturen erfaßte Entsetzen und Furcht. Die östreichische Regierung in Ensisheim (für den Elsaß, den Breisgau, die Grafschaft Hohenberg u. s. w.) zog sich in die feste Burg von Radolphzell am Untersee zurück. Die östreichische Regierung in Stuttgart wartete ebenfalls die Ankunft der Bauern nicht ab, sondern flüchtete (25. April) nach der Burg Hohentübingen. Auch das Reichsregiment verließ dann (26. April) im Schrecken Eßlingen und zog sich nach Geißlingen, dem schwäbischen Bunde und dem Truchseß näher, zurück.

Wenn aber die feigen Naturen zusammenschauchten, so erhoben sich dagegen zur Ehre des deutschen Volkes die tapfern Naturen im ganzen deutschen Volke mit thatkräftiger Entrüstung gegen die rohe Schreckensthat. Unter den Bauern selbst machten sich diese Gefühle geltend. Der tapferste aller Bauernführer, der Eroberer des Schlosses

Weinsberg selbst, Florian Geyer, verließ von Stund an den hellen Haufen und ging seinen eignen Weg [1]). Schon vorher war der Ruf des hellen Haufens ein solcher gewesen, daß, als die Würtemberger sich mit dem Weinsberger Haufen vereinigen sollten, Feuerbacher ihnen sagte: „Kommt der Weinsberger Haufen ins Land, dann geht es Reich und Arm übel, denn er wird nur das Land auszehren, brandschatzen, verderben". Als nach der Weinsberger That seine eignen Bauern die Frau eines Adeligen plünderten, zwang Feuerbacher dieselben zur Herausgabe des Raubes. „Gesellen", rief er ihnen zu, „ich bin nicht ausgezogen einen Edelmann oder sonst wen zu beleidigen, sondern vor allem zu verhindern, daß der Weinsberger Haufe herüber komm, brenn oder mord. Plündern ist nicht evangelisch noch göttlich." [2])

Jäcklin Rohrbach büßte mit dieser wilden That jeden Einfluß im „hellen Haufen" ein, so daß er sich bald von demselben trennte und mit ein paar Hundert kecken Gesellen erst eine zeitlang auf eigne Hand das Land plündernd, sengend, brennend durchzog und sich dann doch dem Würtemberger Haufen Feuerbachers anschloß, oder besser, sich hinter ihm zurückzog und verkroch. — Der „helle Haufen" seinerseits verlor mit diesem Tage das Selbstvertrauen. Noch kurz vor der Weinsberger That hatte derselbe das Anerbieten des Ritters Götz von Berlichingen, ihr Führer zu werden, abgewiesen. Jetzt wurde Götz, der diese Führerschaft nun nicht mehr wollte, am Ende „aus Furcht", wie er selbst sagt, von den Bauern zu derselben gezwungen; nicht weil die Bauern von ihm hofften, daß er ihnen als Feldherr viel nützen werde, sondern weil ein dunkles Gefühl der Beängstigung die Bauernführer befallen hatte, und sie als Leiter des Haufens den tapfern Götz wie einen verantwortlichen Strohmann vorschiebend, sich auf alle Fälle durch ihn zu decken suchten. [3])

---

[1]) Zimmermann I. 514. — [2]) Zimmermann II. 160. — [3]) Die Rolle, die Götz hier spielt, ist nicht schön, und wäre er so tapfern Geistes als tapferer Faust gewesen, so würde er nicht gezwungen worden sein, die Bauern zu betrügen und sie im Augenblick der Noth zu verrathen; ebenso würde er nicht nöthig gehabt haben, anstatt des Schwertes am Ende seines Lebens die Feder zu ergreifen, um sein Thun den Bauern gegenüber wie ein schuldbewußter Verbrecher mit halber Wahrheit und halber Lüge zu beschönigen.

Was aber von viel größerer Bedeutung war, daß seit das wüste Treiben, das Kellerfegen, Speicherleeren, Brennen, Sengen, Mord und Todtschlag des „hellen Haufens" alle Gemüther beunruhigte und entrüstete, eine Menge Freunde des Evangeliums und der Reform, die bis jetzt theils offen, theils mit ihren „besten Wünschen" auf Seiten der Bauern standen (Schwarzenberg, Rothenhahn, auch Frowein Hutten, der Flüchtling des Sickingischen Aufstandes und viele Andere) in die ersten Reihen ihrer Bekämpfer übertraten. Am schwersten ins Gewicht gegen die Bauern fiel Luther selbst.

17.

Unter denen, welche sich durch die blutigen Thaten des „hellen Haufens vom Neckar und Odenwald" ermuthigt fühlten, war insbesondere auch Thomas Münzer und noch mehr Pfeifer sein Mitkämpfer in Mühlhausen. Mitte März (1525) hatten sie die alte „Ehrbarkeit" gestürzt und einen Rath, der ewige „Rath" genannt, nach ihrem Sinne gewählt, dessen Sitzungen sie stets beiwohnten und der bald nur beschloß, was sie vorher entschieden hatten. Münzer sprach jetzt auch seine Grundsätze klarer aus, er forderte Gütergemeinschaft und eine Regierung nach „christlichem Recht", wie er sich solches zu Recht legte. Prunkhaft gekleidet, im Pelzrock und Mantel, wie die Herrscher der Zeit, mit langem Barte, von einer Leibgarde umgeben, die ihn nicht mehr verließ, wurde er zum schrankenlosen Priesterherrscher der Stadt Mühlhausen. Diese Herrschaft aber war Niemandem lästiger als Pfeifer, den Münzer fast beseitigt hatte. Traum gegen Traum setzend erzählte Pfeifer, daß er im Schlafe eine Schaar Mäuse aus einer Scheune vertrieben habe, und behauptete, trotz Münzers Gegenansicht, daß ihm Gott so eröffnet, die Zeit sei gekommen, die Junker in Thüringen und dem Eichsfelde auszurotten, das „wahre Christenthum" mit dem Schwerte zu begründen. Die Tapfersten in Mühlhausen schlossen sich ihm an; zogen mit ihm aus und hausten in Thüringen fast so christlich wie der helle Haufen des Odenwaldes in seinem Bereiche. Die Klöster wurden geplündert, die Schlösser gebrochen, die Keller geleert; beute-

beladen und ſtreifensmüde kehrte die Schaar nach Wochen in Mühlhauſen wieder ein.

Ganz Thüringen, ein Theil von Heſſen, ein Theil von Sachſen kam hierdurch in Bewegung. Jetzt rief auch Münzer, der manches vorbereitet, Kanonen ſchweren Kalibers gegoſſen hatte und hinter Pfeifer nicht zurückſtehen wollte und durfte, ſeine Freunde zum Kampfe heraus. „Es iſt hohe Zeit", ſchrieb er den Bergleuten im Mansfeldiſchen, „haltet Eure Brüder all dazu, daß ſie göttliches Zeugniß nicht verſpotten, ſonſt müſſen ſie alle verderben. Das ganze Deutſch-, Franzöſiſch- und Welſchland iſt erregt. Zu Fulda haben ſie in der Oſterwoche vier Stiftskirchen verwüſtet. Die Bauern im Klettgau, im Hegau und Schwarzwald ſind auf, dreißigtauſend ſtark und wird der Haufen je länger je größer. Allein das iſt meine Sorge, daß die närriſchen Menſchen ſich verwilligen in einen falſchen Vertrag, darum, daß ſie den Schaden noch nicht erkennen. — — Nur dran! dran! dran! Es iſt Zeit, die Böſewichter ſind verzagt wie die Hunde. — Es iſt über die Maßen hoch, hoch von nöthen; dran! dran! dran! Reget an in Dörfern und Städten und ſonderlich die Berggeſellen mit andern guten Burſchen. Wir müſſen nicht länger ſchlafen. — — Selbſt wollte ich kommen, hätte ich gekonnt, den Brüdern Unterricht geben, daß ihnen das Herz viel größer ſollte werden, denn alle Schlöſſer und Rüſtung der gottloſen Böſewichter auf Erden. Dran! dran! dran! weil das Feuer heiß iſt! Laſſet Euer Schwert nicht kalt werden von Blut, und ſchmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrods; werft den Thurm zu Boden! Es iſt nicht möglich, dieweil ſie leben, daß Ihr der menſchlichen Furcht ſollt los werden. Man kann Euch von Gott nichts ſagen, dieweil ſie über Euch regieren. Dran! dran! dran! dieweil Ihr Tag habt! — — Dies ſagt Gott: Ihr ſollt Euch nicht fürchten, Ihr ſollt die große Menge nicht ſcheuen. Es iſt nicht Euer, ſondern des Herrn Streit. Stellet Euch fürwahr männlich; Ihr werdet ſehen die Hülfe des Herrn! — Gegeben Mühlhauſen im Jahre 1525, Thomas Münzer, ein Knecht des Herrn wider die Gottloſen!"

18.

So ſah Luther ſich verwirklichen, was er befürchtet und vorhergeſagt; ſo ſah er ſeiner Ueberzeugung nach die Reform und das Evangelium, den Staat und die Geſellſchaft von dem Geiſte derer, die er von Anfang an für „Mordpropheten“ erklärt hatte, angegriffen. Die Schreckensbotſchaft aus Weinsberg ſtimmte vollkommen zu den Anſichten, die Luther über Thomas Münzer und ſeine Beſtrebungen hegte. Der drohenden Gefahr, die nun in nächſter Nähe ihr Haupt erhob, trat Luther mit ſeiner „Schrift wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern“ gegenüber[1]). Sie wurde gleichzeitig mit ſeiner Schrift über den Weingarter Vertrag veröffentlicht, was dann beweiſt, daß auch Luther einen Unterſchied machte zwiſchen den „Bauern im Allgäu“, an welche er ſeine Ermahnung erließ, und den „räuberiſchen und mörderiſchen Bauern“, die er rückſichtslos verurtheilen zu müſſen glaubte[2]). Er ſagt: „Im vorigen Büchlein (dem über die zwölf Artikel) durfte ich die Bauern nicht urtheilen, weil ſie ſich zu Recht und beſſerm Unterricht erboten. Aber ehe ich mich umſehe, fahren ſie fort und greifen mit der Fauſt drein, mit Vergeſſen ihres Erbietens, rauben und toben und thun wie die raſenden Hunde. Eitel Teufelswerk treiben ſie, und insbeſondere iſts der Erzteufel, der zu Mühlhauſen regiert, und Nichts denn Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet. — — Dreierlei greuliche Sünden wider Gott und die Menſchen laden die Bauern auf ſich, davon ſie den Tod verdient haben an Leib und Seele mannichfaltig“. Die drei Sünden ſind, Treu und Eidbruch der Obrigkeit gegenüber (Aufruhr), Rauben und Plündern und endlich, „daß ſie ſolche ſchreckliche, greuliche Sünden mit dem Evangelium decken“. — „Das Evangelium macht die Güter deren gemein, welche ſolches willigklich von ihnen ſelbſt thun wollen. — Aber unſere Bauern wollen der Andern fremde Güter gemein haben und ihre eig-

[1]) Walch XVI. S. 91. — [2]) In ſeinem Briefe an Amsdorf vom 30. Mai, in welchem Luther Angriffe, die ihm ſeine Strenge zugezogen, zurückweiſt, ſagt er: „Bauern, die ſich nicht warnen laſſen, noch die angetragenen Friedenspunkte annehmen, ſondern aus lauter Grimm des Satans fortfahren, Alles zu beunruhigen, dergleichen dieſe Thüringer und Franken ſind.“ —

uen für ſich behalten. Das ſind mir feine Chriſten! Ich meine, daß kein Teufel mehr in der Hölle ſei, ſondern allzumal in die Bauern ſind gefahren. — — Der Oberkeit, ſo da kann und will, ohne vorhergehend Erbieten zu Recht und Billigkeit, ſolche Bauern ſchlagen und ſtrafen, will ich nicht wehren, ob ſie gleich das Evangelium nicht leidet. — — Aber die Oberkeit, ſo chriſtlich iſt und das Evangelium leidet, ſoll hier mit Fürchten handeln. Und zum erſten die Sache Gott heimgeben. Wenn nun das Herz ſo gegen Gott gerichtet iſt — ſoll man ſich gegen die tollen Bauern zum Ueberfluß (ob ſie es wohl nicht werth ſind), zu Recht und Gleichem erbieten. Darnach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwert greifen. — Und welcher Bauer darüber erſchlagen wird, mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels iſt. — Die Oberkeit kann zu Gott ſagen: Sieh, Herr, Du haſt mir das Schwert befohlen über die Uebelthäter. So iſt es öffentlich, daß dieſe Bauern vielfältig vor Dir und vor der Welt den Tod verdient und mir zu ſtrafen befohlen. Willſt Du nun mich durch ſie tödten laſſen und mir die Oberkeit nehmen, wohlan, ſo geſchehe Dein Wille, ſo ſterbe ich in Deinem göttlichen Befehl und Wort und werde erfunden im Gehorſam Deines Befehls und meines Amts. Darum will ich ſtrafen und ſchlagen, ſo lange ich eine Ader regen kann; du wirſts wohl richten und machen. — Solche wunderliche Zeiten ſind jetzt, daß ein Fürſt den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, daß, denn Andere mit Beten. — — Der Gefangenen (der gezwungen Mitziehenden) unter den Bauern ſollte ſich die Oberkeit erbarmen. — — Darum, lieben Herren, löſet hie, rettet hie, helfet hie, erbarmet Euch der armen Leute. — Steche, ſchlage, würge hie (dort) wer da kann. Bleibſt Du darüber todt, wohl Dir, ſeligern Tod kannſt Du nimmer mehr überkommen. So bitte ich nun, fliehe von den Bauern, wer da kann, als vom Teufel ſelbſt. Die aber nicht fliehen, bitte ich, Gott wolle ſie beleuchten und bekehren. Welche aber nicht zu bekehren ſind, da gebe Gott, daß ſie kein Glück und Gelingen haben müſſen. Dünkt das Jemand zu hart, der denke, daß unerträglich iſt Aufruhr und alle Stunden der Welt Verſtörung zu warten ſei"

Die Schlußworte deuten an, daß Luther ſelbſt eine Ahnung hatte,

wie er in dieſer Schrift ſich „zu hart" gezeigt, zu weit gegangen. Wer die Schrift in Ruhe lieſt, der wird freilich finden, daß Luther die Regierungen aufforderte, ſich gegen die Bauern vorab zu „Recht und Gleichem" zu erbieten, daß er Gnade für die Verführten, Rettung für die fliehenden Bauern ſuchte, — nur die, „welche nicht zu bekehren ſind", waren ſeiner Ueberzeugung nach dem ſtrengen Gerichte verfallen.

Löſet, rettet, helfet, erbarmet Euch der armen Leute hier — „die ſich zu Recht erbieten, die verführt waren und fliehen"; ſtechet, ſchlaget, würget dort die, „welche nicht zu bekehren ſind". — Mehr hat Luther nicht geſagt; mehr nicht zu verantworten. Es iſt daran genug.

19.

Viele Freunde Luthers tadelten ſeine Strenge, viele ſeiner Gegner ſtellten dieſelbe in das grellſte Licht, um ſeinem Einfluſſe auf das deutſche Volk zu ſchaden. Die Feinde der Bauern aber ſuchten in Luther den Helfer, der ihre Rache zu rechtfertigen, ihre Greuelthaten zu entſchuldigen ſchien. Und dieſe Rache ſollte furchtbar, dieſe Greelthaten ſonder Gleichen in der Weltgeſchichte ſein.

Der Schrecken, den die Weinsberger That überall verbreitete, veranlaßte den ſchwäbiſchen Bund, dem Truchſeß von Waldburg gleich nach dem Vertrage von Weingarten den Befehl zu geben, unmittelbar nach Würtemberg, wo die Bauern ſich Stuttgart näherten (das ſie bald beſetzten und dann Eßlingen und Tübingen bedrohten) zu gehen, und wenn er hier die Bauern beruhigt, den hellen Haufen des Odenwaldes zu ſtrafen. Neue Verſuche Ulrichs von Würtemberg, die Schwarzwalder Bauern, insbeſondere die Hegauer zu gewinnen, wurden von dieſen abgewieſen; ſie erklärten ihm, „daß ſie nicht gekommen, Fürſten ein-, ſondern abzuſetzen". Nichtsdeſtoweniger hatten die Beſtrebungen Ulrichs den Erfolg, daß der Truchſeß vom ſchwäbiſchen Bunde vorerſt nach Würtemberg geſchickt wurde. Er ſtand hier bald dem von Feuerbacher befehligten Haufen gegenüber, dem ſich, als der Truchſeß nahte, auch die Hegauer und Seebauern theilweiſe anſchloſſen. Aber auch in dieſem Haufen herrſchte Feuerbachers Geiſt nicht mehr

wie er zu Anfang geherrscht hatte. Die schwäbischen Führer forderten zwar von ihren Bauern „einen Eid zu Gott und allen Heiligen, einen einigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden zu haben, die evangelische Wahrheit, göttliche Gerechtigkeit und brüderliche Liebe zu handhaben, und Einen Herrn, nämlich römische kaiserliche Majestät und keinen andern zu haben". Aber Jäcklin Rohrbach mit seinen zweihundert Gesellen fand Freunde und Gesinnungsgenossen in Feuerbachers Heer; und die Ränke Ulrichs von Würtemberg, wenn auch schließlich erfolglos, entfremdeten doch einen großen Theil der Besserdenkenden den Bauernhaufen, die mit ihm unterhandelten. Als Theus Gerber, der kriegserfahrne Stuttgarter Stadthauptmann, aus dem Bauernlager, wohin er als Abgeordneter von Stuttgart gegangen war, heimkehrend zweihundert Stuttgartern, die ins Bauernlager zogen, begegnete, sagte er dem Fähndrich derselben: „Brüder, ich ziehe jetzt schon an die sieben Tage mit den Bauern einher, habe geglaubt, daß sie Gottes Wille aufrichten wollten; nun sehe ich aber, daß es den Meisten nur um Rauben und Stehlen zu thun ist.[1])"

So lag es in der Natur der Dinge, daß Feuerbacher, der dem Rauben und Stehlen zu wehren suchte, mißliebig wurde. Es brachen Meutereien gegen ihn aus; er wurde ab- und wieder eingesetzt. Als endlich bei Sindelfingen der Truchseß mit dem bündischen Heere auf die Bauern stieß, stand er einem Haufen gegenüber, dessen „Kraft der Begeisterung unter dem Plündern und Brennen sich selbst ausgebrannt hatte."[2])

Aber im Heere des Truchseß stand es fast nicht besser. Die bündischen Landsknechte, als sie sich dem Bauernheere gegenüber sahen, erklärten in großer Mehrzahl, daß sie nicht Lust hätten, gegen ihre Brüder, Schwäger und Freunde zu fechten, und traten theilweise den Rückzug an. Nur mit Mühe konnte verhindert werden, daß sie nicht heimkehrten. So sah sich der Truchseß genöthigt, zu unterhandeln. Während der Unterhandlungen aber griff ein Bauernhaufen das Städtchen Herrenberg an, gewann es nach zweimaligem Sturme, erschlug hier zweihundert bündische Knechte und „plünderte viel"). Die

[1]) Zimmermann II. 202. — [2]) Zimmermann II. 407. —

Nachricht von dieser That stillte augenblicklich den Aufruhr der „Knechte" im Heere des Truchseß. Sie verlangten jetzt Rache für ihre erschlagenen Brüder. So rückte der Truchseß alsbald nach Herrenberg, von wo die Bauern sich auf ihr Hauptheer bei Böblingen zurückzogen. Hier fand sie der Truchseß und trat dann nochmals mit ihnen in Unterhandlungen, die den Erfolg hatten, das Bauernheer abermals zu spalten und Feuerbacher seiner Hauptmannschaft im Angesicht des Feindes noch einmal zu entsetzen, worauf ihn die neuen Hauptleute dann doch wieder zum Unterhändler an den Truchseß sendeten. Dieser verlangte jetzt, daß der Bauernhaufe sich einfach auflöse, Jeder nach Hause gehe und daß man ihm überdies „die Weinsberger" ausliefere. Zu Letzterem waren die Würtemberger bald bereit. Ehe es aber zu einem Vertrage kam, entspann sich zufällig oder absichtlich die Schlacht, die der Truchseß mit 8000 Mann und 18 schweren Geschützstücken gegen die freilich an Zahl überlegenen Bauern, 18000 Mann mit 22 schlechtern Geschützen um so leichter gewann, als das Bauernheer den Angriff nicht erwartete und die Stadt Böblingen dem Truchseß auf die erste Drohung die Thore öffnete. In der Schlacht bei Böblingen und auf der Flucht sollen nicht weniger als 9000 Bauern niedergemetzelt worden sein. Der Pfeifer, Melchior Nonnenmacher, der dem Grafen von Helfenstein in Weinsberg zum Tanze aufgespielt, wurde von den gefangenen Bauern verrathen. Der Truchseß forderte unter Drohungen von der Stadt Sindelfingen, in welcher er sich versteckt hatte, seine Auslieferung. Er wurde ins bündische Lager unweit Maichingen geführt. Auf einer Wiese vor dem Lager wurde er mit einer zehn Fuß langen Kette an einen Baum befestigt und dann im Kreise um ihn herum ein Holzhaufe gelegt. Der Truchseß selbst und seine tapfersten Unterhauptleute sollen Scheiter hinzugetragen haben. Endlich wurde der Holzstoß angesteckt. Weithin erhellten die Flammen in dunkler Nacht das furchtbare Schauspiel, wo ein Unglücklicher hin und hersprang, wie die Glut immer größer wurde, bis er „fein langsam gebraten" niederstürzte. Die Fürsten, Grafen und Herren, die Reisigen und die Knechte sahen jubelnd diesem Höllentanze zu. —

Das war der Geist, der jetzt im Heere der Fürsten aufgestachelt

war und nicht wieder Ruhe fand, bis er im Blute von Hunderttausenden seinen Rachedurst gestillt hatte. —

20.

Der „helle Haufen des Neckars und Odenwaldes" hatte unterdeß Heilbronn, Wimpfen und die umliegenden Schlösser und Klöster gebrandschatzt, geplündert, verbrannt und zerstört, je nach der zufälligen Laune der einzelnen Haufenführer oder der Masse Weins, welche die Bauern fanden und die sie dann im Rausche handeln ließ.

Kurz nach der Weinsberger That trafen die Landsknechte schaarenweise aus dem einstweilen friedlichen Italien ein, und boten sich den Bauern als Bundesgenossen an. Trotz alles Mahnens der klügern Führer, Hippler, Mezler und Anderer wiesen die versammelten Bauern die gebotene Hülfe zurück und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie die täglich in Fülle gemachte und noch zu machende Beute nicht mit den Landsknechten theilen mochten. Der Kurfürst-Pfalzgraf Ludwig hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie anzuwerben. Dagegen ließen die Bauern sich die Scheinhauptmannschaft des Ritters Götz von Berlichingen gefallen, entschlossen, trotz seiner zu thun, was ihnen beliebte. Gegen Götzens Rath, der die Vereinigung der Bauernheere in Schwaben vorschlug, zogen sie nach Würzburg, um den Bischof von Würzburg zum Eintritt in die „christliche Gemeinschaft" zu zwingen. Götzens und Hipplers Versuche, die zwölf Artikel in der Hauptsache mit Luthers Urtheil über dieselben in Einklang zu bringen, und sodann eine feste Kriegsordnung und Heereszucht einzuführen, riefen den Verdacht gegen sich wach, daß sie im Geheimen mit den „Pfaffen" einverstanden seien, wodurch ihr Wirken nur um so mehr gehemmt wurde. Die „Pfaffenfreundschaft" Götzens aber verhinderte ihn nicht, im Kloster Amorbach, wo Alles, selbst die Betten, die Dachziegel, die Backsteine von den Bauern weggeführt wurden, sein Theil an Pretiosen, die letzten silbernen Becher des Abts und eine Inful, aus der er seiner Frau einen Halsschmuck machen ließ, hinzunehmen.

Der Schrecken, den die Bauern verbreiteten, war übrigens immerhin noch groß genug, um den Bischof Wilhelm von Strasburg,

den Statthalter des Erzbischofs von Mainz in Miltenberg zu veranlassen, im Namen Albrechts von Mainz die zwölf Artikel noch am 5. Mai anzunehmen und dem Haufen Beistand und Zuzug zu geloben, worauf dieser gegen 15,000 Gulden Brandgeld weiterzog.

Am 7. Mai langte der Neckar- und Odenwaldhaufen vor Würzburg an, das, von Bauernfreunden längst bearbeitet, die Thore öffnete, während der Bischof nach Heidelberg floh und sein festes Schloß Frauenburg (Marienberg) bei Würzburg dem Adel des Landes, den tapfern Sebastian von Rothenhahn und den Dompropst Markgraf Friedrich von Brandenburg an ihrer Spitze, überließ.

Wenige Tage nachher langten auch die fränkischen Bauern, der „Tauberhaufe" vor Würzburg an. „Lustige Kistenfeger und Säckelleerer, war ihr Hin- und Herzug ein toller Saus und Braus, am Tage die Flasche in der Hand, Nachts die Brandfackel" [1]). In Ochsenfurt hielt der Haufe vierzehn Tage Rast, der Speicher und Keller des Würzburger Domcapitels wegen, und leerte in kurzer Frist 500 Fuder Wein.

Die vereinten Haufen belagerten wieder gegen den Rath Götzens den Frauenberg. Unterhandlungen mit der Besatzung führten zu keinem Ergebniß, weil die Bauern ihre Forderungen stets steigerten und die Besatzung von den Bauern Alles fürchtete, Nichts hoffte. Endlich wurde am 15. Mai ein Sturm gegen die Feste versucht, der mit einem Verluste von 400 Todten für die Bauern endigte.

21.

Während so das Odenwälder und fränkische Bauernheer vor dem Frauenberge lag, trat in Heilbronn ein Bauernausschuß, zu welchem Abgeordnete von dem Würzburger Haufen, von Oberschwaben, aus dem Elsaß und Rheinfranken berufen waren, zusammen.

Die Verhaltungsbefehle für die Abgeordneten der in Würzburg versammelten Bauern und die der schwäbischen Gesandten zeigten den Gegensatz, der zwischen beiden stattfand. Jene unterwiesen ihre Ab-

[1]) Zimmermann II. 338.

geordneten dahin, zu berathen: was der Haufen noch erobern sollte? welcher Hülfe er bedürfe? welcher Beistand gegen den schwäbischen Bund nöthig sei? wer die Reformation vornehmen solle, ob Gelehrte, Bürger, Bauern? wie viele? ob auch Räthe der Fürsten, Herren und Edeln zuzulassen? u. s. f. Die Oberschwaben dagegen gaben ihren Abgeordneten die Unterweisung mit, die sie schon dem schwäbischen Bunde vorgelegt hatten, und die dahin ging: „Der geistlichen und weltlichen Obrigkeit in dem gehorsam zu sein, was sie nach göttlichem Rechte fordern könne; den Landfrieden zu sichern; Schulden unverweigerlich zu zahlen; Schlösser nur mit Männern aus der Verbrüderung besetzt zu lassen; — sodann Aufrechthaltung der allgemeinen Sicherheit — Vortrag des reinen Evangeliums — und zur Herbeiführung einer friedlichen Entwickelung Schiedsrichter zu verlangen und zwar den Erzherzog Ferdinand, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, Luther, Melanthon, Bugenhagen, Oslander und Andere."[1])

Wendel Hippler, der „Feldschreiber" der Odenwälder, stand als Kanzler an der Spitze des Ausschusses, der den Entwurf „einer allgemeinen Reichsreform" berieth. Als Ergebniß forderte das „Bauernparlament": 1) Die Reform der Geistlichkeit, Beschränkung ihrer Einkünfte auf „ziemliche Nothdurft" und Heimfall ihrer Güter zum allgemeinen Nutzen. 2) Reform der weltlichen Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Edeln; ein „ehrliches" Einkommen für diese und gleiches Recht für Hoch und Niedrig. 3) Reform aller Städte und Gemeinden „nach göttlichem und natürlichem Rechte und christlicher Freiheit" — und zugleich Ablösung aller Bodenzinse (20 Pfennige einmal für 1 Pfennig Jahresrente). 4) Ausschließung aller Doctoren des römischen Rechts von allen Gerichten und aus jedem Fürstenrathe; „dieweil die Doctores nicht Erbdiener des Rechtes, sondern bestellte Knechte, die um ihres eignen Nutzens willen lang aufhalten und langsam zum End räthen oder dienen; — dieweil sie Stiefväter und nicht Erben des Rechts genannt werden mögen". Nur drei Doctoren des „kaiserlichen" Rechts sollen auf jeder Universität sein, um vorkommenden Falles sich bei ihnen Raths erholen zu können. 5) Ausschlie-

[1]) Bensen, Bauernkrieg S. 277 ꝛc.

ßung aller Geweihten aus dem Reichsrath, Fürstenrath und von allen weltlichen Aemtern, „denn weltlich Ehr und Geiz verhindert sie am Gottesdienst, wie am Tag liegt“. 6) Abschaffung alles weltlichen Rechts im Reich und Ersatz desselben durch göttliches und natürliches Recht. Zu dem Ende schlugen sie auch eine neue Gerichtsordnung vor, deren unterste Grundlage die bestehenden Stadt- und Dorfgerichte bilden, über denen mit Abschaffung aller andern bestehenden Gerichte als höhere Instanzen, je nach dem Streitgegenstande erst vierundsechszig Freigerichte und sechszehn Landgerichte (für 10 fl.), über diesen vier Hofgerichte (für 100 fl.) und endlich ein kaiserliches Kammergericht deutscher Nation (für 1000 fl.), sämmtlich mit sechszehn Beisitzern aus allen Ständen: Fürsten, Grafen, Ritterschaft, Städte und Landgemeinden, und einem von ihnen gewählten vorsitzenden Richter, eingerichtet werden sollten. 7) Abschaffung aller Zölle, Geleit, Umgeld, Aufschlag, Steuer, Beschwerung, „ausgenommen, was zur Nothdurft erkannt wurde“, als Brücken-, Weg- und Stegzölle und die zehnjährige, römische Kaisersteuer. 8) Gleiche Münze im ganzen Reich. 9) Gleiches Maaß und Gewicht[1]); und endlich 10) daß „die Gesellschaften, als Fugger, Hochstetter, Welser und dergleichen abgestellt werden, denn durch solche Arm und Reich ihres Gefallens geschätzt werden“. Bei Gesellschaften soll Keiner über 10,000 Gulden einlegen, und „welches dawider befunden, soll das Hauptgut und Uebermaaß verloren haben in des römischen Reichs Kammer“. Ueberdies schlugen die Bauernabgeordneten noch vor, daß „alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte abgethan“, daß „allein kaiserlicher Friede und Schirm gehalten werde“, und „daß alle Verschreibung derhalben aufgericht („aufgehoben“), bei Verlierung aller Freiheit, Lehne und Regalen.“

Mit dieser „Reformation zum Nutz und Frommen aller christlichen Brüder“ würde in der That das Reich wiederhergestellt, der Kaiser wieder Kaiser gewesen sein, mit einer Kaisersteuer, einem Reichs-

[1]) Wobei sich die Bauern klugerweise ausbedingen zu müssen glaubten, daß „Maaß allenthalben gleich sein, Bier, Meth und dergleichen aber jede Maaß oder Eych ein Viertel derselben größer sein“ solle.

kammergericht, Hofgerichten, Reichsfreigerichten und endlich einem Gesetze, das alle Sonderbünde der Fürsten im Reiche und außer dem Reiche mit dem Verluste ihrer Herrschaft und Macht bestraft hätte. So klar, wie das „Bauernparlament" in Heilbronn hatte bis jetzt kein deutscher Reichstag die tödtliche Wunde des Reiches erkannt; so einfach und tiefgreifend und ohne Rücksicht auf alle damals noch so mächtigen ständischen Rechte und Stellungen keiner dem Unheile die Wurzel zu durchschneiden die Absicht ausgesprochen.

22.

Unterdeß aber lebte die Menge der Bauern vor Würzburg nach wie vor in Saus und Braus. Die ordentlichern, die tapfern unter den Bauern wurden des tollen Herumtreibens bald müde und gingen nach Hause. Meist nur der wüste Auswurf blieb im Lager. „Raufhändel, blutige Schlägereien, Unzucht, Plünderung draußen auf dem Lande, selbst an Verbündeten, erlaubten sie sich ohne Scheu. Es war weder Friede noch Folge, weder Einigkeit noch Treu und Glaube bei den Haufen der Bauernschaft; was sie heute gelobten, schwuren, verschrieben, ward alsbald morgen nicht gehalten, vielmehr verachtet und dawider gehandelt." [1])

So überraschte sie endlich die Botschaft, daß der Truchseß mit dem bündischen Heere im Anzuge sei. Wendel Hippler selbst war einer der ersten, der mit derselben im Lager eintraf. In Heilbronn hatte die Nachricht von der Niederlage der Würtemberger Bauern ihn und die übrigen Mitglieder des Bauernparlaments aufgescheucht, daß sie überall Schrecken verbreitend, das Land durchfliegend nach Würzburg eilten. Hier sprach man dann zwar von einem neuen Sturme auf den Frauenberg; aber „der Müssiggang, das üppige Leben in der weinreichen Gegend hatten dem Haufen das Mark aus den Knochen, den ersten Anflug von Muth und Enthusiasmus aus dem Herzen gefressen" [2]). Es geschah nichts und das Heer schwand zusehends zusammen.

---

[1]) Zimmermann II. 497. — [2]) Zimmermann a. a. O.

Auf dem Wege nach Würzburg, zwischen Neckargartach und Fürfeld, fiel Jäcklin Rohrbach, von Bauern verrathen, in die Hände des Truchseß. An ihm wurde das scheußliche Schauspiel des Pfeifers Nonnenmacher wiederholt.

In Weinsberg angelangt ließ der Truchseß die Stadt, die ohne alle Schuld an dem Geschicke ihrer ritterlichen Besatzung war, in einen Schutthaufen verwandeln, zum „ewigen Andenken" an die That des Ostertages.

Nach diesem Schreckensbeispiele half der Truchseß noch dem Pfalzgrafen Ludwig in wenigen Tagen den Kraichgau und Bruhrein, halb durch Blut maßregeln, halb durch Nachgeben beruhigen. Erst dann rückte das vereinte Heer des Truchseß und Pfalzgrafen, dem sich der streitbare Erzbischof von Trier angeschlossen hatte, 13,000 Mann stark, auf Würzburg zu.

Hier herrschte der Schrecken. Neue Botschaft aus dem Elsaß hatte diesen noch vermehrt. Herzog Anton von Lothringen hatte in Bergzabern, nachdem er den Bauern freien Abzug zugesagt, und diese die Waffen niedergelegt, deren nicht weniger als 16,000 ermorden lassen (17. Mai). Das Alles wirkte zusammen. Am 23. Mai brach der Odenwalder Haufe von Würzburg, so groß er noch war, auf, um sich mit den fränkischen Haufen zu vereinigen und dem Truchseß entgegenzuziehen. Die beiden Bauernheere verfehlten sich und es ist fast wahrscheinlich, daß Götz dies Verfehlen verschuldete. Es war seine letzte That als Hauptmann der Odenwalder. Am andern Tage war er verschwunden; und er zeigt in seiner Vertheidigung, daß der edle Ritter mit einer List, die einem Advokatenschreiber Ehre gemacht haben würde, wörtlich sein Wort gehalten, da er sich nur bis zu diesem Tage verpflichtet habe. Sein Verschwinden war das Zeichen zur Auflösung des Haufens; nur zweitausend Mann blieben bei Hippler und Metzler, die wenige Tage später mit dem Reste des fränkischen Haufens vereinigt, 8000 Mann stark, bei Königshofen (2. Juni) dem Truchseß gegenüberstanden. Es war keine Schlacht, es war eine Metzelei. „Gehetzt wie auf einer Schweinsjagd" fanden, nach den eignen Worten des tapfern Erzbischofs Richard von Trier, die in dem Walde bei Königshofen schutzsuchenden Bauern hier den Tod. Selbst

die bereits Gefangenen wurden nachträglich kalten Blutes noch hingerichtet. — Auf die Nachricht von dieser Niederlage zerstreute sich, was noch von dem großen Bauernhaufen vor Würzburg lag, nach allen Seiten hin. Nur die „schwarze Schaar" unter Florian Geyer, die unerwartet auf das Heer des Truchseß stieß, leistete in der Burg Ingolstadt (Engelstadt bei Sulzdorf) dem bündischen Heere verzweifelten Widerstand, der nach blutigem und langwährendem Kampfe mit dem Tode fast Aller Gefährten Geyers endigte (4. Juni). Die Nacht erlaubte den Letzten und unter diesen Florian Geyer, der Heldenthaten, des höchsten Ruhmes würdig, gethan hatte, den Kampfplatz zu verlassen. Wenige Tage später aber wurde Geyer an der Spitze eines Häufleins treuer Helden von seinem eignen Schwager bei Limpurg überrascht, wo er dann, nach abermaligem harten Kampfe der Uebermacht gegenüber, der letzte unter Allen, von seines Schwagers Schwert durchstochen, niedersank (9. Juni).

Zwei Tage vorher hatte der Truchseß Würzburg eingenommen. Schon am andern Tage zog auch der Bischof von Würzburg ein und ließ vorerst fünf und wenige Tage später noch dreizehn Bürger und siebenunddreißig Bauern auf dem Markte zu Würzburg enthaupten. Dann hielt der Bischof eine Rundreise in seinem Sprengel. Zweihundertsechsundfünfzig Hinrichtungen waren das Ergebniß derselben.

Der Truchseß ging unterdeß nach Bamberg, half auch hier den Bischof wieder einsetzen, worauf dann die gleichen Blutscenen, Enthauptung, Augenausstechen und Verstümmlungen wie in Würzburg und anderswo stattfanden. An demselben Tage, an welchem der Bischof von Würzburg seinen blutigen Einzug in seine Hauptstadt hielt, ließ Markgraf Casemir von Brandenburg-Baireuth siebenundfünfzig Bürgern und Bauern in Kitzingen die Augen ausreißen. Enthauptungen, Erhängen, Verstümmelungen, Blenden war aller Orten das stündliche Werk der siegenden Fürsten und Bischöfe, mit der seltenen Ausnahme des Markgrafen von Baden, des Bischofs von Speier und theilweise des Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz, die im mildern Geiste Gnade — nicht für Recht, sondern für Rache ergehen ließen. „Die Rache ist unser" — sagten die Herren und sie war

furchtbar, und forderte Tausende und Hunderte von Tausenden der blutigen Opfer.

23.

Auch Thomas Münzer hatte unterdessen seine Rolle ausgespielt. Nachdem Pfeifer beutebeladen nach Mühlhausen zurückgekehrt war, forderte auch Münzers Leibgarde, aus 400 Nichtmühlhausern bestehend, ebenfalls eine Beutefahrt. So zog Münzer mit derselben (26. April) aus nach Langensalza, Heiligenstadt, Duderstadt; alle Klöster wurden geplündert und Geld und Geldeswerth in Menge „für die Zwecke des heiligen Krieges" zusammengebracht.

Bald aber hatten sich auch in Thüringen und Sachsen die Fürsten ermannt und geschaart. Der Landgraf Philipp von Hessen trieb in kurzer Zeit die Fuldaischen Bauern auseinander und nahm von da an seinerseits als gute Beute ohne Umstände die Abtei Fulda für sich in Anspruch. Vor Eisenach vereinigte sich der Landgraf mit Herzog Heinrich von Braunschweig, worauf die Stadt, die sich den Bauern ergeben hatte, genommen und vierundzwanzig Bauern und Bürger auf dem Markte hingerichtet wurden. Von hier überzogen die beiden Fürsten Langensalza, wo einundvierzig Hinrichtungen stattfanden. So rückten sie dem Schauplatze näher, auf dem Münzer thätig war.

Bei Frankenhausen hatte sich ein Haufen Mansfelder Bergleute und Bauern gesammelt, die Münzers Wirken und Treiben aufgeregt und begeistert hatte. Als sie sich jetzt nicht nur von den Grafen von Mansfeld, sondern auch von den heranrückenden Hessen und Braunschweigern bedroht sahen, riefen sie Münzer zu Hülfe. Er kam, aber nur mit seiner Garde; denn Pfeifer und die Mühlhauser erklärten, daß sie es nicht für Recht hielten, gegen „evangelische" Fürsten zu kämpfen. Die Bauern in Frankenhausen hatten mit den Grafen von Mansfeld zur Besprechung einer Vermittelung eine Zusammenkunft unter wechselseitigem freien Geleite verabredet, als Münzer mit seiner Garde in ihrem Lager anlangte und die Bergleute und Bauern

so zu gewinnen wußte, daß sie die Unterhandlungen mit den Grafen von Mansfeld aufgaben.

Jetzt zogen die sächsischen Fürsten, Philipp von Hessen, der Braunschweiger, der Herzog Georg von Sachsen und auch Kurfürst Johann mit 8400 Fußknechten und 3400 Reisigen gegen die Münzerschen Bauern, die 8000 Mann stark den Sturm mit Zagen heranrücken sahen. Noch einmal wollten sie unterhandeln und die Fürsten erklärten sich bereit, sie zu Gnaden anzunehmen, wenn sie ihre Führer herausgeben wollten. Der Haufen begann zu schwanken; da trat Münzer in den Ring und hielt eine Rede, in der er den Bauern versicherte, Gott der Heerschaaren habe zu ihm gesprochen, daß die Kugeln sie nicht treffen sollten, daß er sie in den Falten seines Mantels auffangen werde.

Noch besprachen sich die Bauern, was thun, als der Angriff begann. „Komm heiliger Geist, Herr Gott!" stimmte dann die Masse an und harrte des Engels, der für sie kämpfen werde. Ohne Widerstand wurden ihrer 5000 niedergemetzelt. Münzer floh vom Kampfplatze. In einem Hause am Nordhäuser Thor versteckte er sich auf dem Speicher in ein Bett, wo ihn, den Kopf mit einem Tuche umwunden, fieberkrank sich stellend, ein nach Beute suchender Knecht des Ritters Otto von Ebbe fand. Ein Brief des Grafen von Mansfeld an Münzer in der Reisetasche des Kranken verrieth den Namen desselben. Münzer wurde dann hin- und hergeschleppt und endlich gefoltert, um Bekenntnisse aus ihm herauszupressen. Er bestand die Martern in seinem weichlichen Wesen unter Jammern und Klagen, ohne übrigens viel zu bekennen. Zuletzt schrieb er aus seinem Thurme an die Mühlhauser, daß sie der Fürsten Gnade für ihre Stadt nachsuchen und sich um ihres Heiles willen in Zukunft an keiner Empörung mehr betheiligen sollten.

Die Mühlhauser und ihr Führer Pfeifer aber dachten anders als der gefangene Prophet. Obgleich sie nicht gegen die „evangelischen" Fürsten hatten kämpfen wollen, vertheidigten sie sich angegriffen so tapfer als möglich, und wiesen mehrere Stürme zurück. Pfeifer insbesondere schlug, als die Stadt nicht mehr zu halten war, sich, die Nacht benützend, mit 400 Tapfern durch das feindliche

Lager durch. Auf der Flucht aber wurde er eingeholt, sein Haufen von der Uebermacht erdrückt und er selbst gefangen. Beide, Pfeifer und Münzer, wurden in Mühlhausen an demselben Tage hingerichtet.

24.

Nachdem der Truchseß kaum die letzten Schläge in Mitteldeutschland geführt hatte, wurde er vom schwäbischen Bunde wieder nach Süddeutschland zurückberufen. Es galt noch einmal dem Allgau.

Der „Aufstand“ vom 22. April trug nicht die Früchte, die er Anfangs versprach. Daß er aber diese Früchte nicht trug, verdankt Deutschland vor Allem dem Kanzler Leonhard von Eck. Wohl konnte dieser an demselben Tage, an welchem der Weingarter Vertrag ausgewechselt und vollzogen wurde, am 26. April sagen: „Der Krieg ist nicht aus; hab Sorg, er wird sich erst recht anfangen“; denn an demselben Tage verließ Diepold von Stein, einer der Unter-Hauptleute des schwäbischen Bundes und einer der Herren, dessen Schlösser die Bauern im Allgau niedergebrannt hatten, Ulm mit 170 Pferden, „um auf die Bauern zu streifen, die Dörfer zu verbrennen und gegen sie zu handeln, welches darnach die Bauern irrig machen werde“, wie der Kanzler Eck sich in seinem Briefe an Herzog Wilhelm ausdrückt [1]). Am 3. Mai stießen zu diesen noch 100 Reiter aus Baiern. Schon am Tage bevor Diepold von Stein mit seinem edlen Auftrage aus Ulm ausritt, hatte Eck einen Bundesbeschluß bewirkt, wodurch die Herzoge von Baiern gebeten wurden, „ihr Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß einen Monat auf gemeine Bundeskosten sammt einem Feldgeschütz bei einander zu behalten, um gelegentlich die verfluchten Bauern ziemlich zu strafen“. Eck versprach dabei seinem Herzoge, „zu practiciren“, daß Seiner fürstliche Gnaden „Oberster würden und Ihrem Vortheil auch schaffen mögten“. Der Herzog selbst sprach sich über die Gründe aus, die ihn in seiner kalten, blutigen

[1]) Jörg 465.

Politik den Bauern gegenüber leiteten, indem er dem Pfalzgrafen Friedrich, der mit seinen Bauern in der Oberpfalz einen ähnlichen Vertrag wie der Truchseß mit den Allgäuern schließen wollte, am 30. April schrieb: er solle warten bis Baiern sein Kriegsvolk dazu geschickt, „damit man einen Haufen der aufrührerischen Bauern möchte schlagen, und mit Ungnaden gegen ihre Leiber und Güter handele". Zugleich rieth er ihm dringend, „keine gütliche Theiding noch Vertrag mit ihnen zu machen, noch anzunehmen, sie begäben sich denn mit ihren Leibern und Gütern in Gnad und Ungnad unsern Fürsten von Baiern." [1])

In dem Geiste, der in Eck und Wilhelm von Baiern herrschte, zog Herr Diepold von Stein an der Spitze seiner bündischen und bairischen Ritter und Reiterhaufen im Allgau umher und „machte die Bauern irrig". Feringhausen, Buchlon, Widergelting und andere Dörfer und Höfe die Menge wurden angezündet [2]). Die Bauern erhoben sich zur Abwehr und brannten die Schlösser des Adels zur Vergeltung nieder. Schon am 4. Mai fand wieder eine Volksversammlung zu Eglis bei Kempt enstatt, wo die Oberallgäuer beschlossen, auch die Unterallgäuer und zwar bis zum Bodensee hinab aufzufordern, den zweiten Mann zu den Waffen zu rufen und in drei Haufen zu sammeln, einen gegen den Truchseß, den andern gegen Baiern und den dritten gegen Füßen. Ueber Füßen ging die Heerstraße nach Tyrol und Salzburg und in beiden Ländern waren die Bauern ebenfalls aufgestanden. Dieser dritte Haufen sollte eine Vereinigung der Tyroler, Salzburger und Allgäuer vermitteln.

25.

Die Stadt Füßen gehörte zum Bisthum Augsburg. Zu Anfang des Aufstandes im Allgau aber nahm sie, die der Bischof von Augs-

[1]) Jörg 468. Note 17. — [2]) S. 519 erzählt Jörg, wie Tyrol gegenüber der Herzog Wilhelm gegen die „Verunglimpfung" protestiren ließ, als sollte er den Krieg im Allgäuischen durch Verbrennung von Buchloe und Widergelting erstlich angefangen und den vom Truchseßen abgeredeten friedlichen Anstand gebrochen haben, da „vielmehr der Ausbruch der Thätlichkeit dem Muthwillen der Allgäuischen zuzuschreiben sei."

burg verlassen hatte, östreichische Hülfe in Anspruch. Der Erzherzog Ferdinand gestand diese unter der Bedingung zu, daß die Stadt sich überhaupt seinem Schutz und seiner Herrschaft unterwerfe. Kaum war Füßen von östreichischen Soldtruppen besetzt, als der Bauernaufstand auch in Tyrol losbrach. Hier aber war der Aufstand noch weniger als anderswo unmittelbar gegen die Landesherrschaft gerichtet. Tyrol hatte eine ständische Verfassung, in welcher nicht nur die Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Städte, sondern auch die Bauern („Gerichte") vertreten waren. Der Kampf entspann sich daher in Tyrol nicht zwischen dem Landesherrn und den Bauern, sondern zwischen den Bauern und Städten gegen die Geistlichkeit und den Adel. Die Richtung der habsburgischen Politik war längst dahin gegangen, die ständische Verfassung überall zu vernichten; und da Ferdinand die Bauern und Städte am Werke sah, die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu brechen, da sich der angesehenste Bauernführer in Tyrol, Michael Gaismayer, selbst „ein Mehrer kurfürstlicher Durchlaucht Kammergut" nannte, so eilte Ferdinand nach Insbruck, um an Ort und Stelle die Verhältnisse zum Besten der östreichischen Hauspolitik zu lenken. Unterdeß aber nahm die Volksbewegung in Tyrol nach und nach dennoch eine andere Richtung.

Eine große Volksversammlung in Meran, die am 22. Mai zusammentrat, erließ am 1. Juni 106 Artikel (die „Meraner Artikel"), in denen es gleich zur Einleitung hieß: „Vor Allem soll die ganze Grafschaft Tyrol mit allen ihren Bisthümern, Klöstern, Schlössern, Gerichten dem Erzherzog als Landesfürsten und sonst Niemandem Andern zugehörig sein". Alle Pfandschaften, Schlösser, Städte, Bauernschaften, Zölle, Gülten ꝛc. ꝛc. der Geistlichkeit sollten dem Landesfürsten überantwortet werden; dieser aber dagegen verpflichtet sein: „Hinfüro ohne Wissen und Zugeben der Landschaft Nichts zu versetzen noch zu verschenken, weder Todesfall noch Anderes". Sodann soll „hinfüro die Gesellschaft (die Genossenschaft) Tyrol frei sein". — Mit Ausnahme von zwei bis drei Klöstern sollen alle Andern, die Frauen- und Bettelklöster alle, und ebenso sämmtliche Bisthümer aufgehoben sein; es soll in jedem Gericht nur ein Pfarrer, „nicht reich und mächtig", sondern nur mit „ziemlicher Nothdurft"

verſehen, gehalten werden, der „das unvermiſchte Wort Gottes" in ſeiner Gemeinde zu lehren habe. — Zunächſt forderten dann die Meraner Artikel gleiches Recht und Gericht für Alle mit Aufhebung aller Statuten, Landesbräuche und Sondergerichte; nur ein Obergericht zur Berufung von den Urtheilen der Untergerichte; Ausſchließung fremder Geiſtlichen und Doctoren von der Regierung zu Insbruck und von den Gerichten; öffentliche und mündliche Verhandlung; Aufhebung aller Privilegien und Freiungen; gleiches Maaß und Gewicht; freier Fiſchfang, freie Jagd, freie Weide; Abſchaffung des Wuchers, des Fürkaufs, des Hauſirhandels und der großen Handelsgeſellſchaften der Fugger, Hochſtetter und Welſer. Sodann wurde die Abſchaffung von neuen unbilligen Zollaufſchlägen, Roboten, Hoffahrten, Koppelgeld, Koppelgetreide, Vogtei, Berggut, Spiegelgeld, Schaltjahrzins ꝛc. beantragt, eine neue Handwerksordnung (mit Beſeitigung der Zünfte), eine neue Müllerordnung, und noch die Beſeitigung aller „Doctoren, Finanziers und Fiskalen" vorgeſchlagen. Endlich trugen die Meraner Artikel darauf an, alle Lehen in billiger Weiſe erblich zu machen, das Tyroler Erbrecht zu verbeſſern und die Leibeigenſchaft aufzuheben. [1])

Der ſiebenundvierzigſte Artikel insbeſondere ſagte: „daß der Salamanka gar mit ſeinem Leib und Gut, auch ſeinen Freunden, Dienern und Anhängern nach Einantwortung aller ſeiner Schlöſſer, Gerichte, Herrſchaften an Fürſtliche Durchlaucht gänzlich aus dem Lande gethan werde". Es war dies derſelbe ſpaniſche Finanzkünſtler, der Ferdinands erſte blutige Schritte in Oeſtreich geleitet und von da an Ferdinand beherrſcht und Oeſtreich ausgebeutet hatte. Die Tyroler Bauern ſagten Ferdinand ins Angeſicht, daß ſie aufgeſtanden ſeien, den Juden zu vertreiben, „damit der Fürſt durch ihn nicht verderbt werde". Salamanka verſteckte ſich zu Schmieken, einer Fuggerſchen Herrſchaft in Baiern, und lenkte von hier aus ſeinen ihm blind gehorchenden Herrn und Meiſter.

Der Adel Tyrols ſöhnte ſich bald mit den Bauern und Städten aus; worauf dann die Stellung Ferdinands noch unhaltbarer

[1]) Jörg 540—543.

wurde. Aber die Stände Tyrols waren an ständische Verhandlungen gewöhnt und das war es, was Ferdinand rettete, weil die Tyroler von Verhandlungen und Unterhandlungen und nicht von der Gewalt und dem Schwerte die Entscheidung hofften.

Die bairische Politik jedoch, die sonst in Deutschland gnadenlos Bauernblut forderte, trat in Tyrol mit den Bauern und gegen ihren Fürsten in „Pratiken“. Als der Erzherzog fast gefangen in Insbruck war, schrieb der bairische Gesandte Lösch aus Insbruck an den Herzog Wilhelm: „Der Salamanka feiert nicht“. Dieser nämlich trieb Ferdinand an, Insbruck zu verlassen und die Tyroler mit Gewalt zu bekämpfen. Die Tyroler ihrerseits fühlten, daß, wenn Ferdinand und Salamanka siegten, „mit etlichen vom Adel, wie in Oestreich geschehen ist, gehandelt werden möchte“. Deswegen waren auch sie zum Aeußersten bereit und daher schrieb der bairische Gesandte (3. Februar) an seinen Herrn: „Wenn der Erzherzog hinauskommt, so möchte es zum Theil losbrechen und Euer fürstliche Gnaden nach und nach zu Glück, Ehr und Wohlfahrt kommen“. In dem Brief eines geheimen Sendlings des Herzogs von Baiern in Insbruck hieß es gleichzeitig: „In Summa steht es darauf, daß der Erzherzog, wo er es nicht recht und nicht schicklich angreift, um dies Land kommen mag. — Wo das geschähe und man sich recht schicken (möchte), würde Euer fürstlichen Gnaden etwas Gutes daraus gedeihen“ [1]). — Schon am 7. Juli antwortete der Herzog Wilhelm seinem Gesandten: „Ihr habt uns angezeigt, wie sich die tyrolische Landschaft des Aufenthalts des Salamanka zu Schmieken über uns beschwert. Nun — wollt uns — darum — entschuldigen und zu verstehen geben, wo wir auch von einer Landschaft darum ersucht würden, Ihr so viel Wissens hättet, daß wir uns darin fürstlich und gegen die Landschaft gnädiglich erzeigen würden“ [2]). Er hoffte, „das Gute“, das ihm aus dem Unterliegen Ferdinands gedeihen möchte, durch die Ausweisung oder Auslieferung Salamankas verdienen zu können.

---

[1]) Jörg 530, 531. — [2]) Jörg 531, Note 16.

26.

Aber nicht nur gegen Tyrol, auch gegen Salzburg ſtreckten die Herzoge von Baiern ihre Hände aus. Dort galt es den Bruder des Kaiſers, hier den erſten Kirchenfürſten Süddeutſchlands mit Hülfe der aufgeſtandenen Bauern zu beſeitigen und ſich ſeiner Herrſchaft zu bemächtigen.

Der Krummſtab hatte in Salzburg nicht beſſer regiert und gewaltet wie anderswo. Erſt 1510 hatte der Erzbiſchof Ferdinand die letzten Reſte der Freiheiten von Stadt und Land mit Gewalt zerſtört. Sein Nachfolger Mathaeus Lang, aus einem berühmten Augsburger Patriziergeſchlecht, Lang von Wellenberg, wurde durch Maximilians Gunſt Biſchof von Gurk, Kardinal und 1519 Fürſt-Erzbiſchof von Salzburg. Er war ein geiſtreicher, gewiſſenloſer Herrſcher im Prieſterkleide und unter der Biſchofskrone. Die Reformation aber, als ſie auch in ſeinem Bereiche Fuß faſſen wollte, bekämpfte er mit Gewalt und Klugheit. Es gelang ihm, Luthers alten Lehrer und Freund Staupitz durch kluge Benutzung der Zweifel des ängſtlichen Mannes ſowie durch hohe Gunſtbezeugungen der Reformation zu entfremden.

Die Bedürfniſſe eines glänzenden und genußſüchtigen Prieſterhofes im Vereine mit der blutigen Strenge gegen die Reformatoren waren die Veranlaſſung, daß ſchon 1523 die Bürger von Salzburg den Plan faßten, ſich von der Herrſchaft ihres Biſchofs zu befreien, dem aber dieſer durch einen Angriff mit einer in Tyrol geſammelten Schaar Landsknechte zuvorkam. Die Stadt mußte ſich ergeben und der Erzbiſchof zwang die Bürger, ihm das Recht zuzugeſtehen, den Stadtrichter, den Bürgermeiſter, den Magiſtrat ſelbſt zu ernennen.

Das war das Vorſpiel zu den Ereigniſſen, welche das Jahr 1525 auch in Salzburg hervorrief. Ein evangeliſcher Prediger Mathaeus wurde, als der Erzbiſchof ihn auf ein Pferd gebunden und von Söldlingen umgeben in eines ſeiner Schlöſſer bringen laſſen wollte, von den Bauern der Gartenau bei Salzburg befreit. Ihr Führer, genannt Stöckl, wurde dafür, „ohne vorher mit offenem Recht (Gericht) überwunden zu ſein, weil die Räthe des Erzbiſchofs beweiſen zu können glaubten, daß ſolches in

diesem Falle nicht von nöthen sei“[1]), hingerichtet. Die Entrüstung über diese Ereignisse rief im April 1525 in Gastein einen Volksauflauf hervor, der sich rasch über alle salzburgischen Länder verbreitete. Pfingstmontag zogen die Bauern bereits in Salzburg ein und belagerten den Erzbischof in seinem Schlosse Hohensalzburg. Dieser rief Oestreich und Baiern zugleich zu Hülfe und Sigmund von Dietrichstein, der östreichische Hauptmann von Steiermark, langte schon Anfangs Juli im Auftrage des Erzherzogs Ferdinand mit einem Heere von Söldlingen und slavischen, steirischen und östreichischen Adeligen, 5000 Mann stark in Schladmingen der Grenzfeste zwischen Salzburg und Steiermark an. Hier wurde er aber am 3. Juli von dem salzburgischen Hauptmann Michael Gruber zu Radstadt an der Spitze von theils gedienten Landsknechten, theils mit Sensen, Flegeln, Schwertern und Kolben bewaffneten Bauern überfallen und so vollkommen geschlagen, daß 3000 Mann, darunter die Blüthe des kärnthischen und steirischen Adels erschlagen und Dietrichstein selbst mit vielen andern Adeligen gefangen wurden. Die Bauern ließen als Gegenrache für zweiunddreißig hingerichtete Bauern zweiunddreißig Adelige auf dem Markte von Schladmingen hinrichten. Die Verhaltungsbefehle Ferdinands, nach welchen Dietrichstein gehandelt hatte, fielen hier in die Hände der Bauern, und waren so im Geiste der blutigsten Rache gegen alle Bauern geschrieben, daß sie allein das Rachegefühl der Bauern erklären würden.

Von da an konnte der Erzbischof nur noch von den Herzogen von Baiern Hülfe erwarten. Aber Herzog Wilhelm hoffte für seine Zwecke mehr von den Bauern als von dem Erzbischof. Die Bauern wie die Bürger von Salzburg sprachen sich offen und laut dahin aus, daß sie „keinen Bischof mehr, sondern einen weltlichen Fürsten haben wollten“. Bei dem Herzog Wilhelm von Baiern fand dies den besten Widerklang, und so ließ er die Bauern durch seine Unterhändler versichern, „daß sein Wille nicht sei, dem Kardinal von Salzburg einigen Entsatz, Hülfe, Rettung mit seinem Kriegsvolk gegen sie zu thun“. Darauf hin erklärten die Bauern, sicher nicht ohne dazu

[1]) Buchholz, Ferd. I. Bd. II. S. 199. Note.

von den bairiſchen Unterhändlern veranlaßt zu ſein, daß ſie nicht ungeneigt ſeien, einen bairiſchen Fürſten anzunehmen; was dann den Herzog Wilhelm veranlaßte, ſich bereit zu erklären „zu einem ſchriftlichen, beſtändigen friedlichen Anſtand mit den Salzburger Bauern und allen ihren Bundesgenoſſen"; worauf am 6. Juli ſeine Söldlinge Befehl erhielten, ins Salzburgiſche einzurücken und einſtweilen die Stadt Mühldorf zu beſetzen.[1])

So weit war die Angelegenheit gediehen, als Leonhard von Eck in Ulm wieder anlangend von den Schritten des Herzogs Wilhelm Nachricht erhielt. Er ſchrieb augenblicklich an den Herzog Wilhelm, daß er klüger thäte, mit aller Macht dem Stift zuzuziehen. Er war nicht gegen die Bewerbungen ſeines Herrn um den Kirchenſtaat Salzburg, aber er glaubte, daß ſein Herr auf anderm Wege leichter und beſſer zum Ziele kommen werde, indem er ſeinem Bruder, dem Adminiſtrator des Bisthums Paſſau, Herzog Ernſt, die Nachfolge auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu ſichern verſuche[2]). Der Herzog Wilhelm überzeugte ſich denn auch bald, daß er „ſeinem Herrn Bruder eher zu dem Bisthum helfen werde durch den Kardinal, denn ſo dieſer weg müßte"[3]); und ſo geht von da an ſein Streben auf dieſes Ziel hin, und er und Eck und ihre Sendlinge wiſſen ſo gut zu „practiciren", daß die Landſchaft von Salzburg ſelbſt den Erzbiſchof zu dieſem Schluſſe treiben helfen muß.[4])

Die Habsburger und die Wittelsbacher, beide gleich fromm, gleich katholiſch, gleich blutige Feinde der Reform, hofften beide, das reiche fürſtliche Erzbisthum Salzburg ſich bei dieſer Gelegenheit zuzueignen. Wäre der Zug Sigmunds von Dietrichſtein gelungen, ſo wäre Salzburg ebenſo in die Hände Oeſtreichs gerathen wie Füßen. Jetzt, wo Oeſtreich waffenlos war, unterhandelte Ferdinand vergebens mit dem Herzoge von Baiern über die Seculariſirung und einen Theilungsplan des Erzſtifts Salzburg ſelbſt mit Vorwiſſen des Erzbiſchofs[5]). Als dieſer Verſuch fehlſchlug, veranlaßte der Erzherzog (8. Juli) die „tyroliſche Landſchaft", gegen die Wahl des Herzogs Ernſt von Baiern als Coadjutor von Salzburg Verwahrung einzu-

[1]) Jörg 557, 558. — [2]) Jörg 558—560. — [3]) Jörg 579, 580. — [4]) Jörg 563—574. — [5]) Buchholz II. 621.

legen, „da weder fürstliche Durchlaucht (Erzherzog Ferdinand) noch die Landschaft leiden mögen, daß ein Herzog von Baiern, oder sonst ein Baier zur Regierung des Stifts komme.“ [1])

Hiergegen wußte nun Leonhard von Eck Rath. Der schwäbische Bund erließ, ohne daß die Mehrzahl der Räthe wußte, was sie förderten, auf Ecks Betreiben am 11. Juli einen Beschluß, der den Herzog von Baiern beauftragte, Salzburg zu besetzen [2]). Der Erzherzog Ferdinand legte auch gegen diesen Beschluß Verwahrung ein, da Salzburg nicht zum schwäbischen Bunde gehöre, sondern in den östreichischen Landen liege. Um selbst den Kardinal zu „retten“, schloß Ferdinand augenblicklich in Tyrol seinen Frieden mit der Landschaft und machte alle Zugeständnisse, die die Verhältnisse von ihm forderten. Dann ging er nach Tübingen, um beim Reichsregiment dem Bunde und den bairischen Ränken entgegenzuarbeiten.

Unterdeß schickte der schwäbische Bund den tapfern Georg von Frundsberg mit 4000 Mann den Baiern zu Hülfe und ernannte schließlich den Herzog Ludwig von Baiern zum Bundeshauptmann. Am 16. August erschien Herzog Ludwig vor Salzburg, wo dann am 30. August nach harten Kämpfen ein sehr milder Vertrag zwischen den Bauern und dem Herzog Ludwig von Baiern Namens des Bundes zu Stande kam. Die Bauern ergaben sich dem Bunde — nicht ihrem Erzbischof — auf Gnade und Ungnade; der Bund selbst sollte die Beschwerden der Bauern schiedsrichterlich entscheiden, und sagte überdies den Aufständischen unbedingte und vollständige Straflosigkeit zu. Die Hauptführer der Bauern erhielten sogar Ehrenstellen. Der eine, Prasser, wurde Burgrichter in Gastein, der andere, Gruber, Hauptmann der Leibgarde des Erzbischofs. Dafür bekam der Herzog Ernst die angestrebte Antwartschaft auf das Erzbisthum Salzburg und sein Bruder Ludwig die Summe von 54,808 fl. Kriegskostenersatz.

Diese rasche Entwicklung der Dinge in Tyrol und Salzburg war bedingt durch die Ereignisse, die unterdeß im Allgau stattgefunden hatten.

---

[1]) Jörg 576. — [2]) Jörg 580.

27.

Nachdem die Oberallgäuer Bauern in Folge des zu Eglis gefaßten Beschlusses wieder in bewaffneten Haufen zusammengetreten waren, wurden sie durch östreichische Sendlinge veranlaßt, die Vermittelung des Erzherzogs Ferdinand nachzusuchen. Die östreichische Politik hoffte, die Gelegenheit benutzen zu können, um im ganzen Allgau festen Fuß zu fassen. So traten die Allgäuer in freundliche Unterhandlungen mit Ferdinand, während sie Baiern gegenüber zu ernstern Unternehmen entschlossen schienen.

Bairische Kriegsschaaren hatten mit Diepold von Stein die Allgäuer Dörfer angesteckt, und als die Bauern dann wieder aufstanden, wurde ein Haufen von 600 Bauern am 9. Mai bei Kleinkizighaven von 200 bairischen Reisigen unter Herzog Ludwig überfallen, 150 Bauern erstochen und 40 gefangen. Das entschied die Richtung, welche die wieder gesammelten Haufen nahmen, sie zogen gegen Füßen und forderten freien Durchlaß nach Baiern. Hier begannen dann neue Unterhandlungen mit den Sendlingen des Erzherzogs Ferdinand, um die Bauern zum Stillstand zu veranlassen, die sich aber vorerst daran zerschlugen, daß ein Theil den Lech überschritt und auf bairischem Boden lagerte [1]). Diesen folgten schnell bei 2500 andere. Sie fanden aber hier keinen Anklang. Die bairischen Bauern waren besser gestellt, als die allgäuischen; überdies hatte die bairische Politik von Anfang des Bauernaufstandes im Allgau durch die „Franzosen-Doctoren" und ähnliche Sendlinge für Neckereien zwischen den bairischen und allgäuischen Bauern gesorgt. Jetzt sammelten sich die bairischen Bauern auf ihren Bergen und schienen bereit, ihrem Herzoge, der mit 700 Reisigen und 2000 Landsknechten herbeieilte, beizustehen. Den Kampf, Bauern gegen Bauern, aber nahmen die Allgäuer nicht an; sie zogen sich nach wenigen Tagen über den Lech wieder zurück.

Die bairischen Herzoge fühlten selbst, wie groß die Gefahr war, in der sie geschwebt hatten und noch schwebten, und ließen sich daher jetzt wieder zu Unterhandlungen heran. Durch östreichische Vermit-

[1]) Jörg 479—480.

telung wurde am 20. Mai in Füßen ein Vertrag zwiſchen Oeſtreich, Baiern und den Allgäuer Bauern verabredet, nach welchem die Leibeigenſchaft bis zur Ankunft des Kaiſers im Reich aufgehoben ſein ſollte, während zugleich zur Beſeitigung und Schlichtung anderer Beſchwerden für den 30. Juni ein Tag in Kaufbeuern feſtgeſtellt wurde. Noch einmal traten die Bauern vertrauungsvoll, ſelbſt ehe der Vertrag von allen Seiten förmlich feſtgeſtellt war, an ihren heimiſchen Heerd zurück, nachdem ſie alles Eroberte und auch alle Gefangenen herausgegeben hatten.

Aber der Herzog Wilhelm erklärte, als die Bauernheere einmal wieder aufgelöſt waren, ſich dahin, daß er wohl einen „Waffenſtillſtand“, aber keinen „Vertrag auf Artikel“, welche den Bauern Rechte zugeſtänden, eingehen wolle. Und auch den „Stillſtand“ ging Wilhelm nur ein, „weil“, wie er ſagte: „die tyroliſchen Bauern, wo er die allgäuiſchen mit der That angreife, ſich unterfangen würden, dieſelben an ihm und ſeinem Lande zu rächen“[1]). Daß nun auch der ſchwäbiſche Bund mit dem „Vertrag“ von Füßen unzufrieden, verſteht ſich von ſelbſt nach dem Einfluſſe, den der bairiſche Kanzler Eck hier ausübte. Der Bund geſtand dem Herzog neue Hülfstruppen zu; deswegen kam denn als der am 20. Mai verabredete Vertrag abgeſchloſſen werden ſollte, in der That am 28. Mai in Füßen kein Vergleich und Vertrag, ſondern nur ein „Stillſtand“ bis zum letzten Juni zu Stande, in welchem der „Tag von Kaufbeuern“ nur obenhin angedeutet wurde. Die Bauern hielten dieſe Andeutung für mehr als ſie war, während der Stillſtand allein dem Herzog Wilhelm von Baiern noch zu viel ſchien, und er deswegen ſeine Genehmigung zu demſelben in München am 30. Mai nur mit dem Zuſatze gab: „vorbehaltlich der Ratification durch den Bund“. Er ſchrieb deswegen an Eck: „dieweil das bündiſche Heer jetzt weit von uns iſt — — haben wir aus unvermeidlicher Nothdurft allein den „Stillſtand“ bewilligt und dadurch den angeregten „Vertrag“, den der Erzherzog ſonſt mit den Bauern zu beſchließen Willens war und entſchloſſen geweſen, verhindert“.[2])

[1]) Jörg 490. — [2]) Jörg 496.

Der Erzherzog Ferdinand betrieb dagegen vor wie nach den „Vertrag" und forderte den Herzog von Baiern bei „Ehre und Glauben" auf, denſelben zu halten, worauf dann auch die bairiſchen Fürſten den ſchwäbiſchen Bund veranlaßten, den „Tag zu Kaufbeuern" zu genehmigen.

Die Thatſachen aber machten dieſen Verhandlungen ein raſches Ende. Diepold von Stein hatte noch einmal in der Umgegend von Memmingen die Bauern „geirrt", ihnen Haus und Hof verbrannt, worauf ſich dann die Bauern abermals erhoben, was Herrn Diepold von Stein zwang, in Memmingen Schutz zu ſuchen. In der Nacht vom 15. Juni kam in Ulm die Nachricht an, daß Herr Diepold in Memmingen belagert ſei, und es jeden Augenblick zum Schlagen kommen könne.

Die Bauern aber klagten in Insbruck bei dem Erzherzog Ferdinand über den Friedensbruch der Bündiſchen; worauf der Erzherzog eine Verlängerung des Stillſtandes und ein Ausſchreiben des „Tages zu Kaufbeuern" auf den 14. Juli beantragte, was der Bund beides verweigerte. Zugleich aber ſchickte der Bund Befehle an den Truchſeß, unmittelbar und in Eilmärſchen nach Memmingen zu ziehen. Am 3. Juli langte er dort an, worauf die Bauern ſich augenblicklich zurückzogen.

Der Erzherzog Ferdinand war noch einmal auf die thatloſe Verwahrung gegen das Benehmen des Bundes und des Herzogs von Baiern angewieſen, während das bündiſche Heer die Bauern bei Schratenbach angriff und zurückwarf. Erſt bei Lnibas aber entſchied ſich ſchließlich das Geſchick des Allgaus und des Bauernkrieges überhaupt, da hier die Bauern mehr denn 20,000 Mann ſtark, nach zweitägigem wechſelſeitigen Beſchießen, zur Auflöſung ihres Heeres ſchritten (19., 20., 21. Juli.)

Der alte Georg von Frundsberg, der zuletzt noch mit 3000 Landsknechten zum Heere des Truchſeß ſtieß, ſah ſich bei Lnibas Tauſenden von Landsknechten gegenüber, die in Italien unter ihm Lorbern und Beute geerntet hatten. Es gelang ſeinen Unterhändlern die Hauptleute und einen Theil der Landsknechte der Bauern dahin zu gewinnen, daß ſie ohne Kampf abzogen, nachdem ſie das Geſchütz

größtentheils unbrauchbar gemacht hatten. Das wurde das Zeichen zur Auflösung des ganzen Bauernheeres.

Ein letzter Rest der Allgäuer versuchte noch einmal Widerstand auf dem Kallenberg hinter Sulzberg bei Kempten, was aber nur dem Truchseß und dem Bunde Gelegenheit bot, nachdem sie die Bauern zu einem schimpflichen, demüthigenden Vertrage, der ihre Rechtslosigkeit und ihre Entwaffnung feststellte, gezwungen hatten, dem Profoß des schwäbischen Bundes neue blutige Opfer (18 zu Surrach, 3 zu Haldenwang und so fort) zu überliefern. Bis zum Ende des Jahres 1526 hatte Peter Aicheln, ein Soldknecht von Ulm, als Profoß des schwäbischen Bundes nicht weniger als 1200 Köpfe auf seinen Fahrten im Gefolge des Truchseß Georg von Waldburg abgehauen; und das war kaum mehr denn der zehnte Theil von den Hinrichtungen, die im Namen des schwäbischen Bundes vollzogen wurden.

28.

Das Nachspiel des deutschen Bauernkrieges fand abermals im Salzburgischen statt. Trotz des Vertrages mit den Bauern sollte die Niederlage von Schladmingen nicht ungerächt bleiben. Der Erzherzog Ferdinand gab dem Grafen Niclas Salm den Auftrag, Schladmingen im tiefsten Frieden zu zerstören [1]). Der Befehl wurde wörtlich ausgeführt, der Ort niedergebrannt und die Bewohner, die sich nicht durch schnelle Flucht retteten, niedergemetzelt. Auf dem Wege hin und zurück wurden alle Bauern, die den Schaaren des Grafen Salm in die Hände fielen, an die nächststehenden Bäume aufgeknüpft. — Die Folge war, daß noch einmal ein großer Theil des Salzburgischen Landes in Bewegung gerieth. Die Pinzgauer Bauern standen in Masse auf und beriefen einen Gegenlandtag gegen den in Salzburg versammelten nach Daxenbach. Als der Erzbischof diese Versammlung durch seine Kriegsschaaren auseinander treiben lassen wollte, wurden diese erst zurückgewiesen und bei einem zweiten Angriff

[1]) Buchholz II. 207.

gesprengt. Dann erhielt der Aufstand durch den Zuzug alter Bauernflüchtlinge aus der Schweiz unter dem ehemaligen Führer der Tyroler, Michael Gaismayer, einen solchen Schwung, daß sowohl die Hülfstruppen des schwäbischen Bundes als die des Erzherzogs von Oestreich zurückgeschlagen werden konnten. Der Erzbischof von Salzburg mußte noch einmal aus seinem Stift flüchten. Das Glück lächelte den aufgestandenen Bauern von allen Seiten. Aber auch hier begingen sie den Fehler, ohne Belagerungsmittel die Belagerung von Radstadt zu versuchen, die sie zwang, ihre Kraft zu theilen. Während Gaismayer vor Radstadt drei Stürme nach einander versuchte und blutig abgewiesen wurde, traf der Pinzgauer Haufen mit dem bündischen Heere unter Jacob Frundsberg, und dem östreichischen unter dem Grafen von Salm, bei Markt Zell zusammen und wurde geschlagen. Dann sah sich auch Gaismayer gezwungen, nicht nur die Belagerung von Radstadt, sondern das ganze Unternehmen „einstweilen" aufzugeben. Unangefochten in stolzer Haltung und bester Ordnung zog Gaismayer mit Allen, die sich den Blutgerichten des siegreichen Gegners nicht überliefern wollten, durch ganz Tyrol hindurch bis nach Italien, wo sich dieser letzte Haufen des deutschen Bauernkrieges auflöste und seine Trümmer sich nach allen Seiten hin zerstreuten.

Gaismayer und ein Theil der Flüchtlinge gingen nach Venedig. Die Herrscher der staatsklugen Republik nahmen sie wie Freunde in Ehren auf, besoldeten sie und hielten sie bereit, um sie gelegentlich gegen Oestreich und den Kaiser Karl zu gebrauchen.

Der Erzherzog Ferdinand aber setzte einen Preis auf den Kopf Gaismayers und zwei Spanier verdienten sich denselben. In Padua schlichen sie sich in Gaismayers Wohnung, ermordeten ihn und brachten den hochgeschätzten Kopf nach Insbruck, wo er ihnen mit Gold aufgewogen wurde. Zum Andenken, wie der letzte Held des Bauernkrieges unterging, zum Denkmal, mit welchen Waffen der Bauernkrieg geführt, beendigt und gerächt wurde, wurde dieser Kopf hier Jahrhunderte hindurch als Schaustück aufbewahrt.

Dreiundzwanzigſtes Buch.

Die Proteſtanten, Lutheraner und Reformirten.

Vom Bauernkrieg bis zu Luthers Tod.

(1525—1546.)

Die Proteſtanten, Lutheraner und Reformirten.

Vom Bauernkrieg bis zu Luthers Tod.

(1525—1546.)

1.

Der Bauernkrieg war über Deutſchland dahingezogen wie eine gewaltige Waſſerflut, die alle Dämme durchbricht. Feſte Bauwerke lagen in Trümmern; den in den Boden gelegten Samen deckte der Schutt der Zerſtörung. Manches Korn war für immer verloren; andere lagen unter dem unfruchtbaren Geſtein, bis nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten ein neuer Hauch des Lebens ſie wieder erweckte.

Die Menſchen erſchienen, wenn ſie auch ihrem innern Weſen nach dieſelben geblieben waren, am Tage nach dem Bauernkriege ſo vollkommen anders, daß es oft ſchwer war, in dem Manne von Heute den von Geſtern wieder zu erkennen.

Die Ereigniſſe des verhängnißvollen Jahres 1525 beendigen und beſeitigen die bejahenden, befruchtenden, ſchaffenden Beſtrebungen der Reformatoren; nach dem Bauernkrieg bleibt bald nur noch die verneinende, abwehrende, verwahrende Stellung des „Proteſtes" übrig.

2.

„Ich merk, Gott hab Lob, daß ſich aus gegenwärtigen Läufen das Lutheriſch Ding, nicht allein ringern, ſondern zertrennen will. Es ſieht ein jeglicher an den evangeliſchen Früchten, was für ein

Baum es ist“[1]), — schrieb der Kanzler Leopold von Eck, während der Bauernkrieg wüthete, an seinen Herrn, Herzog Wilhelm von Baiern. Luther und die Reform wurden von den Katholiken für die Schrecken des Bauernkrieges und von den Bauern zugleich für die Unterdrückung desselben verantwortlich gemacht. Die katholischen Fürsten ließen Luthers Büchlein gegen die „aufrührerischen, mörderischen“ Bauern von den Kanzeln der Dorfkirchen herab vorlesen, sowohl um die Bauern durch Luthers furchtbares und einflußreiches Urtheil zu schrecken, als auch, um sie gegen Luther und die Reform zum Hasse aufzuregen. Das Geläute der lutherischen Kirchen erhielt im Munde ihrer Feinde und oft im Munde des Volkes den Namen „Mordgeläute“, — so der neuen Kirche, den evangelischen Bestrebungen die blutige Rache zuschiebend, welche vorzugsweise die Gegner der Reformation an den Bauern, und sehr oft über die Bauern hinausgreifend gegen friedliebende Lutheraner und ruhige Reformfreunde mit Blut und Scheiterhaufen ausübten.

Klar und beredt suchte Luther sein Benehmen gegen die Bauern zu rechtfertigen[2]), indem er zeigte, daß er nicht gelehrt „Gefangene und Ergebene ohne Barmherzigkeit zu strafen“; laut und offen sprach er sich aus „gegen die wüthigen Tyrannen, gegen die Junkerlein, die ihren grimmigen Muthwillen büßen, ihr Müthlein kühlen, das sie vielleicht lange getragen haben“; strenge und ernst trat er den „wüthigen, rasenden, unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden“, entgegen und überließ sie „dem Teufel, ihrem Meister, der sie führt“. Trotz alledem aber gelang es ihm nicht, den Eindruck zu verwischen, den seine heftige Schrift gegen die Bauern hervorgerufen hatte; im Gegentheile konnten seine Feinde, diese Schrift ausbeutend, den großen Einfluß, welchen Luther bis zum Ausbruch des Bauernkrieges auf den schlichten Bürger und Bauer ausgeübt hatte, so zu „ringern“, daß von nun an Luther in diesen Kreisen kein Gehör mehr fand.

---

[1]) Jörg a. a. O. 291. — [2]) Doktor Martin Luthers Sendbrief an Casp. Müllern von dem harten Büchlein wider die Bauern. Walch XVI. S. 99 u. f.

3.

Die Zahl derer, die in der That vor dem Schrecken des Bauernkrieges, als ob derselbe die naturgemäße Folge der Reform, zurückscheuchten, war nicht klein; die Zahl derjenigen aber, die nach dem Siege der Fürsten über die Bauern von Furcht und Eigensucht getrieben in das Lager der Sieger einlenkten, noch viel größer. Erasmus von Rotterdam ist der glänzendste, geistreichste und auch schamloseste unter allen. Bis zum Bauernkriege hatte er sich stets den Rücken freigehalten. Auch als er Luther in der freilich tief einschlagenden Frage vom freien Willen angriff, wußte er sich strenge auf dem Felde des philosophischen Streitpunktes zu halten. Er war dabei nicht einmal so glücklich, den Beifall derer, für die er in die Schranken trat, zu gewinnen. In der That ist des Erasmus System vom freien Willen unhaltbar und schwankend, während Luther, ohne deswegen diese Philosophenstreitfrage der Jahrtausende klarer zu entscheiden als alle vorhergehenden Denker, wenigstens fest auf dem von ihm gewählten Boden stand[1]). Nachdem aber Erasmus in Folge des Bauernkrieges zu der Ueberzeugung gelangt war, daß es nun mit Luther und der Reform zu Ende gehe, wurde er in seiner Erwiderung auf Luthers Schrift „Vom gefesselten Willen"[2]) zum rücksichtslosesten, gehässigsten und persönlichsten Feinde Luthers und der Reform. In diesem Werke[3]) deckt er alle schwachen Seiten der Reform

---

[1]) Noch heute sagen die katholischen Kirchengeschichtschreiber von Erasmus, „daß sein Grundfehler ein unentschiedenes Wesen und Lükenhaftigkeit" — (Riffel 268.) — daß im Gegentheile Luther in seinen Behauptungen „Von der absoluten Freiheit Recht gehabt, denn allerdings ist nur Gott schlechtweg frei". (Ritter, Kirchengeschichte II. 193.) Es ist nicht die Aufgabe dieser Darstellungen, den philosophischen Streit zwischen Luther und Erasmus zu entscheiden; aber so viel ist sicher, daß die Ansichten des Erasmus, nach welchen der freie Wille des Menschen etwa dem eines Kindes gleichet, „dem ein Apfel vorgehalten wird, und das zu schwach, den selben durch eigene Kraft zu erreichen, wohl aber von der Hand des Vaters unterstützt, seinen Willen geltend machen könne", überhaupt eines Philosophen nicht würdig sind.

[2]) Liber de servo arbitrio. — [3]) Hyperaspistes diatribe adversus servum arbitrium Lutheri. Der erste Theil erschien im Februar 1526, der zweite 1527. Gleichzeitig kam eine deutsche Uebersetzung von Emser heraus: „Schirm und Schuzbüchlein der Diatribe wider Martin Luthers knechtischen Willen". Leipzig 1526.

und insbeſondere der Kampfweiſe Luthers mit einer Schärfe und einer Schonungsloſigkeit auf, wie Luther trotz aller Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, einer ſolchen nie begegnet war. Erasmus ſchildert Luthers Heftigkeit, beſchuldigt ihn der Selbſtſucht, erklärt ſeine Lehre für die Urſache des Bauernkrieges; er legt den Zwieſpalt, der zwiſchen den Reformatoren beſtand, offen; zeigt wie Luther in einzelnen Punkten ſich ſelbſt widerſprochen habe; hebt im Gegenſatze die Einheit der katholiſchen Kirche und ihrer Vertheidiger hervor und würzt alle dieſe Angriffe mit dem Wermuth des bitterſten Haſſes und dem Gifte des ſchärfſten Hohnes. „Wahrlich", ruft er aus, „auf die Weiſe, wie Du das Evangelium wieder herſtellen willſt, haben die Apoſtel daſſelbe nicht in die Welt eingeführt. Oder läſtern ſie wohl die Schuldloſen und greifen ſie irgend Jemanden mit Poſſenreißerei an? Verhöhnen ſie Jemanden und treiben ſie die Sache des Evangeliums mit Beſchimpfungen und Drohungen? — — Den Paulus hätteſt Du Dir zum Vorbilde wählen müſſen; die verborgene Wahrheit verkündete er nur den Vollkommenen; den Uebrigen zeigte er nichts anderes als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten. Bei allen richtete er die Verkündigung des Evangeliums ein nach der Faſſungsfähigkeit der Zuhörer. Das iſt apoſtoliſcher Eifer im Werke des Herrn."

„Du haſt zwar durch ein wüthendes Schriftchen gegen die Bauern den Verdacht von Dir abgewälzt; doch kannſt Du der Welt den Glauben nicht nehmen, daß durch Deine Schriften gegen die Geölten und Geſchornen für die evangeliſche Freiheit und gegen die menſchliche Tyrannei jene Aufſtände veranlaßt worden ſind." — Erasmus ſelbſt leugnet Luthers Uneigennützigkeit und Armuth nicht; aber dennoch ſagt er: „Wie viel Geld Du haſt, kümmert mich nicht; doch ſollte mich bedünken, in vielen Dingen ſei es auch Dir bequemer geworden, als es Dir geweſen wäre, wenn Du nicht dieſen Koth aufgerührt hätteſt. Ich kenne viele genau, denen dieſes Evangelium Geld, ein Weib und Lebensannehmlichkeiten die Menge eingebracht hat."

Einer gleichen Stimmung begegnete man damals offen in allen altkatholiſchen Kreiſen. Der Papſt Clemens glaubte dem Landgrafen

Philipp von Heſſen „wegen ſeiner glücklichen Bekämpfung der gottloſen lutheriſchen Bauern" eine beſondere Dankſagung überſenden zu müſſen. Viele frühere Anhänger Luthers und der Reform wurden jetzt zur Rückkehr in die römiſche Kirche veranlaßt. Luther fühlte, wie viel die Sache, die er vertheidigte, verloren hatte, fühlte die Gefahr, in der ſie ſchwebte. Die Sprache ſeiner Gegner, der Abfall ſo vieler Freunde machten den tiefſten Eindruck auf ihn. Die erſte Wirkung dieſes Eindruckes aber war bei dem ſeelenſtarken Manne ein neuer, mächtiger Kraftaufſchwung, größere Entſchloſſenheit, feſterer Wille als bisher. Gleich dem Befehlshaber eines vom Untergange bedrohten Schiffes in ſtürmendem Meere warf Luther über Bord, was nicht zur Rettung des Schiffes nöthig, und lenkte daſſelbe dann mit feſter Hand dem Nothhafen zu, der ihm allein Sicherheit verſprach.

4.

Während der Bauernkrieg ringsum tobte, veranlaßte Luther den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Großmeiſter des deutſchen Ordens, der Reform beizutreten, dem geiſtlichen Stande zu entſagen und das Ordensland als eine weltliche Herrſchaft in Beſitz zu nehmen. Der ganze Orden, ſeine Ritter — mit Ausnahme von fünfen — ſeine Prieſter, ſeine Biſchöfe folgten dem Beiſpiele ihres Großmeiſters. Durch den Vertrag von Krakau, 8. April 1525, der freilich auch die Lehensunterthänigkeit des Herzogthums Preußen unter Polen beſiegeln ſollte, wurde ganz Preußen der Reform gewonnen.

In denſelben Tagen, in welchen die Altgläubigen durch den Bauernkrieg das Feld, das Luther ihnen abgerungen, wieder gewonnen zu haben glaubten, ſetzte dieſer in Wittenberg den neuen Gottesdienſt durch, ſchaffte er die Meſſe ab, ordnete er das Abendmahl unter beiden Geſtalten, führte er die deutſchen Kirchengebete und Kirchengeſänge ein[1]). Seit er den Cölibat bekämpfte, hatte er die Ehe allen Prieſtern,

[1]) Teutſche Meß-Ordnung Gottesdienſt. 1526. Walch X. 207. de Wette II. 629. III. 36, 284.

und letzthin wieder dem Erzbiſchof von Mainz, ebenſowohl wie dem Großmeiſter des deutſchen Ordens anempfohlen; jetzt, 18. Juni 1525, nahm er ſelbſt eine Nonne, Katharina von Bora, zur Frau — ſo das Beiſpiel des wachſenden Muthes mit der ſteigenden Gefahr gebend. „Nun ſind Herren, Pfaffen, Bauern, Alles wider mich und dräuen mir den Tod", ſagt er in einer Art von Rundſchreiben über ſeine Heirath [1]). „Wohlan, weil ſie denn ſo toll und thöricht ſind, will auch ich mich ſchicken, daß ich vor meinem Ende im Stande, von Gott erſchaffen, gefunden und nichts meines vorigen papiſtiſchen Lebens an mir behalten werde, und ſie noch töller und thörichter machen. Denn es mir ſelbſt ahnt, Gott werde mir einmal zu ſeiner Gnade helfen". Es liegt etwas von dem Hohne der Todesverachtung in der Art, mit welcher er dieſe That ſeinen Gegnern in dem Augenblicke der größten Gefahr für ihn und ſein Werk — wie einſt dem Teufel das Dintenfaß — an den Kopf ſchleudert. Dies feſte Benehmen, dieſer unerſchütterliche Muth, machten den größten Eindruck auf ſeine Freunde und ſind die Haupturſache, daß die Niederlage der Bauern nur theilweiſe zu einer Niederlage für die Reform ſelbſt wurde.

5.

Am 5. Mai 1525, zu der Zeit, wo der Sturm des Bauernkrieges von einem Ende Deutſchlands zum andern widerhallte, trat Friedrich der Weiſe vom Schauplatze ab. Mit ihm ſchien die feſteſte Stütze der Reformation gefallen zu ſein; während gleichzeitig die Macht der Hauptgegner der Reform auch auf einem andern Felde unberechenbare Erfolge hatte.

Wenige Wochen vor Friedrichs Tod hatte die Schlacht bei Pavia die Habsburger von dem Feinde befreit, der allein ihnen das Gleichgewicht halten zu können ſchien. Nachdem Papſt Hadrian VI. am 14. September 1523 geſtorben, und Julian von Medicis, Clemens VII., den apoſtoliſchen Stuhl beſtiegen hatte, erlangte Frankreich in dem

[1]) de Wette III. S. 1.

neuen Papste wieder einen ergebenen Bundesgenossen, und durch ihn von neuem den größten Einfluß in Italien. Um diese Lage der Dinge auszubeuten, war König Franz I. im Herbste 1524 mit einem mächtigen Heere nach Italien gezogen, und bis Pavia fast ohne Schwertstreich vorgedrungen. Hier stieß er in einer Besatzung spanischer Söldlinge und deutscher Landsknechte auf unüberwindlichen Widerstand. Die deutschen Landsknechte waren unter der Anführung des tapfern, biedern und umsichtsvollen Georg von Frundsberg, im Wetteifer mit den spanischen Söldlingen, zu den gefürchtetsten Kriegern der Welt geworden. Bei Bicocca (20. April 1521) hatten sie unter Frundsberg die Schweizer in einer Weise geschlagen, wie das bisher nie der Fall gewesen war. In Pavia genügten verhältnißmäßig geringe Schaaren spanischer Schützen und deutscher Landsknechte, um König Franz so lange aufzuhalten, bis der alte Frundsberg, der Herzog Karl von Bourbon (den ein gegen sein Besitzthum gerichteter Proceß des Königs Franz vom Fuße des französischen Königsthrones in die Arme der Habsburger getrieben hatte) — und der spanische Feldherr Marquis von Pescara ein Heer von 24,000 Mann zusammengebracht hatten. In der Nacht vom 24. Februar 1525 griffen sie das französische Lager trotz seiner festen Wälle und der Ueberzahl seiner Besatzung an, schlugen und zersprengten das französische Heer und nahmen den König von Frankreich selbst gefangen. Deutsche Landsknechte waren auf beiden Seiten der Kern der Heere. Eine „schwarze Schaar" unter dem Herzog Franz von Lothringen bildete die Garde des Königs von Frankreich; und erst als diese „bande noire" bis auf den letzten Mann, als Verräther an ihrem Vaterlande, von den Landsknechten Frundsbergs niedergestochen, war die Schlacht entschieden.

Sie schien das Geschick der Welt in die Hand Kaisers Karl V. zu liegen. Die Reformfreunde in Deutschland mußten fürchten, daß nun die ganze Macht der eifrig katholischen Habsburger sich gegen sie richten werde. Aber oft hatten Ereignisse, welche die Uebermacht einer Herrscherfamilie oder eines Reiches zu begründen schienen, gerade dadurch, daß die Gefahr dieser Uebermacht aller Welt in die Augen sprang, ganz andere Folgen als die zuerst befürchteten.

Karl V. ließ Franz I. nach Madrid bringen und zwang denselben

hier am 14. Januar 1526 zu einem Frieden, wodurch Frankreich ſeine Anſprüche auf Burgund, Flandern, Artois und ganz Italien aufgeben, und König Franz I. zugleich dem verbannten und ſeiner Güter und Würden beraubten Herzog von Bourbon ſeine Güter wieder rückerſtatten mußte. Wenige Minuten bevor Franz I. den „madrider Friedens-Vertrag" bei einem Hochamte durch feierlichen Eidſchwur im Namen Gottes und ſeiner Heiligen beſtätigte, gab er ſeinen Räthen die ſchriftliche Erklärung, daß er den Eid nur gezwungen ablege und nicht halten werde.

Nach dem „Frieden von Madrid" handelte Kaiſer Karl ſo, als ob ihn kein Feind mehr in ſeinen Abſichten ſtören könne. Das nächſte Ziel, das er ſich ſteckte, war die Neubegründung des kaiſerlichen Anſehens und die Wiederherſtellung der religiöſen Einheit in Deutſchland. Er glaubte letztere gegenwärtig befehlen zu dürfen. Im Juni 1526 ſollte ein Reichstag in Speier zuſammenkommen. Die Anweiſungen, die er zu dieſem Reichstage von Sevilla aus unter dem 13. März nach Deutſchland ſchickte, nannten die Lehre Luthers „unevangeliſch, verdammt und ketzeriſch"; legten ihr Mord, Todſchlag, Gotteslästerung und Zerſtörung von Land und Leuten zur Laſt, und erklärten, daß der Kaiſer bereit ſei, „ſolch unchriſtlich, böſe, üppige Lehre und Irrſal ausrotten und vertilligen zu wollen." [1])

Es war das keine leere Drohung im Munde deſſen, der in Spanien und in den Niederlanden die Inquiſition hergeſtellt hatte, der durch ſie alle Neugläubigen, die ihre Anſicht offen zu bekunden wagten, dem Richtſchwert, dem Scheiterhaufen, dem Lebendigbegrabenwerden überlieferte. Zugleich mit der Drohung gegen die Reform verſprach Kaiſer Karl, ſelbſt nach Deutſchland zu kommen, und forderte „die Altgläubigen" auf, „ſich zu einander zu ſetzen und ſich mit Ernſt gegen die Lutheriſchen aufzuhalten", wobei er ſie „mit Hülfe, Troſt und Beiſtand nicht verlaſſen werde". Die „Altgläubigen" waren ihm hierin übrigens bereits zuvorgekommen. Der Herzog Georg von Sachſen-Meißen, der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der Erzbiſchof von Mainz und der Biſchof von Strasburg hatten ſich vereinigt und den

[1]) Riffel 351. Nr. 2. Rommel, Geſchichte Phil. von Heſſen. Urkundenbuch 13. u. f.

Herzog von Braunſchweig ſelbſt nach Spanien geſchickt, um Kaiſer Karl V. aufzufordern, ihnen zu helfen, den Beſtrebungen der Reformfreunde ein Ende zu machen.

Der Reichstag zu Speier wurde unter dieſen Ausſichten und mit den Anweiſungen Karls von ſeinem Bruder Ferdinand am 25. Juni 1526 eröffnet. Aber kaum einen Monat ſpäter (unter dem 27. Juli) langten neue Anweiſungen Karls in Speier an, die den Forderungen der Reformfreunde volle Rechnung trugen, und ihrem Wunſche gemäß die Entſcheidung der religiöſen Zwiſtigkeiten einem zu berufenden Nationalkonzil überwieſen. Die Urſachen dieſes raſchen Umſchwungs lagen (wie überhaupt die Urſachen der ganzen Politik der jungen ſpaniſchen Habsburger) nicht in Deutſchland. Bald nachdem Kaiſer Karl jene ſtrengen Anweiſungen nach Speier geſchickt hatte, langte die Nachricht ein, daß der Großſultan Soleiman im April mit einem furchtbaren Heere aus Konſtantinopel aufgebrochen ſei und den Grenzen Ungarns ſich nähere. Die franzöſiſche Politik hatte, während Franz gefangen war, in der Türkei Hülfe gegen die Uebermacht der Habsburger in Spanien und Deutſchland geſucht. Soleiman folgte gern dem Anſtoße, den er ſo erhielt. Während er ſich Ungarn näherte, bildete ſich in Italien ein neuer Bund gegen Karl V. Seine Söldlinge, insbeſondere ſeine ſpaniſchen und burgundiſch-niederländiſchen Generale, hauſten überall in den italieniſchen Städten als furchtbare, geldgierige und blutdürſtige Tyrannen. Da Karl V. keine Mittel, ihnen Sold zu zahlen, hatte, ſo waren ſie für ſich und ihr Heer auf Italien ſelbſt angewieſen. Unter Englands Einfluß bildete ſich ein Bündniß zwiſchen Venedig, Mailand, Florenz und Rom naturgemäß faſt von ſelbſt. Franz I., kaum in Frankreich angelangt, trat zu Cognac (22. Mai), nachdem der Papſt ihn ſeines Eides gegen Karl entbunden hatte, dem Bündniſſe bei, das dann die „heilige" Ligue von Cognac genannt wurde, „heilig", weil Papſt Clemens VII. ſich an die Spitze deſſelben ſtellte. So mußte der Papſt ſelbſt die Gefahr abwenden helfen, von welcher die Reform durch die Uebermacht der Habsburger bedroht wurde. Die heilige Ligue brachte den Kaiſer in eine um ſo gefährlichere Lage, als er, durch den Frieden von Madrid geſichert

ſich wähnend, die Mittel zu neuem Kriege erſt nach und nach wieder herbeiſchaffen konnte.

Zu all dem kam dann, daß auch die Reformfreunde in Deutſchland dem Beiſpiele Luthers folgend, mehr Muth zeigten, als ihre Lage ihnen zu erlauben ſchien.

König Ferdinand hatte dem Bruder und Nachfolger Friedrichs des Weiſen, Johann dem Beſtändigen, die Belehnung mit der Kurwürde verweigert. Ein Eheverſprechen zwiſchen Katharina, der Schweſter Karls V., und dem Kurprinzen von Sachſen war in Folge der Ereigniſſe des Jahres 1525 beſeitigt worden. Ja es war die Rede davon, den Kurfürſt in die Acht zu erklären, und Herzog Georg von Sachſen ſtellte ſich dem Reichsverweſer Ferdinand bereits zur Verfügung, um dieſelbe an ſeinem Vetter zu vollſtrecken. Aber der Kurfürſt Johann von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen ſchloſſen zu Torgau ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Alle und Jeden, die ſie um der Religion willen angreifen würden; welchem Bunde, dem „Torgauer", dann die Herzoge von Braunſchweig-Grubenhagen, Braunſchweig-Lüneburg und von Mecklenburg, ſowie die Fürſten von Anhalt und die Grafen von Mansfeld und ſpäter noch die Stadt Magdeburg beitraten (12. Juni).

Wenige Tage nachher wurde der Reichstag in Speier eröffnet. Philipp von Heſſen hatte den Muth, in Speier ſelbſt in ſeiner Herberge reformirten Gottesdienſt halten zu laſſen. Seine, ſowie des Kurfürſten von Sachſen Drohung, Speier zu verlaſſen, brachten Ferdinand noch mehr zur Beſinnung. Wie die Verhältniſſe jetzt ſtanden, mußten dann die Verhandlungen in Speier eine den Reformfreunden günſtige Wendung nehmen, wenn Karl und Ferdinand, von allen Seiten bedroht, nicht auch in Deutſchland, anſtatt Hülfe nach außen hin zu finden, ihre Macht angegriffen ſehen wollten. So geſtanden ſie den Reformfreunden das Recht zu, „es in Sachen des Wormſer Edikts ſo zu halten, wie ſie es gegen Gott und Kaiſerliche Majeſtät zu verantworten getrauten"; gleichzeitig wurde die Schlichtung des religiöſen Zwieſpalts einem Nationalkonzil vorbehalten.

In Folge dieſer Bedingungen erklärten die Lutheriſchen Stände

gemeinſchaftlich mit den altgläubigen „ſich bereit zur Hülfe für den Kaiſer in Italien und gegen die Türken.“

6.

Ebenſo wie die Schlacht von Pavia, ſo ſollte auch die Gefahr, mit welcher Soleiman und der „heilige“ Bund die Habsburger bedrohten, für dieſe ganz andere Folgen als die gefürchteten oder erwarteten haben.

Soleiman erfocht am 29. Auguſt 1526 bei Mohácz einen blutigen Sieg über König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, wobei dieſer ſelbſt auf der Flucht in einem Moraſte den Tod fand. Die Kriegshülfe aber, welche der Reichstag von Speier zugeſagt hatte, und welche diesmal bei der ſchweren Gefahr, ſchneller als ſonſt zur That wurde, veranlaßte Soleiman noch in demſelben Herbſte nach Konſtantinopel zurückzugehen.

Mit Ludwig II. war der Mannesſtamm der Herrſcherfamilie in Ungarn und Böhmen ausgeſtorben. Nach Verträgen fiel die Krone an Ferdinand, den Gatten der Schweſter Ludwigs; und wirklich wurde Ferdinand ſchon am 23. Oktober in Prag zum Könige von Böhmen und im November auf einem Reichstage zu Preßburg auch zum Könige von Ungarn gewählt; obgleich hier ein ungariſcher Magnat, Johann Zapolya, von Frankreich, dem Papſte und dem Großſultan unterſtützt, Ferdinand wenigſtens zeitweilig ſeine Krone ſtreitig machen konnte. Das aber verhinderte nicht, daß das Haus Habsburg durch das Unglück von Mohácz ſeine Macht um zwei Königreiche und ihre Anhängſel, Schleſien, Mähren und die Lauſitz vermehrt ſah.

In Rom ſelbſt aber fand Karl V. freiwillige Bundesgenoſſen in der Familie der Colonna, welche, den Mediceern feind und von dem Geſandten Karls V., Morone, gehetzt und unterſtützt, Clemens VII., das Haupt der Mediceer, in Rom überfielen, in der Engelsburg belagerten, die Paläſte ſeiner Freunde und Anhänger plünderten und den Papſt zu einer ſchmachvollen Kapitulation zwangen.

Unterdeß ſammelte Georg von Frundsberg, vom Kaiſer beauftragt, ein neues Landsknechtenheer in Deutſchland. Als ſeine Werber-

trommel zu einem Zuge gegen Rom in Stadt und Land wiederhallte, erboten ſich Tauſende von Freiwilligen ohne Sold zu dienen, und raſcher als ſonſt je rückten 12,000 Landsknechte über die Alpen und vereinigten ſich hier mit den Reſten deutſcher und ſpaniſcher Heere unter Herzog Karl von Bourbon. Ihre Kriegsthaten und ihr Vorſchreiten in Italien ſchreckten den Papſt Clemens VII. ſo, daß er mit Lannoi, dem Vizekönig von Neapel, Karls Vertreter, einen Waffenſtillſtand ſchloß. Aber die deutſchen Landsknechte waren mit dem Verſprechen, nach Rom geführt zu werden, geworben; Kaiſer Karl war nicht im Stande, ſie zu beſolden; der Waffenſtillſtand brachte ſie um ihren Kriegsſold, und ohne Sold waren ſie in Feindesland dem Hunger preisgegeben. Da empörte ſich das Heer und forderte ſtürmiſch, nach Rom geführt zu werden, um ſich hier ſelbſt den Sold zu holen. Als der alte Frundsberg das Heer in einen Ring treten ließ und hier ſeine Knechte anſprach, um ſie zu beſchwichtigen, verſagten ſie ihm unter wildem Toben und dem Rufe: „Auf Rom! Auf Rom!“ den Gehorſam; was den alten Krieger ſo verletzte, daß er, vom Schlage gerührt, aus dem Ringe getragen werden mußte. So zog das Heer, das ſich längſt gewöhnt hatte, den ſtolzen Karl von Bourbon mit Hohn und Ungehorſam zu behandeln, ohne und trotz jeden Befehles nach Rom. Es kam hungernd, faſt ohne Kleider und ſelbſt ohne ſchwere Waffen, die es in den Gebirgen nicht nachziehen konnte, vor Roms Mauern an. Der Sturm (6. Mai 1527) glich einer Sturzwelle. Die Stadt war wie im Fluge genommen, genommen ohne Befehl, ohne Ordnung. Der Frundsberg lag auf dem Krankenbette; der Herzog von Bourbon fiel durch die erſte von den wenigen Kugeln, welche Rom vertheidigten. Der Papſt in der Peterskirche bei einem Feſtgottesdienſte durch den Schaarenführer „Seidenſtiker mit dem langen Schwerte“ und deſſen Landsknechtenrotte überraſcht, wurde nur durch ſeine Schweizerleibgarde, die in der Kirche für ihn kämpfend den Tod fand, gerettet. Auf der Flucht zur Engelsburg verlor er den Mantel und die dreifache Krone. In ſechs Stunden war Rom erobert worden, während ſieben Tagen wurde die heilige Stadt geplündert. Die hohen Kirchenfürſten, die Kardinäle vor Allem,

wurden dabei, die Hände auf den Rücken gebunden, wie Vieh zum Markt getrieben und erst gegen schwere Geldhaufen freigegeben.

Nach der Plünderung begann die Belagerung der Engelsburg. Sie dauerte einen ganzen Monat. Um die Langeweile der Belagerung zu kürzen, wählten die deutschen Landsknechte einen unter sich zum Papst, nannten ihn Papst Luther I., umgaben ihn mit Kardinälen und einem Hofe und zogen mit ihm in Prozession vor die Engelsburg. Jeden Morgen tranken hier die Landsknechte, der Neck-Papst und sein Gefolge, auf das Wohl des Papstes Clemens aus Altarkelchen perlenden Wein. Die im September zu Rom ausbrechende Malaria drang bis in die Engelsburg und zwang endlich den Papst, der bei der Vertheidigung einen Theil Roms zerstören mußte, sich dem kopflosen Söldnerheer zu ergeben. Erst nachdem er 40,000 Goldgulden versprochen hatte, wurde er aus der Engelsburg befreit, um nun im Vatikan von deutschen Söldnern bewacht zu werden, bis es ihm gelang, sich durch die Flucht ihren Händen und zugleich dem bei seiner Gefangenschaft gegebenen Versprechen zu entziehen.

Kein Kaiser, kein König, keine Macht dieser Erde hatte den Sturm auf Rom befohlen; der „altgläubige" Kaiser Karl V. legte Trauerkleider an als er die Eroberung Roms erfuhr. Man schätzt das Geld, welches die Plünderung und Brandschatzung den Söldlingen eingebracht, auf zehn Millionen Goldes. Nichts wurde verschont, selbst die Gräber der Apostel nicht. Das merkwürdigste Beutestück war aber der „Strick des Judas", den Sebastian Schärtlin aus der Peterskirche mitnahm, nach Burtenbach brachte, und der von dort nach Innsbruck kam, wo er wohl noch sein wird[1]). Luther aber rief als diese Botschaft zu ihm gelangte aus: „So wurde der Kaiser, der für den Papst Luther verfolgte, gezwungen, für Luther das Papstthum zu verwüsten."[2])

---

[1]) Selbstbiographie des Herrn Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Frankfurter und Leipziger Ausgabe, 1777. S. 21. Anm. 2. [2]) de Wette III. 188.

7.

Während Papst Clemens VII. in der Engelsburg belagert war, stellte Luther die Kirchenreformation in Sachsen durch eine allgemeine „Kirchenvisitation" fest. Vor dem Bauernkriege war es die Gemeinde selbst, welcher Luther das Kirchenregiment zusprach, weil es nach Luthers Auffassung im Evangelium kein eigentliches Priesterthum gab, oder besser die ganze Gemeinde Ein Priesterthum war. In seinen ersten Andeutungen einer verbesserten Kircheneinrichtung [1]) war die Gemeinde selbst berufen, ihre äußeren Ordnungen nach Willkür einzurichten, ihre Vorsteher selbst zu wählen, und über Zucht und Ordnung selbst zu wachen. Diese Grundsätze finden sich auch noch festgehalten in der „Synode von Homberg" (Oktober 1526) und den Grundsätzen („Paradoxen") der Kirchenorganisation, welche auf dieser Synode zur Reformirung der Landgrafschaft Hessen festgestellt wurden. Aber die Grundsätze kamen nicht mehr zur Ausführung, und zwar deswegen nicht, weil das Volk in den Städten und die Bauern auf dem Lande, durch den Bauernkrieg der evangelischen Kirche entfremdet, Luther feindlich gestimmt worden waren. Wo sie nicht zum alten Glauben zurückkehrten, wurden sie gleichgültig oder fielen den weitergreifenden Reformatoren, insbesondere den „Wiedertäufern" und Socialreformern anheim. Deswegen legte Luther 1526 seine „Deutsche Meß- und Gottesdienstordnung" nothgezwungen seinem Fürsten vor, und veranlaßte dessen Befehl, dieselbe zu verwirklichen.

Mit der Kirchenvisitation, durch welche Kirchen und Schulen wiederhergestellt, verbessert und mit den nöthigen Mitteln zur Erreichung ihrer Zwecke versehen werden sollten, ging Luther wiederum nothgedrungen denselben Weg. „Die Bauern", schreibt er dem Kurfürsten am 22. November 1526, „wollen schlechts Nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Wort Gottes, daß ohne Zweifel eine große Plage vorhanden ist von Gott" [2]). Und

---

[1]) Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeine. 1523. Walch X. 262. Weise christliche Meß zu halten. 1523. Walch X. 2744. Vermahnung an alle Christen in Liefland. 1525. de Wette III. 3. — [2]) de Wette III. 135.

nicht nur die Bauern, sondern auch die Städte, und sogar die Stadt Wittenberg, in welcher Luther lebte und lehrte, zeigte sich „fast satt des Evangeliums“ [1]). Deswegen veranlaßt Luther den Kurfürsten „Visitatoren“ des Landes zu ernennen. „Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat Euer Kurf. Gn. Macht, sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarrer halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seeligkeit thun, so soll Euer Kurf. Gnaden, als oberster Vormund der Jungen und Aller, die es bedürfen, sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen; wie man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücke, Weg und Steg oder sonst zufälligen Landesnoth geben und dienen müssen“. [2])

Im Juli 1527 fand die Kirchenvisitation in Sachsen statt. Melanthon wurde mit einer Denkschrift an die Pfarrherren zur Unterweisung der Visitatoren beauftragt, der man die gedrückte Stimmung der Reformatoren in jeder Zeile ansieht. In derselben ließ Melanthon sogar den Grundsatz des Abendmahls in zwiefacher Gestalt halbwegs fallen. Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und nicht durch die Werke mäßigte er dahin, daß er sagte: „Viele so gehört haben, sie sollen glauben, dann seien ihnen alle Sünden vergeben, dichten sich einen Glauben und meinen, sie wären rein. Dadurch werden sie frevel und sicher. Solche fleischliche Sicherheit ist ärger, denn alle Irrthümer so vor dieser Zeit gewesen sind“. Als drittes Hauptstück des christlichen Lebens erschienen daher in Melanthons Unterweisung die „guten Werke“. Aber er setzt den Grundsatz Luthers rettend hinzu: daß man über das „Verdienst“ der guten Werke nicht disputiren solle; es genüge, zu unterrichten, „daß Gott solche Werke fordere und Belohnung gebe, weil er es verheißen habe — ohne unser Verdienst.“

Auf Luthers Lehre vom freien Willen gestützt, hatten manche ihr Unrecht und ihre Verbrechen als in Unfreiheit begangen zu rechtfertigen gesucht. Melanthon glaubte auch hier einlenken zu müssen und sagte: „Der Mensch hat aus eigner Kraft einen freien Willen, äußerliche Werke zu thun und zu lassen, durch Gesetz und Strafe ge-

[1]) de Wette III. 145. — [2]) Derselbe III. 136.

trieben; daher vermag er auch weltliche Frömmigkeit und gute Werke zu thun aus eigner Kraft, von Gott dazu gegeben und erhalten; — ſo daß ohne Gottes Beiſtand auch äußerliche Frömmigkeit nicht gehalten wird". Endlich rieth Melanthon den Predigern noch, nicht von denen zu predigen, „die ſie nicht hörten, als vom Papſt, Biſchöfen und dergleichen."

Luther focht es nicht an, „daß die Widerwärtigen rühmen möchten, wir kröchen wieder zurück. — Es wird wohl wieder ſtill werden!"[1]) ſetzt er hinzu. Jedoch machte er zwei Ausſtellungen an Melanthons Unterweiſung, und zwar: daß die Prediger die Lehre von beider Geſtalt ſtracks verkündigen ſollten „vor Jedermann, er ſei ſchwach, ſtark oder halsſtarrig" — — und dabei „das Papſtthum mit ſeinem Anhange heftiglich verdammen ſollten, als das von Gott ſchon verdammt ſei, gleich wie der Teufel und ſein Reich."

Nachdem die Viſitation unter dieſem Geſichtspunkte ſtattgefunden hatte, wurde die lutheriſche Kirchenordnung Sachſens feſtgeſtellt. Unwiſſende und laſterhafte Prediger wurden entlaſſen, widerſpenſtige aus dem Lande verwieſen; die übrigen wurden zur Mäßigung, Zucht und Ordnung angehalten und beauftragt, ihre Gemeinde im Geiſte der verbeſſerten Kirche zu belehren; die Hartnäckigen wurden mit Kirchenſtrafen und dem Banne belegt. Die Einkünfte der Kirchen und Schulen wurden geordnet; wo ſie nicht hinreichten, durch den Kurfürſten dem Bedürfniſſe gemäß vermehrt. Als Oberaufſichter im Namen des Kurfürſten bewachten „Superintendenten" das Leben und die Lehre der Prediger. Wo Ermahnungen bei dieſen nicht genügten, um ſie in der vorgeſchriebenen Bahn zu halten, waren die Superintendenten angewieſen, den weltlichen Amtmann zu Hülfe zu rufen; ſie erlangten in der That die Befugniß, die Prediger im Namen des Fürſten ein- und abzuſetzen.

Zur Regelung des Unterrichts für die Prediger wie für die Gemeinde gab Luther ſeinen großen und kleinen Katechismus heraus; insbeſondere „weil der gemeine Mann", wie Luther in der Vorrede zum kleinen Katechismus ſagt, „in vielen Dörfern von chriſtlicher

[1]) de Wette III. 211.

Lehre gar nichts wisse, — sondern dahin lebe, wie das liebe Vieh und die unvernünftigen Säue, und aus dem Evangelium nur fein gelernt habe, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen."

Die „Gemeinde" hatte theilweise mit der Freiheit, die Luther für sie erkämpft, seiner Ansicht nach ihre Frevel entschuldigt; sie hatte sich als unwissend und verwildert bekundet; sie war ihm feindlich gesinnt, weil er ihrer Ausartung und ihrer Verwilderung entgegengetreten war. So konnte er in keiner Weise mehr auf die Selbstthätigkeit der „Gemeinde" zum Besten der Reform bauen. Das ist die Ursache, warum Luther sein Werk gemäßigt, verstümmelt, aber in seinen Hauptgrundsätzen gerettet, in die Hand des „weltlichen Amtmanns" niederlegte.

Luther rettete, was zu retten war, und opferte, was die Rettung unmöglich gemacht haben würde. So trat der Landesherr, die Stadtbehörde an die Spitze der Kirche, nachdem die „Gemeinde" durch den Bauernkrieg zeitweilig der Reform und der reformirten Kirche entfremdet worden war.

8.

Der Rückschlag des Bauernkrieges, die neubelebten Hoffnungen der „Altgläubigen", die Zugeständnisse, welche Melanthon unter den Augen Luthers machte, erklären es leicht, daß viele Anhänger Roms die Hoffnung faßten, Luther selbst werde sich am Ende zur Rückkehr in den Schooß der alten Kirche entschließen müssen; viele thaten auch nur so, als ob sie dies glaubten; alle aber benutzten die Zugeständnisse, um dieselben als ebenso viele Siege der altkirchlichen Lehre und Gebräuche über die frühern und jetzt als „falsch" und unhaltbar von Luther selbst aufgegebenen Behauptungen der Reformatoren darzustellen und auszurufen. Luther fühlte bald die Nothwendigkeit, diesen Hoffnungen oder Vorspiegelungen entgegenzutreten.

Man hatte ihn veranlaßt, einen einlenkenden Brief an König Heinrich VIII. von England zu schreiben. Heinrich antwortete mit einem neuen Angriffe gegen Luther, in welchem der Brief Luthers ebenfalls als ein Aufgeben seiner reformatorischen Grundsätze hingestellt war. Luther ergriff diese Gelegenheit, um in einer „Antwort auf des Kö-

nigs von England Heinrich VIII. Lästerschrift Titel"[1]) (1527) sich gegen diese oft wiederkehrende Anklage zu verwahren. „Man hat meinen Brief", sagt er, „dahin gedeutet, als hätte ich meine Lehre widerrufen — hier sage ich nein! nein! nein! so lange ich eine Ader regen kann, es verdrieße König, Kaiser, Fürsten, Teufel und wen es will. — — Denn so wahr Gott lebt, welcher König oder Fürst meint, daß sich der Luther vor ihm demüthige, der Meinung, als reue ihn seine Lehre und habe unrecht gelehrt, und suche Gnade, der betrügt sich selbst weidlich und macht sich selbst einen goldenen Traum, da er eitel Dreck finden wird, sobald er aufwacht. — Meine Lehre ist das Hauptstück, darauf ich trotze, — mein Leben und persönliches Wesen weiß ich zu guter Massen selbst wohl, daß es sündlich und keines Trostes ist. — — Da ich mich bereden ließ, der König von England wäre umgekehrt und dem Evangelium geneigt geworden[2]), fuhr ich zu und wollte meine Person gegen seine Person entschuldigen. — Meiner Person und meines Lebens halber will ich mich demüthigen vor Jedermann; — aber meines Amts und Lehre halber, und sofern mein Leben derselbigen gleich ist, erwarte nur Niemand keiner Geduld noch Demuth, sonderlich die Tyrannen und Verfolger des Evangelium. — Ja, wenn meine Lehre keine andere Feinde hätte, denn den König zu England, Herzog Georg, Papst und ihre Gesellen, arme Wasserblasen, wollte ich der Sachen längst mit einem Stück vom Vaterunser gerathen haben!"

Mehr noch als die Altgläubigen warfen ihm viele von seinen frühern Anhängern vor, daß er zurückweiche. Gegen diese, „meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine guldenen Freundlein, die Rottengeister und Schwärmer", gekehrt, sagt er: „Ich liege zu Felde wider die Papisten und denke meine Brüderlein sind hinter mir und helfen; so zünden sie mir dieweil die Stadt an, und morden Alles, was darin ist". — — „Wie ichs versuche, wende und kehre, so gilts nicht. Wohlan, so gelte der Trutz in Gottes Namen. Wem es ge-

---

[1]) Walch XIX. 507. — [2]) In seinem Briefe an Heinrich VIII. heißt es: „daß ich in Erfahrung kommen, daß E. M. dem Evangelio wohlgewogen sei". Walch XIX. S. 469.

reuet hat, der lasse ab; wer sich fürchtet, der fliehe; mein Rückenhalter ist mir stark und gewiß genug, das weiß ich. Ob mir schon die ganze Welt anhinge und wiederum abfiele, das ist mir eben gleich; ich denke: Ist sie mir doch zuvor auch nicht angehangen, da ich allein war. — — Ich kann fröhlich leben und sterben, weil ich mit solchem Gewissen lebe und sterbe, daß ich je mit allem Fleiß der Welt zu ihrem Besten gedient habe, und die heilige Schrift und Gottes Wort also an den Tag gebracht, als in tausend Jahren nicht gewesen ist. Ich habe das Meinige gethan. Euer Blut sei auf eurem eigenen Kopfe und nicht in meinen Händen!"

9.

Aber außer den alten Gegnern traten jetzt neue und tüchtigere als alle frühern gegen Luther in die Schranken.

Während Luther unmittelbar vor dem Ausbruche des Bauernkrieges das grundsatzlose, überkecke Getreibe Karlstadts mit seinem gewohnten Feuereifer bekämpft hatte, fand dieser in Süddeutschland und der Schweiz, wohin er von Sachsen ausgewiesen 1524 wanderte, bei Zwingli in Zürich, Oecolompad in Basel, Bucer in Strasburg und anderswo Aufnahme und Anerkennung. Zwingli, der durch die Schrift eines holländischen Rechtsgelehrten, Cornelius Honius (Hoen)[1] zu der Ansicht geführt worden war, daß jenes Wort Christi beim Abendmahl „das ist mein Leib" in „das bedeutet meinen Leib" übertragen werden müsse, trat, wenn nicht in der Durchführung, doch in dem Schlußergebniß der Ansicht Karlstadts in Bezug auf die Abendmahllehre bei, und erklärte diesen Beitritt in einem Briefe an den Reutlinger Prediger Mathias Alber vom 16. November 1524.[2]

Luther glaubte die Strasburger in einem besonderen Briefe vor

[1] 1525 veröffentlichte Zwingli diese Schrift unter dem Titel: Epistola christiana admodum ab annis quatuor ad quendam, apud quem omne judicium sacrae scripturae fuit, ex Batavis missa, sed spreta, longe aliter tractans Coenam dominicam, quam hactenus tractata est, per Honium Batavum. — [2] Walch XVII. 1880.

Karlſtadt warnen zu müſſen, geſtand aber zu[1]): „Wo der Karlſtadt oder Jemand Anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sakrament Nichts denn Brod und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienſt gethan. Ich habe wohl ſo harte Anfechtungen da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne heraus geweſen wäre, weil ich wohl ſah, daß ich damit dem Papſtthum den größten Puff hätte geben können. — — Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus. Der Text iſt zu gewaltig."

Luther hielt Karlſtadt für den Treiber in der Abendmahlfrage[2]); er hörte, wie die Wiedertäufer ihm folgten[3]). Den kommenden Sturm des Bauernkrieges vorherſehend, klagte er, als dieſer Sturm wirklich losbrach, Karlſtadt, Münzer und ihre Anhänger als die eigentlichen Urheber deſſelben an, ſah er in Allen, welche Karlſtadts und Münzers Anſichten theilten, deren Kampf- und Bundesgenoſſen.

Und während dann der Bauernkrieg in Deutſchland tobte, im Frühjahr 1525, trat Zwingli in Zürich offen für Karlſtadts Anſicht über das Abendmahl auf, wußte dafür den großen und kleinen Rath in Zürich zu gewinnen und die reformirte Nachtmahlsliturgie auf den Grundſatz gefußt, den Karlſtadt aufgeſtellt hatte, ins Leben zu führen[4]). Zwingli, der im Gegenſatze zu Karlſtadt die große Streitfrage mit vollem Ernſt auffaßte, rief den Text Joh. 6., wo Chriſtus ſagt: „das Fleiſch iſt gar nichts nütze" zu Hülfe, und ſuchte die hohe

---

[1]) An die Straßburger, 15. Dez. 1524. [2]) Brief an Amsdorf, 21. Dez. 1524. „Das Karlſtadtſche Gift ſchleicht überall hin. Schon ſind Zwingli und Leo Jud in Zürich ſeiner Anſicht beigetreten". — [3]) Zwingli ſelbſt ſchreibt in dem angeführten Briefe im Oktober: „Sobald die Wiedertäufer von der Erklärung Karlſtadts hörten, eilten ſie nach Baſel, brachten ſeine Bücher auf dem Rücken her und erfüllten damit nicht nur alle Städte, Städtchen, Dörfer, ſondern beinahe alle Weiler." — [4]) Im März 1525 veröffentlichte Zwingli ſein großes Werk: De vera et falsa religione. Der Theil über das Abendmahl wurde gleichzeitig ins Deutſche überſetzt herausgegeben: „Von dem Nachtmahl Chriſti, Widergedächtnus, Dankſagung huldreichen Zwinglins Meinung". Bald nachher erſchien ſein: Subsidium sive coronis de Eucharistia. Deutſch: Nachhut von dem Nachtmal oder der Dankſagung Chriſti; und endlich ſeine „Action oder Bruch (Brauch) des Nachtmals, Gedächtniß und Dankſagung Chriſti", die Nachtmalsliturgie für die reformirte Kirche Zürichs.

Bedeutung des Abendmahls zu retten, indem er den Grundſatz aufſtellte, daß „wer den Opfertod Chriſti und deſſen Wirkung, die Rechtfertigung des Menſchen, glaube, das lebendige Brod genieße, den Leib Chriſti empfange und das Blut Chriſti trinke.“ —

Während dieſer Zeit erhielt Luther von den Reformen in Zürich nur kümmerliche Nachrichten durch die Schweizer Studenten in Wittenberg, die ſelbſt oft Zwingli's Beſtrebungen nicht von dem Getreibe der Wiedertäufer zu unterſcheiden wußten. So blieb Luther lange der Meinung, daß die Bewegung in der Schweiz und in vielen ſüddeutſchen Städten auf keinem andern Grunde als den Anſichten und dem Getreibe Karlſtadts beruhe.

Noch rauchten die Ruinen des Bauernkrieges, noch floß das Blut in den Hinrichtungen alle Tage, als die Strasburger Reformfreunde Abgeſandte nach Wittenberg ſchickten, um den Anſichten Karlſtadts, Zwingli's, Oekolampads und Anderer über das Abendmahl wo möglich bei Luther Eingang zu verſchaffen, und jedenfalls ihn zu bitten, die Vertheidiger derſelben, ſo wie die Reformen, die in Folge derſelben in der Schweiz und in Oberdeutſchland ſich anbahnten, nicht anzugreifen. Luther antwortete dieſen Abgeordneten in einem Briefe (25. November 1525[1]) ſo heftig und abweiſend, wie ſeine Stimmung der Keckheit Karlſtadts und dem Unglück des Bauernkrieges gegenüber, ihn dazu trieb: „Die beſcheidenen Leute ſagen, daß wir Fleiſchfreſſer einen Eßgott, einen Brodgott verehren. — Das haben wir bisher geduldet, da ſie doch nicht leiden können, daß wir ſagen ſie irren. — — Sie hätten ſchweigen ſollen; nun verlangen ſie das Schweigen zu ſpät. — — Die Einen von uns Beiden müſſen Satans Diener ſein, entweder ſie oder wir. Wir ſind gewiß, daß ſie irren; ſie mögen ſehen, wie gewiß ſie ſeien, daß ſie nicht irren.“

Der Boden einer reformirten „Gemeinde“, welchen Luther durch den Bauerkrieg verloren hatte, wurde den Schweizer und Oberländiſchen Reformatoren nur theilweiſe geſchmälert; anſtatt an die „Gemeinde“ ſelbſt, waren auch ſie gezwungen ſich an den „großen Rath“

[1]) de Wette III 41. Walch XVII. 1907.

in der Schweiz, an die Magistrate in den Städten, als den Vertretern der Gemeinde, anzulehnen. Nichts destoweniger aber blieben sie in einer viel engern Verbindung mit der Volksgemeinde als Luther und die sächsischen Reformatoren, wodurch im Kirchenregiment Gegensätze entstanden, die in dem obigen Kampfe sich mit geltend machten.

Zwei Monate nach jenem Briefe an die Strasburger richtete sich Luther auch mit einem „Ermahnungsschreiben an die Christen in Reutlingen",[1]) und zwar, weil der Teufel: „Kaiser, Fürsten und Herren wider uns treibet und zuletzt auch den armen Pöbel zum Aufruhr erweckt hat unter dem Namen des Evangelii". Hier klagt er „daß jetzt dem Evangelio wird Schuld gegeben all' das Uebel, so durch und über die Bauern ergangen ist", daß er und sein Werk „mit Sekten, Rotten, Ketzereien und solchen Geistern, sonderlich in den heiligen Sakramenten der Taufe und des Altars" angegriffen werde. Diesen Angriffen gegenüber glaubte Luther: „einfältig und schlicht" auf den Worten: „Nehmet, esset, das ist mein Leib" stehen bleiben zu müssen. — Darin hoffte er Rettung gegen die „Schwärmgeister und Rotten", hoffte er festen Halt und auch die Unterstützung der Fürsten, die ihm nahe standen, für seine evangelische Kirche und gegen den Rückschlag der „Altgläubigen", der römisch-katholischen Kirche und der Fürsten, welche diese in Deutschland vertheidigten.

Luther selbst aber tritt nach diesen beiden heftigen Ausfällen eine Weile bei dem Kampfe, der sich jetzt entspann, in den Hintergrund. Er schwieg, nachdem er die ganze Tragweite des Kampfes erkannt hatte; er würde es wohl für ein Glück angesehen haben, wenn auch Andere geschwiegen hätten. Seine beiden Briefe aber wurden für viele seiner Anhänger das Losungswort zum heftigsten Kampfe gegen die „Reformirten", — wie die Anhänger Zwingli's bald im Gegensatze zu den „Lutheranern" bezeichnet wurden. Zwingli und Oekolampad antworteten nicht weniger heftig und abweisend. Auf eine Schrift[2]), welche zwölf Schwäbische Geistliche zur Vertheidigung der lutherischen Auf-

[1]) de Wette III. 79. Vielleicht eine Antwort auf den Brief Zwingly's an Alber in Reutlingen. [2]) Syngramma suevicum.

faſſung herausgaben, und die Luther mit einer Vorrede begleitet hatte, antwortet Oekolampad, und nennt Luther in Anſehung der Sakramente „einen unſeeligen Träumer, der den Anweiſungen des Fleiſches und dem Rathe des irrſeeligen Geiſtes nachgebe; deſſen hochtrabender Geiſt es nicht ertragen könne, daß man ihm ſage, auch er irre als ein Menſch.“ Am Schluſſe ſagte Oekolampad, ſich an Luther wendend: „Warum haſt Du mit lachendem Munde zugeſehen, ſo daß das Gerücht glaubhaft iſt, Du wolleſt uns austoben laſſen, und alsdann mit einem Stoße uns umwerfen? Wenn Du uns irren ſiehſt, warum führſt Du uns nicht wieder zurück, ein Dienſt, den Du ſogar dem Eſel Deines Freundes zu thun ſchuldig biſt. Wenn der rechte, wahre Geiſt Gottes Dich nicht verlaſſen hätte, und Du wüßteſt Etwas, was uns nutzen könnte, ſo würdeſt Du es uns nicht vorenthalten. Willſt Du belehren, ſo laß Deine Schimpfworte zu Wittenberg.“ — Zwingli antwortete zwei andern Vertheidigern der lutheriſchen Anſicht (Bugenhagen und Strauß) eben ſo heftig. So bildeten ſich um Luther und Zwingli die beiden Lager und auch der Ton, der die feindliche Stimmung mit jedem Tage ſteigerte. Erſt nach Jahr und Tag trat Luther wieder ſelbſt in die Schranken, und zwar (1526) mit einem „Sermon von dem Sakramente des Leibs und Bluts Chriſti wider die Schwärmgeiſter“; Zwingli antwortete mit einer (1527) Schrift über das Abendmahl[1]), in welcher er Luther als ſeinen eigenen Grundſätzen, wie er ſie früher gelehrt, untreu darzuſtellen ſuchte. „Ich ſage dies nicht in der Abſicht, Dir einen entehrenden Vorwurf zu machen, ſondern um Dich ſelbſt Dir vorzuhalten. Sollteſt Du nicht, wenn Deine eigenen Aeußerungen Dir entgegengehalten werden, ſagen: „Ich habe mich ſelbſt verloren“?[2]) Wie kurz, aber wie heilſam für die Eintracht aller Kirchen wäre dies kleine Wörtlein. Wo lebt unter allen Sterblichen je Einer, den man mit Recht irrthumfrei hätte nennen können? Deswegen würde Dir nichts Ungewöhnliches begegnen, wenn Du ſagteſt: „Ich habe mich verloren.“ — Luthern durfte dieſe Sprache ſo hochmüthig erſcheinen, als ſeine eigne Sprache ſeinen Gegnern ſtolz

[1]) Amica exegesis i. e. expositio eucharistiae negocii ad Mart. Lutherum.
[2]) Mihi excidi.

und verletzend erschien. — Härter aber mochte ihn treffen, wenn Zwingli ihm sagte: „Viele glauben, Du habest im Unwillen gegen Einige (Münzer, Karlstadt) diesen wichtigen Gegenstand zu hitzig verhandelt, und rechtschaffene und unschuldige Männner weder Deiner noch ihrer Würde gemäß geschont. Wenn dem so ist, so rufe ich Luther, den versöhnten Luther gegen den erzürnten, zu Hülfe. Es kann Dir nicht entgehen, wie gefährlich es ist, wenn man Zorn, Eigensinn, Hartnäckigkeit, Groll und ähnliche Leidenschaften zu Rathe zieht. Ich bitte Dich, daß Du das unehrbare Schelten fallen lassen wollest. — — Laß uns bedenken, daß Gott diesem Kampfe zuschaue; — bedenken, daß wir nicht nur ganz Deutschland, sondern die ganze Christenheit, nicht nur das jetzige Jahrhundert, sondern alle künftigen bis ans Ende der Welt zu Richtern haben, und diese um so gerechter und gewissenhafter über diese Streitsache urtheilen werden, je weniger sie von Leidenschaften bestochen sind." — —

In Erwiderung hierauf erschien eine neue Schrift Luther's: „Von dem Sakrament des Leibs daß die Worte Christi: dies ist mein Leib, noch fest stehe. Wider die Schwärmgeister". Diese brachte den Streit nicht um einen Schritt weiter, als er von Anfang gestanden; sie rief zwei Erwiderungen Zwingli's hervor, eine an Luther gerichtet[1]) und eine dem Kurfürsten Johann von Sachsen zugeschrieben[2]). In Letzter wurde Luther's Ansicht schon auf dem Titel mit der der römischen Kirche zusammengestellt. Das veranlaßte Luther zu einem umfassenden „Bekenntniß vom Abendmahl Christi"[3]), in welchem er seinen Standpunkt noch einmal mit aller Geisteskraft, die ihm verliehen war, zu vertheidigen suchte. Besonders gegen die Annahme, daß Christus hier figürlich gesprochen habe, sträubte er sich und sagte: „Ich sorge, der Teufel suche ein anderes hierin, nemlich — daß es

---

[1]) Fründtlich Verglimpfung und Abläugnung über die Predig des trefflichen Martin Luther wider die Schwermer. [2]) Daß diese Wort Jesu Christi: das ist mein Lychnam, der für üch hingegeben wird, ewiglich den alten eynigen sinn haben werdend, und M. Luter mit seinem lezten Buch sinen und des Bapstes Sinn gar nit gelert und bewert hat. [3]) Luthers Schriften. Walch XX. 1118.

auch figürliche Worte sein sollen, wenn man sagt: „Christus ist Gott und Mensch — ꝛc.“ — Und in der That war diese Furcht von dem Standpunkt, von welchem aus Luther auf die Gottheit Christi und die Menschwerdung Gottes seine ganze Rechtfertigungstheorie, sein ganzes Kirchen- und Christenthum baute, natürlich und nothwendig zugleich; wie Zwingli's Stellung, der beim Abendmahl Christi die bildliche Sprache bildlich, und sonst überall, die Gottheit Christi, die Himmelfahrt, die Rückkehr Christi „gleichwie ihr ihn sahet hingehen in den Himmel“ wörtlich nahm, eine schwankende war.

Den neuen Zuständen in Folge des Bauernkrieges, den neuen Gestaltungen in den Lagern der Reformation selbst gegenüber fühlte sich Luther noch einmal veranlaßt, seinen Glauben Stück für Stück festzustellen, „damit nicht Etliche seine Schrift, ihren Irrthum zu stärken, fälschlich anführen möchten, wie die Sakraments- und Taufschwärmer anfingen zu thun“. Und so bekannte er zum Schlusse der angeführten Schrift: Die Dreifaltigkeit Gottes, die Menschwerdung, die Leiden und den Tod des Gottessohnes zur Erlösung der Menschen von der Erbsünde, die Rechtfertigung des Menschen durch die Verdienste Christi, die Gebundenheit des Menschenwillens der Allmacht Gottes gegenüber. Alle Orden, Regel, Klöster, Stifte verwarf er „als eitel Teufels Rotten und Irrthum“ und setzte hinzu: — — „die heiligen Orden und Stifte von Gott eingesetzt, sind diese drei: das Priesteramt, der Ehestand, die weltliche Obrigkeit. — — Ueber diese drei Stifte und Orden ist der gemeine Orden der christlichen Liebe, darinnen man einem jeglichen Dürftigen mit allerlei Wohlthaten dienet, als speisen die Hungrigen, tränken die Durstigen und vergeben den Feinden, bitten für alle Menschen, leiden allerlei Böses auf Erden. Siehe, das heißen alles eitel gute, heilige Werke. Dennoch ist keiner solcher Orden ein Weg zur Seligkeit, sondern bleibet der einige Weg über diese alle, nemlich der Glaube an Jesum Christum“. — — Die Lehre der Wiedertäufer, die Lehre Zwingli's und seiner Anhänger vom Abendmahl bekämpfend, bekannte er „eine heilige christliche Kirche auf Erden“, deren „Bischöfe und Pfarrherrn nicht Häupter noch Herrn,

noch Bräutigame derſelben ſind, ſondern Diener, Freunde und (wie das Wort Biſchof giebt) Aufſeher, Pfleger oder Vorſteher. Und dieſelbige Chriſtenheit iſt nicht allein unter der römiſchen Kirche oder Papſt, ſondern in aller Welt." — Das Papſtthum aber iſt „das rechte antichriſtliche Regiment, die rechte widerchriſtliche Tyrannei, die da regiert mit Menſchengebot. — — Der Ablaß, die Vigilien, die Seelenmeſſen und jährlichen Begängniſſe — ſind des Teufels Jahrmarkt!" Die Anrufung der Heiligen, die letzte Oelung als Sakrament, die Zwangbeichte, die Sakramente der Ehe und Prieſterweihe verwarf er; nur die Taufe und das Abendmahl erkannte er als Sakramente. Die Meſſe, „ſo für ein Opfer oder gutes Werk geprediget und verkauft wird iſt ein Gräuel vor allen andern"; — Bilder, Glocken, Meßgewand, Kirchenſchmuck, Altar, Licht und dergleichen aber ſind frei, „wer da wolle der möge es laſſen". „Am letzten glaube ich die Auferſtehung aller Todten am jüngſten Tage, beide, Fromme und Böſe, die Frommen ewiglich zu leben mit Chriſto, die Böſen ewiglich zu ſterben mit dem Teufel und ſeinen Engeln."

„Das iſt mein Glaube" — ſchloß er ſein Bekenntniß — „das bitte ich alle frommen Herzen wollten mein Zeuge ſein, und für mich bitten, daß ich in ſolchem Glauben feſt beſtehen möge und mein Ende beſchließen. Denn (da Gott vor ſei) ob ich aus Anfechtung und Todesnöthen etwas Anderes ſagen würde, ſo ſoll es doch Nichts ſein, und will hiermit öffentlich bekennt haben, daß es Unrecht und vom Teufel eingegeben ſei. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jeſus Chriſtus, mit Gott dem Vater und dem heiligen Geiſte gebenedeiet in Ewigkeit. Amen."

10.

Der Schluß dieſes Bekenntniſſes deutet die Stimmung an, in welcher Luther daſſelbe niederſchrieb. Den äußern Stürmen des Bauernkrieges widerſtand er ſiegreich, den Angriffen Münzers, Karlſtadts, der Reformirten antwortete er mit Muth und Tapferkeit; aber in ſeinem Innern entſtand ein furchtbarer Kampf, der dann am heftigſten losbrach, als er die äußern Feinde ſiegreich zurückgeſchlagen

hatte. Die Opfer, welche der Bauernkrieg forderte; die Art, wie sein Wort von den Gegnern der Reform benutzt wurde, um mit Blut und Scheiterhaufen gegen die besiegten Bauern, gegen die Anhänger Luthers, gegen alle Parteien der kirchlichen Reform und der gesellschaftlichen Verbesserungen zu wüthen; die Entfremdung des Volkes, der „Gemeinde" von dem Reformwerke; die Zugeständnisse, die Luther den Fürsten in Folge des Bauernkrieges machen zu müssen sich gezwungen glaubte; der Jubel und der Hohn der Altgläubigen, die seine Zugeständnisse als ebenso viele Widerrufe seiner frühern Angriffe, als ebenso viele Siege über den Reformator und die Reformation ausriefen; die Rückschritte welche hierdurch selbst das Reformationswerk machte; der Riß endlich, welcher durch den Sakramentsstreit zwischen den Reformatoren entstand, — das Alles stürmte auf Luther in einer Weise ein, daß Zweifel sein Inneres erschütterten.

Diese Zweifel waren die Ursache, warum er sich eine Weile fast aus dem Kampfe zurückzog; und während er an alle seine Freunde schrieb, daß sie für ihn beten sollten, damit er nicht erliege; — warf ihm Oecolampad vor, daß er „lächelnden Mundes" dem Kampfe um das Abendmahl zusehe.

Wie einst auf der Wartburg, so rang und kämpfte er wieder allnächtlich mit dem Teufel, „der so mächtig und gewaffnet in der heiligen Schrift" an Luther herantrat, daß dieser „sein eigenes Wissen in der Schrift zu schwach gegen ihn erfand". Er fühlte sich zwischen Christus und den Teufel mitten inne gestellt und furchtbar von den sich bekämpfenden Gegensätzen hin- und hergeschleudert[1]). Immer aber kam er wieder zu dem Schluß: „Aber Christus lebt noch!" Und mit diesem Schlusse drängte er insbesondere die Zweifel zurück, welche die Anhänger Karlstadts und Zwingli's in ihm hervorriefen, wenn er mit der Gegenwart Christi im Abendmahl, die Gottheit Christi, die Rechtfertigung durch Christus, die Dreieinigkeit und das ganze Dogmengebäude der Kirche schwanken fühlte.

---

[1]) de Wette III. 222. 225.

11.

Andere Ereigniſſe kamen hinzu, dieſe Anfälle des „Teufels“ in Luther zu mehren. Die Peſt in Wittenberg, welche die Univerſität zwang nach Jena auszuwandern, und eine Krankheit die gleichzeitig Luther in Wittenberg feſſelte, waren von geringerer Bedeutung für ſeine Seelenſtimmung als das Blut, das von neuem im Namen der Religion vergoſſen wurde, und der Krieg, der in ihrem Namen auszubrechen drohte.

Der Bauernkrieg hatte die Anhänger Münzers, Karlſtadts, der „zwickauer Propheten“ entwaffnet. Der Geiſt aber, der ſie beherrſcht hatte, war nicht mit Gewalt zu unterdrücken. Ueberall, ſo weit die Reformation ſelbſt Fuß gefaßt hatte, traten nach dem erſten Schrecken des Bauernkrieges andere Feuereiferer an die Stelle derer, die eben hingerichtet worden waren. Die Mehrzahl dieſer philoſophiſchen Schulen, kirchlichen Sekten, politiſch-geſellſchaftlichen Parteien ſtrebten, die Grundſätze der Chriſtuslehre mehr oder weniger wörtlich nehmend, nach „dem Reiche Gottes auf Erden“. Von dieſem hofften ſie die Zerſtörung aller Mißſtände, durch welche ſie ſich oft in Folge der geſellſchaftlichen Lebensbedingungen, oft aber auch in Folge unnatürlicher Uebervortheilung und Unterjochung des Schwachen durch den Mächtigen gedrückt und unterdrückt fühlten. Wie einſt die Huſſiten im Kelch, ſo hatten ſchon die Anhänger Münzers in der „Wiedertaufe“ eine Art gemeinſames Erkennungszeichen, eine Parteiloſung, gefunden. Sie erklärten nach der Vollmacht Chriſti für ſeine Apoſtel: „Lehret und taufet“ und nach dem Spruche: „Wer da glaubt und getauft wird, der ſoll ſelig werden“[1]) die Kindertaufe für nichtig, weil der Taufe die Lehre und der Glaube vorhergehen müßten. Sie tauften daher ihre Anhänger von neuem. Die Wiedertaufe war für ſie das Zeichen einer vollkommenen Wiedergeburt; mit ihr ſtreiften ſie meiſt auch die Anſicht der alten Kirche über das Abendmahl, über das Prieſterthum, der alten Staatslehre über die Regierung im All-

[1]) Marc. 16. 16.

gemeinen, über Zinsen und Zehnten insbesondere, der alten Gesellschaft über die Eigenthums- und die Familienverhältnisse ab. Gemeinschaft des Priesterthums, der Herrschaft, der Güter und auch der Frauen flossen bei den Anhängern der Wiedertäufer nach und nach aus dem einen Grundsatze der wurzelgreifenden Wiedergeburt der Kirche, des Staats und der Gesellschaft. —

Diese Auffassung der Wiedertäufer tauchte kaum zwei Jahre nach dem Bauernkrieg in der Schweiz, in Süddeutschland, am Rhein, in Westfalen, in Holland, in Friesland von neuem wieder auf. Daß Luther diese Uebertreibung des Reformgedankens, die alle gesellschaftlichen Banden aufzulösen drohte, bekämpfen mußte, verstand sich nach seiner Auffassung von selbst. Er that es in einem Briefe an zwei katholische Pfarrherren (Februar 1528[1]) in welchem er gleich Anfangs sagte: „doch ist's nicht recht, und ist mir auch wahrlich leid, daß man solche elende Leute so jämmerlich mordet, verbrennt und gräulich umbringt; man sollte einen jeglichen glauben lassen was er wolle — — so fern sie nicht auch daneben aufrührerisch oder sonst der Obrigkeit widerstreben."

Diese Aeußerung war gegen die Mandate Kaisers Karl V., des Herzogs Georg von Sachsen, des schwäbischen Bundes und des Herzogs Wilhelm von Baiern gerichtet, welche um diese Zeit (Jan. und Feb. 1528) eine allgemeine Verfolgung der Wiedertäufer anordneten. Kaiser Karl war noch der Mildere, wenn er befahl, daß nicht nur mit Schwert und Feuer, sondern auch von der Kanzel wider sie gehandelt und in der Strafe „nach eines jeden Verdienst Unterschied" gehalten werden solle[2]). Der schwäbische Bund schickte in jedes der vier Quartiere des Bundes hundert Reiter zur „Streife" auf Wiedertäufer aus, und gab den Hauptleuten Vollmacht „die ergriffenen Schwärmer sofort ohne Urtheil und Recht vom Leben zum Tode zu strafen, mit Einem Worte sie wie wilde Thiere todt zu hetzen"[3]). In Baiern verordnete Herzog Wilhelm im ganzen Lande „Späh- und Nachfrage" nach den Wiedertäufern, und wo welche von den

[1]) Walch XVII. 2643. [2]) Jörg a. a. O. 712. [3]) Jörg a. a. O. 712.

Spähern aufgefunden wurden, da ward nach des Herzogs Befehl „kein Recht geſeſſen" d. h. kein Gericht gehalten, „ſondern ihr Urtheil verleſen und ſie darnach hingerichtet"[1]). Nach demſelben Befehle wurde „welcher revocir" geköpft, „welcher nicht revocir" verbrannt, und zwar aus dem Grunde: weil „keiner ein Wiedertäufer werde, er ſei denn vorher lutheriſch"[2]). So wurde geſpürt, gehetzt, geköpft, verbrannt zu Hunderten und zu Tauſenden[3]); Alle, welche denen nicht gefielen, die mit der Säuberung des Landes beauftragt waren, wurden hingerichtet. „Man gab vor, Wölfe zu jagen, und fing Schaafe". Unſchuldige, Lutheriſche in Menge wurden unter der Anklage Wiedertäufer zu ſein, ohne Recht und Gericht gemordet.

Luther fühlte ſich getrieben, am 14. Juli deſſelben Jahres noch einmal in einem Briefe[4]) gegen dieſe Blutgerichte aufzutreten. Auf die Frage: „ob man Ketzer mit dem Leben beſtrafen dürfe?" antwortete er: „Es ſchreckt und zieht mich zurück des Exempels Folge, welche wir jetzt an den Papiſten und vor Zeiten Chriſti an den Juden ſehen, da — — die heiligen Propheten und andere unſchuldige Leute hingerichtet wurden. So fürchte ich, werde ſolcher Mißbrauch auch bei den Unſern mit Gewalt einreißen, wenn weltliche Obrigkeit, ſo Gott nicht fürchtet, ein Exempel vor ſich hätte, daß es recht und billig wäre, Ketzer und Verführer zu tödten, wie wir vor Augen ſehen, daß die Papiſten — unſchuldig Blut vergießen und doch muß ſchuldig heißen. Will und kann deshalb nicht rathen und zulaſſen, daß Obrigkeit Gewalt habe, falſche Lehrer und Ketzer mit dem Schwert oder ſonſt zu ſtrafen."

Aber ſelbſt bei den Anhängern der Reform predigte Luther nun oft tauben Ohren. In Zürich ſogar wurden unter Zwingli's Augen mehrere Wiedertäufer ertränkt. Bei einer andern Gelegenheit aber trat noch klarer hervor, daß Luther ſelbſt bei einzelnen Fürſten, welche die Kirchen-Reform in ihren Ländern eingeführt hatten, ſo oft ihre Leidenſchaften ins Spiel kamen, nur ſehr geringen Einfluß ausübte.

---

[1]) Jörg a. a. O. 721. [2]) Jörg. 517. [3]) 500 durch den Bund, Hunderte in Baiern, 350 in der Pfalz; 200 in den Urkantonen St. Gallen, Appenzell. [4]) de Wette III. 347. Walch XVII. 2697.

12.

Der Landgraf Philipp von Heſſen war von allen deutſchen Fürſten ſeiner Zeit einer der bedeutendſten. Feſter Wille, Entſchloſſenheit, raſche That und hohes Streben zeichneten ihn vor Andern aus. Er war durch perſönliche Berührung mit Luther und Melanthon der Reform gewonnen worden; aber erſt nachdem er in Sickingen die Ritter und ebenſo während des Bauernkrieges die untern Klaſſen beſiegen geholfen hatte, trat er (1526) offen für die Reform ein. Er wurde bald einer der Leiter unter den fürſtlichen Anhängern Luthers; aber er wurde das in anderer Weiſe wie die Kurfürſten von Sachſen, die in der Reform vorherrſchend eine Kirchen- und Gewiſſensangelegenheit ſahen, während der Landgraf von Heſſen die ſtaatliche und politiſche Seite der reformatoriſchen Bewegung vor Allem ins Auge faßte.

Wie die Schlacht bei Pavia, ſo hatte auch die Gefangenſchaft des Papſtes dem Kaiſer und den Habsburgern nichts genutzt, ſondern nur geſchadet. Das Glück der deutſchen Landsknechte in Italien rief ein erneutes Bündniß zwiſchen England und Frankreich hervor. Es gelang insbeſondere, Heinrich VIII. dadurch zum Kriege gegen Karl V. zu bewegen, daß die hohe Geiſtlichkeit ſeines Landes, durch Kardinal Wolſey vertreten, ihm die Auflöſung ſeiner Ehe mit der Tante Karls, Katharina von Spanien, im Namen des Papſtes verſprach, um ſo dem Herrſcher Englands die Gelegenheit zu bieten, in Geſetzesform ein anderes Weib, das ſeine Sinnlichkeit reizte, Anna Boleyn ins königliche Ehebett zu führen. Unterdeß rückten die Franzoſen mit großer Macht in Italien ein und konnten zu Pavia für die Niederlage, die ſie dort erlitten, an der Stadt, dem Lande und dem Volke eine blutige Rache nehmen. In derſelben Zeit bedrohte der Großſultan von neuem die Beſitzungen der Habsburger in Ungarn, indem der magyariſche Mitbewerber um die ungariſche Krone, Zapolya, ſich an die Macht des Großſultans anlehnte.

Sowohl in Italien als in Ungarn bedurften die Habsburger der Unterſtützung deutſcher Fürſten und deutſcher Landsknechte, wodurch an und für ſich ſie gezwungen waren, der Stimmung auch der

lutherisch gesinnten Fürsten und Landestheile in Deutschland Rechnung zu tragen.

Das waren die Ursachen, warum die Gefahr, in welcher die Reformfreunde nach dem Bauernkrieg, nach den Siegen der Habsburger in Italien und dem Machtzuwachs, der diesen in Böhmen und Ungarn zufiel, eine Weile erschienen, nicht von Dauer war. Im Gegentheile hat das Benehmen Luthers während des Bauernkrieges der Reform in manchen deutschen Ländern neue Anhänger vor Allem unter den Machthabern gewonnen; so daß unmittelbar nach dem Bauernkriege außer dem Landgrafen von Hessen auch die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Markgrafen von Anspach und Baireuth, die Ostfriesen und Pommern, die Stadt Ulm und Andere sich offen der Reform anschlossen. Diese unverhofften Fortschritte der Reform steigerten natürlich die Befürchtungen und den Haß ihrer Gegner. Das kecke Auftreten des Landgrafen von Hessen erregte vor Allem den Zorn der Katholischen. Philipp führte von dem Augenblicke an, daß er sich der Reform anschloß, diese offen und rücksichtslos in seinem ganzen Lande durch; er benutzte sie ohne Umstände — so schon jetzt durch Theile des Bisthums Fulda, die er nach dem Bauernkriege besetzt hielt, — zur Vermehrung seiner Hausmacht. Es wurde bald bekannt, daß er große Plane für eine vollkommene Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung auf ein enges Bündniß aller Anhänger der Reform und aller Gegner Habsburgs baute, und zu dem Ende mit der Schweiz, mit Dänemark, aber auch mit Frankreich, und insbesondere mit Ulrich von Würtemberg in Verbindung und Unterhandlung getreten war. Die spanischen Staatsmänner des Kaisers beriethen bereits einen Antrag auf Achtserklärung gegen den tapfern, rücksichtlosen und gefährlichen jungen Fürsten.

Bei dieser Spannung der Verhältnisse zwischen den gegenüberstehenden Religionsparteien bedurfte es nur eines unbedeutenden Anstoßes, um sie dem Bruche nahe zu bringen. Diesen sollte ein Kanzleibeamter des Herzogs Georg von Sachsen geben. Letzterer übertrug die ausgesprochene Feindschaft gegen Luther, den Kurfürsten von Sachsen und die Reform auch auf Philipp von Hessen, seinen Schwiegersohn, nachdem dieser trotz eines Vertrages, durch welchen ihn Georg an die katholische Kirche zu fesseln gesucht hatte, offen zur

Reform übergetreten war. Dr. Otto von Pack, Kanzleiverweser Georgs, zeigte Philipp von Hessen die Abschrift eines Vertrags, der zwischen dem Erzherzog Ferdinand, dem Herzoge Wilhelm von Baiern, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Herzoge Georg von Sachsen und den deutschen Kirchenfürsten abgeschlossen sein sollte, um die gewaltsame Unterdrückung der Reform in ihren Anhängern, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, zu betreiben. Schon diese Abschrift ließ Pack sich mit Gold zahlen, und versprach das Original gegen 10,000 Gulden nachzuliefern. Der Landgraf eilte mit dem Aktenstücke zum Kurfürsten Johann von Sachsen nach Weimar und forderte diesen zur gemeinsamen Rüstung der drohenden Gefahr gegenüber auf. Bald stand der Landgraf mit 20,000 Mann bei Herrenbreitungen, während er zugleich die deutschen Reichsstädte und die Schweiz, und ebenso den neuen Herzog von Preußen, die Könige von Dänemark und Frankreich und endlich Zapolya beschickte, um sie aufzufordern, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen.

So schien der Religions- und Bürgerkrieg losbrechen zu sollen, als Luther dies in der letzten Stunde verhinderte. Mit der Heftigkeit und Schärfe, die ihm eigen war, griff er das von Pack verrathene oder erlogene Bündniß der Katholischen, dessen Bestehen er nicht bezweifelte, und den Erzbischof von Mainz, den er für dessen Anstifter hielt, an; zugleich aber trat er ebenso entschieden seinen eigenen Anhängern entgegen, um sie zu verhindern zum Schwerte zu greifen. In drei „Bedenken" und in drei Briefen an den Kurfürsten Johann, den Herzog (Kurprinzen) Johann Friedrich, und den sächsischen Kanzler Bruck[1]) rieth Luther meist in Gemeinschaft mit Melanthon und Bugenhagen, „in alle Wege den Krieg zu fliehen und zu meiden, den Frieden zu suchen."

Der Landgraf Philipp aber hatte nicht Lust, wie er sich ausdrückte: „so lange zu warten, bis er um des Evangeliums willen verjagt und an den Bettelstab gebracht worden". Aus seinem Lager bei Herrenbreitungen erließ er ein Manifest, in welchem er die Pack'sche Bündnißurkunde veröffentlichte. Alle hierdurch blosgestellten Fürsten erklärten die Urkunde für erlogen; ihr Widerspruch war so

[1]) de Wette III. S. 313. 323.

offen und entschieden, ihre Widerlegung des Pack'schen Machwerks oft so schlagend, daß auch die öffentliche Meinung dasselbe immer mehr für eine Erfindung anzusehen begann. So gab denn auch Philipp von Hessen, nicht ohne Bedauern und insbesondere nicht ohne tiefe Mißstimmung gegen Luther, endlich nothgezwungen nach. Kurpfalz vermittelte einen Vertrag, nach welchem die Bischöfe von Mainz, Bamberg und Würzburg dem Landgrafen von Hessen die Kriegskosten mit 100,000 Gulden ersetzen mußten.

Es ist wahrscheinlich, daß Pack den unfertigen Plan eines Bündnisses verrathen hat, während die Betheiligten stolz und heftig einen fertigen Bund in Abrede stellen konnten. Nur so erklärt sich, daß die katholischen Bischöfe die Kriegskosten zahlten. Der Landgraf ließ seinerseits gegen Pack eine Straf-Untersuchung einleiten, und als dieser nicht im Stande war, seine Angaben zu belegen, verwies der Landgraf ihn zuletzt des Landes. Acht Jahre wurde Pack auf Betreiben seines nimmermüden Verfolgers Herzogs Georg von Land zu Land gehetzt und endlich in den Niederlanden verhaftet und, als der Erdichtung des breslauer Bündnisses auf der Folter geständig, enthauptet.

13.

Franz von Sickingen hatte das „Evangelium" zum Vortheile seiner persönlichen und zum Besten der Standesbestrebungen des Adels auszubeuten gesucht; die Führer des Bauernaufstandes hofften, dasselbe zum Vortheile der untern Volksklassen benutzen zu können; der Landgraf von Hessen ist der erste unter den deutschen Fürsten, der klar bewußt und in großem Maßstabe das Werk Luthers zum Vortheile seiner persönlichen Herrscher-Plane, oder, wie Luther sich, auf ihn hindeutend, gelegentlich aussprach, „aus Vorwitz, um Gut und Ehre zu erlangen" auszubeuten suchte. Das unmittelbare Ergebniß der übereilten Schwert- und Schilderhebung des Landgrafen aber war, daß die katholischen Fürsten und Stände Deutschlands von Einem Geiste der Befürchtung beseelt, zur kräftigen Abwehr der Reform bei der nächsten Gelegenheit sich ohne Bündniß und ohne alle

Vorbereitung die Hand reichten. Diese Gelegenheit bot der Reichstag, welchen Kaiser Karl am 30. Nov. 1528 auf Ostern 1529 nach Speier ausschrieb. Noch einmal hatte sich das Kriegsgeschick in Italien für Kaiser Karl entschieden, indem ein stolzes und siegvertrauendes Heer der Franzosen (unter Lautrec) vor Neapel vom Pesthauch des Südens vernichtet wurde. In Folge dessen verstand sich Clemens VII. (26. Nov. 1528) zu einem Vertrage mit Karl V., der den Kaiser und seine Staatsmänner hoffen ließ, freie Hand gegen die Reform in Deutschland gewonnen zu haben. Unter diesem Einflusse fand der Reichstag in Speier (März 1529) statt. Die katholischen Stände bildeten die große Mehrzahl und sie entschieden, daß in Aussicht auf ein bevorstehendes Concil alle Stände, welche das Wormser Edict von 1521 (die Reform verurtheilend und Luther als Ketzer verdammend) vollzogen, dasselbe auch bis zum Zusammentritt des Concils aufrecht erhalten sollten; daß dagegen in den Landen in welchen man von der Kirche abgewichen, man sich aller weiteren Neuerungen enthalten, die Messe Niemanden verbieten, Niemanden geistlichen oder weltlichen Standes seines Glaubens wegen verfolgen, noch seiner Renten, Zinsen, Zehnten und Güter berauben, und ebenso kein Stand die Unterthanen des Andern des Glaubens oder anderer Ursachen wegen in Schutz nehmen solle. Die Secten, welche in der Abendmahllehre die Gegenwart Christi im Brod leugneten, und die Wiedertäufer, sollten nirgendwo geduldet werden.

Mit diesem Beschlusse wurde jener des speierer Reichstags von 1526, nach welchem jeder Stand es in Religionsangelegenheiten halten durfte, wie er es vor seinem Gewissen und dem Kaiser verantworten zu können glaubte, aufgehoben; wurde den Katholiken das Recht zugestanden, nach dem Wormser Beschlusse die Reformfreunde in ihren Ländern als Ketzer zu verfolgen, und gelegentlich Luther als geächtet hinzurichten; während den Evangelischen das Recht abgesprochen war, die Messe abzuschaffen, und sie im Gegentheile gezwungen wurden, dieselbe, wo sie abgeschafft war, wieder herzustellen, sobald die Wiederherstellung von einem Reichsunmittelbaren verlangt wurde.

Nachdem diese Beschlüsse am 6. und 7. April von der Mehrzahl der Stände genehmigt, nachdem am 19. April, trotz des Widerspruches der evangelischen Stände, Erzherzog Ferdinand und die kaiserlichen Commissäre die Beschlüsse in der Reichsversammlung angenommen; — wiesen die evangelischen Stände Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, Anspach-Baireuth, Markgraf Georg von Brandenburg und vierzehn Reichsstädte (Nürnberg, Strasburg, Ulm, Constanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg, Weinsheim) in einer „Protestation" diese Beschlüsse zurück und „appellirten", als der Erzherzog-König Ferdinand die Annahme und selbst die Erwähnung des Protestes in den Reichsabschied verweigerte, von dem Reichstagsbeschluß an den Kaiser, und an die nächste freie Zusammenkunft der Christenheit oder der deutschen Nation.

Von da an hießen, anfangs oft nur spottweise, nach und nach aber in selbstbewußtem Ernste alle Evangelische „Protestanten."

14.

Katholiken und Protestanten bildeten von nun an vorerst nicht mehr zwei Religionsparteien, die sich durch „Disputationen" Eine die Andere zu gewinnen suchten, sondern zwei Lager, bereit Jedes dem Andern seinen Glauben mit den Waffen in der Hand aufzuzwingen, oder wenigstens so den Glauben des Andern abzuwehren. Beide, Katholiken und Protestanten, hatten auch das Bewußtsein dieser veränderten Lage der Dinge. Die Protestanten, als der schwächere Theil, durch den Kaiser und seine mächtigen Verbündeten in Deutschland (Oesterreich, Baiern und die große Mehrzahl aller Reichsfürsten) bedroht, fühlten das Bedürfniß der Vereinigung sehr lebendig. Der gemeinsame Protest war in seiner Art schon ein Bündniß; es galt nur noch dasselbe zu ordnen und zu regeln. Zu dem Ende wurden mehrere Versammlungen gehalten, die aber vorerst zu keinem Ergebniß führten, und zwar deswegen nicht, weil Luther sich einem Bündniß feindlich zeigte.

Luther ist unter den hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit

einer der klarsten, wenn nicht der klarste Politiker und der beste Vaterlandsfreund. Das erwachte deutsche Volksgefühl, das Hutten oft so lebendig aussprach, das in Literatur und Wissenschaft überall hervortrat, das sich in den Heldenthaten der deutschen Landsknechte ebenso wie in der Annahme einer einzigen Mundart, durch die lutherische Bibelübersetzung vermittelt, kund gab, beherrschte Luther mehr denn die meisten andern Staatsmänner der Zeit. Er sagt einfach: „Unser Territorium, das heißt: Deutschland!“[1]) Den Kurfürsten von Sachsen belehrt er, daß „er selbst und aller Fürsten Unterthanen auch des Kaisers Unterthanen seien“; er schrieb ihm klar und einfach daß der Kurfürst von Sachsen dem Kaiser gegenüber in demselben Verhältniß stehe, „wie der Bürgermeister von Torgau zu dem Kurfürsten von Sachsen.“[2])

Von diesem Gesichtspunkte aus handelte es sich für Luther nicht darum, das Schwert in der Faust, die katholischen Stände in Deutschland zu bekämpfen, sondern, die Bibel in der Hand, sie zu gewinnen. Deswegen war er vorerst gegen jeglichen Sonderbund der deutschen Protestanten. Unmittelbar nach dem Reichstage schrieb er (22. Mai[3]) an den Kurfürsten Johann von Sachsen, daß ihm „Melanthon aus dem Reichstage unter andern die Zeitung gebracht, wie ein neu Bündniß vorhanden sein solle, sonderlich Meines Gnädigen Herrn Landgrafen zu Hessen mit etlichen Städten“. Luther entrieth dem Kurfürsten diesem Bündniß beizutreten, „weil dasselbe nicht aus Gott und aus Vertrauen zu Gott, sondern aus menschlichem Witze, und menschliche Hülfe allein zu suchen, geschöpft sei“; — weil es den Widertheil ebenfalls zum Bündniß herausfordern werde, — und endlich weil „der Landgraf, ein unruhiger junger Fürst, nicht stille halten, sondern wie vor dem Jahr geschah, etwa eine Ursache finden möcht, nicht allein zu schützen, sondern anzugreifen.“ Wenige Tage später (Ende Mai[4]) wiederholte Luther in einem zweiten Bedenken seine Gründe gegen ein solches Bündniß mit dem Landgrafen, der ein

---

[1]) Territorio nostro hoc est Germaniae. de Wette III. 519. [2]) de Wette III. 561. [3]) de Wette III. 454. [4]) de Wette III. 465.

„unruhiger Mann" sei und „abermal Etwas anfangen möchte, wie er jenesmal (bei dem Pack'schen Handel) that, Stift und Klöster stürmen ohne unsern Willen. So müßten wir hiernach mitthun oder mitgethan haben Alles, was er thut". Er sagt ferner, daß auch jener Städte wegen, welche mit Zwingli die Gegenwart Christi im Abendmahl bestritten, er dies Bündniß für „unchristlich" halte.

Die Vereinigung der Lutheraner mit den süddeutschen und schweizerischen Reformirten zu Einem Ganzen war in dem Ergebniß des Reichstags, der sie alle zu „Protestanten" gemacht hatte, vollkommen begründet; aber für den Landgrafen handelte es sich um Etwas Anderes als um die Reform und das Evangelium. Der Gedanke eines großen Bundes der süddeutschen Städte, des Herzogs Ulrich von Württemberg und der Schweiz mit Frankreich, Venedig und selbst Zapolya von Ungarn (der sich dem Sultan ergeben hatte) gegen den Kaiser und den Papst, eines Bundes dessen Ergebniß für Philipp die Kaiserkrone über die deutsch-schweizerische Eidgenossenschaft sein sollte, schwebte dem Landgrafen und seinen Freunden mehr oder weniger klar gedacht vor. Der streng evangelische Standpunkt Luthers ist nicht nöthig, der vaterländische und der staatsmännische genügen, um diese weitgreifenden Plane Philipps für unklug und unheilverkündend zugleich zu halten. Sie sind aber mit Ursache, daß auch das in der Natur liegende und wünschenswerthe Bündniß zwischen allen „Protestanten" Deutschlands und der Schweiz nicht zu Stande kam, weil auch Letzteres Luther nicht im Lichte eines evangelischen Bundes, sondern in dem eines politischen Ränkegetreibes zum Vortheile des „unruhigen" jungen Landgrafen erschien. —

15.

Zur Vermittelung des Bündnisses der Deutschen und Schweizer „der lutherischen und zwinglianischen Protestanten" betrieb der Landgraf Philipp eine Besprechung vor Allem zwischen Luther und Zwingli, die trotz Luthers Widerstreben, trotz seiner offenen Erklä-

rung, daß er nicht nachgeben werde,[1]) am 2. October zu Marburg im Schlosse des Landgrafen von Hessen stattfand.

Die Gründe für und gegen die wechselseitigen Ansichten vom Abendmahl waren längst durchgesprochen. Wie mächtig und beherrschend diese Gründe in Luther auch wirkten; so war die vaterländische Abneigung, der Charakterwiderspruch Luthers gegen die persönlichen Ränke und die hochstrebenden Herrscherabsichten Philipps und seiner Anhänger überall bei Luther mit im Spiele. In Marburg schrieb er auf dem Tisch, an dem er zur Disputation Zwingli gegenüber saß, mit Kreide in großen Lettern: „Das ist mein Leib", — und dabei blieb er stehen. Zwingli gab Alles nach bis auf den Gegensatz: „Das bedeutet meinen Leib."

Luther wurde aufgefordert ein gemeinsames Glaubensbekenntniß abzufassen; er that es in fünfzehn Artikeln, die Zwingli sämmtlich unterschrieb, bis auf den letzten, der die Gegenwart Christi im Abendmahl feststellte, und den er zu verweigern sich gedrungen fühlte. Luther war, trotz der milden Nachgiebigkeit Zwingli's in den Formen, und auch trotz der Thränen, welche diesem der Bruch zwischen den Protestanten ausgepreßt, nicht einmal dazu zu bewegen, die Bruderschaft, die Zwingli ihm anbot, anzunehmen; nur dazu verständigte er sich auf das Drängen des Landgrafen, daß er sich in seinem und der Seinigen Namen verpflichtete, die Gegner in christlicher Friedensliebe sanftmüthig zu ertragen und das heftige Schreiben gegeneinander einzustellen.

Beide Parteien sprachen sich in Bezug auf das Religionsgespräch den Sieg zu; Luther selbst aber war so sieggewiß, daß er offen sagte, die Zwinglianer würden in Folge des Gesprächs ihren Widerspruch von selbst aufgeben und sich den Lutheranern anschließen. Dies Vertrauen war auch mit Schuld, daß er so fest auf seiner Ansicht bestand. Er hatte seine durchschlagenden Gründe so zu handeln, wie er gethan; wenn ihm auch die Thatsache verborgen bleiben mochte, daß zwischen dem Landgrafen, Zwingli — und dem Herzog Ulrich

---

[1]) de Wette III. 508.

von Würtemberg während der öffentlichen Zwiegespräche über die Lehren und den Glauben der Protestanten in Marburg selbst geheime Conferenzen stattfanden, in welchem die weitgreifenden Plane und politischen Bestrebungen des kecken Landgrafen, des wüsten Würtembergers und des klugen Schweizers[1]) verabredet wurden. Man ahnt deren Inhalt, wenn Zwingli heimgekehrt in seinen Briefen dem Landgrafen seine „göttliche Erwählung zu großen Dingen" verkündet, und ihm schreibt, daß er „ihn dereinst als evangelischen Kaiser an der Spitze einer großen deutschen Städterepublik zu sehen hoffe.

Ob es ein Glück für Deutschland, für die Reformation gewesen, wenn Luther diesen hochgreifenden Planen beigestimmt, ist die Frage. Daß sie seinem ganzen Wesen widerstreben mußten, und daß er jeden Andern lieber als den Landgrafen zum Kaiser von Deutschland vorgeschlagen hätte, geht aus seinem sehr oft ausgesprochenen Urtheile über die oft rücksichtslose und meist gewissenlose Keckheit des Landgrafen hervor. Das war die Ursache, warum er auch bald nachher das beabsichtigte Bündniß der deutschen Protestanten in Schwabach und Schmalkalden, wo Tagesfahrten zu diesem Ende gehalten wurden, hintertrieb. Er schrieb deswegen am 18. November dem Kurfürsten Johann[2]) noch einmal: „Ich wollte lieber zehnmal todt sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte Ursach gewesen sein einiges Blutes und Schadens, so von unsertwegen geschehen. — Und wo es dazu komme daß der Kaiser fortdrängte und mich oder die Andern forderte; so wollen wir für uns selbst mit Gottes Hülfe erscheinen. E. K. F. Gnaden soll weder meinen noch eines Andern Glauben vertheidigen; kann's auch nicht thun, sondern ein jeder soll selbst seinen Glauben vertheidigen". Die Pflichten eines deutschen Fürsten lagen seiner Ansicht nach anderswo als in den Planen des Landgrafen, als im Bunde mit Ulrich von

---

[1]) Als bald nachher die Schweizer-Zwinglianer mit den süddeutschen Städten ein Bündniß schließen wollten, forderten jene, daß im Kriegsfalle die deutschen Städte ihnen mit aller Macht zu Hülfe ziehen sollten, während sie selbst sich ihrerseits nur dazu verstanden, Hülfe außer Landes für so und so viel Soldlohn zu senden. [2]) de Wette III. 526.

Würtemberg und Ulrich Zwingli. Kaum heimgekehrt von Marburg und Schwabach, fühlte er sich auch getrieben, offen und öffentlich zu sagen, wohin die Pflicht Deutschlands Fürsten und Volk rufe. Er that dies in seiner „Heerpredigt wider die Türken."

16.

Im Mai 1529 war Soliman noch einmal mit einem Heere von 250,000 Mann von Constantinopel aufgebrochen. Ungarn fiel ihm fast ohne Schwertstreich zu, da die Mehrzahl der Magyaren-Magnaten, dem Beispiele Zapolyas folgend, sich den Türken anschloß So langte Soliman mit seinem furchtbaren Heere ohne Wiederstand am 26. September vor den Mauern Wiens an. Schon glaubte er hier nächstens seinen Kaiserhof aufschlagen, Wien zur zweiten Hauptstadt seines Reiches machen zu können, als der Widerstand der tapfern Bürger Wiens seiner Siegeslaufbahn Schranken setzte. Verstärkt durch eine Besatzung von 17,000 Mann unter dem auf den Schlachtfeldern Italiens ergrauten Nikolaus von Solm, und den ebenso tapfern Wilhelm von Rogendorf und Hans Katzianer schlugen sie vom 26. Sept. bis 14. October drei gewaltige Stürme ab.

Die allgemeine Gefahr hatte endlich auch den Reichstag zu Speier bewogen, dem Erzherzog Ferdinand eine „eilende" Hülfe zu bewilligen, welche diesmal wieder rasch genug zusammenkam, um sich schon in den Tagen, während welcher Soliman Wien stürmen ließ, unter dem Reichsfeldhauptmann Pfalzgraf Friedrich zu Linz mit dem Heere des Erzherzogs Ferdinand zu vereinigen. Der Großsultan, durch einen Aufstand in Asien zurückgerufen, wartete die Ankunft des Reichsheeres nicht ab, sondern hob die Belagerung auf und zog wieder nach Ungarn, wo Zapolya als Lehnsmann aus seiner Hand die ungarische Krone empfing.

Daß aber die eilende Reichshülfe diesmal so einstimmig bewilligt wurde und so rasch zusammenkam, daran war vor Allem Luther Schuld. Schon im Jahre 1528 gab er eine geharnischte Schrift „wider den Türken" heraus, die er absichtlich dem Landgrafen Philipp von Hessen widmete, um diesen von dem Wege der persönlichen Ehrsucht in die Bahn der vaterländischen Pflicht hineinzulenken. Luthers Ruf

blieb, wie sehr er auch das Volk traf, damals ohne Erfolg in den herrschenden Kreisen. Jetzt aber, als Wien belagert war, entschloß er sich zu einer „Heerpredigt wider die Türken", in welcher er in seiner mächtigen, volksthümlichen Weise das deutsche Volk zur That aufzurütteln suchte. Die Heerpredigt wurde fertig, als eben die Nachricht einlief, daß die Belagerung von Wien aufgehoben sei; nichtsdestoweniger veröffentlichte Luther sie, indem er sagte: „Ich kenne meine lieben Deutschen, die vollen Säu, sie sollen wohl in ihrer Weise sich wiederum niedersetzen und mit gutem Muthe und aller Sicherheit zechen und wohlleben — — und denken: „Ha, der Türke ist nun entflohen und was wollen wir viel sorgen und unnütze Kosten darauf verwenden!" Deswegen versuchte er in seiner Heerpredigt die Deutschen „durchs Gewissen und durch die Faust" aufzumahnen gegen die Weltgefahr, die von den Türken drohte. Von „Gewissenswegen" stellte er den Türken als den „einen der zwei Tyrannen dar, die vor dem jüngsten Tage die Christenheit verwüsten" sollten, natürlich als den weltlichen — während der Papst der geistliche Tyrann sei. Wer den Türken bekämpft und im Kampfe fällt, der stirbt als ein „Heiliger" Gottes. Die „Faust mahnend" verlangt Luther, daß Jeder willigliche Leib und Gut daran wage. — — „Ich wollt wünschen" sagt er endlich, „daß alle Deutsche so gesinnt wären, daß sich kein Fleckleín oder Dörflein plündern noch wegführen ließe von den Türken, sondern daß sich wehrete, was sich wehren könnte, Jung und Alt, Mann und Weib, Knecht und Magd, bis daß sie alle erwürgt würden, dazu selbst Haus und Hof abbrennten, und Alles verderbeten, daß die Türken nichts fänden. — — Ich achte kein Häuslein so geringe, wo man sich daraus wehren wollte, die Feind müßten Haare drüber lassen. — So dächte ich, es wäre das Beste, sich Gott zu befehlen — — sich nicht fangen zu lassen, sondern würgen, stechen, schießen in die Türken, bis wir da lägen!"

Das war der Geist, in welchem Luther, „seine lieben Deutschen, die vollen Säue" von dem Wirthshaustische weg, in den Kampf gegen die Türken zu treiben suchte.

17.

Das Auftreten des Landgrafen, die Verſuche ein allgemeines proteſtantiſches Bündniß herzuſtellen, hatten die Folge, welche Luther vorherſagte; der Kaiſer, der Erzherzog und die katholiſchen Fürſten wurden zu einer engern Verbindung getrieben und kamen immer feſter zu dem Entſchluſſe, ſobald als möglich den proteſtantiſchen Beſtrebungen mit allen Mitteln entgegenzutreten.

Der im Jahre 1528 zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte abgeſchloſſene Vertrag hatte den Krieg kaum unterbrochen, als Franz I. ſchon im nächſten Frühjahr mit neuen Heeresmaſſen in Italien eindrang. Nachdem aber noch einmal bei Landriano (27. Juni 1529) die deutſchen Landsknechte und ſpaniſchen Schützen unter dem ſpaniſchen General Leyva die Franzoſen vollkommen geſchlagen hatten, kam bereits zwei Tage ſpäter abermals ein Friedensvertrag zwiſchen Karl V. und Clemens VII. zu Stande. Die Hauptbedingung deſſelben war ein feſtes Bündniß zwiſchen Kaiſer und Papſt zur Ausrottung der Reformation; die Nebenbedingungen aber, dem Herzen Beider noch näherliegend, beſtanden in der Verweigerung der Trennung des Ehebündniſſes zwiſchen Heinrich VIII. von England und Katharina von Spanien, Karls Tante, und ſodann in der Wiedereinſetzung der durch Alexander von Medicis, Baſtardſohn des Papſtes Clemens VII., verheirathet an eine Baſtardtochter des Kaiſers, vertretenen Medicis, in die Herrſchaft von Florenz, wodurch man zugleich dem böſen Beiſpiele einer geſetztreuen, ordnungsliebenden, hochgebildeten und hochſtrebenden Republik in Italien ein Ende machte.

Der Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte führte kaum acht Tage ſpäter (5. Auguſt) auch den „Damenfrieden" von Cambray herbei, worin Louiſe von Savoyen, die Mutter Franz I., der Tante und Erzieherin Karls V., Margarethe von Burgund, ungefähr noch einmal Alles zuſagte, was Franz I. im Madrider Friede ſelbſt zugeſtanden hatte, und zwar diesmal um die Freiheit der beiden Söhne des Königs zu erlangen. Es iſt merkwürdig genug, wenn der feine Karl V. und ſeine kluge Tante ſich einbilden konnten, daß Franz I.

dieselben Zusicherungen, die er trotz der persönlichen Haft und Bürgschaft seiner eigenen Söhne nicht hielt, halten werde, wenn erst seine Söhne befreit sein würden. Der Damenfriede machte den nachtheiligen Folgen der Schlacht von Pavia für Frankreich schließlich ein Ende, indem Franz I. dem Kaiser 2,000,000 Dukaten zahlte und alle beanspruchten Besitzungen Frankreichs in den Niederlanden und Italien zusagte, Bedingungen, die König Franz nicht die Absicht hatte, zu gewähren und nicht gewährte, sobald seine Söhne frei waren.

Der Kaiser aber glaubte noch einmal, sich nun ungestört den deutschen Angelegenheiten widmen zu können. Den Winter von 1529 auf 1530 brachte er in Italien zu und zwar mehrere Monate mit dem Papste zusammen in Bologna, wo dann nicht nur die Herrschaft des päpstlichen und kaiserlichen Bastardpaares über Florenz eingeleitet, sondern auch Manches zur Unterjochung der Protestanten verabredet wurde. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Karl (22. Febr. 1530) auch die Kaiserkrone von Clemens aufsetzen.

Wenige Tage später (28. Febr.) schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg aus auf den 8. April 1530. Die Türkenhülfe, die Reichsangelegenheiten und die Religionsspaltung sollten hier berathen werden. In Bezug auf Letztere sollte „eines jeglichen Gutbedunken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit gehört, verstanden und erwogen, und Alles so zu beiden Theilen nicht recht ausgelegt und gehandelt worden, abgethan werden, damit Alle fortan übereinstimmten in dem Bekenntniß der Einen christlichen Wahrheit und lebten in Einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit."[1])

Die Gerüchte über die in Bologna geschmiedeten Plane gingen durch Deutschland; das Gefühl, daß es zum Bruche kommen werde, beherrschte die Gemüther. Und so riethen der Landgraf Philipp von Hessen und auch der sächsische Kanzler Bruck dem Kurfürsten Johann von Sachsen von dem Besuche des Reichstags ab[2]). Es wäre dies ein offener Bruch gewesen. In diesem Bewußtsein stellte

[1]) Das Ausschreiben des Kaisers. Walch XVI. 747. [2]) Walch XVI. 758. 761.

der gewissenhafte Kurfürst seinem Seelenrath Luther die Frage, ob er im Falle der Noth dem Kaiser mit den Waffen Widerstand leisten dürfe? Luther verneinte die Frage[1]); „ein Christ soll Gewalt und Unrecht leiden, sonderlich von seiner Oberkeit". — Selbst „Unrecht wider Gott", berechtige den Unterthan nicht der Obrigkeit den Gehorsam zu künden; „denn dann bliebe gar keine Oberkeit und Gehorsam in der Welt, weil ein jeglicher Unterthan könnte diese Ursach fürwenden, seine Oberkeit thäte Unrecht wider Gott." — — „Will aber der Kaiser die Fürsten zwingen, daß sie sollen ihre Untherthanen ums Evangelium willen angreifen, fahen, tödten, verjagen — — da sollen sie dem Kaiser nicht gehorsamen, auf daß sie nicht mithelfen, und sich solcher Missethat theilhaftig machen, sondern ist genug, daß sie Land und Leute ungeschützt und den Kaiser ungehindert lassen". Vorausseh end, daß der Widerstand gegen den Kaiser zum Bürgerkrieg führen werde, sagt Luther schließlich: „Welch ein unaussprechlich Morden und Jammer da werden sollt, daß ein Fürst lieber sollt drei Fürstenthum verlieren, ja lieber dreimal todt, dann solch Jammers Ursach sein, oder dazu helfen und bewilligen. Der Teufel hätte solch Spiel gern, aber Gott soll uns dafür behüten und gnädiglich helfen. Amen."

Als Einleitung zum Reichstag von Augsburg gab Luther die Losung: „Gehorsam dem Kaiser!" Ihm folgte der Kurfürst, und dann gezwungen auch der Landgraf von Hessen, und mit ihnen alle protestantischen Stände.

18.

In der zweiten Hälfte des April ging der Kurfürst von Sachsen mit seinen geistlichen Räthen (Melanthon, Jonas, Bugenhagen) nach Augsburg; Luther blieb in Koburg zurück, weil er noch in der Acht war. In Augsburg suchte der Erzherzog Ferdinand den Kurfürsten von Sachsen hinzuhalten und Zwiespalt unter den Protestanten zu erregen oder zu mehren. Unterdeß blieb der Kaiser mehrere

[1]) de Wette III. 560.

Wochen in Insbruck, umgeben von ſeinen ſpaniſchen und italieniſchen Staatsmännern[1]) und dem päpſtlichen Legaten Campegius. Dieſe bereiteten hier die Herzoge von Baiern, Herzog Georg von Sachſen, Kurfürſt Joachim von Brandenburg, ſo wie die geiſtlichen Räthe der katholiſchen Fürſten Dr. Eck, Biſchof Faber (Ferdinands Beichtvater) Cochlaeus Wimpina, Propſt Balthaſar Merklin von Waldkirch und Andere auf den Reichstag vor.

Die Proteſtanten hatten unterdeſſen ein Glaubensbekenntniß ausgearbeitet, mit welchem ſie dem Kaiſer und der katholiſchen Mehrzahl der deutſchen Reichsfürſten gegenüber treten wollten. Zweimal war daſſelbe von Augsburg nach Koburg an Luther geſchickt worden, der es mit ſeinen Bemerkungen und Verbeſſerungen zurückſchickte. Luther insbeſondere ſchrieb während dieſer Zeit eine „Verwahrung an die Geiſtlichen verſammelt auf dem Reichstag zu Augsburg“[2]), in welcher er dieſen gegenüber noch einmal ſein Werk vertheidigte. „Sollte“, ruft er der katholiſchen Geiſtlichkeit zu, „dieſer Reichstag ohne Ende zergehen, und nicht etwas Redliches ausgerichtet werden, — — ſo iſt zu beſorgen, es würde ein Verzweifeln daraus kommen, und das vergeblich lange Hoffen Ungeduld und bös Blut machen. Denn es kann und mag länger ſo nicht ſtehen wie es ſteht, ſonderlich mit Euch ſelbſt und mit Eurem Stand und Weſen.“ Er mahnt daran, wie auch der Reichstag zu Speier, der ſo hoffnungsreich angefangen, ohne alles Ergebniß geblieben und dann in der Verzweiflung des Volks zum Bauernkrieg geführt habe, deſſen Unterdrückung ſie nur ihm, Luther, zu danken hätten.

Luthers Aufenthalt in Koburg gehört mit zu den größten Epochen ſeines Lebens. Er war hier oft krank: Kopfſchmerzen, Ohrenſauſen ließen ihn manchmal drei, vier Tage nicht arbeiten; er fühlte das Alter herannahen, „es wills nicht mehr thun, die Jahre treten herzu“,

---

[1]) Der Truchſeß (von Waldburg), der ſpäter in Augsburg Vermittlungsvorſchläge im Namen Ferdinands machte, äußerte bei der Gelegenheit gegen Melanthon und Bruck, den ſächſiſchen Kanzler: „Kaiſerl. Maj. halten der Deutſchen, ſo verſtändig wären, wenig in ihrem Rath, der große Haufe waren Spanier und fremder Nationen Leut, denen wenig daran gelegen war, wie es den Deutſchen ginge.“ Walch XVI. 1816.
[2]) Walch XVI. 1120.

schreibt er einem Freunde[1]). Aber seine krankhaften Zweifel waren besiegt; er stand fest und wurde für alle seine Freunde ein Fels zum Anlehnen. Die Arbeiten, die er in Koburg in ein paar Monaten vollendete, würden das Leben manches rüstigen Arbeiters ausfüllen); sie lassen die Krankheit nicht ahnen, sie sind freudig, feurig, mächtig. Oft gewann die gute Laune vollkommen die Oberhand, wie in ein paar Briefen, in welchen er das Schloß Koburg und den Dohlenreichstag im Walde um das Schloß herum schildert.

Am 19. Juni, in den Tagen als eben in Augsburg die Entscheidungsschlacht begann, schrieb er seinem Söhnlein Johannes: „Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben guldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit guldenen Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen, fromm sind. — — Und zeigt mir (der Mann) dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüstle. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzens nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme. Aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also." —

Seine Predigt, „daß man die Kinder zur Schule senden soll[2])" die ihm „unter den Händen gewachsen und schier ein Buch geworden", forderte alle Prediger und Pfarrherren auf, das Volk „anzuregen, zu

---

[1]) de Wette IV. 15. [2]) Außer seiner Ermahnung an die Geistlichkeit schrieb er in Koburg seine Uebersetzung des Propheten Ezechiel, der kl. Propheten, eine Predigt, daß man Kinder zur Schule halten soll, einen Widerruf vom Fegefeuer, sein Buch von den Schlüsseln, eine Bearbeitung des 117. Psalms, seinen Sendbrief vom Dolmetschen und zahllose Briefe. [3]) Walch X. 486.

vermahnen, zu reizen, zu hetzen mit aller Macht, Fleiß und Sorgen", damit die Schulen gehegt und gepflegt und die Kinder, insbeſondere „die Kinder armer, gemeiner Leute, die am Ende doch die Welt regieren, beide im geiſtlichen und weltlichen Stand", in denſelben die nöthige Schulbildung, die Vorbildung zum Prieſter- und Lehramte erhalten.

Der Geiſt aber, welcher Luther während ſeines Aufenthaltes in Koburg beſeelte, ſpricht ſich am klarſten aus in dem herrlichen allbekannten Lied, das er hier dichtete:

Ein' veſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns itzt hat betroffen.
Der alt' böſe Feind
Mit Ernſt ers itzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt;
Auf Erd iſt nicht ſeines Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte Mann
Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Fragſt Du: wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen.
Der Fürſt dieſer Welt
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er iſt gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und kein'n Dank dazu haben,
Es iſt bei uns wohl auf dem Plan,
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein'n Gewinn
Das Reich muß uns doch bleiben.

19.

Erst nachdem Alles in Insbruck verabredet und vorbereitet war, langte Kaiser Karl, nicht ohne Absicht am Vorabende des Frohnleichnamstages, den 15. Juni in Augsburg an. Dieses Fest selbst und die feierliche Prozession, mit welcher dasselbe vom Kaiser und den katholischen Fürsten begangen werden sollte, gab unmittelbar Gelegenheit, die Stimmung der Protestanten auf die Probe zu stellen.

Der Kaiser ließ sie auffordern der Prozession beizuwohnen. Sie wiesen die Einladung zurück. Zugleich hatte der Kaiser von den protestantischen Fürsten, deren Prediger mit ganz besonderm Erfolg (der Zwinglianer Cellarius und der Lutheraner Urbanus Regius) in den Kirchen Augsburgs die neue Lehre vortrugen, verlangt, daß sie das Predigen einstellen lassen sollten. Auch diese Zumuthung lehnten sie, und zwar der Landgraf Philipp und auch der Markgraf Georg von Brandenburg mit entschlossenen Worten ab. Und so fand die Prozession mit kaiserlichem und päpstlichem Pompe, aber ohne Theilnahme der Protestanten statt; und in Bezug auf die Predigten sah Kaiser Karl sich gezwungen, alles Predigen, sowohl von katholischer als protestantischer Seite, zu verbieten. Diese offene Niederlage der Katholischen bei den ersten Schritten, die sie in Augsburg thaten, war nicht wenig geeignet das Selbstvertrauen der Protestanten zu stählen.

Nach diesem Vortreffen begann der Reichstag am 20. Juni mit den kaiserlichen Propositionen, worin die erste sich auf den Türkenkrieg, die zweite auf den Religionszwiespalt bezog. In Bezug auf Letztern wurden die Reichsstände aufgefordert „ein jeglicher sein Gutbedünken, Opinion und Meinung der berührten Irrung und Zwiespalt auch Mißbräuche halben zu deutsch und latein in Schrift zu stellen und zu überantworten, damit diese Irrung und Zwiespalt desto

besser vernommen und erwogen, auch zu einem einmuthigen christlichen Wesen verglichen werden möge". So rief der Kaiser Protestanten und Katholiken, die sich tödtlich Hassenden, mit ihren scharfen Waffen in die Schranken, gab das Losungswort zum Kampfe — um sie zu versöhnen.

Die Protestanten waren kampfgerüstet. Am 25. Juni wurde ihr Glaubensbekenntniß, wie Melanthon dasselbe mit Hülfe von Jonas und Bugenhagen und unter Zustimmung Luthers verfaßt hatte, vor dem versammelten Reichstage verlesen. Es erhielt von dem Reichstage zu Augsburg selbst den Namen „Augsburger Confession". Dieselbe bestand in 28 Artikeln, 21 die Lehre und 7 die abgeschafften Mißbräuche behandelnd. Der erste Artikel von Gott und der Dreieinigkeit wiederholt den katholischen Lehrbegriff; der zweite von der Erbsünde wurzelt in der Auffassung Luthers, daß der Mensch in böser Lust, ohne Gottesfurcht und ohne Glaube an Gott geboren; der dritte Artikel lehrt, mit der katholischen Kirche, die Menschwerdung des Gottessohnes; der vierte handelt von der Rechtfertigung durch den Glauben; der fünfte vom Predigeramt und den Sakramenten, die zur Erlangung des Glaubens eingesetzt; der sechste Artikel lehrt die guten Werke, zu welchen der Glaube führt, im Gegensatze der katholischen Lehre von den guten Werken, welche die Gnade vor Gott verdienen; der siebente Artikel handelt von der Kirche, als einer Versammlung der Heiligen, in welcher das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden; der achte lehrt, daß die Sakramente selbst von sündigen Priestern gespendet ihre Wirksamkeit behalten; der neunte handelt von der Nothwendigkeit der Taufe zum Heile, die auch den Kindern gespendet werden muß; der zehnte Artikel lehrt, daß der Leib und das Blut Christi im Abendmahl wahrhaftig gegenwärtig; der eilfte genehmigt die Privatbeichte ohne Zwang der Sündenherzählung; der zwölfte handelt von der Buße als Reu und Leid über die Sünde, denen dann die Besserung folgen solle, im Glauben auf den Grund des Evangeliums und der Absolution bestehend, im Gegensatz zur Vergebung der Sünde durch Genugthuung: der dreizehnte stellt den Begriff der Sakramente dahin fest, daß sie Zeichen und Zeugnisse des göttlichen Willens, um

den Glauben zu erwecken und zu stärken, seien; der vierzehnte, vom Kirchenregiment, stellt fest, daß ohne ordentlichen Beruf Niemand in der Kirche lehren und die Sakramente verwalten dürfe; nach dem fünfzehnten Artikel sind die von Menschen gemachten Kirchen-Gebräuche zur Ordnung und zum Frieden der Kirche, nicht aber zur Seligkeit nothwendig oder zur Gnadenerlangung vor Gott dienlich; der sechszehnte erklärt alle Obrigkeit und geordnete Regiment und Gesetze für Gottes Anordnung, die zu handhaben und selbst durch das Schwert und den Krieg aufrechtzuerhalten Christenpflicht sei; der siebzehnte handelt von der Auferstehung des Menschen und dem jüngsten Gerichte; der achtzehnte lehrt vom freien Willen, daß der Mensch wohl äußerlich ehrbar leben, und unter Dingen, so der Vernunft unterworfen, wählen könne, aber nicht die Kraft habe, ohne den heiligen Geist gottgefällig zu handeln; der neunzehnte erkennt als Ursache der Sünde die Einwirkungen des Bösen, des Teufels an; der zwanzigste handelt von der Rechtfertigung durch den Glauben im Gegensatze zur Rechtfertigung durch Werke, „durch Rosenkränze, Fasten, Wallfahrten, Möncherei und dergleichen, durch welche Lehre gute Werke an sich nicht verworfen werden, sondern geschehen sollen und müssen, nur nicht so, daß man durch sie Gnade vor Gott zu verdienen hoffe, sondern um Gottes Willen und Gott zu Lob"; — der einundzwanzigste endlich beschränkt die Verehrung der Heiligen auf die Nachahmung ihres Glaubens und ihrer guten Werke.

Die sieben Artikel (22 — 28) „von den Mißbräuchen so geändert sind" verwerfen die Austheilung des Abendmahls in Einer Gestalt, die Priesterehelosigkeit, die Messe, die Zwangohrenbeichte, die Fasten, die Klostergelübde, die bischöfliche Gewalt.[1])

Der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst Franz von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt und die beiden

[1]) Die Art. I. III. IV. V. VIII. IX. XVI. XVII. XVIII XIX. wurden später (in der Confutationsschrift) von den Katholischen selbst für rechtgläubig anerkannt, die Andern als mehr oder weniger irrthümlich und ketzerisch verdammt.

Städte Nürnberg und Reutlingen hatten dies Glaubensbekenntniß unterschrieben. Die Städte Kempten, Heilbronn, Winsheim und Weißenburg im Nordgau traten später bei. Der Kaiser hatte sich Anfangs geweigert, dasselbe öffentlich vorlesen zu lassen; die protestantischen Fürsten aber waren entschlossen, es nur öffentlich und mündlich vor dem Reichstag und nicht allein schriftlich niederzulegen, und setzten dies endlich durch. Der Eindruck, den das Bekenntniß in milder Form abgefaßt machte, war ein um so günstigerer, als die meisten katholischen Fürsten die Lehren Luthers nur aus den Uebertreibungen der kämpfenden katholischen Geistlichkeit kannten. Der Kurfürst Albrecht von Mainz, der Bischof von Augsburg und sogar Herzog Wilhelm von Baiern sollen sich dieses Eindruckes nicht haben erwehren können.[1])

In Folge der Stellung der katholischen Kirche, die als Richterin und nicht als Mitbeklagte erscheinen wollte, verweigerten die katholischen Fürsten ihrerseits das Ablegen eines Bekenntnisses; trotz aller frühern Verabredungen und des tonangebenden Einflusses der Geistlichkeit und des Legaten aber spalteten sich unter den Katholiken selbst die Meinungen über das was nun zu thun sei. Die eifrigen Kampfkatholiken Eck, Faber, der Herzog Georg von Sachsen, der Kurfürst Johann von Brandenburg forderten die unbedingte Vollstreckung des Wormser Edikts; Andere wollten dem Kaiser allein die Prüfung und Entscheidung über das Glaubensbekenntniß der Protestanten überlassen; eine dritte Partei forderte eine Widerlegungsschrift, um die Protestanten eines Bessern zu belehren oder auch nur um den Eindruck, welchen ihr Bekenntniß gemacht, zu bekämpfen. Die letztere Ansicht erhielt endlich die Oberhand.

Während ein Ausschuß der Katholischen diese Widerlegung des protestantischen Glaubensbekenntnisses ausarbeitete, wurden alle Mittel aufgeboten, die Protestanten zu weitern Zugeständnissen zu veranlassen, oder Spaltungen zwischen ihnen zu erregen. Beides scheiterte an dem festen Willen und der „Schlangenklugheit" Luthers. Melanthon zeigte vom Anfang bis zu Ende dieses Reichstags eine Schwäche und Aengst-

[1]) Walch XVI. 1045. 1049. 1050. 1051. 1053.

lichkeit, welche Luther immer von neuem bekämpfen mußte. „Eure Philosophie, nicht Theologie nagt Euch also", ruft Luther ihm zu; „Was kann der Teufel Anders thun, als uns tödten; kämpfet wider Euch selbst, sonst seid Ihr Euer größter Feind." — „Ja", sagt Ihr, „die Wahrheit wird niedergeschlagen werden durch Gottes Zorn; so laßt uns mit ihr niedergeschlagen werden, aber nicht sie durch uns selbst. Werde ich hören, daß die Sach bei Euch will übel stehen, so werde ich zu Euch eilen, auf daß ich sehe, wie schrecklich des Teufels Zähne umher stehen."[1])

Der Geheimschreiber des Kaisers Valdiscus und der Cardinallegat selbst traten in Unterhandlungen mit Melanthon, und dieser wurde so bearbeitet, daß er zuletzt von dem Legaten verlangte, Rom solle nur noch „einiges Wenige, das wir selbst mit dem besten Willen nicht mehr ändern können, entweder übersehen[2]) oder nachlassen[3])." — Er wollte sich selbst ohne öffentliche Erklärung zufrieden geben, wenn nur „unter irgend einem Vorwande" die letzten kleinen Streitpunkte übersehen und so die Sache hingezogen werde bis zur Berufung einer Synode[4])". — Auch andere Theologen, Justus Jonas unter ihnen, riethen den Fürsten zu noch weiterm Nachgeben[5]). Der Kaiser stellte den protestantischen Fürsten offiziell die Frage: „Ob sie nicht noch andere Artikel als die in ihrer Confession angeführten, abzugeben hätten?" Die Folge war, wie Kurfürst Johann an Luther berichtet, daß „einige Fürsten ihres Theils der Sachen untereinander selbst etwas irrig[6])" wurden. Dieser Brief des Kurfürsten wurde entscheidend für Luther. Nachdem er Melanthon geschrieben: „Ich will für meine Person nicht um ein Haar weichen, und sollte es mir das Leben kosten; der Kaiser mag thun, was er will"; — nachdem er seinen Kampfgenossen in Augsburg gerathen hatte, „dem Spielen der trügerischen Teufel mit Verheißung des Concils" gegenüber selbst „durch Berufung an die nie und nimmer zusammenkommende Synode"

---

[1]) 27. Jan. de Wette IV. 48. vergleiche 51. 55. [2]) dissimulet. [3]) 6. Juli Corp. Ref. II. 168. Coleſtin Hiſt. Aug. Conf. III. 18. [4]) Corp. Ref. II. ? Riffil II. S. 402. 403. [5]) Walch XVI. 1055. [6]) Walch XVI. 1058.

mittlerweile den Frieden zu sichern[1]); nachdem er Justus Jonas ins Besondere zur Beständigkeit gemahnt und aufgefordert hatte, in Nichts zu weichen; — wird er zwei Tage später des Ränkespiels vollkommen überdrüssig, und schreibt dann an Jonas, Spalatin, Melanthon und Agricola einen Gesammt-Brief, der mit dem Rufe: „Immer heim! Immer heim!" endigte.[2])

20.

Aber ehe dieser Brief in Augsburg anlangen konnte, hatte der katholische Ausschuß die Widerlegung des protestantischen Glaubensbekenntnisses (12. Juli) dem Kaiser überreicht. Die Abfassung war der Art heftig und verletzend, daß der Kaiser sie dem Ausschusse zur Milderung zurückgeben mußte. Diese „Confutationsschrift", das ganze Glaubensbekenntniß der Protestanten vom Standpunkte der katholischen Kirche aus bekämpfend und alle angegriffenen „Mißbräuche" vertheidigend, wurde am 3. August dem Reichstag vorgelesen. — Es erklärt sich von selbst, daß die protestantischen Theologen, so herausgefordert, dem Heimrufe Luthers nicht folgten, und dieser hiernach auf demselben auch vorerst nicht weiter bestand.

Während nun eine Widerlegung der Confutationsschrift ausgearbeitet wurde, begann eine Reihe von Versuchen, die Protestanten zu immer mehr Zugeständnissen zu veranlassen. Die katholischen Vorkämpfer behielten sich dabei stets vor, daß, was auch in Augsburg die Religion betreffend geschehe, nur dann gelten dürfe, wenn der Papst mit dem Geschehenen einverstanden[3]). Wie weit somit die Protestanten, um den Frieden zu retten, gegangen wären, so war vorauszusehen, daß man ihre Zugeständnisse im Rom nur als einen Beweis ihres frühern Unrechts annehmen würde.

Der Cardinallegat ins Besondere, der Melanthon zu so großen

---

[1]) 12. Juli de Wette IV. S. 88. [2]) de Wette VI. 96. [3]) Riffel, christliche Kirchen-Gesch. der neuesten Zeit II. 431: „Von Seiten der Katholiken fand hierbei kein unredlicher (!) Vorbehalt statt. — Was immer sie nachgegeben, machten sie die Genehmigung des Papstes zur ausdrücklichen Bedingung."

Zugeständnissen zu bringen gewußt hatte, lehnte schließlich dennoch ab, auch seinerseits auf dieselben einzugehen, und benutzte sie nur dazu, in Augsburg und in Rom den Sieg der Katholiken über die Protestanten ins schönste Licht zu stellen[1]).

Die Uebergriffe des Bauernkrieges, die Spaltungen zwischen Lutheranern und Zwinglianern, die drohenden Lehren der Wiedertäufer wurden von den Führern der Katholiken auf's Beste gegen die Reform benutzt; die lutherische Reformbewegung, die nun fast fünfzehn Jahre dauerte, hatte überdies die katholische Geistlichkeit selbst vielfach reformirt; die Klöster waren in großer Mehrzahl gesäubert; die Weltgeistlichen mußten der Reform gegenüber mehr als je vorher ihre Würde behaupten, während in der That auch viele schlechte katholische Priester zur Reform übergegangen waren. Die hohen Prälaten fühlten die Nothwendigkeit ein mehr geistliches Leben zu führen, und in Rom selbst machte sich das Bedürfniß eines würdigern Lebens geltend. Alle diese Ergebnisse der Reform Luthers kamen jetzt der katholischen Geistlichkeit zu statten, und gaben ihr ein Selbstvertrauen, wie sie es lange nicht mehr gehabt hatte. Das wiedererlangte Selbstbewußtsein bekundet sich schon daran, daß die Confutationsschrift den Protestanten erst gar nicht und dann nur zur Einsicht mitgetheilt werden sollte; während die Katholischen doch forderten, daß die Protestanten durch diese Schrift widerlegt ihre Irrthümer aufgeben und in die gemeinsame Kirche zurückkehren sollten. Noch klarer aber tritt das wiedererlangte Selbstvertrauen hervor in der von den Geistlichen zu Augsburg gegebenen Erklärung über die zu Worms und Nürnberg aufgestellten hundert Beschwerden der weltlichen Reichsstände gegen die Mißbräuche der römischen Kirche und Geistlichkeit. Gegenwärtig wiesen die geistlichen Stände diese Beschwerden sämmtlich zurück, und zwar nicht sich vertheidigend, sondern angreifend, den weltlichen Ständen das Recht bestreitend sich darein zu mischen.

Es gingen Gerüchte um, die von einem Handstreiche gegen die protestantischen Fürsten sprachen. Man erzählte sich, Doktor Eck habe den Kaiser in Augsburg „öffentlich getadelt, daß er dem Rathschlage,

[1]) Riffel II. S. 404.

so zu Bononia beschlossen war, nicht gefolget und beim Einzuge in Deutschland die Lutherischen flugs mit dem Schwerte frisch angegriffen und Einen nach dem Andern geköpft habe" [1]). Jedenfalls hatte der Kaiser, als er in Augsburg ankam, die Stadt aufgefordert, ihre Stadtwehr zu entlassen, wie er selbst eine Kaiserwache von nur katholischen Söldnern anwerben lassen wollte.

Es wehte eine Luft über Augsburg, die es leicht erklärlich macht, daß der Landgraf Philipp von Hessen, dessen Achterklärung schon vor Jahr und Tag im Rathe des Kaisers besprochen worden war, sich dort nicht geheuer fühlte. Ueberdies empörten den tapfern jungen Fürsten die Zugeständnisse der lutherischen Theologen den Katholischen gegenüber um so mehr, als die Lutheraner den Zwinglianern gegenüber nicht um ein Haar breit weichen wollten, wodurch sie den Landgrafen in die Nothwendigkeit versetzt hatten, ein Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, welches die Lehre Zwingli's verurtheilte. Drei Tage nach der Vorlegung der Confutationsschrift verließ der Landgraf im Geheimen Augsburg; Kaiser Karl ließ ihm vergebens auf allen Straßen durch seine Wachen nachsetzen. Seine geheime Abreise aber zwang die katholischen Staatsmänner in Augsburg zu größerer Vorsicht, da mit ihm eines der Häupter der Protestanten freie Hand gewonnen hatte, und es überdies in Augsburg hieß, daß Philipp den Reichstag verlassen habe, um für alle Fälle ein protestantisches Heer zu sammeln.

Die Vermittlungsversuche wurden daher jetzt in noch milderer Form fortgesetzt. An die Stelle eines rein katholischen Ausschusses von sechszehn Fürsten, der nach der Confutationsschrift das weitere beschließen sollte, trat jetzt, um eine Aussöhnung zu ermöglichen, ein gemischter Ausschuß von vierzehn Personen (2 Fürsten, 2 Rechtsgelehrten, und 3 Theologen von jeder Partei) und später ein engerer Ausschuß von nur sechs Personen. Wie weit aber die Protestanten, oder besser Melanthon, hier abermals nachgaben, immer blieb ein Punkt, über den man nicht hinauskonnte, und der die Katholiken, die von Rom abhängig, in der Hauptsache nicht nachgeben konnten, von den

[1]) Walch XVI. 1977.

Protestanten schied. Die Lockungen der Politiker, die Wünsche der Protestanten, die Drohungen endlich des Kaisers konnten diese Stellung nicht ändern.

Die Nachgiebigkeit einzelner protestantischer Theologen wurde endlich zum Aergerniß für alle andern treugesinnten Protestanten. Die süddeutschen Reichsstädte waren dadurch am tiefsten verletzt, und Hieronymus Baumgärtner, der Abgeordnete Nürnbergs, machte diesen Gefühlen endlich Luft in seinen Berichten nach Nürnberg. „Philipp (Melanthon) ist kindischer als ein Kind geworden" schrieb er. Aehnliches berichtete er von Andern der Theologen. „Umlaufen und Praktiziren will kein Ende nehmen. — — So oft die Fürsten beieinander, so kommt einer zum Kurfürsten (von Sachsen) geritten, sagt wie er die Sache geträulich meine ꝛc. Er hat dies und jenes vom Kaiser verstanden, und so man allein in diesem oder jenem Stücke weiche, möchte der Sache noch zu helfen sein. Alsbald ist Philippus da, stellt Artikel, glossirt die ꝛc. ꝛc. — So man uns denn dazu auffordert und wir uns also den vorgekochten Brei nicht lassen wohl schmecken, so ist es eines Unwillens, und laufen die Theologen um, sagen wir möchten nicht Friede leiden, gleich als wäre gewißlich durch unser Nachgeben Friede zu erhalten. — — Derhalben ich nochmals nichts Nüzeres kann bedenken, denn bald abgeschieden."[1])

Luther bekämpfte indeß Schritt für Schritt die Aengstlichkeit Melanthons. Als dieser ihm ganz siegfreudig schrieb, daß Eck die lutherische Lehre von der Rechtfertigung nicht mehr verdamme, sondern nur noch das Wort „Sola" (der Glaube „allein" rechtfertige) „cavillire"[2]), antwortete ihm Luther: „Wollte Gott Ihr hättet ihn (Eck) nicht gezwungen, daß er nicht mehr lügen müßte. Ja, wahrlich, ein schön Ding, Eck bekennt, die Gerechtigkeit komme aus dem Glauben; und nicht destoweniger vertheidigt er alle Gräuel des Papstthums, würget, verfolgt, verdammt alle diejenigen, so die Lehre vom Glauben bekennen"[3]). Melanthon war auf dem Punkte, zuzugestehen, daß die Jurisdiction der Bischöfe, wo sie bereits abgestellt, wieder

---

[1]) Walch XVI. 1791. 13. Sept. [2]) Walch XVI. 1694. [3]) de Wette 156. Walch XVI. 1695.

herzuſtellen ſei. Luther warnt ihn: „Sehet zu, daß Ihr nicht mehr vergebt, denn Ihr habt. Sie werden unſer Nachgeben weitläufig, weitläufiger, am weitläufigſten nehmen, ihres aber werden ſie enge, enger, am allerengſten ſpannen". Luther erklärt es für unmöglich, die Einigkeit der Lehre herzuſtellen, und ſagt: „es wäre genug geweſen, ſo wir hätten angezeigt die Urſache unſeres Glaubens und hätten Frieden begehrt. — — Warum merken wir denn nicht, daß Alles Schein und Betrug iſt, was ſie vornehmen"? An Spalatin ſchreibt er an demſelben Tage (26. Auguſt): „So Ihr die Sache verrichtet (den Papſt, der nicht will, und Luther, der darum bittet, wider ihren Willen zu vereinigen), ſo will ich bald Eurem Exempel nachfolgen und Chriſtum mit Beliam auch vertragen."[1])

In denſelben Tagen ſchickte er noch einmal ein Bedenken[2]) an ſeine Freunde und Schüler in Augsburg, worin er forderte, daß ſie in Bezug auf die Lehre nichts nachgeben dürften, und ebenſo wenig in Bezug auf den Cölibat, die Meſſe, den Kanon, die Faſten und die Feſttage; — nur in Bezug auf die Klöſter „ohne ihre Regeln und Meſſen", in Bezug auf die biſchöfliche Jurisdiction, „wo ſie unſere Lehre wollen leiden", und in Bezug auf Eheſachen wollte er Zugeſtändniſſe genehmigen.

Als Luther endlich hörte, daß Melanthon die Scheinzugeſtändniſſe der Katholiſchen vom Legaten und vom Papſte als eine Gnade erbitten wollte, kam ein Augenblick der kecken Ungeduld über ihn, und ſo ſchrieb er ſeinen Freunden nach Augsburg: „So ſie mit ihrer Hinterliſt fortfahren, werden ſie in unſerer Hinterliſt anlaufen[3]) — —

---

[1]) de Wette IV. 144. Walch XVI. 1699. [2]) Bedenken ꝛc. Walch XVI. 1700 [3]) 28. Aug. de Wette IV. 154. Walch XVI. 1761. Luther ſchrieb an demſelben Tage in demſelben Sinne an Melanthon (de Wette IV. 156. Walch XVI. 1759). und Juſtus Jonas (de Wette 157. Walch 2841.) Die Gegner Luthers (Riffel II. 422) ſuchen Luthers „bewußte Perfidie" durch eine ausgeriſſene Stelle aus dem Brief an Melanthon zu beweiſen, worin Luther ſagt: daß wenn ihnen durch Liſt zu große Zugeſtändniſſe abgerungen würden, quid postea? Causae constantia et veritate corrigatur. Quamquam nolim hoc contingere. Tamen sic loquor, ut si qua contingeret, non esse disperandum. Nam si vim evaserimus, pace obtento, dolos ac captus nostros facile emendabimus, quoniam regnat super nos misericordia ejus.

Gesetzt, daß Ihr Etwas wider das Evangelium zulasset, und also den Adler in einen Sack beschließt; so wird der Doktor Luther kommen und den Adler losmachen, so wahr Christus lebt. — — Was aber den Artikel anbelangt, darin sie begehren, daß wir von dem Legaten und Papst um Erlaubniß desjenigen, das sie uns wollen nachlassen, bitten sollen, bitte ich, Ihr wollet auf gut Amsdorfisch zuvor etwa in einem Winkel antworten, daß — uns der Papst und Legat im Arsch wollten lecken. Gehabt Euch wohl, lieber Spalatin, und haltet mir die Keckheit zu gut, die mir der Eifer über diese verzweifelten Buben abdrängt."

Zugleich waren Luther die Klagen Baumgartners zu Ohren gekommen, und so schrieb er an demselben Tage (28. Aug.) an Lazarus Sprengler, den Rathschreiber der Stadt Nürnberg: „Geben die unsern Etwas nach wider das Evangelium, so soll der Teufel jenes Theil betreten. Das sollt Ihr sehen!"[1])

Er selbst aber war weniger beruhigt, als er zu beruhigen suchte; und in der Angst, daß zuletzt dennoch in Augsburg die Seinigen sich zu weit hinreißen lassen könnten, schreibt Luther am 20. Sept. abermals an Melanthon und Jonas: „Ich höre von namhaften Personen, als solltet Ihr die Sache verrathen haben und Friedens halben zu viel wollen nachgeben. — — Ist dem also, so hat der Teufel ein hübsch Trennen unter uns angerichtet. Denn ich will die Artikel, welchen Ihr einen sehr freundlichen Namen gebt, nicht leiden, wenn mich es gleich ein Engel vom Himmel hieße und dazu dränge. — — Den Laien bewilligen die Messe — ist genug, unsere Lehre ganz zu verleugnen, und ihre dagegen zu bestättigen", die bischöfliche Jurisdiction einräumen heißt: „die abgesagten Feinde des Evangelii zu evangelischen Predigern" erheben. — „Es mag der Friede gleißen wie er will, so ist doch der Herr des Friedens und Scheider des Krieges größer und höher zu achten dann der Friede. Ueberdies gehöret uns nicht, daß wir über Kriege klug sprechen. Uns gehört, straks zu glauben und zu bekennen. — — Ich vergehe schier vor Zorn und Widerwille, und bitte schneidet die Sache nur ab. Höret auf, weiter mit

[1]) de Wette IV. 188.

ihnen zu handeln, und kommt wieder heim. Sie haben die Bekenntniß; sie haben das Evangelium. Wollen sie es zulassen, so ist es gut, wollen sie nicht, so mögen sie hinfahren. Wird ein Krieg daraus, so werde er daraus; wir haben genug gebetet und gethan. Der Herr hat sie bereitet zum Schlachtopfer, daß er ihnen vergelte nach ihren Werken." [1])

Dieser Brief Luthers ist vom 20. September. Am 22. ließ der Kaiser, der bis heran gegen die Zusicherung eines Concils im Vertragswege die Herstellung des Zustandes vor dem Anfange der reformatorischen Bewegung betrieben hatte, den Protestanten den Entwurf eines Reichstagsabschieds vorlegen. Von der Behauptung ausgehend, „daß das Bekenntniß der Protestanten durch die h. Evangelien und Schriften mit gutem Grunde widerlegt und abgelehnt" sei, ließ dieser Entwurf ihnen bis zum 5. April des folgenden Jahres Bedenkzeit, versprach dann, zur Abstellung von Mißbräuchen ein Concilium in sechs Monaten; und untersagte inzwischen alle neuen Schriften, alle weitern Neuerungen, jede weitere Aufnahme von fremden Unterthanen in ihre „Secten", stellte Beichte und Messen in ihren Ländern wieder her und verpflichtete sie, zu rathen, helfen und fördern, wie gegen Widertäufer und Zwinglianer zu handeln sei." [2])

Die Protestanten traten diesem Reichsabschiedsentwurfe an demselben Tage mit einer „Apologie" ihres Glaubensbekenntnisses gegenüber, die abermals Melanthon verfaßt hatte und welche der Kanzler Bruck vor dem Reichstage verlas.

Die protestantischen Fürsten sahen hiermit ihre Thätigkeit am Reichstag um so mehr für beendigt an, als Luthers Warnungsstimme sie beschwor, ein Ende zu machen; und so verließen der Kurfürst von Sachsen, die Herzoge von Lüneburg und der Fürst von Anhalt schon am folgenden Tage, 23. September, Augsburg. Die abgeordneten Räthe der protestantischen Fürsten blieben noch in Augsburg, und mit ihnen fanden noch weitere Vermittlungsversuche ohne Ergebniß statt. In Folge dessen sahen diese sich zuletzt veranlaßt, auch die Türkenhülfe zu verweigern und ihre Zuschüsse zum Unterhalt des

[1]) de Wette IV. 169. Walch XVI. 1788. [2]) Walch XVI. 1849.

Reichskammergerichts zu versagen. Nach diesem Akte verließen auch die Abgeordneten der protestantischen Fürsten am 13. und 14. November Augsburg; worauf endlich am 19. Nov. der schließliche Reichsabschied erlassen wurde. Er enthielt, scheinbar Alles der Entscheidung eines zukünftigen Concils überlassend, in der That eine offene Verdammung der protestantischen Lehre, die Wiederanerkennung des Wormser Edikts mit seinen Folgen, den Befehl einer Wiederherstellung des Zustandes der Kirche vor dem Beginne der Reformation, und endlich die Androhung fiscalischer Zwangsmittel und der Reichsacht gegen die Protestanten, welche diesem Abschied zuwider handeln würden.[1])

Um diesem Schlusse den thatsächlichen Nachdruck zu geben, wurde eine Reform des Reichskammergerichts, das die ungehorsamen Protestanten verfolgen sollte, angeordnet. Die Zahl seiner Mitglieder wurde zu dem Ende von achtzehn auf vierundzwanzig vermehrt. Sodann wurde eine Kriegshülfe gegen die Türken von 40,000 Mann und 8,000 Reitern zugesagt, zugleich ein neuer „Landfriedensbund" zwischen dem Kaiser und den katholischen Fürsten auf Grundlage des Reichsabschieds eingeleitet. Das Endergebniß des verhängnißvollen Reichstages zu Augsburg war somit: die Feststellung des protestantischen Glaubensbekenntnisses in der „Augsburger Confession" und die engere Verbindung der katholischen Fürsten zu einem „Landfriedensbündnisse" ohne die Protestanten und gegen diese gerichtet.

21.

Am Schlusse seiner Predigt, „daß man die Kinder zur Schule halten solle", sagt Luther: „Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehmen, und den Jammer nicht sehen lasse, so über Deutschland gehen muß. Denn ich halte, wenn zehn Moses stünden und für uns beteten, so würden sie nichts ausrichten." Das war das Gefühl aller denkenden Protestanten. Man hielt den Krieg für bevorstehend, und in diesem Gefühl kam nach ein paar einleitenden Versammlungen, in Schmalkalden am 29. März 1531 ein

[1]) Walch XVI. 1925.

Bündniß der protestantischen Fürsten, Sachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, Mansfeld und der Städte Magdeburg und Bremen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des irgendwie angegriffenen Evangeliums zu Stande, dem nach einem Städtetage in Nordhausen im November auch die oberdeutschen zwinglianischen Städte Strasburg, Lindau, Constanz, Meiningen, Biberach, Ysny, Reutlingen und Ulm beitraten. Luther bot die Hand zu diesem Bündniß, nachdem Bucer von Strasburg, der geschmeidige Diplomat unter den protestantischen Theologen, eine Formel gefunden, in welcher die Zwinglianer die leibliche Gegenwart Christi „im Brod und Wein" als „eine Speise der Seelen" zugestanden. Jetzt aber waren die Schweizer Reformirten und Zwingli vor Allem, der in der Bucer'schen Formel eine Unterwerfung unter die Lutherische Autorität sah, trotz der Bestrebungen des Landgrafen von Hessen, nicht zu dem deutsch protestantischen Bunde zu bewegen. Die Schweizer Reformatoren, bei denen die Politik und nicht die Religion nach und nach allein maßgebend war, sahen die schweren Wetterwolken, die sich über Deutschland zusammenzogen, und glaubten klug zu handeln, wenn sie sich dem drohenden Gewitter nicht mit aussetzten. Aber sie sollten nur zu bald die Erfahrung machen, daß die weitsehende Politik oft das nicht sieht, was vor ihren Füßen liegt. Kaum Monate nachdem Zwingli, aus politischen Gründen so scharf wie Luther vorher aus religiösen, das früher gesuchte Bündniß der deutschen Protestanten ablehnte, gerieth Zürich mit den katholischen Urkantonen in Kampf. Auf Zwingli's Antrag hatten die Züricher den Bund mit den katholischen Urkantonen gekündigt, worauf diese Zürich mit Heeresmacht überzogen.

Am 11. Oktober kam es bei Kappel zu einer Schlacht, in welcher 2000 Züricher von 8000 Mann aus den Urkantonen nach tapferm Widerstande geschlagen und gesprengt wurden. Unter den 500 Zürichern, die das Schlachtfeld von Kappel deckten, war auch Zwingli. Tapfer in den Reihen seiner Genossen kämpfend, war er verwundet in die Hände der Gegner gefallen und wurde, als er die katholische Glaubensformel herzusagen verweigerte, erschlagen. Sein schöner Tod krönt ein schönes Leben.

Die Niederlage der Züricher bei Kappel sollte durch einen Einfall

der Reformirten in die katholischen Urkantone gerächt werden. Dieser führte aber nach einer abermaligen Niederlage derselben am Gubel bei Menzingen (24. Oktober) zu einem erzwungenen Frieden, der nebst Kriegskostenersatz die Städte und Gemeinden von Argau, Bremgarten, Millingen, Glarus und St. Gallen, wo die Reform gesiegt hatte, den Katholischen zur Wiederherstellung der katholischen Religion und zur Bestrafung der reformirten Gemeinden überlieferte. Das war der erste Religionskrieg, die erste Niederlage der Reformirten, der erste erzwungene Rückschritt, und hierdurch die feste Grenzscheide zwischen Reformation und Katholizismus in der Schweiz.

Unterdeß hatten die Dinge in Deutschland ebenfalls eine andere Wendung genommen. Den kriegerischen Absichten des Kaisers und der katholischen Mehrzahl der Fürsten wie sie im Reichsabschied von Augsburg zu Tage lagen, trat jetzt Luther selbst in einer „Warnung an meine lieben Deutschen“[1]) offen gegenüber.

In dem thatsächlichen Theile derselben fordert Luther nicht zum Kampfe gegen den Kaiser, sondern zum Ungehorsam gegen das Kriegsgebot des Kaisers auf; an die Frundsberg und Schärtlin, an die Mehrzahl aller deutschen Landsknechte, die protestantisch dachten, war seine Warnung gerichtet. Diesen rief er zu, nicht zu gehorchen, „wenn der Kaiser sie um des Papstes willen gegen die Protestanten führen wolle“. „Denn der Kaiser handelt alsdann nicht allein wider Gott und Göttlich Recht, sondern auch wider seine eigenen kaiserlichen Rechte, Eide, Pflicht, Siegel und Briefe. — Mit solchem Streiten macht Ihr Euch theilhaftig und schuldig vor Gott aller der Gräuel, die im Papstthum begangen sind, und fortbegangen werden, — — und müßt auch helfen stürzen und ausrotten all das Gute, so durch das liebe Evangelium ist wieder aufgebracht und angerichtet worden. — — Nun bedenke“ schließt Luther seine Warnung „und besieh Dich eben, sollst du wider Gott und sein Wort und Alles, was Gottes ist, streiten; sollst du all das Gute helfen ausrotten, so uns durch das Evangelium widerfahren ist? — Willst du mir folgen, so ist's gut; willst du es nicht, so lasse es, und fahre hin. Christus wird sich

[1]) Walch XVI. 1950.

vor dir nicht fürchten, und wird auch vor dir, ob Gott will, bleiben. Bleibt er aber, so soll es dir Reitens genug geben."

Der Kurfürst von Sachsen glaubte Luther verbieten zu müssen, ein andermal wieder so heftig zu schreiben. Luther aber antwortete ihm: „Es ist wahr, die Schrift ist scharf und geschwinde; — ich habs auch nicht darum geschrieben, daß sie stumpf und gelinde sein sollt, und mir ist das allein leid, daß sie nicht schärfer und heftiger ist"[1]). Den größten Erfolg hatte die „scharfe" Sprache bei den deutschen Landsknechten, die ja eben von der Plünderung Roms und von der Bekämpfung und Verhöhnung des Papstes heimkehrten. Die Katholiken fühlten auch sehr wohl, wie hart jedes Wort Luthers traf, und eine Gegenschrift, die unter dem Schutze Herzogs Georg von Sachsen in Dresden herauskam und Luther insbesondere anklagte, daß er seine Lehre vom Gehorsam gegen den Kaiser verleugnet habe, bekundet, daß man den Eindruck, den Luthers Schrift gemacht, so viel als möglich, abzuwehren suchte. Die Antwort Luthers: „Wider den Meuchler zu Dresden"[1]) die er gegen den Befehl des Kurfürsten von Sachsen, geflissentlich ohne ihm die Schrift vorher zugeschickt zu haben, veröffentlichte[2]), war noch „schärfer und geschwinder" als die erste „Warnung." — Er sagt: „Daß die Lutherischen sich rüsten und sammeln sollen, geht mich nichts an; ich hab sie's weder geheißen noch gerathen; — wo sie es aber thun, der Meinung, daß sie wider Bluthunde, so wider Gott und Recht unschuldig Blut vergießen wollen, sich wehren, da will ich sie nicht aufrührerisch schelten. — Ich, als ein Prediger, soll es leiden, das weiß ich wohl. Wer die Gnade hat, der leide es auch. Aber ich will die Bluthunde nicht versichern, daß Alle andern es leiden werden. Denn wo ich den Unsern öffentlich solches riethe, sollten wohl die Bluthunde darnach sich daraus stärken. Das will ich nicht thun. Wollen sie Ritter werden an der Unsern Blut, so sollen sie es mit Gefahr und Sorgen werden, wie sich's redlichen Rittern gebühret. — — Das Edict ist ausgegangen, darin unsere Lehre verdammt ist, und den Unsern (nicht um Aufruhr willen, wie du schändlicher Meuchler leugst) gedräuet und entboten

[1]) de Wette IV. 239. [2]) Walch XVI. 2062.

wird, mit ausgedrückten Worten, daß sie Leib, Leben, Gut und Ehre sollen verloren haben, wo sie nicht lassen die verdammte Lehre.“——

„Ich schließe mein Büchlein, daß ich nicht zum Aufruhr habe gereizt, — — sondern ich habe wollen abschrecken die Papisten und Jedermann, daß sie nicht dem mörderischen Edikt Folge thäten; und habe auch nicht wollen rathen den Unsern zur Gegenwehr; ich habe zu beiden Seiten wollen zum Frieden rathen! Gott helfe der Wahrheit! Amen.“

Wie hier öffentlich, so mahnte Luther nach allen Seiten hin die protestantischen Fürsten, die leitenden Staatsmänner und Theologen zum Frieden[1]). Sein Wort hatte auch den rechten Erfolg, und ganz besonders in dem Lager, an welches seine „Warnung“, seine Aufforderung zum „Nichtgehorchen“ gerichtet war. Schon am 8. Juni 1531, kaum einen Monat nach Luthers letzter Schrift, fühlte sich Karl V. veranlaßt, an den „Reichsfiscal“, den kaiserlichen Gerichts-Anwalt und öffentlichen Ankläger, einen „Inhibitationsbefehl“ zu erlassen, dahin gehend, „aus dem Augsburger Reichsschluß, den Artikel der Religion halber, bis zum nächsten Reichstag nicht zu prozediren.“

22.

Daran war freilich Luther nicht allein Schuld. Gleichzeitig hatten sich die Zustände in Deutschland und an seinen Grenzen wieder sehr zum Nachtheile der Habsburger verwickelt. Bevor Kaiser Karl und Erzherzog König Ferdinand Augsburg verließen, schlossen sie (am 13. Nov. 1530) einen Vertrag mit den fünf katholischen Kurfürsten — den von Sachsen als Ketzer, nach dem Befehle des Papstes Clemens VII. ausschließend — über die Wahl und Krönung des Erzherzogs Ferdinand zum deutschen Könige. Gegen Luthers ausdrücklichen Rath[2]), der auch hier dem Kaiser nicht in den Weg treten wollte, legte Kurfürst Johann Verwahrung gegen diese Wahl ein. Sie fand nichts desto weniger statt. Am 5. Januar 1531 schritten die katholischen Reichsfürsten in Aachen zur Krönung des Erzherzogs Ferdinand als

[1]) de Wette IV. 281. 335. 337. 371. [2]) de Wette IV. 201. vergl. 335.

König von Deutschland, und schlossen hier zugleich ein neues Bündniß auf zehn Jahre zum Schutze gegen alle Folgen dieser Krönung.

Die Herzoge von Baiern fehlten bei der Krönung Ferdinands und dem ihr folgenden Bunde. Nicht nur an den gemeinsamen Grenzen, in Salzburg, stießen die Herrscherbestrebungen der Habsburger und Wittelsbacher auf einander. Als der Thron von Böhmen und Ungarn frei wurde, streckten die Herzoge von Baiern die Hand wenigstens nach der einen von diesen Kronen aus. Als sie ihnen beide verloren gingen, traten sie mit Zapolya, dem ungarischen Prätendenten, und durch diesen selbst mit der Türkei in geheime Verbindung gegen Oestreich. Die Wahl Ferdinands zum deutschen Könige verletzte von neuem die Hoffnungen und Herrscheransprüche der Baiern, und so legten sie Verwahrung gegen die Wahl und Krönung Ferdinands ein. Am 24. Oktober aber traten dann die Herzoge von Baiern zu Saalfeld in ein festes Bündniß mit dem schmalkaldischen Bunde gegen die habsburgischen Bestrebungen in Deutschland; die katholischen Eiferer warfen ihre Glaubensansichten über Bord, um ihren Herrscherbestrebungen zu huldigen. Der Schmalkaldische Bund, der im Dezember 1531 auf einer Versammlung zu Frankfurt durch die Ernennung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen zu seinen Hauptleuten eine heergemäße Einrichtung gewonnen hatte, wurde mit Hülfe der Baiern, indem sie der Richtung des Landgrafen von Hessen das Uebergewicht gewinnen halfen, aus einem Bunde zur Vertheidigung der Religion gegen Andersgläubige, die mit Gewalt sie bekehren wollten, zu einem politischen Ränkebunde gegen Oestreich, der dann auch mit Frankreich, Dänemark und allen andern Feinden der Habsburger in Verbindung zu treten suchte.

Schon im Juni 1531 war auch Papst Clemens VII. wieder von Kaiser Karl abgefallen. Nachdem der Kaiser dem Papste geholfen hatte, dessen Bastardsohn Alexander in Florenz einsetzen, schloß der Mediceer auf dem Stuhle Petri ein neues Bündniß mit König Franz von Frankreich, um einer Mediceerin, Katharina, die Hand eines französischen Prinzen, des Herzogs Heinrich von Orleans, und mit ihr die Herrschaft über ein neu zu errichtendes Fürstenthum in Italien (Pisa, Livorno, Parma, Mailand und Genua) zu sichern. —

Zugleich hatte England in die Bahn der Reformation eingelenkt. Der sinnenbeherrschte Heinrich VIII. brach mit Rom, als dieses zeitweilig Kaiser Karl zu lieb seine Heirathen und Trennungen nicht anerkennen wollte. Am 22. März 1531 erkannte die englische Convention (Versammlung der hohen Geistlichkeit) theils vom Geiste Luthers, theils durch das Ränkespiel des Königs getrieben, diesen — und nicht mehr den Papst — als das Haupt der englischen Kirche an. Das war der erste Schritt zur Losreißung Englands von Rom. Der zweite bestand darin, daß das Parlament im folgenden Jahre (Januar 1532) alle Zahlungen an Rom, alle Appellationen nach Rom, jede Annahme einer Bulle aus Rom verbot, und der englischen Geistlichkeit einen Eid auflegte, durch welchen sie allen Verpflichtungen gegen den Papst entsagen mußte. So wurde England zum natürlichen Bundesgenossen der Schmalkalder. Gleichzeitig hatte das Getreibe Zapolyas in Constantinopel noch einmal Soleiman zu neuen großen Rüstungen veranlaßt, welche Baiern jetzt gegen Oestreich zu Hülfe rief, während es Frankreich und Dänemark durch das Versprechen eines Hülfsheeres von 5000 Knechten gegen Oestreich nach Deutschland zu hetzen suchte.

In dieser allseitig bedrohten Lage war es natürlich, daß Kaiser Karl den Gedanken der Zwangsbekehrung der Protestanten in Deutschland vorerst fallen lassen mußte. Er suchte Friede mit dem Schmalkalderbunde durch die Vermittelung von Kurpfalz und Kurmainz. Aber wenn er den Frieden fand, so war daran noch einmal Luther vor Allem Schuld. Friede, und abermals Friede, war seine Losung nun um so mehr, als das Bündniß mit Baiern seiner religiösen Auffassung, das mit Frankreich seiner Vaterlandsliebe, das mit der Türkei seinem Menschengefühl widerstrebte.

Die ersten Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und den Verbündeten von Schmalkalden, die in Schweinfurt (April 1532) stattfanden, scheiterten an der Forderung der Protestanten, daß auch diejenigen in den Frieden mit eingeschlossen sein sollten, die sich zukünftig der Augsburger Confession anschließen würden. Die Katholischen fühlten sich hierdurch in ihren eigenen Besitzungen bedroht. Im Grundsatz hatten die hessischen Unterhändler in Schweinfurt, die

auf diesem Punkte festbestanden, gewiß Recht; aber Luther sah darin den Stein des Anstoßes gegen den Frieden, den er vor Allem nöthig zum ruhigen Fortschritte der Reformation hielt, den er jetzt über Alles anstrebte, weil er die Protestanten nicht dem Ränkespiel des Landgrafen von Hessen und der Herzoge von Baiern überlassen, weil er Oestreich nicht den Türken und Deutschland nicht den Franzosen in die Hände gespielt sehen wollte. In zwei besondern „Bedenken“[1]), gemeinschaftlich mit Bugenhagen abgefaßt, sprach er sich offen dahin aus, daß die von Hessen festgehaltene Bedingung den Frieden unmöglich mache, und deswegen fallen gelassen werden müsse. Als es dann zu neuen Verhandlungen in Nürnberg (Juli 1533) kam, erließ Luther abermals ein „Bedenken“[2]), das er durch Briefe an den Kurfürsten von Sachsen und den Kurprinzen[3]) unterstützte, um die Bahn des Friedens durch alle möglichen Zugeständnisse zu ebnen. Sein Verdienst war es, wenn dieser Friede, trotz aller Widersprüche Hessens und Baierns, trotz der Einflüsterungen Frankreichs und Roms, durch die Schritte Kursachsens und der übrigen protestantischen Bundesgenossen, am 23. Juli 1532 zu Stande kam.

Dieser „nürnberger Religionsfriede“ hob alle Prozesse gegen die Protestanten beim Reichskammergericht auf, unter der Bedingung, daß die Protestanten bis zum nächsten, freien, geistlichen Concil keine neuen Glieder in den schmalkaldischen Bund aufnehmen sollten; sicherte ihnen ungestörten Landfrieden, und sagte ihnen die Berufung des Concils schon für das nächste Jahr zu. So war der feindliche Reichsabschied von Augsburg, das drohende ausschließliche Landfriedensbündniß der katholischen Fürsten beseitigt, der Religionskrieg zum Zwecke politischer Herrscherbestrebungen der Habsburger, des Landgrafen von Hessen, der Herzoge von Baiern und aller Feinde Deutschlands, der Türken, des Papstes und Frankreichs im bunten Vereine vorerst noch einmal abgewendet.

Dem klaren Blicke Luthers, seiner reinen Vaterlandsliebe, seiner Treue gegen die religiöse Reform in Gefahr zu politischen Zwecken ausgebeutet zu werden, gebührt vor Allem die Ehre für dies Ergebniß.

---

[1]) de Wette VI. 369. 372. [2]) de Wette IV. 380. [3]) de Wette 382. 384.

Die nächste Folge des nürnberger Friedens war eine allgemeine Rüstung gegen die Türken, an welcher Katholiken und Protestanten, am großartigsten aber die protestantischen Städte Nürnberg, Augsburg u. A. Theil nahmen. Noch vor dem Herbste 1532 konnte Deutschland ein Heer von 80,000 Mann ins Feld stellen. Unterdeß war Soleiman mit einem Heere von mehreren Hunderttausend Mann in Ungarn eingerückt. Aber eine kleine Feste, Guns mit einer Besatzung von zwanzig Rittern und fünfhundert Bauern unter dem tapfern Nikolaus Jurisitz, bot den Stürmen des zahllosen Türkenheeres während 15 Tagen ein unübersteigliches Hinderniß. Bei der Belagerung von Groth machten die Türken dieselben Erfahrungen wie bei Guns. Unterdessen besiegte und zerstörte die kaiserliche Flotte, an deren Spitze die Genueser unter Andreas Doria kämpften, die türkische Flotte. Als dann endlich das deutsche Heer 80,000 Mann stark anrückte, hielt Soleiman (Sept. 1532) es für räthlich, sich zurückzuziehen.

23.

Aber während die wahren Vaterlandsfreunde und auch die guten Protestanten gegen die Türken zu Felde zogen, war Baiern mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen thätig den Habsburgern in Deutschland zu schaden. Das nächste Ziel, welches sie zu dem Ende ins Auge faßten, war die Vertreibung der Habsburger aus Würtemberg. Sie fanden in Frankreich den stets bereiten Bundesgenossen.

Oestreich suchte seinerseits noch einmal Schutz gegen diese Bestrebungen im schwäbischen Bunde. Er war es ja insbesondere gewesen, welcher den Herzog Ulrich von Würtemberg aus seinem Lande getrieben hatte. Auf einem Bundestage aber zu Augsburg wurde dieser Versuch nur die Veranlassung, daß der ganze Bund, der lange faul war, zusammenbrach. Die „obern Städte" des Bundes, Memmingen, Ravensburg u. A. erklärten bereits 1520, als der Bund von neuem „erstreckt" werden sollte, daß sie nicht länger Lust hätten mit „allen östreichischen Ländern" in einem Bunde zu stehen; daß sie dem

Kaiser gehorchen wollten, und deswegen des Bundes nicht bedürften; daß sie durch die Kriege des Bundes in Schulden gerathen, und vorzögen, mit ihren Nachbarn die allgemeinen Staatssteuern anstatt mit den schwäbischen Bundesgenossen die Lasten des Bundes zu tragen. Sie sprachen sich schließlich dahin aus, daß sie jedenfalls in Zukunft nur dann im Bunde bleiben würden, wenn „alles Vermögen aller Stände (Fürsten, Prälaten und Adel) gleich geschätzt und gleich besteuert würde, wie das der Städte."[1])

Trotz dieses Widerspruches fand die Erstreckung von neuem statt, weil sie im Vortheile der mächtigen Bundesglieder Oestreich und Baiern lag. Der Bauernkrieg aber leitete ihn an der Hand Baierns und dessen Kanzlers Leonhard von Eck in eine Bahn, die unmittelbar zu seiner Sprengung führen mußte. Eck und die Häupter des Bundes glaubten in den Bauern die Reformation besiegt zu haben, und so traten sie nach dem Bauernkriege offen gegen die reformatorische Bewegung selbst hervor.

Auf dem Bundestage zu Nördlingen (1525) erklärte der Bund in seinem Abschied (§. 5), daß „aus der lutherischen Sekte Nichts denn alle christliche Unordnung, böse, erschreckliche, unerhörte Uebel und Leichtfertigkeit" hervorgehen werde, und forderte in Folge dessen jede Obrigkeit auf, bei ihren Pfarrern und Predigern in Strenge darauf zu halten, daß Nichts gegen den alten Glauben vollzogen und gepredigt werde.[2])

Als hierauf 1527 eine Bundesversammlung berufen wurde, um die nöthigen Maßregeln gegen die lutherische Sekte zu berathen, gaben die bündischen Städte ihren Gesandten den Auftrag zu erklären, „wie diese Dinge so weit gediehen, daß es den Städten unmöglich sei, außerhalb eines Concils oder einer Nationalversammlung eine Erkenntniß zu erleiden; sollte daher ein Bundestag dennoch stattfinden, so sollen die Gesandten der evangelischen Städte der Bundesversammlung zu bedenken geben, daß die Sache nicht vor sie gehöre.[3])

Als der schwäbische Bund sich gegen den schmalkaldischen Bund

[1]) Klüpfel II. 210. 220. 225. [2]) Klüpfel II. 295. [3]) A. A. O. 310.

erklärte, nahmen die Städte diesen Letztern in Schutz[1]), und leisteten ihm Hülfe[2]). Der schwäbische Bund versuchte endlich seine protestantischen Städte durch den Ausschluß des Bürgermeisters von Memmingen Johannes Poller zu schrecken, worauf alle Bundesstädte im Bunde für diesen eintraten, und wenigstens die Thätigkeit des Bundes vollkommen hemmten.

In dem Augenblicke aber, wo Baiern und Hessen auf dem Punkte standen, für die Herzoge von Würtemberg in die Schranken zu treten, hoffte Oestreich noch einmal die Bundesstädte, die den Herzog Ulrich aus Würtemberg vertrieben hatten, zu gemeinsamem Handeln veranlassen zu können. Der Kaiser und der Erzherzog betrieben deswegen 1533 auf jenem Bundestage in Augsburg die Erstreckung des Bundes mit allen Mitteln der Ueberredungskunst. Die Städte aber erklärten offen, daß sie sich mit Niemandem mehr verbünden wollten, „der dem Evangelium und seinen Anhängern widerwärtig sei“[3]); und Ulm sprach es im Namen der andern Städte aus, daß es nicht mehr in den Bund eintreten werde.[4])

So löste sich der schwäbische Bund von selbst auf, nachdem er, mit seltener Ausnahme wo er den Landfrieden gegen einzelne Friedensstörer sicherte, vom ersten bis zum letzten Tage in der Hand des ihn zeitweilig beherrschenden Fürstenhauses ein Sonderbund zum Nachtheile des Reichs und zum Unheile des Volkes gewesen war.

Ohne den schwäbischen Bund aber stand Oestreich, in Ungarn angegriffen, in Italien bedroht, um so schutzloser da, als Baiern und Hessen auch Frankreich nach Deutschland zu Hülfe riefen. Auf einer Zusammenkunft zwischen Philipp von Hessen und König Franz I. in Bar le Duc wurde zwischen beiden ein Bündniß besprochen, und am 27. Januar 1534 dahin abgeschlossen, daß Frankreich dem deutschen Fürsten 200,000 Kronen zum Kriege gegen Oestreich in Würtemberg zusicherte. So konnte Philipp Anfangs Mai mit 24,000 Mann in Würtemberg einrücken. Schon am 13. Mai besiegte er in der Schlacht bei Laufen die Oestreicher, und bereits am 29. Juni wurde zu Kadan

---

[1]) A. A. O. 320. 321. [2]) A. A. 336. [3]) Klüpfel II. 351. [4]) Klüpfel II. S. 356.

ein Frieden geſchloſſen, wodurch Würtemberg wieder an ſeine Erbherzöge kam, Heſſen aber die Wahl Ferdinands als König von Deutſchland anerkannte.

Luther, betrübt über den raſchen Schlag, ſchrieb als der Friede von Kadan bekannt wurde: „Freuen wir uns, daß der Landgraf ungebrochen den Frieden heimbringt. Gott hat offen hierbei ſeine Macht gezeigt, die gegen aller Hoffnung unſere Furcht in Frieden umgewandelt hat.“[1])

24.

Nachdem die Habsburger aus Würtemberg vertrieben waren, fiel dies letztere Land von ſelbſt der Reform zu. Die Friedenspolitik Luthers aber hatte ihr unterdeß viel größere Fortſchritte nach allen Seiten hin geſichert. Pommern und Mecklenburg waren wie Preußen durch ihre Herrſcher gewonnen; der Kurprinz Joachim ſicherte in Brandenburg die Reform; durch die Volksbewegung faßte ſie auch in den weſtphäliſchen Bisthümern Osnabrück, Paderborn und Münſter Fuß. So war faſt das ganze altſächſiſche Deutſchland mit ſeinen ſlaviſchen Vorländern proteſtantiſch, während die Reform zugleich in Süddeutſchland in den meiſten fränkiſchen und rheiniſchen Reichsſtädten, und nun auch in dem größten Theile von Schwaben den Sieg davon getragen hatte.

Der Sieg der Reformation in den weſtphäliſchen Bisthümern, insbeſondere in Münſter, aber ſollte zu wunderbaren Ausartungen führen. Die Herrſchaft des Landes lag mit Ausſchließung des Volkes hier in der Hand des Biſchofs, des hohen Clerus, des Adels und etwa der Rathsherren der Städte. In Münſter bildeten dieſe vier die vier Stände des Bisthums. Habſucht, Herrſchſucht, Wohlleben und Sittenloſigkeit waren kaum irgend ſo hoch geſtiegen wie hier. Deswegen begann denn auch die Reformbewegung der Bürger in Münſter mit den bitterſten Klagen gegen die hohe Geiſtlichkeit,

---

[1]) Qui contra omnium spem nostrum metum in pacem convertit. de Wette IV. 551.

die „stets die Güter der verstorbenen Bischöfe in Anspruch nehme, nie aber deren — Schulden bezahle, — die den Ochsenmarkt, den Korn-, den Leinwandhandel an sich ziehe, u. s. w." — Die Forderung der Bürgerschaft, daß „die unzüchtigen Weibspersonen und die Concubinen der Priester durch gewisse Kennzeichen vor den ehrbaren Frauen unterschieden werden sollten",[1]) zeigte, wie das Volk von seinen Priestern dachte. Sie fand natürlich taube Ohren. Als die Reformfreunde 1525 einen Aufstand versuchten, mußten die Leiter desselben, der Tuchhändler Bernhard Knipperdolling und der Priester Bernd (Bernhard) Rottmann Rettung in der Flucht suchen.

Bald aber hatte sich die Zahl der Reformfreunde so vermehrt, daß sie am 23. Februar 1532, abermals unter Anführung und Leitung Knipperdollings und Rottmanns die Lambertuskirche zum reformirten Gottesdienst erzwingen konnten. Der Bischof Friedrich von Wied entsagte in Folge dieser Niederlage seiner Würde, die erst durch Kauf an Erich von Braunschweig, bereits Bischof von Paderborn und Osnabrück, und nach dessen kaum einige Wochen nachher nach einem Festessen erfolgten raschen Tod an Kunz von Waldeck, Administrator von Minden und bald auch Bischof von Osnabrück, überging. Dieser Herrscherwechsel und das Schwanken in der Regierung erlaubte den Reformfreunden in Münster schon am 6. August 1532 den katholischen Gottesdienst gänzlich aufzuheben. Diesem letzten Beschluß folgte die Auswanderung vieler Anhänger der alten Kirche. Jetzt versammelte der Bischof die Stände des Bisthums in Telgte, um hier die nöthigen Schritte gegen die Stadt einzuleiten. Einstweilen verbot er alle Zufuhr in die Stadt; diese rief ihrerseits den schmalkaldischen Bund und insbesondere den Landgrafen Philipp von Hessen zu Hülfe, und bereitete sich indeß zu ernstem Kampfe gegen den Bischof vor.

In diesen Tagen, am 21. Dezember 1532, schrieb Luther zwei Briefe nach Münster, den einen an den Rath der Stadt, den andern an den Reformprediger Rottmann. In jenem warnte er vor dem Ueberstürzen der Reform, vor „den Zwinglern, Schwärmern

[1]) Riffel II. 585. Not. 2.

und Wiedertäufern“[1]); an Rottmann schrieb Luther fast entschuldigend, daß er durch „gewisse Gerüchte“[2]) nach welchen die Sakramentarier sich in Westphalen einzuschleichen suchten, zu seinem Schreiben veranlaßt sei. Ob diese „Gerüchte“ ihn auch über die nächsten Absichten und Plane des Raths von Münster aufgeklärt, ob er Rottmanns Wesen so durchschaut, daß er die kommenden Dinge vorhersah, geht aus den Briefen Luthers selbst nicht hervor; gewiß ist, daß er vorhersagte, was unmittelbar nachher sich verwirklichen sollte.

Vier Tage nach Luthers Brief, in der zweiten Christfestnacht vom 25.—26. Dezember überfielen die Münsteraner in Telgte die hier versammelten Stände des Bisthums, und nahmen die ganze Geistlichkeit und den Adel des Stifts in ihren Betten gefangen.

Der Landgraf Philipp, der hier wie so oft in entgegengesetzter Richtung als Luther eingewirkt hatte, vermittelte dann einen Frieden zwischen der Stadt und dem Bischofe, durch welchen alle Pfarrkirchen der Reform und nur der Dom und die Stiftskirchen dem Bischofe und seinen katholischen Anhängern zugesagt wurden. Trotz dieses Friedens aber wurde bald den Katholiken wieder der Gottesdienst überhaupt versagt.

Bernhard Rottmann war ein geistvoller Mensch, ein allen Eindrücken Preis gegebenes, nirgend feststehendes Talent. Nachdem die Reform gesiegt, heirathete er eine Frau, die im Verdacht stand, eben ihren ersten kranken Gatten im Bade ermordet zu haben; und als die katholische Religion gänzlich aus Münster vertrieben war, bedurfte er und wurde ihm neue Anregung, neue Aufregung durch die Lehren der Wiedertäufer, die jetzt in Münster Boden faßten und ihn mit fortrissen.

Die blutige Verfolgung derselben in Baiern, Oestreich und dem Herzogthum Sachsen gab ihnen ein glorreiches Märtyrthum und half ihre Lehren weiter verbreiten. Am kräftigsten und nachhaltigsten war dies in den deutschen Niederlanden, in Brabant, Holland, Friesland, der Fall, nachdem Viele anderwärts mit Tod Bedrohte hier Schutz gefunden hatten.

---

[1]) de Wette IV. 424. [2]) de Wette IV. 426.

Zur Zeit als die Reformbewegung in Münſter den Sieg davon trug und Rottmanns leichterregtes Gemüth bereits ſich zu enge in dem Kreiſe der Reform Luthers fühlte, lebte in Harlem ein Bäcker Johann Mathiſon, der in einem Kreiſe von Wiedertäufern den Ruf eines Propheten gewonnen hatte. Er ſammelte Apoſtel um ſich und ſchickte deren zwölf in die Welt hinaus, um zu lehren und zu bekehren und das Land zu ſuchen, wo das tauſendjährige Reich beginnen ſolle. Einer davon kam nach Münſter, und ſeine Schilderungen über die Zuſtände in Münſter riefen den Propheten Enoch, wie Johann Mathiſon ſelbſt ſich nannte, in Begleitung eines zweiten Propheten, des Schneiders Johann Bockelſohn, genannt Elias, nach Münſter.

Dieſe neuen Propheten riſſen eine Weile den Stadtprediger Rottmann mit ſich fort und drängten ihn zuletzt in den Hintergrund. In wunderbarer Begeiſterung an ihren Beruf glaubend oder wenigſtens Andere glauben machend, wußten ſie das unter dem Krummſtab wild aufgewachſene, vollkommen vernachläſſigte, jedem Aberglauben preisgegebene Volk in die wildeſte Begeiſterung hineinzutreiben. Von nächtlichen Prozeſſionen kamen ſie zu nächtlichen Tanzzügen durch die Straßen. Während dieſer Züge ſprachen ſie von Gott und ſeinen Engeln, die ihnen erſchienen waren und ſie belehrt hatten; predigten ſie das neue Gottesreich, das alle Feſſeln ſprengen, allen Ungerechtigkeiten ein Ende machen, alle Leiden ſühnen, alle Ungleichheiten ausgleichen werde. Jeder fand in dieſen Lehren was er bedurfte, Jeder hoffte durch ſie zu erlangen, was ihm fehlte. Der Rauſch, der Wahnſinn wurde allgemein unter den niedern Klaſſen, und ſteckte endlich auch viele aus den höhern Klaſſen mit an.

Der Rath der Stadt ſah ſich bald von dieſem Treiben bedroht, und nachdem er die proteſtantiſchen Gottesgelehrten des Landgrafen Philipp (Fabricius und Lening) gegen die Wiedertäufer zu Hülfe gerufen und dieſe vergebens die wilde Begeiſterung zu bekämpfen oder zu mäßigen geſucht hatten, war er endlich gezwungen, Schutz bei dem Biſchof ſelbſt zu ſuchen.

Die Hülfe aber, die der Biſchof ſenden ſollte, wurde durch die Rathsmitglieder, die mit von dem Strudel ergriffen waren, hintertrieben. Unterrichtet von der Gefahr, die ihnen drohte, kamen die

Wiedertäufer dem Schlage zuvor und zwangen den Rath durch einen bewaffneten Aufſtand ihnen die Freiheit, zu lehren, in Münſter zuzugeſtehen. Die Folge dieſes Sieges war eine zweite, noch größere Auswanderung der wohlhabenderen Klaſſen von Münſter und eine Einwanderung vieler Wiedertäufer und vieler Abenteuerer von weit und breit. So erſtarkt ſetzten dieſe am 24. Februar 1534 abermals in Folge eines Aufſtandes eine neue Rathswahl durch, welche die Herrſchaft der Stadt in ihre Hand lieferte, indem Knipperdolling und Ribbenbroik, zwei ihrer eifrigſten Anhänger, zu Bürgermeiſtern gewählt wurden. Mit ihrer Hülfe wurden wenige Tage ſpäter am 28. Februar alle Nichtwiedertäufer aus der Stadt vertrieben, worauf dann die thatſächliche Reform im Geiſte der Wiedertäufer begann. Die Kirchen wurden alles Schmuckes, um der Gleichheit willen ſelbſt der Kirchthürme beraubt; die Bibliotheken, überflüſſig da nur die Bibel zum Heile führe, verbrannt; die Handſchriften, die nur der Menſchen Knechtſchaft zu vermehren geeignet, zerſtört.

Die Ausgewanderten vermehrten die Macht des Biſchofs, der jetzt die Belagerung von Münſter begann. Aber die belagerten Wiedertäufer zeigten eine Opferbereitwilligkeit und Kampffähigkeit, die allein ſchon bekunden, daß der Rauſch die ganze Maſſe ergriffen hatte. Der Prophet Mathiſon wurde der unbedingte Alleinherrſcher der „Stadt Gottes". Nachdem er Anfangs die eingewanderten Wiedertäufer in Hab und Gut der Ausgewanderten eingeſetzt hatte, ging er zuletzt zu einer thatſächlichen Gütergemeinſchaft über. Er forderte die Ablieferung alles Geldes und alles Schmuckes, und bald auch die aller Nahrungsmittel. Wer dem Befehle des Propheten nicht gehorchte, der verfiel auf offenem Markte dem Racheſchwert ohne Gnade, ohne Recht, ohne Richter; denn jeder ſeiner Schritte, jede ſeiner Thaten wurden nur auf Gottes Befehl, der keinen Zweifel, keinen Widerſpruch zuließ, vollzogen. So wurde die Begeiſterung durch den Blutrauſch und die Todesfurcht ſelbſt geſteigert.

Am Oſtermontage unternahm Mathiſon, wie ſtets auf Gottes ausdrücklichen Befehl nur mit einer Lanze bewaffnet, einen Ausfall, der, obgleich er nach Gottes Zuſage zur Niederlage der Feinde führen ſollte, blutig zurückgewieſen wurde, und mit dem Tode Mathiſons

selbst endete. Jetzt trat Johann Bockelsohn von Leiden, der bisher die rechte Hand Mathisons gewesen war, an dessen Stelle. Erst sechsundzwanzig Jahre alt, männlich schön, beredt, thatkräftig, muthig und umsichtig, hatte Johann bereits ein vielfaches Abenteurerleben hinter sich. Eines Schulzen Sohn, in Groeningen geboren, hatte er sich als Gewandschneider, als Kaufmann, als Volksdichter, oft seine Dichtung selbst aufführend in der Welt (England, Portugal, Norddeutschland) herumgetrieben, bis er endlich in Leiden eine Wirthswittwe heirathete. Hier wurde er einer der eifrigsten Wiedertäufer, und Mathison sandte und begleitete ihn später selbst nach Münster. Nach seines Meisters Tod wußte er das Volk zu belehren, daß Mathison untergegangen, weil er irgendwie gegen Gottes Wille gehandelt; daß er selbst aber berufen sei, das angefangene Werk zu vollenden. Fast mit noch kräftigerer Hand wie Mathison führte dann sein junger Nachfolger das Regiment der Stadt. Er begann mit einer neuen Ordnung der Dinge. Nach den zwölf Stämmen Israels ernannte er zwölf Richter, erließ ein sehr strenges Sitten- und Strafgesetz, ordnete den ganzen Staatshaushalt, und selbst das Essen und Trinken in jeder Familie; und übergab dem ehemaligen Bürgermeister Knipperdolling sein Schwert als Scharfrichter. Der Tod strafte jeden, auch den kleinsten, Ungehorsam. Die strenge Zucht des neuen Sitten- und Strafgesetzes dauerte aber nicht lange. Nachdem Johann von Leiden seine Herrschaft in der Stadt durch blutige Hinrichtungen und durch das Zurückschlagen eines allgemeinen Angriffes der Belagerer gesichert hatte, ließ er drei Tage über die Vielweiberei, „wie sie unter den Patriarchen bestanden habe", predigen und dann dieselbe einführen, indem er selbst neben seiner ersten Frau nicht nur die schöne Wittwe Mathisons, sondern nach und nach sechszehn Jungfern heirathete.

Nach so vielen Auswanderungen, nach so vielen Kämpfen gab es zuletzt in Münster auf 2000 Männer fast 9000 Frauen. Das erklärt die Vielweiberei halbwegs, die überdies so eingerichtet wurde, daß der Mann und „Herr" nicht nur für das Benehmen seiner Frau einstand, sondern sie auch zum Kampfe selbst schicken mußte, wo denn viele Frauen so tapfer wie ihre Männer mitkämpften. Trotz alledem aber fand die Vielweiberei den Widerspruch eines Theils der Wieder-

täufer selbst. Ein Schmied, Mollenhecke, veranlaßte einen Aufstand, der im ersten Anlaufe selbst zur Gefangenschaft Johannes führte, der aber mit der Besiegung des Aufstandes endigte und zu massenhaften Hinrichtungen, durch Erschießung von fünfunddreißig, und durch Enthauptung von doppelt so viel Gegnern der Vielweiberei und der Blut- und Wollustherrschaft Johannes endigte. Durch diesen Sieg wurde dann der Sieger noch weiter gehetzt und getrieben. Ein anderer Prophet trat auf und verkündigte, daß ihm Gott offenbaret, Johann sei berufen, König des ganzen Erdkreises zu werden; worauf Johann „Von Gottes Gnaden König im neuen Tempel Gottes, ein wahrhafter Diener der Gerechtigkeit aus Kraft der Stadt Münster" sich selbst die Krone aufsetzte, einen Hofstaat einrichtete, Herzoge ernannte, und alle deutschen Fürstenthümer vertheilte, mit Ausnahme der Landgrafschaft Hessen, die Philipp, den die Münsterer Wiedertäufer klüglich schonten, bleiben sollte. —

Aber nicht wie ein Kaiser, sondern wie ein heißblütiger Sultan lebte Johann von nun an. Die Wiedertäufer lehrten meist eine mystische Entweltlichung, Vergeistigung der Gottberufenen, die das Fleisch und seine Werke und Thaten für Nichts gelten ließen, und somit auch das Laster selbst nicht mehr für Sünde, sondern für eine ebenso gleichgültige That, wie die Verdauung der genommenen Speise ansahen. Die Sinnlichkeit deckte mit diesem im Ursprunge übersinnlichen Grundsatze die Befriedigung der Sinnlichkeit selbst. Der Blut- und Sinnenrausch des Sultan-Kaisers, seines Hofstaats, seines Heeres erlangte nach und nach eine Höhe, wie sie nur dem tollsten Religionswahn möglich ist. Die nächtlichen Prozessionstänze auf dem Markte nach der Predigt wurden Bacchanalien, die dann wieder mit blutigen Hinrichtungen solcher, welche des Gottesreichs nicht würdig, von Gott dem Untergange überwiesen waren, endigten. Eine der Jungfrauen, die König Johann sich zugelegt hatte, wurde nüchtern, ehe das Ende der Herrschaft ihres Herrn nahte; der König führte sie selbst auf den Markt, nahm das Schwert aus Knipperdollings Hand und richtete sie hin.

Und dabei schlugen die Belagerten immer von neuem die heftigsten Angriffe der Landsknechte des Bischofs zurück. Der Hunger, der

zuletzt so allgemein wurde, daß er selbst den Kaiser nicht schonte, und diesen sogar zwang, seinen Harem aufzugeben, war nicht im Stande die Willenskraft der Lenker dieses wunderbaren Treibens zu brechen. Kaum ein paar hundert Kämpfer blieben zuletzt übrig; aber diese selbst konnten, obgleich der Bischof von Münster durch den Reichstag zu Worms Reichshülfe erlangte, nur durch Verrath besiegt werden. Zwei der Ihrigen entdeckten dem Bischofe einen unbewachten Zugang, auf welchem die Stadt während der Nacht vom 24. bis 25. Juni genommen wurde. Aber auch jetzt noch vertheidigten sich die Verrathenen von Straße zu Straße mit dem Muthe der Verzweiflung, so daß die letzten selbst sich eine Capitulation erzwangen, die dann freilich das bischöfliche Heer nicht achtete, sondern Alle, welche die Waffen streckten, bis auf wenige niedermachte.

Johann von Leiden und Knipperdolling gehörten zu den wenigen Gefangenen. Der Bischof ließ beide monatelang durch Deutschland von Stadt zu Stadt schleppen, endlich aber im Januar 1536 dort, wo einst Johannes Thron auf dem Markte zu Münster gestanden hatte, mit glühenden Zangen zu Tode quälen. Noch heute sieht man die eisernen Käfige am Thurme der Lambertuskirche, in welchen der Bischof ihre Gebeine der Welt zur Schau und zum Schrecken aufhängen ließ.

Die Geschichte kennt Aehnliches nur in der wilden Begeisterung der Hussiten und der furchtbaren Ausartung der Adamiten. Dem Fortschritte der deutschen Reform gegenüber aber erscheinen die Wiedertäufer in Münster wie eine Warnung, den Ruf Luthers: „Friede! Friede!“ bestätigend und bewährend.

Wie der Bauernkrieg im Großen eine Scheidewand für die Fortschritte der Reform war, so wurde der Aufstand in Münster die Veranlassung, daß ein großer Theil von Westfalen in Mitten des protestantischen Sachsenstammes die Macht des Rückschrittes bekundet, der überall dem sich überstürzenden Fortschritte von selbst und nothwendig folgt.

25.

Am 23. August 1532 war Kurfürst Johann von Sachsen am Schlage gestorben. Er verdient den Namen des „Beständigen" wenigstens in so weit, als er mit unwandelbarer Beständigkeit das höchste Vertrauen in Luther setzte, und seine eigenen Schritte fast in jeder Lage nach dem Rathe Luthers lenkte. Dieser Beständigkeit verdankt es Deutschland, daß die Reformation im Wesentlichen rechts und links die Abgründe vermieden hat, die sich Schritt für Schritt neben ihr öffneten. Der älteste Sohn Johanns, sein Nachfolger, Kurfürst Johann Friedrich war weit entfernt, bei seinem Regierungsantritt seinen Vater an herzlicher Hingebung für die Reform, an Einsicht, Ruhe und Entschlossenheit zu erreichen. Er gehörte überhaupt bereits einer andern Generation an, und lenkte mehr in die Bahn derjenigen Fürsten ein, welche die Reform zum Vortheile ihrer Herrschaft ausbeuteten.

Der erste Brief Luthers an Johann Friedrich war ein scharfer Verweis wegen einer Ungerechtigkeit, die der junge noch nicht dreißig Jahre alte Herrscher und sein neuer Kanzler Christian Baier sich hatten zu Schulden kommen lassen[1]). Einer der ersten Schritte des neuen Regiments war die Einziehung der geistlichen Güter für die Rentkammer des Kurfürsten. Luther sprach sich dagegen in einem „Bedenken" aus, forderte „daß man für allen Dingen darin sehen sollt, daß von den geistlichen Gütern Pfarrer, Kirchendiener, Schulen, Spitäler, gemeine Kassen und arme Studenten ziemlich versorgt werden. Was darnach übrig wäre, wollt ich nicht wehren, daß Euer Kurf. Gnaden desselben für sich brauchten, zur Erstattung der unmäßigen Kosten, so auf das Evangelium und Kirche ist gangen."[2])

Gleich nach dem Regierungsantritt Johann Friedrichs schrieb Luther an einen vom Adel: „Ich hatte es wahrlich Sorge, lieber Herr, Freund und Gefatter, es würde Euch nach Absterben N. N. (des Kurfürsten Johann) sauer unter Augen gehen, und Euch dauern

[1]) de Wette IV 408. [2]) de Wette IV. 409.

der treue Dienst, seiner fürstlichen Gnaden erzeigt." — — Luther tröstet seinen Gevatter, und sagt endlich: „Ist doch noch nicht aller Tage Abend"[1]). Fast zwei Jahre später schrieb Luther abermals an seinen gestrengen, festen, lieben Herrn und Gevatter, und sagte ihm: „zu Hofe ist es noch zu früh, und Euere falschen Freunde (wie ich sie nenne) sind noch zu neu im Regiment, als mich dünkt; und haben noch zu viel übrige Weisheit und Gerechtigkeit, wie die jungen Regenten alle haben. — — Man will den grauen Rock verdienen, und Kunst beweisen, wie alle vorigen Regenten Nichts und fast schädlich gewesen sind. Novus rex, nova lex. — Und daß ich wieder auf des B. (des Kanzler Baier) Rath komme, so acht ich's auch, Ihr laßt eine Weile rauschen, was rauscht, bis es ausgerauscht habe."[2])

Luther war im Jahre 1533 von neuem mit Herzog Georg von Sachsen in Streit gerathen, weil dieser alle Evangelischen aus Leipzig austrieb, weswegen Luther ihn in heftigen Schriften angriff. Grade in der Zeit, wo dieser Streit stattfand, söhnte sich Kurfürst Johann Friedrich (in Grimma 13. Nov. 1533) mit dem Herzog Georg aus; worauf der Kurfürst dann auch Luthers Eifer gegen Georg von Sachsen vielfach zu mäßigen suchte. Aus all dem geht hervor, daß Anfangs kein rechtes Verständniß zwischen Luther und dem jungen Kurfürsten stattfand, so daß Luther selbst den Rath befolgen mußte, den er andern ertheilte: „eine Weile rauschen zu lassen, bis es ausgerauscht habe."

Aber sicher nicht zu seinem Vortheile horchte Kurfürst Johann Friedrich weniger, als sein Vater gethan, auf Luthers Stimme. Der große, überwiegende Einfluß, den Kursachsen unter seinen beiden letzten Kurfürsten in Deutschland ausgeübt hatte, schwand mehr und mehr dahin, seit Johann Friedrich an die Stelle seiner Vorgänger getreten war. Der Landgraf Philipp von Hessen, der neben „Johann dem Beständigen" nicht aufkommen konnte, wurde neben Johann Friedrich der Lenker der Protestanten. Der Sieg, den er in Würtemberg davon-

[1]) de Wette IV. 397. Der Brief ist wohl an Fr. Joh. von Riedtessel gerichtet, wie aus dem Briefe de Wette IV. 418 hervorgeht, wo dieser ebenfalls als „gestrenger, ehrenfester, lieber Herr und Gefatter" angeredet wird. [2]) de Wette IV. 522

trug, der große Vortheil, den dadurch die protestantische Sache und Partei in Deutschland erlangte, waren mit Ursache, daß von nun an Philipp vor allen Andern als das Haupt der deutschen Protestanten erscheint. Ueberdies hatte Philipp auch gelernt, daß sein Ansehen vielfach von dem abging, was Luther von ihm hielt und dachte. Das mag mit Ursache gewesen sein, wenn nun der rasche Philipp eine Zeitlang die Ansichten Luthers über den friedlichen Fortschritt und die Achtung vor Kaiser und Gesetz herauskehrte.

Luther aber trat von nun an bei den „äußern" Angelegenheiten der Protestanten mehr in den Hintergrund, und befaßte sich dagegen vorzugsweise mit den innern Angelegenheiten der neuen Kirche, der Visitation, den Ehezwisten, der Versorgung der Kirchen mit Geistlichen, der Besoldung der Geistlichen und Schullehrer und dergleichen. Ueberdies verhinderten ihn öfteres Unwohlsein, durch eine Steinkrankheit, wie sich später zeigte, veranlaßt, nun mitunter Wochen und Monate am Arbeiten.

Eine Folge dieser veränderten Lage der Dinge war es auch, daß Luther allmälich immer nachgiebiger wurde in Bezug auf das Verhältniß der Lutherischen zu den Reformirten. Der Landgraf Philipp trieb vor wie nach auf die Vereinigung der Lutheraner und Zwinglianer, und Luther antwortete ihm jetzt: daß es an ihm nicht fehlen solle, „wenn er Etwas thun könne wider die Papisten, die nicht können und wollen aufhören, sie haben denn Christum verstört und selbst darnieder liegen"[1]). Bucer war immer von neuem thätig eine gemeinsame Glaubensformel aufzufinden; und Luther wies zwar sehr entschieden jeden Mittelweg[2]), aber nicht mehr die Vereinigung selbst zurück.

Als die „Reformirten" erklärten, daß sie in Zukunft der Augsburger Confession gemäß lehren wollten, hielt Luther es eine Weile immer noch „für nuz und gut, daß man die Concordia nicht so plötzlich schließe, nicht übereile"[3]). So dauerte es denn auch wirklich noch Jahr und Tag bis endlich eine solche „Concordia" zu Wittenberg selbst, wohin sich die oberdeutschen Vermittler begaben, weil Luther

[1]) de Wette IV. 560. [2]) de Wette IV. 570 u. a. [3]) de Wette IV. 588. 589.

krank war und nicht reisen konnte, abgeschlossen wurde. Die Prediger von Strasburg (Bucer und Capito), die von Ulm, Eßlingen, Augsburg, Memmingen, Frankfurt, Sürfeld und Reutlingen unterzeichneten hier am 29. Mai 1536 gemeinsam mit Luther und den sächsischen Theologen eine Vereinigung, die später auch von den Schweizern zeitweilig genehmigt, und durch welche anerkannt wurde, „daß mit dem Brod und dem Wein wahrhaftig und wesentlich zugegen sei, dargereicht und empfangen werde der Leib und das Blut Christi", womit Luthers Grundansicht den Sieg davon trug.

26.

Die Protestanten von ganz Deutschland und der Schweiz erschienen durch die Wittenberger Concordia als eine geschlossene Einheit. Der schmalkaldische Bund, ihr Vertreter nach Außen hin, hatte unterdeß immer größere Fortschritte gemacht. Nachdem Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen 1535 beim Erzherzog Ferdinand in Wien die Rücknahme des Beschlusses des Nürnberger Friedens, nach welchem keine neuen Mitglieder in den Bund aufgenommen werden sollten, betrieben hatte, wurde derselbe auf zehn Jahre erneuert, und auf einer Bundesversammlung zu Frankfurt, April 1536, die Fürsten und Länder von Würtemberg, Pommern, Zweibrücken und Anhalt, so wie die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und endlich selbst Dänemark in den Bund aufgenommen. Kurze Zeit vorher war Joachim I. von Brandenburg, einer der heftigsten Gegner der Reform, gestorben; sein Sohn und Nachfolger Kurfürst Joachim II. trat fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zur reformirten Kirche über und der Markgraf Johann von Brandenburg, sein Bruder, ließ sich selbst in den schmalkaldischen Bund aufnehmen.

Es hatte eine Weile sogar den Anschein, als wenn Rom selbst an Zugeständnisse der Reform gegenüber denke. In Folge des Würtemberger Friedens hatte bereits Clemens VII. erklärt, daß er nächstens ein Concil berufen und eröffnen werde. Luther zweifelte, daß

Rom in Ernst ein Concil wolle, und noch mehr, daß wenn es ein solches zugestehe, dasselbe von großem Nutzen sein werde. Nichts desto weniger rieth er den protestantischen Fürsten das angebotene Concil anzunehmen, damit der Papst nicht sagen könne: „Siehe da, die Lutherischen wollen die Malstadt nicht haben; sie wollen selbst das Concil sein.“[1])

Der schmalkaldische Bund antwortete auch in diesem Sinne, nahm Juni 1533 das Concil an, — vorausgesetzt, daß der Papst nicht „Partei und Richter zugleich“ sein wolle.

Ehe Papst Clemens VII. hierauf erwiderte, traf ihn am 25. September 1534 der Tod. Sein Nachfolger Paul III. (Alexander Farnese), am 13. Oktober gewählt, gehört mit zu den feinsten Köpfen, die auf dem Stuhle Petri gesessen. Man war in Rom selbst nach und nach zu dem Bewußtsein der hohen Bedeutung der Reform gekommen; man fühlte dort jetzt allgemein, daß eine einfache Verneinung und Verdammung ihr gegenüber nicht mehr genüge. — Paul III. ernannte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung Ausschüsse von Kardinälen mit dem Auftrage, die Mißbräuche in den Gerichtshöfen Roms zu beseitigen, dem Sittenverderbniß in Rom zu steuern, und die Reformen in der Kirche vorzubereiten.

Zugleich berief er als Kardinäle Gelehrten der römischen Kirche um sich, die, wie die Contarini, Peter Caraffa, Polo, vom Geiste der Reform Luthers mehr oder weniger beseelt waren. Er trat mit Luther selbst in Unterhandlungen, indem er persönlich an ihn schrieb und seinen Legaten Peter Paul Vergere, Bischof von Capod'istria an ihn schickte. Dieser aber glaubte Luther beurtheilt zu haben, wenn er ihn „roh und ungebildet“ nannte. Alle Reformplane verhinderten unterdeß Paul III. nicht neben dem würdigen Contarini, dem strengen Caraffa u. A. auch seinen noch unmündigen Neffen ins Cardinalkollegium zu berufen und seine Enkel zu Herrschern in Italien zu erheben.

Mit Paul III. trat die Concilienfrage von neuem in den Vordergrund, und noch einmal antworteten die in Schmalkalden (Dezbr. 1535)

[1]) de Wette IV. 454. u. A.

versammelten protestantischen Fürsten und Städte, daß sie nur ein „freies" Concil, worin sie selbst nicht als Angeklagte, und der Papst nicht als Richter erscheinen und welches aus unparteiischen Leuten, dem Kaiser, Königen, Prälaten, Fürsten und Ständen, nach Gotteswort entscheidend, zusammengesetzt sei, anerkennen werden. Nichts desto weniger sagte der Papst, als er endlich dem Kaiser das Concil auf den 23. Mai 1537 nach Mantua zu berufen zugestand, in der Berufungsbulle vom 2. Juni einfach, daß die Kirchenversammlung zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei berufen werde.

Die deutschen Protestanten erklärten dagegen ihrerseits (im Febr. 1537 auf einem Bundestage zu Schmalkalden), daß sie ein so berufenes Concil nicht anerkennen würden, weil ein Concil in Mantua kein freies, kein deutsches Nationalconcil sein werde, weil der Papst nicht die Irrthümer und Mißbräuche Roms abzuthun beabsichtige, sondern im Gegentheile die Augsburger Confession zum Voraus verurtheile; deswegen baten sie von neuem den Kaiser um ein „freies, christliches Concil deutscher Nation ohne alle gefährliche, parteiische, verdächtige und unbillige Handlung."

Auf dieser Versammlung zu Schmalkalden legte der kaiserliche Orator (Gesandte), der Vizekanzler Mathias Held, gegen die Aufnahme neuer Mitglieder in den schmalkaldischen Bund Verwahrung ein, und behauptete zugleich im Namen des Kaisers, daß dem Reichskammergericht das Recht zustehe, zu entscheiden, was Religionssache sei und was nicht? Diese einfache Frage aber war von sehr großer Tragweite. Je nachdem dieselbe entschieden wurde, gehörten alle Klagen der katholischen Geistlichkeit wegen eingezogener Klöster, Beneficien und Güter vor das Reichskammergericht oder nicht. Wurden diese Streitfragen dem Reichskammergericht zur Beurtheilung überlassen, so war kein Zweifel, daß sie alle im Geiste und zum Vortheile der katholischen Kirche entschieden wurden; denn in der That war die Einziehung der geistlichen Güter gegen das bestehende Gesetz; während überdies das Reichskammergericht bisher alle protestantischen Beisitzer sich ferne zu halten gewußt hatte, und offenbar auch wo das Gesetz zweifelhaft war, stets Partei gegen die Protestanten ergriff.

Es war also von durchgreifender Bedeutung für die Protestanten, ob das Reichskammergericht diese Streitigkeiten vor sein Forum ziehen dürfe oder nicht. Und als der kaiserliche Gesandte darauf bestand, erklärten die Schmalkalder, daß sie, so lange diese Forderung nicht beseitigt sei, keine Beiträge mehr zur Erhaltung des Kammergerichts und ebenso keine Türkensteuer mehr leisten würden. Im nächsten Jahre beschlossen sie weiter auf einem Bundestage zu Braunschweig, jedes Urtheil des Reichskammergerichts zurückzuweisen.

27.

Dieser letztere Beschluß war übrigens vorzugsweise durch ein neues Bündniß der Katholischen gegen die Protestanten und durch ein schärferes Auftreten des Reichskammergerichts veranlaßt. Die äußern Verhältnisse waren hier noch einmal maßgebend mit im Spiele.

Zum drittenmale hatten Kaiser Karl und König Franz von Frankreich Frieden geschlossen. Der Krieg, der 1535 zwischen ihnen von neuem ausgebrochen war, hatte die wunderbarsten Verwickelungen herbeigeführt. Während Kaiser Karl mit seinen stolzen Spaniern und seinen tapfern deutschen Landsknechten Tunis eroberte, die ottomanischen Seeräuber, die hier unter Chairreddin das Mittelmeer beherrschten, vertrieb, und 10,000 Christensclaven befreite, schloß der „allerchristlichste" König von Frankreich, der nach Herzog Sforzas Tod (1535) Mailand wieder in Anspruch nahm, und unmittelbar Savoyen as Pfand für Mailand besetzte, ein festes Bündniß mit Soleiman. Die türkische Flotte vereinigte sich dann mit der Frankreichs, um gemeinsam die italienischen und spanischen Flotten zu bekämpfen, die Küsten beider Länder zu plündern. Im Frühjahr 1536 besuchte der Kaiser den Papst Paul III. in Rom selbst, wo es ihm gelang, Paul zu veranlassen, das Concil gegen die Protestanten zuzusagen. Dagegen wurde der Papst durch die kecke Art, mit welcher Kaiser Karl V. in einer Rede am 5. April zu Rom seinen Gegner Franz I. persönlich zum Zweikampfe auf einer Insel, einem Schiffe, einer Brücke, wie's Franz beliebe, herausforderte, um über den Besitz von Mailand

durch ein Gottesgericht zu entscheiden, mehr erschreckt als angezogen. Nach einem unglücklichen Einfalle Karls in Frankreich (Juli 1536) forderte Franz I. weniger ritterlich aber ebenso abenteuerlich als sein Gegner im folgenden Jahre den Kaiser vor das Parlament von Paris, wo dieser sich als Lehnträger des Königs von Frankreich für Artois und Flandern den Prozeß machen lassen sollte.

Die Fortschritte, welche unterdeß die Protestanten in Deutschland, England, Schweden und Dänemark machten, veranlaßten endlich Paul III. den Frieden mit allen Mitteln zu fördern. Gegen Ende des Jahres 1537 wurde unter seinem Einflusse erst ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem Papst, dem Kaiser und Venedig und dann auch ein Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und dem König Franz I. abgeschlossen, welcher letztere am 18. Juni 1538 durch eine persönliche Zusammenkunft des Papstes, des Kaisers und des Königs von Frankreich in Nizza auf 10 Jahre verlängert wurde. Eine zweite Zusammenkunft zwischen Karl V. und Franz I. im Schlosse zu Aigues-Mortes hatte wenigstens die Folge, daß Franz I. auf das fernere Bündniß mit der Türkei verzichtete und sogar dem Kaiser Hülfe gegen die Ungläubigen zusagte. Unterdeß hatte auch der Erzherzog-König Ferdinand (Febr. 1538) mit Johann Zapolya einen Vertrag eingegangen, wodurch dieser zugestand, daß nach seinem Tode seine Ansprüche auf Ungarn und Dalmatien an Ferdinand übergehen sollten. So erlangten die Habsburger freie Hand nach allen Seiten und insbesondere nach Deutschland hin.

Hier hatte unterdeß derselbe kaiserliche Kanzler Matthias Held im Auftrage der Habsburger die katholischen Fürsten Deutschlands, den Erzherzog-König Ferdinand, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, Georg von Sachsen, Erich und Heinrich von Braunschweig, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg zu einem neuen katholischen Bunde, einer „heiligen Ligue" zu vereinigen gewußt. Schutz und Trutz gegen die Protestanten, war die Absicht des Bundes, der wie der Schmalkaldische zwei Bundeshauptleute, den Herzog Heinrich von Braunschweig für das Sächsische, den Herzog Ludwig von Baiern für das oberdeutsche Gebiet wählte. Beide, der schmalkaldische und der katholische Bund traten sich auf diese Weise mili-

tairisch organisirt, zwei feindliche Lager, gegenüber. Beide Parteien rüsteten, und selbst Luther, der vor wie nach den Krieg für ein Unheil, jeden Angriff für ein Verbrechen ansah, erklärte jetzt den Vertheidigungskrieg selbst, gegen den angreifenden Kaiser für gerechtfertigt[1]). So schien der Krieg noch einmal unvermeidlich und bevorstehend, und würde auch sicher jetzt begonnen haben, wenn die habsburgische Macht nicht noch einmal im entscheidenden Augenblicke anderswo hinlänglich Beschäftigung gefunden hätte.

28.

In nächster Nachbarschaft der burgundisch-niederländischen Besitzungen der Habsburger hatte Karl von Egmont sich seit 1482 mit französischer Hülfe gegen den Kaiser Maximilian und auch den Kaiser Karl im Besitze des größten Theils von Geldern und Zütphen zu erhalten gewußt. Da Herzog Karl von Geldern und Zütphen ohne Erben war, so sahen die Habsburger seinem Tode als dem Augenblicke der Vereinigung seiner Besitzung mit dem „Reiche" das heißt mit der habsburgischen Hausmacht entgegen. Anstatt dessen aber schloß der alte Herzog Karl unter Zustimmung der Stände von Geldern im Jahre 1538 einen Vertrag mit dem Herzoge Johann von Cleve, dahin gehend, daß dessen Sohn Wilhelm nach Karls Tod Geldern erben sollte. Schon im Juni desselben Jahres starb Herzog Karl, worauf der junge Herzog Wilhelm von Cleve, ganz Geldern und Zütphen in Besitz nahm. Als dann im Februar 1539 auch der Herzog Johann von Cleve starb, vereinigte Herzog Wilhelm in seiner Hand Geldern und Cleve, die mit allen ihren Anhängseln die mächtigste Herrschaft am Niederrhein bildeten.

Die Herzoge von Cleve hatten nun schon lange im Bunde mit Frankreich die Herrschaft der Habsburger in den Niederlanden beunruhigt und oft bekämpft; ihre Macht verdoppelte sich jetzt. Dazu kam, daß der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, die Schwester

[1]) de Wette V. 159. 247.

des Herzogs Wilhelm von Cleve und Geldern geheirathet hatte, und so dies mächtige Fürstenhaus am Niederrhein der natürliche Bundesgenosse der Schmalkalder wurde. Fast noch beunruhigender war aber, daß in den Niederlanden überhaupt, trotz aller strengen Edikte und blutigen Verfolgungen, der Protestantismus alle Tage größere Fortschritte machte.

Von dem Augenblicke an, daß diese neue und drohende Verwickelung in den Niederlanden eintrat, machte die Politik Karls V. in Deutschland noch einmal eine Wendung. Nachdem Alles durch den „katholischen Bund" zum Kriege vorbereitet war, brauchten jetzt die Habsburger, neuerdings durch die Türken bedroht, noch einmal Friede in Deutschland, um insbesondere ihre Stellung in den Niederlanden zu sichern, und so kam es durch Vermittelung des neuen kaiserlichen Sendboten Vesalius zu Frankfurt im Februar 1539 zu einem neuen „Religionsfrieden" zwischen dem Erzherzog Ferdinand Namens des Kaisers und den Protestantischen Fürsten, in welchem der Erzherzog-Reichsverweser jetzt zugestand, daß während 18 Monaten alle Prozesse beim Reichskammergericht für alle Angehörigen der Augsburger Confession aufgehoben seien.

Der Papst Paul III. aber, der durch diesen Frankfurter Religionsfrieden wieder verlor, was er durch die Herstellung des Friedens in Italien gewonnen zu haben glauben durfte, bot Allem auf, um Kaiser Karl zu veranlassen, denselben zu widerrufen; er erreichte wenigstens so viel, daß Karl dem von seinem Bruder, in seinem Namen abgeschlossenen Religionsfrieden einstweilen seine Zustimmung versagte, dagegen aber ein „Religionsgespräch" unter den Theologen beider Parteien zur Versöhnung vorschlug.

Es fanden deren mehr denn eines statt (im Juni 1540 zu Hagenau, im Oktober desselben Jahres und wieder im Frühjahr 1541 zu Worms), die zu keinem Ergebniß führten. Die wittenberger Theologen, Luther an ihrer Spitze, waren entschlossen, nicht weiter zurückzuweichen[1]), während der Papst seinen Nuntius in Deutschland ausdrücklich verpflichtete, „sich von jedem Religionsgespräch ferne zu hal-

[1]) de Wette V. 260 282.

ten, und keinen Beschluß, welcher Art er auch sei zu bestätigen." Es handelte sich nur darum, „Zeit zu verlieren, Geld zu vergeuden, zu Hause Alles zu versäumen und Schaden zu nehmen" wie Luther sich äußerte.

Unterdeß aber verwickelten sich die Verhältnisse für die Habsburger immer mehr. Die ewigen Kriege Karls gegen Frankreich hatten furchtbare Summen gekostet, von welchen die reichen Niederlande einen großen Theil aufbringen mußten, während die blutigen Verfolgungen der Protestanten in den Niederlanden das Volk den Habsburgern entfremdet hatte. Zuletzt weigerte, auf alte Privilegien gestützt, Gent, die reiche, regsame und hochstrebende Geburtsstadt Karls V., ihren Antheil an den von den Ständen der vereinigten Provinzen der Stadthalterin Maria (von Ungarn, Ludwigs Wittwe, Karls Schwester) bewilligten Summen. Es kam zum Aufstande in Gent; der Adel, kaiserlich gesinnt, wurde verjagt, die Beamten des Kaisers gefangen, eine neue Regierung gewählt, und die Stadt befestigt. Endlich riefen die Bürger von Gent den König Franz um Hülfe an. Dieser verweigerte dieselbe, und bot sogar Kaiser Karl an, sich auf dem kürzesten Wege durch Frankreich nach den Niederlanden zu begeben. Kaiser Karl nahm auch das Anerbieten an; und wurde in Frankreich, wo er am Neujahrstage 1540 in Paris einzog, überall mit den höchsten Ehren empfangen.

Im Januar 1540 erreichte er die Niederlande. Mit Uebermacht bedroht, ergab sich Gent ohne Kampf, worauf die Führer des Aufstandes auf offenem Markte hingerichtet, die Privilegien der Stadt verbrannt, und die Stadt in eine Strafe von 50,000 Goldgulden zur Herrichtung einer Zwingburg verurtheilt wurde.

Der rasche Sieg Karls in Gent ließ Franz I. bald bereuen, was er gethan. Als Lohn für seine Großmuth sollte sein zweiter Sohn die Tochter Karls V. heirathen, und diese die Niederlande, Burgund und Geldern als Ausstattung erhalten; die Bedingungen aber, die Karl hieran knüpfte, die Herausgabe von Savoyen, das Aufgeben aller Ansprüche auf Mailand, die Unterstützung der Habsburger bei der Eroberung von Ungarn waren der Art, daß Frankreich die so gebotene Hand der Kaisertochter nicht annehmen konnte

(Juni 1540), und die Folge dieser fehlgeschlagenen Hoffnung war, daß Franz I. sich bei der nächsten Gelegenheit wieder gegen Karl V. kehrte. —

Am 21. Juli 1540 war der alte Gegner Ferdinands in Ungarn, Zapolya, gestorben. Einen mit Ferdinand abgeschlossenen Erbvertrag hatte Zapolya nicht veröffentlicht. Ja, ihm war in den letzten Tagen seines Lebens ein Sohn, Johann Sigmund, geboren worden, den die Magyaren jetzt nebst seiner Mutter Isabella zu ihrem Könige ausriefen, was dann König Ferdinand veranlaßte, so bald als möglich, noch im Herbste 1540 in Ungarn einzurücken. Er rief hierdurch einen neuen Heerzug Soleimans herbei, dessen Vortrab genügte, um das rasch gesammelte, schlecht unterhaltene östreichische Heer zu sprengen. Bereits am 25. August 1541 war Soleiman in Ofen eingerückt. Die Lage Ferdinands in Ungarn war so verzweiflungsvoll, daß er den Gedanken fassen konnte, die Oberherrschaft des Sultans anzuerkennen und sich gegen Tribut von ihm mit Ungarn belehnen zu lassen. Hauptursache dieser trostlosen Lage aber war, daß unterdeß die Dinge in und um die Niederlande sich immer mehr verwickelt hatten. Am 6. Januar 1540 heirathete König Heinrich VIII. von England, der Kaiser Karls Tante aus seinem Bette vertrieben hatte, Anna, die Schwester Wilhelms von Cleve und Geldern; die Gesandten Hessens und Kursachsens begleiteten die Braut nach England. Wenn diese Ehe, weil die häßliche Anna dem reizbaren Könige nicht gefiel, auch schon am 8. August d. J. wieder aufgelöst wurde, so hatte die Verbindung zwischen Cleve und England doch dazu beigetragen, auch Franz I. wieder das Bündniß des einflußreichen niederrheinischen Fürsten suchen zu lassen. Es kam ein solches zugleich zwischen Cleve und Frankreich und zwischen diesen beiden und der Pforte dahin zu Stande (1541), daß Karl V. sowohl zu Lande als zur See angegriffen werden sollte. Endlich riefen die Feinde der Habsburger in den Niederlanden auch die nordischen Mächte, Dänemark, — das Hülfstruppen, — und Schweden, — das eine Flotte zusagte, — gegen Kaiser Karl mit in den Kampf.

All diesen äußern Verwickelungen gegenüber mußten die Habsburger den Frieden in Deutschland aufrecht zu erhalten suchen. Zu

dem Ende schrieb der Kaiser auf den 5. April 1540 einen Reichstag nach Regensburg aus.

29.

Seit neun Jahren war Kaiser Karl nicht in Deutschland gewesen. Die Reform hatte unterdeß den größten Theil von Deutschland mit fortgerissen. Nachdem Herzog Georg von Sachsen-Meißen, der unversöhnliche Feind Luthers am 17. April 1539 gestorben, hatte dessen Bruder und Erbe Herzog Heinrich von Freiberg mit Zustimmung der Stände die Reformation im Herzogthum Sachsen eingeführt. Ebenso trat nach dem Tode von Herzog Erich von Braunschweig-Calenberg dessen Nachfolger zu den Protestanten über, so daß im ganzen Sachsenlande nur noch der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel als nichtprotestantischer Fürst allein stand.

Diese steigende Macht des Protestantismus hatte ihm Freunde selbst unter den Hofleuten und Staatsmännern der Habsburger gewonnen. Kaiser Karl verfolgte die Protestanten aufs blutigste in seinen Erblanden, in Spanien, Burgund und den Niederlanden; aber er bedurfte und suchte ihr Bündniß in Deutschland für seine Kriege in Italien. Nachdem allmälich die Protestanten auch unter den größern weltlichen Reichsfürsten die Mehrzahl bildeten, dachte zuletzt Kaiser Karl daran, sich die deutschen Protestanten als solche zu gewinnen ohne den Papst zu verlieren. Eine Wiedervereinigung von ganz Deutschland unter einem einzigen religiösen Glaubensbekenntniß wäre sicher ein großes Glück für die deutsche Nation gewesen. Der Kaiser, sein Bruder und ihre Räthe, strebten eine Weile mit Eifer diese Vereinigung zu erreichen.

Als Grundlage zu dieser Vermittelung legte Kaiser Karl dem Reichstag zu Regensburg ein umfassendes Glaubensbekenntniß, das „Regensburger Interim", vor, welches die scharfen Gegensätze zwischen Luther und dem Papste so abschwächte, daß es zweifelhaft war und blieb, ob ein Katholik (Groper) oder ein Protestant (Bucer) dasselbe verfaßt habe.

Der Kardinallegat Contarini erklärte sich mit dem Interim persönlich einverstanden; da er aber seiner Instruktion gemäß ohne seine ihm zugesellten Theologen kein Urtheil abgeben durfte, so wurden diese befragt, und erklärten ebenfalls an dem Buche „zum Zwecke einer Vermittelung" kein Fehl zu finden[1]). Auch Melanthon ließ sich dasselbe gefallen. Luther aber machte Melanthon Vorwürfe, daß er nicht einfach bei der Augsburger Confession stehen geblieben sei.[2])

Ueber vier Punkte hatten die beiderseitigen Theologen (Melanthon, Bucer, Contarini, Eck u. A.) sich verständigt, und zwar: die menschliche Natur, die Erbsünde, die Erlösung und die Rechtfertigung durch den Glauben. Bei der Berathung der Lehre vom Abendmahl aber zeigte sich sofort und entschieden der unversöhnbare Gegensatz, über welchen beide Parteien nicht hinauskommen konnten.

Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben war die Grundlage der lutherischen Glaubensansicht. Contarini und ebenso seine beiden Mitgesandten Morone und Tomaso da Modena hatten sich als Anhänger dieser Ansicht öffentlich bekundet. Deswegen wurden sie nach Deutschland geschickt, weil man in Rom hoffte, daß, da sie im Hauptgrundsatze mit Luther einverstanden, diesen zu weitern Zugeständnissen veranlassen würden. Der Kaiser hatte vom Papst Paul III. eine unumschränkte Vollmacht für den Legaten, der nach Regensburg kommen werde, gefordert; der Papst aber dieselbe verweigert. „Wir müssen erst sehen ob die Protestanten in den Prinzipien über den Primat, die Oberherrschaft des heiligen Stuhles, die Sakramente und einiges Andere, „sowohl die Autorität der heiligen Schriften als die beständige Tradition (Observanz) der katholischen Kirche[3]) anbelangend mit uns übereinkommen." — Das war es eben, worin sie weltbekannt nicht übereinstimmten. Der Kardinal Contarini fühlte dies auch so gut, daß er, um nicht gleich von vorneherein sein Vermittlungswerk scheitern zu sehen, die Lehre vom

---

[1]) Riffel II. 552. No. 1. „Da selbst die vereinigten Artikel nicht verbindlich waren", setzt Riffel den Rückgedanken der römischen Staatsmänner in Regensburg andeutend hinzu. [2]) de Wette V. 332. [3]) Ranke, Geschichte der Päpste I. 160. 161.

„Primat" des Papstes bis an's Ende des Vergleichswerkes zurückstellte.

Als die vier verglichenen Artikel nach Rom gelangten, antwortete der Kardinal Farnese (des Papstes Neffe) dem Legaten: daß der Papst diesen Schluß „weder billige noch mißbillige". Aber, setzt er hinzu: „alle Andern sind der Meinung, daß, vorausgesetzt der Sinn desselben stimme mit dem katholischen Glauben überein, die Worte deutlicher sein könnten"[1]). Schließlich suchte und fand Contarini auch vermittelnde Ausdrücke in Bezug auf den „Primat" des Papstes, worauf er dann aber ausdrückliche Befehle von Rom erhielt, nie einen Beschluß zu billigen, in welchen die katholische Meinung über den „Primat" anders als in den unzweideutigsten Ausdrücken enthalten sei. Die gefundene Formel über den „Primat" verwarf der Papst unbedingt, so daß der Legat gezwungen war, seine frühern Zugeständnisse in Regensburg zurückzunehmen.[2])

Das milde und nachgiebige Wesen der römischen Staatsmänner in Regensburg warf auf den einfach strengen Luther den Schein, als ob er vor Allem Ursache sei, daß die Vermittelung nicht zum Ziele führe. Um sie zu fördern, um Luther zu weitern Zugeständnissen zu veranlassen, schickte man eine eigne Gesandschaft, aus den Fürsten Johann und Georg von Anhalt, Luthers vielbewährten Freunden und Anhängern bestehend, an ihn nach Wittenberg. Luther, der die „Vergleichung für lautere päpstliche Täuscherei"[3]) hielt, antwortete den an ihn gesandten Fürsten, daß es den Päpstlichen „nicht Ernst sei, mit Gott und nach der Wahrheit vertragen zu werden", daß sie im Gegentheile „kaiserliche Majestät eine Nase drehen wollten". Um aber zu erproben, ob es mit der Annahme der vier Artikel Ernst sei oder nicht, rieth Luther, die verglichenen Artikel anzunehmen, und die übrigen, die aus jenen nothwendig folgen würden, einstweilen dahingestellt sein zu lassen. Sollten dann die Gegner „die vier Artikel rein zu predigen", nicht zulassen, „so wäre es öffentlich, daß sie zu keiner rechtschaffenen Vergleichung Lust hätten."[4])

---

[1]) Ranke I. 166. [2]) Ranke I. 169. [3]) de Wette 376. [4]) de Wette V. 366—369.

Und so geschah. Als der Kaiser merkte, daß das Friedenswerk nicht weiter von der Stelle rücken wollte, schlug er dem Reichstage vor, die vier vereinigten Artikel bis zum allgemeinen Concil anzuerkennen, die nichtvereinigten bis dahin auf sich beruhen zu lassen. Die Kurfürstenbank, wo die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, der Pfalz und auch von Köln für die gemäßigte Anschauung die Mehrheit bildeten, nahm den Vorschlag des Kaisers an. Jetzt aber trat endlich der Kardinallegat Contarini offen mit der Ansicht des römischen Hofes hervor und erklärte, daß es ihm nie in den Sinn gekommen, die sogenannten verglichenen Artikel zu billigen, noch auch in dem Handel irgend Etwas zu entscheiden; er habe vielmehr die Entscheidung in Allem dem apostolischen Stuhle vorbehalten[1]). Auf diese Aeußerung des Legaten fußend, gelang es dann auch, insbesondere den Herzogen von Baiern, die Fürstenbank, in welcher viele Bischöfe mitstimmten und so die Katholiken die Mehrzahl bildeten, zu veranlassen, den Antrag des Kaisers und Beschluß der Kurfürstenbank zu verwerfen und sich dahin auszusprechen, daß die verglichenen Artikel nicht zu billigen seien, weil „etliche Worte in ihnen wider gemeinen Gebrauch der Kirche und Väter“; — weil die verglichenen Artikel die geringsten, die unverglichenen (Abendmahl, Messe, Beichte ꝛc.) die bedeutenderen; und endlich, weil „allerlei Verkleinerung und Nachreden der päpstlichen Hoheit, der kaiserlichen Majestät und der christlichen Stände daraus entstehen möchten[2]).“ So hatte es Luther vorhergesehen und vorausgesagt. —

Der Versuch einer Vereinigung der streitenden Religionsparteien in Deutschland war mißlungen. Kaiser Karl aber bedurfte der Protestanten so gut wie der Katholiken, und so erließ er einen Reichsabschied, der, die Mitte haltend, den nürnberger Religionsfrieden von 1532 anerkannte, und alle Prozesse vor dem Kammergericht bis zum nächsten Concil verschob. Gleichzeitig aber machte der Kaiser in einer „geheimen Deklaration“, einseitig und ohne Wissen der Stände erlassen, den Protestanten neue bedeutende Zugeständnisse, dahin gehend, daß sie ferner nicht mehr vom Reichskammergericht ausgeschlossen sein, daß sie das Recht haben sollten, mißliebige protestantische Beisitzer

[1]) Riffel II. S. 574. [2]) Walch XVII. 932—936.

des Gerichts durch andere aus ihrer Mitte zu erſetzen, und ebenſo ihre Unterthanen zur chriſtlichen Reformation anzuhalten; und endlich daß in Zukunft kein Geiſtlicher der Reform wegen des Genuſſes ſeiner Einkünfte beraubt werden ſollte. An demſelben Tage aber beſtätigte der Kaiſer ebenfalls im „Geheimen" den Katholiſchen gegenüber auch den „heiligen Bund", kündigte an, daß er den Papſt ſelbſt zum Eintritt in denſelben bewogen habe, und daß dieſer den vierten Theil der Beiträge zu den Bundesauslagen tragen werde.

30.

Zwei weitere Sonderbündniſſe, die Kaiſer Karl während des Reichstages ſchloß, waren in ihrer Art noch bezeichnender. Der Landgraf Philipp von Heſſen und ebenſo der Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg verpflichteten ſich dem Kaiſer gegenüber, nicht zuzulaſſen, daß der ſchmalkaldiſche Bund mit dem Könige von Frankreich in Verbindung trete, und zu verhindern, daß der Herzog von Cleve in den Bund aufgenommen würde.

Kurfürſt Joachim II. hatte zwar die Augsburger Confeſſion angenommen, aber zugleich eine Menge altkatholiſcher Ceremonien beibehalten. Luther, bei dem ſeine brandenburgiſchen Anhänger ſich deswegen beklagten, rieth ihnen zur Nachgiebigkeit. „Wenn Euch Euer Herr, der Markgraf und Kurfürſt", ſchrieb er ihnen, „das Evangelium Chriſti lauter, klar und rein, ohne menſchlichen Zuſatz predigen, die Sakramente der Taufe und des Bluts Chriſti nach ſeiner Einſetzung reichen, das Anrufen der Heiligen, das Tragen der Sakramente bei der Prozeſſion, die Meſſe ꝛc. fallen laſſen will, — ſo gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein ſilbern oder gülden Kreuz, Chorkapp und Chorrock von Sammt, Seide oder Leinwand. Und iſt dem Kurfürſt an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, ſo ziehet deren drei an. — — Und haben Ihre Kurf. Gnaden nicht genug an Einer Prozeſſion; — — ſo gehet ſiebenmal mit herum, wie Joſua um Jericho. — — Und hat Euer Herr Luſt dazu, mögen Ihre Kurf. Gnaden vorher ſpringen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cimbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that. — Denn ſolche Stücke, wenn nur der Mißbrauch davon bleibet, geben

und nehmen dem Evangelio gar nichts[1]).“ — — Der Kurfürſt ſeinerſeits ſagte ſpäter (1540) den Klagen der Lutheraner gegenüber, „daß er weder credo sanctam romanam noch wurtembergensem bete.“ Er ſetzte hinzu: „Meine Kirche allhie in Berlin iſt eine ſo rechte chriſtliche Kirche wie die Wittenberger Kirche“. Auch dem ſchmalkaldiſchen Bunde trat Joachim II. nicht bei. Er war der erſte deutſche Fürſt, der bewußt von „ſeiner“ Kirche ſprach; der erſte, der klaren Blickes die Reform nur ſo weit zuließ, ſoweit ſie ihm diente, ſie zurückwies, ſo weit ſie ſeinen Zwecken nicht zuſagte. Das Sonderbündniß mit Kaiſer Karl hatte übrigens ſeinen Grund auch darin, daß Joachim in der That vaterländiſcher geſinnt war, als die meiſten andern deutſchen Fürſten ſeiner Zeit.

Der nähere Anſchluß Philipps von Heſſen an den Kaiſer hatte andere Gründe. Daß ſeine Vaterlandsliebe nicht ſo weit ging, ihn zu verhindern mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache zu machen gegen den Kaiſer, hatte er mehr denn einmal thatſächlich bewieſen. Es gab für ihn als Politiker weder ein Vaterland noch einen Glauben, die ſeiner Thätigkeit Grenzen ſetzten; er ſchloß Bündniſſe mit Katholiken und Proteſtanten, unterhandelte mit König Franz I., mit Heinrich VIII., mit Zapolya und Soleiman, mit Zwingli und mit den ſpaniſchen Räthen Karls. Eine Zeitlang betrieb er ein Erbbündniß zwiſchen Heſſen und Oeſtreich, wodurch er insbeſondere die Grafſchaft Katzenellenbogen, die Naſſau ihm ſtreitig machte, zu ſichern ſuchte. Seit Luther ihm bei ſeinen frühern Bündniſſen gegen Kaiſer und Reich ſo feſt den Weg vertreten, hatte er vielfach eingelenkt, um nicht, wo die Ehrſucht ihn trieb, die Führerſtelle unter den Proteſtanten zu beanſpruchen, auf Luthers mächtigen Widerſpruch zu ſtoßen. Und wirklich war er dann, wenigſtens ſo lange es bei Johann Friedrich noch nicht „ausgerauſcht“ hatte, der von aller Welt und ſelbſt von Luther anerkannte Führer der Proteſtanten und des ſchmalkaldiſchen Bundes. Daß er endlich in Regensburg den ſchmalkaldiſchen Bund verrieth, — denn ein Verrath war es, wenn er ſich verpflichtete, die Aufnahme des Herzogs von Cleve in denſelben zu hintertreiben, — hatte ſeine

[1]) de Wette V. 235. Walch XIX. 1250.

Ursache in einem Ereigniß, das seinen dunkeln Schatten selbst auf Luther und Melanthon wirft. —

Gegen Ende des Jahres 1539 erschien Bucer, der grundsatzgeschmeidige Diplomat unter den Reformatoren, in Wittenberg mit dem Auftrage die Wittenberger Theologen zu veranlassen, dem Landgrafen Philipp zu erlauben, neben seiner Frau eine zweite Frau, ein Hoffräulein der ersten, zu ehelichen. Der Landgraf[1]) gestand in dieser Sendung, daß ihn seine Schwäche oder seine Kraft zu Ausschweifungen treibe, die er verdammen aber nicht vermeiden könne. Deswegen wolle er, um nicht mehr zu sündigen, eine zweite Frau nehmen, womit seine erste auch einverstanden sein werde. — — Zuletzt kam die Drohung, daß wenn die protestantischen Theologen ihm wider alles Vermuthen nicht behülflich sein würden, er sich an den Kaiser und durch diesen an den Papst selbst wenden werde. Dieser Weg sei, wenn auch kostspielig doch sicher; werde aber den großen Nachtheil haben, daß sodann Philipp der Sache des Evangeliums und seiner Partei nicht mehr nützlich sein könne. — Melanthon, der so oft ihn etwas ängstigte, — und ihn ängstigte jede selbst nur scheinbare Gefahr, — zu allen Zugeständnissen bereit war, half Bucer Luther bearbeiten. Schon früher hatte übrigens Luther sich dahin ausgesprochen, daß „die heiligen Schriften nirgendwo verbieten, mehrere Frauen zu heirathen“[2]). Melanthon theilte diese Ansicht. Die Protestanten waren es nicht allein, welche in dieser bewegten und erregten Zeit die Vielweiberei „als nicht durch die Bibel verdammt“ vertheidigten; der Cardinal Cajetan, der Legat des Papstes Leo X. auf dem Reichstage zu Augsburg, dachte und lehrte über dieselbe wie Melanthon[3]). — Wenn aber Luther erklärte, daß die Vielweiberei den heiligen Schriften nicht widerspreche, so kannte er sehr wohl „das Aergerniß, das aus derselben hervorgehe“ und sagte mit Paulus: „Nicht Alles was erlaubt, ist auch anzurathen, — — wer will es thun ohne Noth mit gutem Gewissen?“[4])

---

[1]) Thuanus erzählt, daß Philipp nach seinem Tode „inspecto a medicis corpore triorches repertus“. [2]) In einem Briefe vom 13. Januar 1524 an den Kanzler Bruck. [3]) Gieseler III. 2. S. 685. Anm. 1. [4]) de Wette III. 139.

Des Alters Schwäche fühlend, ſehr oft von heftigen Leiden geplagt[1]), mißmuthig über manche Auswüchſe der Reform ſelbſt, im offenen Kampfe gegen die „Antimoner", die „Gegengeſetzler", — die Luthers Grundſatz, daß der Glaube allein ſelig mache, übertreibend, das Sittengeſetz für überflüſſig, das Laſter für gleichgültig erklärten, — war Luther in einer Stimmung die ihn in dieſen Tagen ſagen ließ: „Es liegt auch nicht viel daran, ob ich die Augen einmal zuthäte und die Welt nimmer ſähe in ihrem verfluchten gottläſterlichen Wüthen"[2]). In dieſer Stimmung gab Luther dem geſchmeidigen Drängen Bucers, der liebevollen Angſt Melanthons nach und unterzeichnete ein „Bedenken" Melanthons, durch welches dem Landgrafen eine Art Dispens für ſeine zweite Heirath ertheilt wurde.

Dies „Bedenken"[3]) kennzeichnet die zitternde Hand, mit welcher Melanthon daſſelbe niederſchrieb. Es legt alle Gründe gegen die Vielweiberei dem Landgrafen mit Angſt ans Herz; es ſtellt dem Landgrafen das Aergerniß, das aus einer Doppelehe hervorgehen könne, den Jubel, mit dem die Katholiſchen dieſelbe gegen die Evangeliſchen ausbeuten würden, vor: ſelbſt die „ſubtile und nicht ſtarke Complexion" des Landgrafen ruft Melanthon zu Hülfe. Er hofft augenſcheinlich den Landgrafen durch ſein „Bedenken" im letzten Augenblicke noch zu bekehren. Nachdem er aber zugiebt, daß der Landgraf eine zweite Ehe unter der ausdrücklichen Bedingung, dieſelbe geheim zu halten, eingehen könne, tröſtet er ſich ſelbſt, daß „ein ſolches eingezogene Weſen" beſſer ſein werde, denn „Concubinat, wie ſie bei Fürſten nicht ungewöhnlich, — Ehebruch und ander unzüchtig wildes Weſen."

Nachdem auch die Landgräfin ihre Einwilligung gegeben hatte, fand die Trauung mit Margaretha von der Saal am 3. März 1540 in Gegenwart Bucers und Melanthons, den man durch Liſt zu dem Ende von Schmalkalden nach Rotenburg gelockt hatte, ſtatt. Das Geheimniß wurde von den Verwandten der zweiten Frau ſelbſt aus-

[1]) In der Zeit wo dieſe Angelegenheit verhandelt wurde vom 4. Dezember 1539 bis 3. Januar 1540, iſt kein einziger Brief Luthers vorhanden, was kaum in irgend einem andern Monate ſeines Lebens der Fall ſein wird. [2]) de Wette V. 259. 18. Jan. an den Kurf. v. Sachſen. [3]) de Wette V. 236—247.

geplaudert. Luther, als Andere ihm zuerst davon sprachen, that, als wenn er Nichts von der Sache wisse. Als aber die hessischen Theologen auf einem Convent, der zu Eisenach wegen dieser Angelegenheit am 10. Juli 1540 gehalten wurde, die Absicht des Landgrafen aussprachen, das „Bedenken" veröffentlichen zu wollen, ließ Luther sie so hart an, „daß ihnen das Wasser von den Backen lief"; er erklärte, daß das Bedenken, unter dem Siegel des Geheimnisses gegeben, veröffentlicht, Etwas ganz Anderes sei und daß er, sobald es veröffentlicht würde, es öffentlich widerrufen und bekämpfen werde. Dem Landgrafen drohte Luther mit seinem persönlichen Angriffe, wenn er von der Veröffentlichung nicht abstehe. Melanthon fiel in eine schwere Krankheit und erholte sich nur langsam wieder. Die protestantischen Fürsten traten scheu vor Philipp zurück; die Masse der Evangelischen wurde irre an ihren Führern; die Katholischen jubelten. Philipp selbst aber fühlte, daß seine Führerrolle unter den Protestanten ausgespielt sei, und lenkte dann in die Netze ein, die ihm die spanisch-habsburger Politik in Regensburg stellte. So geschah Schlimmeres denn das Schlimmste, was Luther und Melanthon zu vermeiden hofften, als sie dem Landgrafen gegenüber ihr Gewissen halbwegs gefangen gaben.

31.

Die Sonderstellung zwei der mächtigsten protestantischen Fürsten dem protestantischen Bunde gegenüber nahm diesem, der an und für sich, seit Kurfürst Johann der Beständige abgetreten war, nicht recht zu einem innern Halt kommen konnte, alle Macht. Das war das Ziel, welches die Habsburger Politik bei diesen Sonderbündnissen sich steckte. Vorerst aber zwang sie der drohende Krieg in Italien, die schwere Macht der Türken, noch einmal durch neue Zugeständnisse die Hülfe der Protestanten auf einem Reichstage zu Speier (Februar 1542) zu suchen. Gegen das Versprechen der Umgestaltung des Reichskammergerichts und einer Visitation desselben gestanden diese wirklich 40,000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferd gegen die Türken zu. Kurfürst Joachim II. wurde Reichshauptmann dieses Heeres. Aber es fehlte dem Feldherrn und dem Heere der Geist, der siegt; und so wich das mächtige Heer beim ersten Widerstande, auf den es stieß, zurück.

Unterdeß hatte der Protestantismus neue äußere Fortschritte aufzuweisen. Die Oberpfalz und Regensburg traten offen zu demselben über, wodurch Baiern selbst bedroht wurde. Am Rheine aber begann Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, die Reform dieses mächtigen geistlichen Kurfürstenthums, wodurch Rom in den letzten festen Stellungen, welche ihm in Deutschland geblieben waren, bedroht erschien.

Wie glänzend diese immer neuen und größern äußern Erfolge des Protestantismus aber auch waren, so schadeten die Sonderabsichten, welchen die mächtigsten Fürsten unter den Protestanten nachstrebten, ihm in seinem Innern mehr als diese Erfolge gutmachen konnten. Und nun geriethen die beiden Häupter der sächsischen Fürstenthümer gar in Streit und traten, bereit zum Kriege, einander gegenüber.

Der Haß des Albertin'schen Sachsenstammes gegen die sächsischen Ernestiner war mit dem Uebertritt der Nachfolger Georgs zum Protestantismus nicht ausgelöscht worden. Er brach bei der ersten Gelegenheit von neuem in helle Flammen gegen Kurfürst Johann Friedrich aus. Als Herzog Heinrich, der Nachfolger Georgs, 1541 starb, hinterließ er ein Testament, welches die Theilung seines Herzogthums unter seine Söhne verordnete; Kurfürst Johann Friedrich aber half dem ältesten, Moritz, die ganze Erbschaft in Besitz nehmen. Trotz dieser Unterstützung gerieth Moritz von Sachsen, den Luther einen „wilden und stolzen Jüngling“ nennt, schon im zweiten Jahre seiner Herrschaft mit dem Kurfürsten Johann Friedrich in Streit wegen des Städtchens Wurzen, das beide beanspruchten. Schon rückten sie mit ihren Heeren gegeneinander, als Luthers mächtige Stimme sie Beide zur Ordnung, zum Frieden rief. „Eur Krieg würde“ sagt er ihnen „bei vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als ob zween volle Bauern sich schlügen im Kretscham um ein zerbrochen Glas; ohne daß der Teufel und seine Glieder aus solchem Funken gern ein groß Feuer aufbliesen, auf daß der Teufel rühmen mögte durch seine Lästermäuler: Siehe da, das sind evangelische Fürsten und Landschaften, so aller Welt den Weg zum Himmel weisen wollen, und alle Menschen die Wahrheit lehren! und sind solche Narren und Kinder worden, daß sie selbst noch nicht wissen, auch geringe weltliche

Sachen mit Recht und Vernunft fürnehmen. Pfui, die Evangelischen an!"

Luther nennt diesen Krieg „einen Aufruhr, ja wohl einen Hausaufruhr, da Vater und Sohn, Bruder und Vetter in einander fallen", und erklärt, daß er „zu dem Theil, der Friede und Recht anbeut, leiden kann und begehrt" treten werde, möge es der Kurfürst oder Herzog Moritz sein; er segnet im Geiste zum Voraus die Waffen des Angegriffenen; er verkündet dem Angreifenden „daß er sich selbst in Gottes Rache gegeben". Und so ruft er endlich aus: „Wer unter solchen unfriedlichen Fürsten krieget, er laufe was er laufen kann aus dem Felde, errette seine Seele und lasse seinen rachegierigen unsinnigen Fürsten allein und selbst mit denen, so mit ihm zum Teufel fahren wollen, kriegen." [1])

Diese Donnersprache Luthers entwaffnete die beiden Gegner. Auch der Landgraf Philipp legte sich ins Mittel, und so kam denn schon wenige Wochen nach der ernsten Mahnung Luthers (1. Mai) ein Friede zu Stande. Der Lärm, den diese Schilderhebung in ganz Deutschland machte, wurde lächerlich durch die rasche Beilegung des Streites, der dann, weil er zur Osterzeit, wo das Fladenbacken in jeder sächsischen Bauernfamilie Brauch ist, stattfand, der „Fladenkrieg" genannt wurde. Wie lächerlich der Krieg aber war, so sollte er doch die ernstesten Folgen haben, da trotz des Friedens der Haß des jungen, eitlen, tapfern und herrschsüchtigen Albertiners Moritz sich nur steigerte. Von seinem klugen und ränkevollen Rath Karlowitz geleitet, trat er von nun an, ohne deswegen von der protestantischen Lehre abzufallen, aber nicht ohne „seine" Kirche nach seinen eigenen Ansichten der lutherischen halbwegs ferne zu halten, den Habsburgern näher, und wurde eine Weile durch sie geleitet, benutzt und mißbraucht.

32.

Kaum Monate nach dem „Fladenkriege" kam es in Deutschland zu den ersten Blitzen der Wetterwolke, die nun schon so lange über

[1]) de Wette 456—461. 7. April.

Deutschland schwebte, — zu den ersten Schwertstreichen eines immer näher rückenden Religionskrieges.

Herzog Heinreich von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein rücksichtsloser Gewaltherrscher, Feind jeder Freiheit, hatte mit Blut und Feuer auch gegen die evangelische Freiheit gehaust. Als der letzte katholische Fürst in sächsischen Landen gerieth er bei seiner Heftigkeit mehr denn einmal mit den Schmalkaldern in Streit. Er war überdies Hauptmann des „christlichen Bundes" für Norddeutschland. Da ihm aber die habsburgischen Verwickelungen nicht erlaubten schon jetzt zum Schwert zu greifen, so nahm er vorerst zur Feder seine Zuflucht. Unter seinem Namen erschien 1541 eine Flugschrift, in welcher er die Häupter der Schmalkalder angriff. Bei einer andern Gelegenheit hatte er geäußert: Luther selbst nenne den Kurfürsten Johann Friedrich seinen „Hanswurst". Luther antwortete hierauf mit einer Schrift: „Wider Hanswurst". „Es thut mir nicht allein im Herzen," sagt Luther in der Einleitung dieser Schrift, „sondern auch in der Kniekehle und Ferse wohl, wenn ich merke, daß durch mich armen elenden Menschen Gott der Herr Beide, die höllischen und die weltlichen Fürsten, also erbittert und unsinnig macht, daß sie vor Bosheit sich zerreißen und zerbersten wollen, und ich dieweil unter des Glaubens und Vaterunsers Schatten sitze". Am Schlusse seiner Schrift weist Luther die Angriffe gegen die schmalkaldischen Fürsten, gegen Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp zurück. In Bezug auf jenen, welchen der Herzog Heinrich einen „Trunkenbold" genannt hatte, sagt Luther: „Ich kann es nicht ganz entschuldigen, daß mein gnädigster Herr zu Zeiten über Tisch einen Trunk zu viel thut"; dagegen lobt Luther den wahrhaftigen Mund, das Wohlwollen und das Wohlthun, das ernste, beständige, treue Herz des Kurfürsten, Gottes Wort ehrend, Friede und gutes Regiment haltend. — „Und ist der Ehestand so rein und löblich", fährt er fort, „daß es ein schönes Exempel allen Fürsten, Herrn und Jedermann sein kann. — — Hiermit will ich das Hofleben nicht entschuldigt haben, das sie selbst ein Säuleben heißen. Es ist leider dieser Hof nicht allein, sondern ganz Deutschland mit dem Sauflaster geplagt. — Da sollten Kaiser, Könige, Fürsten, Adel dazu

thun, daß ihm gesteuert würde; dazu wills noch ärger werden, daß nun auch welsche Sitten sich im deutschen Lande zu pflanzen beginnen". „Der Landgraf ist selbst Mannes genug, hat auch gelehrte Leute bei sich", fährt dann Luther in Bezug auf diesen fort, und setzt hinzu: „Aber daß Ihr Fürsten zum Theil den Holzweg geht, da habt Ihr's leider dahin gebracht mit Eurem bösen Exempel, daß schier der Bauer nichts mehr für Sünde halten will; und habt uns zu thun gemacht, daß wir mit Mühe schwerlich den Ehestand für löblich und ehrlich erhalten, ja wieder aufrichten können."

Herzog Heinrich hatte auf Luthers eigene Lehre vom Gehorsam gegen den Kaiser fußend, den Reformator und die Schmalkalder Aufrührer genannt; Luther antwortete auch hierauf: „Sie haben aus unsern Büchern gelehrt, daß man die Oberkeit und Herrschaft ehren soll. Das ziehen sie dahin: Was die Person Hainz thut, soll man ehren; so wir doch allein das Amt und Recht gemeint haben und zum Wahrzeichen viel Fürsten und Herren, wie auch noch, gestraft haben, daß sie ihr Amt nicht thun. — Wenn die Hainzen schreien, der Papst und Kaiser haben's geboten, dann soll man gehorsam sein! Ist das die Antwort: Ausgenommen die zehn Gebote und Gottes Evangelium, welchen Papst und Kaiser, neben uns, sollen gehorsam und unterworfen sein. — Gottes Gericht geht über Alles, tritt den Papst und Kaiser mit Füßen."

Den Herzog Heinrich aber griff Luther persönlich schonungslos an. Er nannte ihn einen „Angstbösewicht, Erzmeuchelmörder", er warf ihm Hurerei, Ehebruch und Saufen vor, und sagte dann: „Zuletzt bitte ich ernstlich alle frommen Christen und ehrbaren Herzen, die dies lesen oder hören, daß Gott der Herr — — diesen Hainze verdammt hat — — zum höllischen Feuer; wo er hier geschmeucht werden kann, daß Jedermann Gott diesen Dienst thue, — — speie auf die Erde, Gott zu Ehren, wo er Hainzen sieht, oder halte die Ohren zu, wo er ihn nennen höret, gleich wie er gegen die Teufel selbst thut."

Es war hier so wenig als sonst bei so manchem scharfen Worte Luthers Absicht, daß das Wort unmittelbar zur That werde. Diesmal aber ergriff der Landgraf Philipp die Gelegenheit, die ihm Her-

zog Heinrich bot. Die Städte Goslar und Braunſchweig hatten die Reform eingeführt und ſich dem ſchmalkaldiſchen Bunde angeſchloſſen. Das Reichskammergericht aber belegte ſie deswegen mit der Acht. Herzog Heinrich von Braunſchweig benutzte die Gelegenheit, um ſeinem Haß gegen die Reform und gegen die Städtefreiheit zugleich Luft zu machen. Der Landgraf von Heſſen und die Schmalkalder traten vertheidigend für die beiden Städte ein. Mit 20,000 Mann rückten ſie in Herzog Heinrichs Land. Ohne Kampf floh der Herzog ſein Land und ſuchte überall vergebens Hülfe zu erflehen. Am 13. Auguſt 1542 fiel auch Wolfenbüttel in die Hände der Proteſtanten, worauf das ganze Land reformirt wurde. Als dann das Reichskammergericht die Wiedereinſetzung Heinrichs befahl, faßten die Schmalkalder am 2. Dezember auf einem Bundestage zu Schweinfurt einfach den Beſchluß, das Urtheil nicht zu vollziehen.

33.

Wie unbedeutend auch dieſer Krieg war, ſo ſollte er doch nicht ohne größere Folgen ſein. Wenn der Reichstag in Speier 1542 noch zu einer Art Ausſöhnung und zu gemeinſamer Kampfbereitſchaft beider Religions-Parteien gegen das Ausland geführt hatte, ſo zeigte der Reichstag zu Nürnberg, der kaum ein Jahr ſpäter (Januar 1543) ſtattfand, daß der Bruch nun entſchieden war. Die Proteſtanten forderten in dieſem Bewußtſein einen feſten Religionsfrieden, ſowie eine vollkommene Erneuerung des Reichskammergerichts; und als Beides nicht gewährt wurde, verwarfen ſie den Reichsabſchied und verweigerten die Reichshülfe gegen die Türken.

Während ſo die Habsburger auf ſich allein angewieſen einen ſchweren Kampf gegen die Franzoſen und die Türken zu beſtehen hatten, gewannen ſie den wankelmüthigen, launenbeherrſchten Heinrich VIII. von England. Nach Jakobs V. von Schottland Tod ſuchte Heinrich VIII. die Hand der Erbin Schottlands, Maria Stuart, für ſeinen Sohn Eduard zu erlangen. Die franzöſiſche Politik wußte dies zu hintertreiben, wofür dann Heinrich VIII. ſich mit Karl V. gegen Franz I. verbündete.

Noch einflußreicher, wenigſtens zunächſt für Deutſchland, war, daß

Kaiser Karl im Spätsommer 1543 die Macht des Herzogs Wilhelm von Cleve ungehindert brechen konnte. Nachdem der Landgraf von Hessen sich in der That der Aufnahme des Herzogs von Cleve in den schmalkaldischen Bund widersetzt hatte, stand dieser allein in den Niederlanden der Macht des Kaisers gegenüber. Jetzt griff ihn Karl V. mit einem kampfgewohnten und siegbewußten Heere von deutschen Landsknechten und spanischen Schützen an, erstürmte am 22. August Düren, nahm nach und nach Jülich, Roermonde, Venloo ohne Schwertstreich, weil alle die blutige Rache, welche Düren getroffen hatte, fürchteten.

Der Herzog von Cleve fand Gnade und Friede durch einen Fußfall vor dem Kaiser, nachdem er nicht nur auf Geldern, sondern auch auf den protestantischen Glauben verzichtet hatte. Dieser Schlag schreckte die protestantischen Fürsten Deutschlands so, daß sie nun wieder auf einem Reichstag zu Speier im Frühjahr 1544 willig Reichshülfe gegen die Türken und Frankreich zusagten, wofür der Kaiser die umfassendsten Reformen des Reichskammergerichts und die Aufhebung aller Achtserklärungen gegen Protestanten — Beschlüsse, welche übrigens die katholischen Reichsstände nicht anerkannten und gegen welche der Papst förmlich Verwahrung einlegte — zusagte.

Die Reichshülfe setzte den Kaiser in den Stand, den Krieg gegen Franz I. mit neuem Nachdrucke zu führen. Während ein englisches Heer in Frankreich landete, eroberte das kaiserliche Heer, von Karl V. selbst geführt, Luxemburg, Ligny, St. Didier, Chalons, Chateau-Thierry, und bedrohte endlich Paris selbst. Erst dann entschloß sich König Franz I. zum Frieden, der am 18. September 1544 zu Cresspy geschlossen wurde. Karl V. leistete hier Verzicht auf Burgund, Franz I. auf Neapel, Artois und Flandern. Dagegen sollte der zweite Sohn des Königs Franz entweder die Hand Maria's, der Tochter des Kaisers und mit ihr die Niederlande, oder die Anna's, der Tochter Ferdinands, und mit ihr das Herzogthum Mailand erhalten. Gemeinschaftlich verpflichteten sich die beiden Herrscher, die Wiedervereinigung in Glaubenssachen mit aller Macht zu betreiben und ebenso gemeinschaftlich die Türken zu bekämpfen. In Geheim-Artikeln wurde das Verhältniß der beiden Herrscher dem Papst gegenüber im Sinne

Karls, der sich als Schutzherr, wie die alten Kaiser des heiligen römischen Reiches, eher über als neben dem Papst dachte, festgestellt.

So waren Italien und der Papst sich selbst überlassen, während der Kaiser freie Hand in Deutschland erlangte.

Die Niederlage des Herzogs von Braunschweig zeigte dem Kaiser, wie hoch die Gefahr für sein kaiserliches Ansehen und die katholische Religion in Deutschland gestiegen war. Er fühlte, daß die Zeit der Entscheidung herannahe, und war entschlossen, seine ganze Macht den Religionsangelegenheiten Deutschlands zuzuwenden. Deswegen forderte er vom Papst Paul III. das längst zugesagte, stets verschobene Concil, und Paul hatte diesmal Gründe verschiedener Art es zuzugestehen. Um auch die Protestanten für ein solches Concil zu bearbeiten, schrieb Kaiser Karl gleichzeitig einen neuen Reichstag nach Worms aus (März 1545.) Er selbst kam nach Deutschland. Unterwegs legte er das ganze Gewicht seiner Macht gegen die Reform und für die katholische Partei in die Waagschale.

In den Niederlanden begannen unter dem Schutze seiner spanischen Heere mit neuem Eifer die blutigsten Verfolgungen gegen alle Reformirten. Die Scheiterhaufen der Duldungslosigkeit forderten neue Menschenopfer.

In Köln, wo der Erzbischof Hermann von Wied, mit Hülfe Bucers und später Melanchtons, die Reform in seiner Kirche eingeführt hatte, waren die Landstände auf Seiten des Erzbischofes, während das Domkapitel, die Universität und auch die Stadt Köln sich gegen denselben erklärten. Karl V. trat auf die Seite der altkatholischen Partei und half dieser, die vom Erzbischof aufgehobene Inquisition zur Unterdrückung der Reform wieder herstellen. Zugleich wurde in Rom der Prozeß gegen den Erzbischof eingeleitet. Die Landstände zu Bonn riefen dagegen den schmalkaldischen Bund zu Hülfe, und dieser sagte seine Vermittelung beim Kaiser, nöthigenfalls auch thätige Hülfe zu. Das war die Einleitung zum Reichstag in Worms. Die Protestanten, in der Voraussicht, daß des Kaisers ganze Macht jetzt gegen sie gerichtet sei, gestanden hier zu, was sie nur immer zugestehen konnten. Trotzdem hatte der Reichstag zu Worms keine andere Folge, als

„einen neuen Reichstag (auf den 6. Januar 1546 zu Regensburg angesagt) zu zeugen", dem ein neues Religionsgespräch vorher gehen sollte. Ehe dieser aber zusammenkam, fanden Ereignisse statt, die den Verhältnissen der gegenseitigen Parteien noch einmal eine neue und entscheidende Wendung gaben.

Die Erfolge der Katholischen gegen Cleve und Köln hatten auch dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel neues Vertrauen gegeben. Von seinem Bruder, Bischof von Verden, mit Geld unterstützt, hatte er, dem Kaiser selbst, der in Worms sich das Land des Herzogs einstweilen und bis zum Rechtsspruch zur Sequestration zugesprochen hatte, den Gehorsam verweigernd, ein Heer geworben, mit welchem er Mitte September 1545 in sein Land eindrang. Der Landgraf von Hessen und Moritz von Sachsen, an der Spitze der Schmalkalder, aber schlugen ihn schon am 28. Oktober und nahmen ihn gefangen. Die ganze katholische Partei in Deutschland fühlte den Schlag. Der Kaiser gebot den Schmalkaldischen zu entwaffnen, was von Seiten des Landgrafen nur zum Scheine geschah. Die rasche und siegreiche That der Protestanten, die Gefangennahme des Herzogs Heinrich, und auch die Art, wie jetzt Luther selbst diese Gefangenschaft billigte[1]), zeigten den Katholiken und dem Kaiser auch, daß sie nicht leichtes Spiel mit den Protestanten haben würden. Das war ein Grund mehr, warum Karl und Ferdinand jetzt einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand von der Türkei selbst um die Schmach eines jährlichen Tributs von 10,000 Dukaten erkauften. So von allen Seiten freie Hand erlangend, war Kaiser Karl entschlossen die religiöse Frage in Deutschland zum Austrage zu bringen.

34.

Ein Concil erschien dem Kaiser als das beste Mittel, den eingetretenen Bruch auszugleichen. Die Protestanten aber weigerten sich jetzt offen, dasselbe zu beschicken. Luther veröffentlichte deshalb eine Schrift, die sein Schwanenlied werden sollte. Sein letztes größeres Werk war gerichtet: „wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet." [2])

[1]) Walch XVII. 1753. [2]) Walch XVII. 1278.

In den Breven wegen der früher angekündigten und nicht zu Stande gekommenen Concilien und in der Bulle, durch welche Paul III. endlich das Concil nach Trient berief, hatte dieſer ſich vorbehalten, daß ihm allein die Berufung jedes Concils, ſo wie die der Theilnehmer deſſelben zuſtehe. „Hierauf iſt mich Luſt angekommen zu antworten, mit Gottes Gnade und Hülfe" beginnt Luther ſeine Schrift wider den Papſt. „Dünkt dich nicht, daß ſolch Concilium müſſe Nichts ſein, denn ein Gaukelſpiel, dem Papſt in der Faſtnacht zur Kurzweil bereitet? — — Wäre ja beſſer zu ſagen: Allerhöchſter Vater, weil es gleich iſt, was vor oder in oder nach dem Concil beſchloſſen iſt, ſo wollen wir ebenſo mehr, ohne alle Concilie, Euer Hölliſchheit glauben und anbeten!"

Seit vier und zwanzig Jahren fordern wir ein Concilium, „ein frei, chriſtlich Concil in deutſchen Landen. — — Aber dieſe drei Worte: frei, chriſtlich, deutſch, ſind dem Papſt und römiſchen Hofe nichts denn eitel Tod, Teufel und Hölle. Er kann ſie nicht leiden, — weder ſehen noch hören. — — Deß iſt die Urſach: Anno 1415 iſt in deutſchen Landen ein Concilium zu Coſtnitz gehalten, darin Johannes Huß und Hieronymus gemartert ſind, und wurden drei Papſt abgeſetzt, und der vierte Martinus V. erwählet. Aber das Aergſte und Gräulichſte, davor dem Papſt ſo ſcheußlich grauet, war dies Stück, da beſchloſſen und geſetzt wurde, daß ein Concilium über den Papſt ſei, und nicht der Papſt über das Concilium; und Concilium hätte Macht den Papſt zu richten, urtheilen, ſtrafen, ſetzen und abſetzen, nicht wiederum der Papſt das Concilium zu richten, urtheilen oder ändern. Ach, au, uſch! Der Stift ſteckt tief in ihrem Herzen; da haben ſie ſich einmal gebrennt, ſie kommen nicht wieder, ſie ließen eh die ganze Welt in Blut baden und erſäufen." —

Auch der Papſt, ſagt er, wolle ein „frei, chriſtlich Concilium"; aber unter „frei" verſteht er „frei, nicht das Concil gegen den Papſt, ſondern der Papſt gegen das Concil"; und „chriſtlich" nennt er, „was ſeine Hölliſchheit ſammt ſeiner Bubenſchule (ach vergieb mir's Gott, ich hätte ſchier geſagt, ſammt ſeiner heiligen Kirche) zu Rom urtheilt und ſchleußt, was aber dawider vorgenommen würde, ſollte unchriſtlich und ketzeriſch ſein. — — Und wennsgleich wäre, daß ſie

in einem Concilio reformirt würden; — — sie werden doch hernach ärger, denn zuvor, wie nach dem Costnitzer Concil geschehen ist. Darum wäre es das Beste, Kaiser und Stände des Reichs ließen die verfluchte Grundsuppe des Teufels zu Rom immer fahren zum Teufel; da ist doch keine Hoffnung einiges Gutes zu erlangen."

Nach einer Einleitung in diesem Geiste geschrieben, stellte Luther sich die drei Fragen: erstens „ob der Papst das Haupt der Christenheit über Concilien, Kaiser, Engel und Alles wie er rühmt?" Zweitens: „ob ihn Niemand urtheilen, richten und absetzen könne?" und drittens: „ob es wahr, daß er das römische Reich von den Griechen auf die Deutschen gebracht?" — In der Beantwortung dieser Fragen wiederholte Luther die Gründe für die Verneinung derselben[1], die er so oft in seinem Kampfe geltend gemacht hatte, nur noch heftiger als sonst je. Zum Schlusse der ersten Antwort heißt es: „Wohlan, wenn ich Kaiser wäre, wüßte ich wohl, was ich thun wollte. Die lästerlichen Buben allsammt, Papst, Kardinäle und alles päpstliches Gesinde, zusammenkoppeln und gürten, nicht weiter denn drei Meilen Wegs von Rom gegen Osten führen; daselbst ist ein Wässerlein, das heißt lateinisch Mare Tyrhenum, ein köstlich Heilbad wider alle Seuche, Schäden, Gebrechen päpstlicher Heiligkeit, aller Kardinäl und seines ganzen Stuhls; daselbst wollte ich sie säuberlich einsetzen und baden."

Die zweite Frage beantwortet Luther kürzer aber fast noch heftiger: „Siehe", ruft er aus, „Siehe, wie wallet mein Blut und Fleisch, wie gern wollt ich das Papstthum gestraft sehen; so doch mein Geist wohl weiß, daß keine zeitliche Strafe hier genug sei, auch nicht für Eine Bulle oder Decret. Aber gleichwohl ist die Summa davon: der armen römischen Kirche und allen Kirchen unter dem Papstthum kann weder gerathen noch geholfen werden, es werde dann das Papstthum und sein Regiment sammt seinen Decreten weggethan, und ein rechter Bischof wiederum zu Rom eingesetzt, der das Evangelium rein und lauter predige und lasse die Kronen und Königreiche in Frieden; — — und sei ein Bischof andern Bischöfen gleich, nicht ihr Herr, der ihre Kirchen zerreiße und ihre Güter raube, noch sie mit Eiden fange, noch sie mit Pallien und Annaten um Papstmonden beschwere." —

Die dritte Frage, „ob der Papst das römische Reich von den Griechen auf die Deutschen gebracht?“ führt Luther zu einer kurzen Schilderung, wie Kaiser Karl der Große mit dem Namen: „römischer Kaiser“ in Rom überrascht worden; wofür die Päpste „die Kaiser mit Eidespflichten unter sich brachten und dem Kaiser vom römischen Reich nicht ein Harbreit gegeben, aber unermeßlich viel davon gestohlen mit Lügen, Trügen, Gotteslästerung und Abgötterei.“

Zum Schlusse endlich sagt er: „Hie muß ich's lassen; wills Gott, in einem andern Büchlein will ichs bessern. Sterbe ich indeß, so gebe Gott, daß es ein Anderer tausend Mal ärger mache. Denn die teuflische Papsterei ist das letzte Unglück auf Erden, und das nächste, so alle Teufel thun können mit alle ihrer Macht. Gott helfe uns. Amen!“

35.

Luther fühlte, daß seine Todesstunde herannahte. Obgleich erst zweiundsechszig Jahre alt, war er durch dreißigjährige, unabläßliche, thatsächlich ans Wunderbare grenzende Arbeit endlich abgeschafft, matt und müde. „Ich habe lange genug gelebt; Gott bescheere mir ein selig Stündlein“, schrieb er im Frühjahr 1544 der Kurfürstin Sybilla[1]). Schon im Jahre 1542 hatte er sein Testament gemacht, aus dem hervorgeht[2]), daß sein Erbe aus einem Gütchen Zülsdorf, in der Nähe von Wittenberg, einem Hause in Wittenberg selbst, und an Büchern, Kleinoden, Ringen, Ketten, Schenkgroschen, etwa 1000 Gulden werth, auf welche er 450 Gulden schuldete, bestand. Das alles vererbte er mit vorsorgender Liebe seiner Frau „zum Wipgeding auf ihr Lebenlang“, weil er wollte, „daß sie nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten, ihr unterworfen sein sollten, wie Gott geboten hat“; und zwar weil er dafür hielt, „daß die Mutter ihrer eigenen Kinder bester Vormund sein werde“). Mit zarter Schonung läßt er ihr die Freiheit, sich nach seinem Tode „zu verändern“; er setzt nur hinzu, daß er solches Vertrauen habe, sie werde sich mütterlich gegen ihre Kinder halten und Alles treulich, es sei Wipgeding oder anders, wie recht ist, mit ihnen theilen.

---

[1]) de Wette V. 638. [2]) de Wette V. 422.

„Auch bitt ich", ſagt er endlich noch: „alle meine guten Freunde wollen meiner lieben Kathen Zeuge ſein, und ſie entſchuldigen helfen, wo etliche unnütze Mäuler ſie beſchweren oder verunglimpfen wollten, als ſollt ſie etwa eine Baarſchaft hinter ſich haben, die ſie den armen Kindern entwenden oder unterſchlagen würde. Ich bin deß Zeuge, daß da keine Baarſchaft iſt, — und nicht iſt Wunder, daß keine Baarſchaft, ſondern daß nicht mehr Schuld da iſt."

Luther ſehnte ſich um ſo mehr nach Ruhe, als er in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht nur oft von harten körperlichen Leiden und ſchwerem Familienunglück, dem Tode mehrer ſeiner Kinder heimgeſucht wurde, ſondern auch viele bittere Erfahrungen gemacht hatte und einer ſehr trüben Zukunft für die Reform und für das deutſche Volk entgegenſah. „Es läßt ſich an, als wollte es böſe werden, Gott helfe den Seinen!" ſchrieb er in dem obigen Briefe an die Kurfürſtin Sybilla.

Alle Uebergangszeiten im Leben der Völker, wie im Leben der Menſchen, haben ihre Entwickelungskrankheiten, der Krieg ſeine wüſten Nachzügler, die Revolutionen ihre wilden Auswüchſe. Die durch die Reform in Gährung gekommene Menſchheit warf aus der Eſſe, in welcher das helle Erz der Reform zum Guſſe erwärmt wurde, auch ihre Schlaken aus. Dieſe wurden zu Luthers tiefſter Betrübniß vielfach für das eigentliche Werk der Reform ausgegeben; während ſie aus den häßlichen Zeiten, welche der Reform vorhergingen, die Reform herbeiführten, ſie nothwendig machten, hervorgingen.

Luther ſelbſt war nicht ganz frei von dieſen Schlaken. Seine Grobheit, ſeine mitunter ſchmutzige und gemeine Sprache war, wie die Sprache in den Briefen der „Dunkelmänner" Huttens, in den Predigten Geilers von Kaiſersberg, in den Gedichten Murners zeitgemäß, volksthümlich, bei Hoch und Nieder eine Bedingung des Erfolges für Luther, wie für Jeden, der ſich an das ſeit Jahrhunderten, ſo lange es nur Kloſterſchulen für zukünftige Mönche und Geiſtliche gab, vernachläſſigte, ſich ſelbſt überlaſſene, verwilderte deutſche Volk richtete. Aber wenn deswegen Luthers Sprache oft gemein, keck und ſchmutzig erſcheint, ſo blieb ſein inneres Leben, ſein Thun und Laſſen ſchamhaft und rein. Seine Gegner machten es ihm zum Vorwurfe, daß er als Prieſter gedacht und geſagt haben ſoll:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!"

Aber die Art und Weise, wie er offen in seinen Predigten, in seinen Briefen, in seinen Schriften das tolle Säufer- und Unzuchtleben des Volkes seiner lieben Deutschen, der „vollen Säu" und noch mehr der befreundeten oder feindlichen Höfe angriff, beweist, daß er in dieser Beziehung Jedem mit seinem Tadel offen in's Auge sehen durfte.

In den letzten Jahren seines Lebens theilte sich das ausschweifende Leben der Höfe auch Kreisen mit, die Luther näher ständen. Dann schrieb er, unterleibskrank alles schwärzersehend als es in der That war, bittere, herbe Briefe an die Prediger von Nürnberg und sonstwohin, wo die Verwilderung an den Tag trat. Die Studenten in Wittenberg selbst waren oder erschienen dem alternden Luther wüster und ausschweifender als in frühern Tagen. Mit ernster Warnung trat er gegen sie auf.[1])

Als die protestantischen Fürsten bald anfingen, wie früher die katholischen, die Bisthümer mit Knaben zu besetzen, um so ihrem Hause die Einkünfte, die Güter des Bisthums zu sichern, erklärte Luther einfach, daß wenn sein Wort hier nicht gehört werde, er sich gezwungen sehe, „solche Kinderwahl, zu welcher Niemand mit Gott und gutem Gewissen rathen und darin willigen könne, und zu welchen die Fürsten zu Schanden der Christenheit verleitet worden, — mit harten Schriften zu strafen."[2])

Melanthons zu große Angst und Nachgiebigkeit hatte Luther oft zu strafen Gelegenheit; in der Regel aber tadelte er ihn „unter vier Augen", und vertheidigte ihn dann wieder gegen solche, die ihn härter angriffen, als Luther glaubte, daß Recht sei[3]). Oft sprach er dem Geängstigten, „damit er sich nicht zu Tode gräme", wieder Muth zu[4]). Als aber Melanthon im Jahre 1544 mit Bucer die kölnische Reformationsformel abfaßte, war Luther so wenig mit derselben zufrieden, daß er offen „Alles und Alles für zu lang, zu groß Gewäsch" erklärte[5]). Er verletzte dadurch Melanthon so sehr, daß dieser Wittenberg verlassen wollte.

[1]) de Wette V. 561. [2]) An die Fürsten von Pommern. de Wette V. 649 bis 657. [3]) de Wette V. 357. [4]) de Wette V. 375. [5]) de Wette V. 709.

Luther seinerseits lebte in der letzten Zeit mehr auf seinem kleinen Bauerngütchen Zülsdorf, wo er den Garten pflegte und oft mit Hand anlegte bei der Feldarbeit. Endlich aber verließ er Wittenberg mit der Absicht, dorthin nicht wieder zurückzukehren. Er schreibt darüber an seine Frau: „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gerne mehr da bin; wollt auch, du verkaufstest Garten und Hufe, Haus und Hof — will also umherschweifen, und ehe das Bettelbrod essen, ehe ich mein arm alte, letzte Tage mit unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und verunreinigen will, mit Verlust meiner sauren theuren Arbeit.“ [1]) Als sein Entschluß bekannt wurde, schrieb die Universität an den Kurfürsten; dieser ließ Luther zu sich kommen und mußte wahrscheinlich harte Worte hören; denn wenige Tage nachdem Luther nach Wittenberg zurückgekehrt war, gründete der Kurfürst aus den Stiftern zu Altenburg, Gotha, Eisenach und vielen Klöstern, deren Einkünfte in seine Kammerkasse flossen, mehrere Stipendien.

Gegen Ende desselben Jahres beriefen die Grafen von Mansfeld, seine eigentlichen Landesherren, Luther zu sich, um einen Bruderzwist, der zwischen ihnen schon lange obwaltete, zu schlichten.

Die jungen Mansfelder waren kecke Herren im Geiste der Zeit. Deswegen mußten sie von Luther oft strenge Strafworte hören, wie er ihnen (am 24. Februar 1542) schrieb: „Es fühlen Euer Gnaden selbst wohl, wie Sie auf den Mammon gerathen, — die Unterthanen allzuhart und scharf drücken, sie von ihren Erbfeuern und Gütern zu bringen und schier leibeigen zu machen gedenken.“ [2])

Am 21. Januar 1545 trat Luther die Reise nach Mansfeld in Begleitung seiner drei Söhne an. Auf der Grenze empfingen ihn die Grafen (von Mansfeld) mit einem fürstlichen Gefolge (113 Pferden) und führten ihn nach ihrem Stammschlosse. Während Luther hier den Vergleich vorbereitete, predigte er mehrmalen zu Eisleben, seinem Geburtsorte, in derselben Kirche, in welcher er als Knabe die ersten Gebete gelallt hatte. Die letzten Briefe, die er von Mansfeld aus schrieb, galten seiner geliebten Hausfrau, die er einst ihres strengen Hausregiments wegen neckend „Herr Käthe“ nannte, und die er

[1]) de Wette V. 753. [2]) de Wette V. 437.

jetzt liebend und neckend als „seine herzliebe, seine gnädige Hausfrau, die tiefgelahrte Frau, Selbstmärtyrin, Zülsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann" — und in dem letzten Briefe, todtbewußt, als: „Die heilige, sorgfältige, treue, gnädige, liebe Hausfrau" anredet.

Er war beim Uebergange über die eistreibende Saale in Gefahr gerathen, und dann von Schwindel-Anfällen unwohl in Mansfeld angekommen. Er hatte davon seiner Frau geschrieben, und diese antwortete ihm sorgenvoll. Luther erwiderte: „Du willst sorgen für Deinen Gott, grade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martin schaffen, wo der eine alte in der Saale umgekommen. Laß mich in Frieden mit Deiner Sorge; ich hab einen bessern Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Drum sei in Frieden. Amen."

Der letzte Brief, den er schrieb vom 14. Februar, ebenfalls an seine „freundliche, liebe Hausfrau" gerichtet, verkündet seine baldige Heimkehr, da es ihm gelungen, fast Alles zu vergleichen und er heute nur noch „die zween Brüder wieder zu Brüdern machen wolle, zu welchem Ende er sie bei sich zu Gast gebeten". Die letzten Worte dieses letzten Briefes aber hießen: „Laß sagen und singen, wir wollen warten, was Gott thun wird!"

Das letzte Aktenstück, das seiner Feder entfloß, war der Friedensschluß, in welchem er die zwei Brüder wieder zu Brüdern machte. Am Abende dieses Tages (18. Februar) wurde er unwohl. In der Nacht schlief er bis gegen ein Uhr. Dann wachte er auf, ging in der Stube ein paarmal auf und ab, legte sich, über Drücken in der Brust klagend, auf ein Ruhebett, seinem Tode entgegensehend.

Um drei Uhr starb er sanft und ruhig in der Stadt, in welcher er geboren war. Begraben liegt er in der Schloßkirche zu Wittenberg.

Vierundzwanzigſtes Buch.

Das Concil von Trient, Moritz von Sachſen und Kaiſer Karl V.

Das Concil von Trient, Moritz von Sachsen und Kaiser Karl V.

1.

Luther ist als Willenskraft, als Charakter, als freier Geist gegenüber der Seelenknechtschaft des römischen Kirchenthums die mächtigste Erscheinung seines Jahrtausends. Den Boden selbst, auf dem er fußte, mußte er sich schaffen. Ein Fels, dem Sturme trotzend, stand er dann auf demselben. Von den Wogen der Zeit immer wieder unterwühlt, wird wohl hier und dort ein Stück zuletzt mit fortgerissen; aber in seiner ganzen Erscheinung bleibt Luther vom ersten bis zum letzten Tage unerschüttert, ein Beispiel für alle Völker und alle Jahrhunderte.

In den letzten Jahren seines Lebens drang, trotz aller äußern Fortschritte des Protestantismus, der Rückschritt gegen die Reformation nach allen Richtungen hin mächtig und siegbewußt vorwärts. An seinem Todestage saß in Trient eine Kirchenversammlung, welche die Folgen des immer mächtiger hervortretenden Rückschlages gegen die Reformation zum Besten der katholischen Kirche und des römischen Papstthums festzustellen berufen wurde.

Die Wiederherstellung der christlichen Gemeinde „im Glauben an die Rechtfertigung durch Christus", das heißt: im Geiste der Menschenliebe und Menschengleichheit, ohne Priesterthum und Kirchen-

werkheiligkeit, wie Luther sie in dem ersten Zeitabschnitt seines Wirkens angestrebt hatte, war durch den Bauernkrieg unmöglich geworden. Die Protestation gegen die päpstliche Kirchen-Weltmonarchie blieb dann allein aufrecht stehen. Aber die „Protestation" führte nothwendig zu Zwiespalt und Parteien unter den Protestirenden selbst. Diese Streitigkeiten mußten die Reformatoren und ihre reformirten Kirchen, dem festen Zusammenhalt der katholischen Kirche gegenüber, vielfach in einem nachtheiligen Lichte erscheinen lassen. Mit dem Ansehen der Reformatoren und der Autorität ihrer Kirchen mußte auch der seelenerhebende und sittenreinigende Einfluß derselben abnehmen. Die größere Freiheit, der verminderte Kirchenzwang lockte viele verwilderte und gesetzlose Naturen; die wüste Zeit warf dem Protestantismus nicht wenige ihrer keckſten und wüſteſten Vertreter in die Arme. Nur die innere Nothwendigkeit des „Protestes" gegenüber der Kirche und dem Papstthum Roms erklärt es, daß der „Protestantismus" nach dem Bauernkrieg nicht vollkommen zu Grunde gegangen ist. Die zeitlichen Vortheile, welche die weltliche Regierung, die Herrscherfamilien ins Besondere aus der Reform und dem Protestantismus zu ziehen gewußt haben, sind Ursache, daß, trotz der geistigen Reaction der Protestantismus thatsächlich immer größere Fortschritte machte, immer mehr Länder und Völker in seinen Kreis einschloß. Aber diese rein thatsächlichen Fortschritte gaben den Gegnern desſelben neue Waffen in die Hand, indem sie bei der oft so klar hervortretenden Selbstsucht und Rechtlosigkeit des Fürstenthums der Zeit die ganze Reform-Bewegung als nur im weltlichen Vortheile der Herrscherfamilien begründet, darzustellen halbwegs berechtigt schienen.

Im Gegentheile hatte die Reform auf viele Katholiken, und noch mehr auf manche Anhänger der Reform, die wieder zum Katholicismus zurückkehrten, aufklärend, verbessernd gewirkt. Die grellsten Mißbräuche der katholischen Kirche, die Verkommenheit der Geistlichkeit, die Sittenlosigkeit des Mönchthums, ins Besondere das wüste, weltliche Treiben Roms war der großen Mehrzahl aller Katholiken klar geworden. Papst Hadrian VI. hatte so offen als möglich in Rom selbst die nothwendigsten Verbesserungen einzuleiten gesucht, deren Verwirklichung dann freilich die Kardinäle nach seiner kurzen Regie-

rung durch die Wahl des Mediceers Clemens VII. wieder zu verhindern wußten. Unterdeß aber wuchs das Gefühl der Nothwendigkeit einer Reform in allen Katholiken immer mehr, so daß endlich Alexander Farnese, Paul III., mehrere Anhänger der tiefgreifenden Reformgrundsätze Luthers selbst ins Kardinalcollegium berufen und mit der Vorbereitung der nothwendigen Reformen der römischen Kirche zu beauftragen für klug hielt. Thatsächlich handelte dann freilich der Farnese, wie der Mediceer gehandelt hatte, das Papstthum und die Christenheit zum Vortheile seiner Familie benutzend, seine Kinder und Neffen im Knabenalter neben die grauen Freunde der Reform ins Kardinalcolleg berufend und ihnen Throne und Kronen in Italien erobernd. Die Reformatoren im Kardinalcolleg hüteten sich natürlich, den Grundsatz, das Dogma der römischen Kirche, die unbeschränkte Kirchen-Monarchie des Papstthums in Frage zu stellen; eine Sittenverbesserung der Geistlichkeit und Roms blieb allein Gegenstand ihrer vom Papste genehmigten Bestrebungen, welche naturgemäß die Richtung nahmen, die in den Grundsätzen, den Dogmen und Institutionen der katholischen Kirche angedeutet lag, und die in der Hauptsache zu einer noch blinderen Anhänglichkeit und Abhängigkeit vom Papstthum — zum Jesuitismus, — führte.

2.

Als Gregor VII. die Grundlagen zur Weltherrschaft des römischen Papstthums legte, zerriß er durch den Cölibat alle Banden, die den Priester an die Familie, die Gemeinde, den Staat, die Gesellschaft knüpfen. Nachdem der schwere Kampf des Kaiserthums gegen das Papstthum unter den Hohenstaufen die Grundfesten des Papstthums erschüttert hatte, schufen die Päpste sich in den Bettelorden ein auserwähltes Priesterthum, das noch wurzelgreifender allen, den Menschen an den Menschen knüpfenden, Banden entsagen, noch willenloser sich dem Willen des Papstes unterwerfen mußte. Die Reformation hatte den Einfluß der rasch entarteten Bettelorden gebrochen. So bedurfte das Papstthum einer neuen Schutzwehr gegen die Stürme der Zeit.

Schon wenige Jahre nach Luthers erstem Auftreten sollten die

Franziskaner-, Dominikaner- und andere Orden reformirt werden; aber das Mönchthum zeigte sich diesen Reformversuchen gegenüber vorerst als vollkommen abgenutzt; die nöthige Hülfe mußte anderswo herkommen.

Der päpstliche Protonotarius Gaetano de Thione, der Kardinal Johann Peter Caraffa, — Bischof von Chieti (Theate) später Paul IV. — in Verbindung mit mehrern andern gelehrten und vornehmen Römern bildeten 1524 die Congregation der Theatiner. Weltgeistliche, „regulare Cleriker" ohne Mönchskutten aber mit den Mönchsgelübden der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams, stellten sich hier die Aufgabe, gute Geistliche in ihrer Congregation und in „Seminarien", die sie stiften wollten, zu erziehen; sodann durch Predigt, Verwaltung der Sakramente, ins Besondere der Beichte, durch Kranken- und Armenpflege die Laien der Kirche wieder zu gewinnen. Wenige Jahre später (1530) entstand in Mailand der Barnabitenorden ganz in derselben Richtung, nur mit der weitern Aufgabe, nöthigenfalls auch alle Missionen zu übernehmen. Gleichzeitig traten auch anderswo neue Orden hervor. Die Somasker in Venedig, die barmherzigen Brüder in Spanien, der Ursulinerinnen in Brescia übernahmen nur einzelne Theile des Berufes der Theatiner und Barnabiten, die Pflege der Waisen, der Kranken, der Armen.

Alle diese neuen Orden waren die Vorläufer des Jesuitenordens, der die Hoffnungen, die sie anregten, erfüllen und überbieten sollte.

3.

Ignatius von Loyola (Don Inigo Lopez de Recalde) der jüngste Sohn der Familie Loyola, auf dem Stammschlosse dieses Namens in Guipuskoa (Spanien) 1491 geboren, zum Kriegsdienst erzogen, wurde bei der Bestürmung von Pampeluna 1521 verwundet. Nach langem Siechen verließ er gelähmt und hinkend das Krankenlager. Während er an seinen Wunden schwer darnieder lag, kam er zum Bewußtsein, daß seine Kriegslaufbahn zu Ende sei. Die religiöse Begeisterung, welche die Kämpfe gegen die Mauren in Spanien lebendiger erhalten hatte als anderswo, überlebte in Ignaz seine kriegerische Ehrbegierde, seine soldatische Abenteurerlust. Das Leben

der Heiligen, das ihm während seiner Krankheit anstatt des Ritterromans Amadis, den er verlangt hatte, geboten wurde, weckte in ihm den Gedanken, höhern Ruhm als den des Kriegers auf der Bahn, welche die Heiligen gewandert, zu erwerben. „Was, wenn ich ein zweiter Franziskus, ein zweiter Dominikus würde?“ [1]) durchkreuzte auf dem Krankenlager seine Seele und schlug endlich feste Wurzeln in ihm. Wieder hergestellt, begann er ein Leben der strengsten freiwilligen Entbehrungen. Er zog sich in ein Dominikanerkloster zurück, wo Bußübungen, körperliche Züchtigungen in immer höherer Begeisterung, erst die Zweifel, ob er so den Weg zum Heile betreten, fast bis zum Selbstmorde steigerten, und ihn dann zu einer geistigen Erregtheit führten, die ihm endlich Christus und seine Engelschaaren leibhaftig vor das Auge seiner Phantasie stellte. Nach und nach suchte er ein greifbares Ziel für das neue Leben und glaubte dasselbe in einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, wo er sich der Bekehrung der Ungläubigen widmen wollte, finden zu können. In Jerusalem untersagte der Provinzial der Franziskaner dem ritterlichen Einsiedler, der sich seinem Orden anschließen wollte, die gefahrdrohenden Bekehrungsversuche bei den Muhamedanern und sorgte dafür, daß Ignaz bald wieder nach Europa eingeschifft wurde. Diese Reiseerfahrungen hatten ihn belehrt, daß sein Feuereifer nicht genüge; er fühlte die Nothwendigkeit gründlicherer Kenntnisse und bezog deshalb die Schule von Barcelona und dann die Universitäten von Alcala, Salamanka und Paris. An letzterm Orte, wo er die Magisterwürde erlangte, begann er auch, der dreiundvierzigjährige Mann, ein paar Jünglinge um sich zu sammeln, mit welchen er den Versuch machte, den Traum seines Krankenbettes zu verwirklichen, ein zweiter Franziskus zu werden. Im Jahre 1534 stiftete er mit sechs Jünglingen (den Spaniern: Franz Xaver, Jacob Lahnez, Alfons Salmeron, Simon Rodriguez, Alfons Bobadilla und dem Savoyarden Peter Lefèvre-Faber) in der Kirche des Kloster Montmartre zu Paris einen geheimen Orden, in welchem sie Gott gelobten, dem Eigenthum zu entsagen, sich der Keuschheit hinzugeben, der Heidenbekehrung in Jerusalem oder auch dem Dienste

[1]) Ranke, die römischen Päpste I. 181.

der Kirche in Rom zu widmen. Den Verſuch gemeinſam nach Jeruſalem auszuwandern verhinderte 1537 der zwiſchen Venedig und den Türken ausgebrochene Krieg.

In Venedig kamen Ignaz und ſeine Genoſſen mit den Theatinern in nähere Verbindung. In dem Geſellſchaftshauſe der Letztern wohnend, pflegten ſie eine Zeitlang gemeinſam mit den Genoſſen Caraffa's die Kranken in den Spitälern. Dem Beiſpiele der Theatiner folgend wurden ſie hier ſämmtlich Geiſtliche, ſo in die Bahn der „regularen Cleriker" einlenkend. Aber da Caraffa unter den Theatinern die Stellung eines „zweiten Franziskus" ſchon eingenommen hatte, ſo verließ Ignatius mit ſeinen Genoſſen Venedig und wandte ſich nach Rom. Auf dieſer Reiſe wurden die erſten Regeln ihres Ordens entworfen, die im Weſentlichen mit denen der Theatiner übereinſtimmten, nur noch feſter und durchgreifender die einzelnen Mitglieder des Ordens in dem Ordenszwecke auflöſten. Erſt jetzt nahmen ſie auch einen eigenen Namen an, und zwar den der „Compagnie Jeſu", im Geiſte des alten Soldaten Ignaz eine geiſtliche Militaircompagnie im Dienſte Chriſti und der Kirche bildend. Trotz alledem aber ſtieß Ignatius Anfangs in Rom vielfach auf Hinderniſſe, bis er endlich durch Contarini ſeinen Plan dem klugen Paul III. vorlegte, und dieſer, die Bedeutung des neuen Ordens durchſchauend, ausrief: „Das iſt der Finger Gottes."

4.

In Rom wurden die Geſetze, Gebräuche und Einrichtungen des Ordens nach und nach in ein Syſtem gebracht, deſſen Ziel darin beſtand, „die ganze Perſönlichkeit jedes Mitgliedes der Geſellſchaft zu opfern, alle Banden, welche daſſelbe ſowohl ans Vaterland als an die Familie feſſeln, zu ſprengen; ihn aufhören zu machen, Sohn, Bruder, Freund zu ſein, ſeine ganze Individualität, alle ſeine Kräfte, alle ſeine Meinungen dem Orden zu widmen." [1])

Der Orden ſollte ſich der Erziehung der katholiſchen Jugend

[1]) Ritter, Kirchengeſch. II. 275. Faſt nur die gleichzeitige Organiſation der Janitſcharen hat etwas Aehnliches in der Weltgeſchichte geliefert.

für den Orden ins Besondere, für die Ordenszwecke im Allgemeinen widmen. Zu dem Ende zerfiel derselbe in vier Klassen von Mitgliedern, die Novizen, die erprobten Schüler (scholastici approbati), die Coadjutoren und die Professen.

Nach einem Vorbereitungsnoviziat von zwölf bis vierzehn Tagen, während welchen der Knabe die Constitution des Ordens studiren durfte, wurde der Suchende, der nur vierzehn Jahre alt zu sein brauchte, als Novize aufgenommen, wobei er sich durch ein Gelübde zur Armuth, Keuschheit, zum Gehorsam und endlich zum dereinstigen Eintritt in die Gesellschaft verpflichtete. So war der Novize (der vierzehnjährige Knabe) gebunden, ehe sein Noviziat selbst begonnen hatte, so war er gefesselt, bevor er wußte, welche Fesseln er übernahm. Während des Noviziats, das in der Regel zwei Jahre dauerte, begann die eigentliche Vorbereitung zum festen Eintritt in die Gesellschaft. Der Unterricht des Novizen war Nebensache; die „Erziehung" für den Orden und die Ordenszwecke Hauptsache. Nach dem Lehrplan sollten Collegien und Universitäten errichtet werden, auf welchen die Schüler sich in Bezug auf den Gegenstand, die Form und die Zeit der Studien durch die Gesellschaft und ihre Vorstände unbedingt leiten lassen mußten. Das Ziel der Belehrung war eine Rückkehr zu den strengeren Zeiten des römischen Kirchenthums; während Rückkehr zum reinen Christenthum der Bibel die Aufgabe war, welche die deutschen Reformatoren sich stellten.

In dem Bestreben der Gesellschaft Jesu, — nicht sowohl den Geist des Christenthums zu erneuern und neu zu beleben, als die Form des römischen Kirchenthums zu reinigen und neu zu befestigen — war die Bahn von selbst angedeutet, welche die spanisch-romanischen Reformatoren und ihre Schulen wandern mußten. Die lateinische Sprache trat bei dem Unterricht überall in den Vordergrund, Geschichte, Geographie, Mathematik wurde in den untern Klassen der Collegien völlig übergangen, in den höhern, und ebenso auf den Universitäten Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie nur so weit gelehrt, als sie dem Ordenszwecke dienlich waren [1]). Religionsunter-

[1]) Constitutiones cum declarat. pars IV. declarat. a. procm. pars. IV.

richt, Religionsübungen, Beichten, Communiziren, Roſenkranzandachten, Marianiſche Brüderſchaften waren ſo die Hauptſache, daß nachdem 1563 der Jeſuit Leonius die Geſellſchaft der unbefleckten Empfängniß errichtet hatte, bei jeder Jeſuitenſchule auch eine Congregation der unbefleckten Empfängniß errichtet wurde. Die „Marianiſchen Sodalitäten", der Marianiſche Bund, Sterbebrüderſchaften, Geſellen- und Handwerkervereine aller Art waren das Mittel, Hunderttauſende von Gläubigen in geſchloſſenen Schaaren zu reihen, und durch ſie die ganze katholiſche Gemeinſchaft zu den Zwecken des Ordens mit Hab und Gut, mit Leib und Leben beitragen zu helfen.

Die „Erziehung" der Novizen zum Zwecke der Geſellſchaft begann mit einer Generalbeichte, der ſpäter alle Monate eine Beichte und wenn nöthig wieder eine Generalbeichte bei dem Vorſteher des Novizenhauſes folgte. Wo der Fall eintrat, daß ein Novize nicht zur beſtimmten Zeit beichten und communiciren wollte, wurde ihm „die Lebensſpeiſe ſo lange entzogen, bis er die geiſtige wieder nahm." [1]) Einer der erſten Schritte war dann das feierliche Verſprechen des Novizen, alle ſeine zeitlichen Güter den Armen (Jeſuiten) zu ſchenken, wodurch der Novize gleich Anfangs die Brücke hinter ſich abbrach. Die thatſächliche Vollführung dieſes Verſprechens blieb vorbehalten, bis der Ordensvorſtand dieſelbe für zweckmäßig hielt, das hieß, bis der Novize über ſeine Güter verfügen konnte [2]). Hiernach entſagte der Novize jeder ſchriftlichen und mündlichen Verbindung mit ſeinen Freunden und Verwandten, die „mehr zur Beunruhigung als zum Heile der Seelen dienen" [3]), und überließ die Leitung ſeiner Verhältniſſe und auch ſeines Briefwechſels mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden dem Ordens-Vorſtande [4]). An die Stelle von Vater und Mutter, von Bruder und Schweſter, von Freunden und Verwandten

---

cap. XII. §. 3. decl. Tractabitur Logica, Physica, Metaphysica, Moralis scientia et etiam Mathematica quatenus tamen ad finem nobis propositum conveniunt. Cap. XIV. XV. [1]) Constit. pars III. Cap. I. §. 20. decl. g. [2]) Const. pars. III. Cap. I. §. 7. decl. f. [3]) Primum ac generale examen in omnibus, qui in societatem Jesu damitti petant proponendum. Cap. IV. §. 7. [4]) Examen gen. Cap. IV. §. 6., 7., 8. und die dazu gehörigen Declarationen.

trat der Orden im Namen Gottes. Man belehrte den Novizen immer wieder und alle Tage von Neuem, daß „sein Oberer, wer er auch sei, an Stelle unseres Erlösers Jesu Christi stehe", und daß er diesem „in Allem ohne Entschuldigung, ohne Murren, selbst wenn er ihm das Schwerste und den Sinnen Widerstrebendste auflege, nicht nur äußerlich gehorchen, sondern sich bestreben müsse, sich im Herzen selbst aufzugeben, jedem eignen Willen und jedem eignen Urtheile zu entsagen, das, was der Obere will und denkt, überall und zu allen Zeiten in Allem, so weit keine Sünde dabei ins Spiel kommt, zur Regel seines eigenen Willens und Urtheils zu machen, und so sich die erste und höchste Regel jedes höhern Willens und Urtheils, welche ewige Wohlthat und Weisheit ist, zu erwerben" [1]). An einer andern Stelle der Gesetze wird diese Lehre, in der das ganze Institut des Ordens wurzelt, den höhern Ordensmitgliedern (Professen und Coadjutoren) noch eindringlicher ans Herz gelegt; der „heilige Gehorsam" soll sie treiben, nicht erst einen Befehl abzuwarten, sondern jedem Zeichen des Willens des Obern zu gehorchen. „Man muß Gott unsern Schöpfer und Herrn vor Augen haben, um dessentwillen man einem Menschen gehorcht. — — Deswegen sollen wir alle Nerven unseres Seins anstrengen zu der Tugend des Gehorsams, die wir zuerst dem Papste und dann den Obern unserer Gesellschaft schuldig sind." Ihrer Stimme sollen wir gehorchen, wie der Stimme Jesu Christi, unseres Erlösers, „da wir ihnen als ihm selbst gehorchen, um der Liebe, um der Verehrung willen, die wir Christo schulden." So soll der „heilige Gehorsam stets vollständig sein in uns, und uns sowohl in der That, als im Herzen und im Geiste Alles vollziehen machen, was uns befohlen wird, uns selbst überredend, daß Alles, was uns befohlen wird, gerecht ist, aufgebend in einer Art blinden Gehorsams jedes eigne Urtheil, verleugnend jedes entgegengesetzte Ge-

[1]) Constitutio pars III. Cap. I. §. 23. „ubi peccatum non cerneretur" ist hier als alleinige Ausnahme vorbehalten. In der Declaration zu diesem §. aber wird als Beispiel angeführt, daß der Gehorsam des Novizen gegen den Obern so weit gehen müsse, wie der Abrahams, als er auf Gottes Befehl seinen Sohn zu schlachten und opfern bereit war. Wo der Ordensobere dies Opfer des Eltern- oder Kindermordes im Namen Gottes fordere, wurde der Novize belehrt, gehorchen zu müssen.

fühl. Jeder der unter dem Gehorsam lebt, soll sich durch die göttliche Vorsehung, die sich der Obern als Vermittler ihres Willens bedient, lenken lassen wie ein Kadaver, der sich nach allen Richtungen hin schieben läßt, wie der Stock eines Greises, der dem dient, welcher ihn in der Hand hält, je nachdem dieser ihn benutzen und wohin er ihn richten will." [1])

Das war der Kern der Lehre, der Mittelpunkt der Gesetze, Institutionen, Gebräuche und Gewohnheiten des Ordens. Um den Gehorsam zu stählen, wurden alle andern Leidenschaften des Menschen gebrochen, Besitz, Familie, Menschenliebe schwur der Jesuit ab; den äußern Ehrgeiz lehrte man verachten; den Stolz brach man durch die demüthigendsten schmutzigsten Beschäftigungen; die Krankheit selbst wurde zur Geduldprobe, der Arzt befahl im Namen Gottes und des Obern. Und damit der Novize nicht sich auch nur einen Augenblick vergessen könne, wurde er stets zurückgehalten, zurückgetrieben, gelenkt und geschoben, — war er vom ersten bis zum letzten Tage, wo er ging und stand, beobachtet, behorcht, verpflichteter Beobachter und Horcher seinen Mitnovizen gegenüber.

Sechs Prüfungen brachten ihn endlich auf die Stufe, zu einem höhern Grade überzugehen. Einen Monat mußte er sich den „geistlichen Uebungen" überlassen; einen Monat Krankenpflege in einem Hospital üben; einen Monat ohne Geld reisend sich durch die Welt betteln; einen Monat Hausdienste aller Art, auch der gemeinsten, thun; sodann einen Monat sich im Katechisiren der Kinder; und endlich überhaupt im Predigen und Beichtehören geübt haben. Erst nach diesen sechs Prüfungen entschied der Obere, der General des Ordens, nach Gutdünken, ob der Novize hinlänglich vorbereitet, hinlänglich geschult und bearbeitet sei, um als „erprobter Schüler" in die zweite

[1]) Const. pars VI. Cap. I. §. 1. — Cap. V. desselben Theils heißt es: visum est nobis in Domino, — — nullas constitutiones, declarationes, vel ordinem ullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine Domini nostri Jesu Christi, vel in virtute obedientiae juberet, — jedenfalls zweideutig genug gesagt, um diejenigen, die darunter verstanden, daß der Obere selbst eine Todsünde befehlen könne, um so leichter zu entschuldigen, als ja Gott Abraham den Todschlag seines Sohnes auferlegt hatte, und der Obere dies, so gut wie Gott selbst konnte.

Vorhalle des Ordens einzutreten. Es geschah dies durch ein schon feierlicheres, aber immer noch einfaches Gelübde vor einigen Personen des Hauses in die Hand irgend eines dazu Beauftragten, abgelegt, in welchem der „erprobte Schüler" nichts versprach, als was er schon versprochen hatte, Armuth, Keuschheit, Gehorsam und die Zusage des Eintritts in den Orden. Die Gesellschaft verpflichtete sich in keiner Weise, ihn zu den höhern Graden aufzunehmen, während er seinerseits verpflichtet war und blieb, sein Lebenlang an den Thoren, welche zu den höhern Graden führten, seines Einlasses zu harren. [1])

Der „erprobte Schüler" wurde jetzt „Bruder" genannt und behandelt, als ob er wirklich ein Mitglied der Compagnie Jesu sei; während er vollkommen rechtlos, unwissend was er zu sein und zu thun berufen sei, nur immer weiter zu den Zwecken der Gesellschaft bearbeitet wurde. Höhere Studien von vier, und wenn nöthig mehr Jahren Theologie, waren vorerst äußerlich die Hauptaufgabe; in der That Nebensache dem Ordenszwecke gegenüber, da die Gesetze des Stifters ausdrücklich aussprachen, daß man auch diejenigen als „erprobte Schüler" aufnehmen solle, die „zu den Studien nicht tauglich schienen und von denen vorauszusehen, daß sie sobald nicht zu Coadjutoren oder Professen aufgenommen werden würden" [2]). Die „Prüfungen", die Bearbeitungen durch geistliche Uebungen, durch Lehre und Beispiel, durch Beobachtetwerden und Beobachten, durch Behorchtsein und Behorchen Anderer, vor Allem aber noch durch Beichte und Communion blieben im Wesentlichen dieselben, wie im ersten Grade; während die „erprobten Schüler" in Allem, was dem geistlichen Stande nöthig, in Katechismuslehren, im Beichthören, Communiciren, Messelesen, Messedienen, Beten, Meditiren, Lesen, „für Jeden nach seinem Fassungsvermögen" [3]), im Predigen, Reden, Disputiren belehrt und geübt wurden.

Wenn endlich die Lenker der Gesellschaft den „erprobten Schüler" für würdig hielten, Coadjutor oder Profeß zu werden, so wurde er zu der einen oder andern Stellung erhoben. In der Regel wurde

[1]) Constit. V. Cap. IV. §. 4. und decl. e. [2]) Const. V. Cap. IV. §. 6.
[3]) Constit. pars III. Cap. I. §. 20. pro captu.

er vorerſt Coadjutor. Als ſolcher verſprach er dem General der Geſellſchaft Jeſu, Stellvertreter Gottes, und deſſen Nachfolger und Bevollmächtigten ebenfalls durch ein einfaches Gelübde ewige Armuth, Keuſchheit und Gehorſam, und „dieſem Gehorſam gemäß beſondern Fleiß im Unterricht der Kinder nach den Bullen und Conſtitutionen der Geſellſchaft Jeſu.“ [1])

Es gab geiſtliche und weltliche Coadjutoren. Die Geiſtlichen befaßten ſich mit Beichthören, Predigen, Chriſtenlehre, Kranken- und Armenpflege, leiteten in der Regel die Schulen und betrieben überhaupt die äußeren Verwaltungsangelegenheiten des Ordens. Die weltlichen verſahen alle gemeinen und ſchmutzigen Dienſte in den verſchiedenen Häuſern der Geſellſchaft. Sie wurden belehrt und in die Ueberzeugung hineingewöhnt, daß „indem ſie der Geſellſchaft dienten und ihr halfen ſich dem Seelenheile der Menſchheit zu widmen, ſie dem Herrn ſelbſt dienten“; daß ſie raſch, in Demuth und Hingebung alle Dienſte (Officia), die ihnen aufgelegt wurden, vollführen müßten, wodurch ſie dann an allen Gnaden und allem Ablaß, von der ganzen Geſellſchaft gewonnen, Theil nehmen würden“ [2]). Damit ſie aber zu dieſen Dienſten ſtets tüchtig und bereit blieben, wurde ihnen unterſagt, daran zu denken, ſich je von dem Stande des Coadjutors „temporalis“ zu dem der geiſtlichen Coadjutoren, dem der erprobten Schüler oder Profeſſen erheben, oder auch nur eine höhere literariſche Bildung erlangen zu wollen, als ſie beim Antritt ihres Standes beſaßen. [3])

So ſtanden die Coadjutoren (die geiſtlichen und weltlichen „Gehülfen“ und Diener der Profeſſen) in der letzten Vorhalle des Ordens; denn erſt die „Professa societas“ bildete den eigentlichen Orden. Die Coadjutoren aber traten dem Mittelpunkte deſſelben, dem General, und ebenſo dem allgemeinen und nach Außen hin gerichteten Ziele, dem Unterrichte und der Erziehung der Kinder zum Ordenszwecke, ſchon ſo nahe, daß ſie in der That zu den wirkſamſten Mitgliedern des Ordens wurden. Die „Profeſſengeſellſchaft“ war der eigent-

[1]) Const. pars V. Cap. IV. §. 2. [2]) Exam. gen. Cap. VI. §. 3. [3]) Exam. gen. Cap. VI. §. 6.

liche Kern, die wahre „Compagnie Jeſu", und hatte ſelbſt in Bezug auf die Collegien und Univerſitäten, denen die Coadjutoren vorſtanden, die Oberaufſicht. Die Aufnahme des Profeſſen in das eigentliche Heiligthum des Ordens ſollte daher auch nur nach den ſtrengſten Prüfungen ſtattfinden und ihre Zahl überhaupt eine ſehr beſchränkte bleiben. Ihr Gelübde wurde allen frühern gegenüber für ein „feierliches" erklärt, weil es öffentlich, nach feierlicher Meſſe, auf die Hoſtie abgelegt wurde. Es unterſchied ſich von dem der Coadjutoren nur durch den Zuſatz: „Ich verſpreche überdies einen ganz beſondern Gehorſam dem herrſchenden Pontifex in Bezug auf die Miſſionen, wie es in den Bullen und Conſtitutionen des Ordens enthalten iſt." [1]) Dieſes Zuſatzgelübde des Profeſſen eines ganz beſondern Gehorſams dem Papſte gegenüber war der eigentliche Schlußſtein des neuen Ordenstempels. Als Ignaz nach Rom kam (October 1538), war er ſo wie ſeine Genoſſen nur im Allgemeinen zu Armuth, Keuſchheit und Gehorſam verpflichtet. Der kluge Paul III. aber, der bald fühlte, daß er hier einer ſehr verbeſſerten Ausgabe aller frühern Orden gegenüberſtand, beſtätigte den neuen Orden erſt dann (im Sept. 1540), als die eigentlichen Lenker des Ordens ſich außer andern Zugeſtändniſſen vor Allem zu dem feierlichen Gelübde des unbedingten Gehorſams gegen den Papſt zu verpflichten bereit erklärten. Damit wurde dieſe künſtlich erdachte und fein durchgeführte Maſchine ein willenloſes Mittel in der Hand des jeweiligen Papſtes.

Aus der geringen Anzahl der Mitglieder der professa societas, die eigentlichen Häupter des Ordens, wurden der Ordensgeneral, die Provinzialobern, die Novizenmeiſter, die Miſſionaire gewählt. Dem General, der an der Spitze der Profeſſen-Compagnie ſtand, ſchwuren alle Profeſſen, wie alle Arten von Anhängſel des Ordens, unbedingten Gehorſam, während die Profeſſen wieder den General durch vier Beiſitzer (Assistentes) beſtändig bewachen ließen. Dieſe Aſſiſtenten hatten im Falle der Noth das Recht, die Generalverſammlung der Profeſſen zu berufen, um den General, wenn er ein abſetzenswerthes Vergehen begangen, ſeiner Stelle zu entſetzen, oder, wenn

[1]) Constit. pars. V. Cap. III. §. 2. u. 3.

das Vergehen nicht absetzenswerth, ihn sonst zu bestrafen. Der General war es, der die Novizen zu erprobten Schülern, diese zu Coadjutoren und die Coadjutoren zu Professen erhob; er war der unbeschränkte Lenker und hatte die Oberaufsicht und Verwaltung über alle Häuser und Schulen, über alles Eigenthum des Ordens. Und dies Eigenthum, der Reichthum des Ordens, war bald unbegränzt.

Es war ausdrücklich verboten, je Etwas gegen das Gesetz der Armuth vorzunehmen; verboten, Güter in Eigenthum zu haben, oder in Pacht zu geben, Einkommen davon zu ziehen; auch durften sich die Ordensmitglieder nicht mit weltlichen Geschäften (Testamentsexecutionen oder Geschäftsübertragungen Anderer) befassen [1]); sie mußten Alles umsonst hergeben, umsonst, als Almosen, nehmen; nicht einmal zur Wegzehrung auf ihren Missionen durften sie Etwas mitnehmen; in ihren Kirchen durften die Sacristane nichts für die Sacristei annehmen und selbst der Armenstock war aus ihren Kirchen verbannt. [2]) Aber — dies Gelübde der Armuth galt nur für die Mitglieder der Gesellschaft, nicht auch für die Gesellschafts-Institute. Der Orden stiftete aus milden Gaben überall, wo er die Mittel dazu fand, Novizen-, Professen-, Residenzen- und Missionarienhäuser und ebenso Collegien, Pensionen und Seminarien. Wohlthäter des Ordens steuerten Erziehungsanstalten, Collegien, Häuser und bald auch die glänzendsten Kirchen aus. In diesen Schenkungen besaß der Orden bald einen großen Reichthum, dessen Verwaltung den meist aus den Coadjutoren gewählten Rectoren der Lehrhäuser anheimfiel, während dem General allein das Verfügungsrecht zustand. Die professa societas hielt strenge darauf, daß die Professen und Professenhäuser gar kein Eigenthum und kein festes Einkommen besaßen, nichts von allen den Gütern der Jesuitenlehranstalten zum eigenen Gebrauche verwendeten, was dann — natürlich die Collegien nicht verhinderte, ihren Reichthum „zum Gebrauche derer herzugeben, die den Collegien Nutzen brachten, die als Administratoren, Vorleser, Lehrer, Beichtväter, Besucher oder

---

[1]) quoad ejus fieri potest ist der vorsichtige Zusatz zu diesem Gebot. Constit. VI. Cap. III. §. 7. [2]) Const. pars VI. Cap. II.

Professen zum geistigen Wohl der Collegien verwendet wurden; — im Falle der Noth konnte man diesen selbst „etwas Geld mit auf die Reise geben, wenn sie hin- und herwanderten." [1])

5.

Am 27. September 1540 bestätigte Papst Paul III. den Orden der Compagnie Jesu versuchsweise durch eine Bulle [2]), welche dessen Grundregeln feststellte, insbesondere aber hervorhob, daß die Mitglieder desselben, „ihr Leben dem Dienste Jesu Christi, des Papstes und aller seiner Nachfolger zu widmen" berufen seien. Die Zahl der Ordensmitglieder wurde einstweilen auf sechszig beschränkt. Am 17. April 1541 wurde Ignaz von Loyola zum ersten General des Ordens gewählt. Schon zwei Jahre später [3]) hob Paul III. die Beschränkung der Mitgliederzahl auf, und wieder zwei Jahre später (1545) erhielt der neue Orden das Privilegium, in allen Kirchen und auf allen öffentlichen Plätzen zu predigen, Beichte zu hören, alle Sünden und alle Verbrechen, selbst die sonst dem Papste allein vorbehaltenen, zu vergeben, von allen Kirchenstrafen zu befreien, allerlei Gelübde in fromme Werke umzuwandeln, Messe zu lesen und die Sacramente zu verwalten, Alles ohne dazu die Erlaubniß der Ordinarien, Bischöfe und Pfarrer zu bedürfen. Das war nur der Anfang der Privilegien dieser neuen geistlichen Leibgarde des Papstes, die eine Zeitlang von Jahr zu Jahr mehr Vorrechte gegenüber der Weltgeistlichkeit und dem Episcopat erhielt.

Die religiöse und politische Anschauungsweise der spanischen Habsburger und ihrer Staatsmänner war enge verwandt mit derjenigen der spanischen Gründer des neuen Ordens. Der Gesandte Karls V. in Rom, Peter Ortitz, führte Ignaz bei Paul III. ein, und derselbe Gesandte des Kaisers brachte (1540, 1541, 1542) die ersten Sendboten der Gesellschaft Jesu, Faber (Lefebre), Bobadilla und Cladius Jajus nach Worms, Speier und Regensburg, wo sie die hier zu haltenden Religionsgespräche überwachen und vereiteln helfen sollten.

---

[1]) Constit. pars IV. Cap. II. §. 5. decl. f. [2]) Regimini militantis Ecclesiae etc. [3]) 14. März 1543. Durch eine Bulle Injunctum nobis.

Bobadilla kam an den Hof König Ferdinands und wurde dessen Beichtvater und geistlicher Rathgeber. Jajus erhielt einen ähnlichen Einfluß am Hofe des Herzogs Wilhelm von Baiern, wohin er ins Besondere von dem Kanzler Leonhard von Eck berufen und in seinem Bestreben gefördert wurde [1]). Die Habsburger und die Wittelsbacher wurden veranlaßt, ihre beiden Universitäten Wien und Insbruck den Mitgliedern des neuen Ordens zu überliefern; während der Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, ebenfalls Jesuiten an seinen Hof berief und ihnen in Dillingen eine eigne Universität gründete. Zugleich entstanden Jesuitencollegien in Wien, Ingolstadt und München. Ueberall aber, wo sie Boden faßten, wurden sie die tapfern Fürsprecher und Vorkämpfer des Papstes und des römischen Kirchenthums, die klugen, nimmermüden, unerbittlichen Todfeinde der Protestanten, die geistigen Lenker des Kampfes, der jetzt mit stets vermehrtem Ernst und immer größerer Rücksichtslosigkeit gegen den Protestantismus begann.

6.

Von dem Augenblicke an, daß die Protestanten ein Concil, auf welchem der Papst und die römisch-katholischen Bischöfe als Richter in eignen Angelegenheiten, die Reformfreunde als Angeklagte erscheinen sollten, nicht besuchen zu wollen erklärten, waren die römischen Staatsmänner nicht mehr gegen ein Concil. So gestand jetzt Papst Paul III. dem Kaiser Karl sogar ein Concil in einer zum deutschen Reiche gehörenden Stadt, in Trient, zu. Schon 1542 sollte dasselbe hier am 1. November, dem 25. Jahrestage der Lutherischen Thesen, zusammentreten. Aber erst der Friede von Crespy erlaubte, dasselbe auf den 15. Mai 1545 zu berufen; worauf es am 13. Dezember eröffnet wurde.

Papst Paul III. war auf dem Concil nicht nur wie früher durch seine vorsitzenden Legaten (Del Monte, später Julius III., Cervino, später Marcellus II. und Reginald Pole), sondern auch durch zwei Jesuiten, Laynetz und Salmeron als den Legaten beigesellte „Theologen

[1]) Lang, Gesch. der Jesuiten in Baiern, S. 98.

des Papstes" vertreten. Jajus war der Vertreter des Kardinal-Bischofs von Augsburg. Der Jesuitengeneral Ignaz hatte den beiden erstern Verhaltungsregeln mitgegeben, die den Geist des neuen Instituts und auch die Absichten dessen, dem dasselbe zum blinden Gehorsam sich verpflichtet hatte, andeuten. Mit großer Klugheit rieth Ignaz seinen Jüngern zur äußern Demuth, Bescheidenheit, Friedfertigkeit. Er verbot ihnen, in ihren Reden „die Punkte zu berühren, welche die Ketzer bestritten; dagegen stets auf die Sittenreform hinzuarbeiten und vor Allem den Gehorsam, den man der katholischen Kirche schulde, herauszuheben"; er beauftragte sie, ihren Beichtkindern als Buße Gebete für das Concil aufzulegen, und empfahl ihnen endlich, sich mit Jajus zu verständigen, alle Abende zusammenzukommen und zu berathen, was am andern Tage zu thun sei." [1])

Kaiser Karl versuchte alle Mittel, um die Protestanten zu veranlassen, das Concil zu beschicken. Zu dem Ende hatte er nach dem Reichstag zu Worms (1545) neue Religionsgespräche und einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben. Das Religionsgespräch zerschlug sich an den Einleitungen, und der Reichstag versprach ebenso wenig Erfolg, weil die große Mehrzahl aller protestantischen Fürsten denselben persönlich zu besuchen sich weigerten. Der Kaiser hatte auf dem Wege nach Regensburg in Speier eine Zusammenkunft mit dem Landgrafen Philipp, die entscheidend wurde für Deutschlands Geschicke. Der Landgraf, der nur auf einen zweifachen Geleitsbrief sich zum Kaiser verfügte, sprach nicht nur hierdurch, sondern auch persönlich dem Kaiser gegenüber das Mißtrauen offen aus, mit welchem die Protestanten den Kaiser seine ganze Aufmerksamkeit den Religionsangelegenheiten Deutschlands zuwenden sahen. Kaiser Karl, und bald sein Vizekanzler Naves, — weil Karl mit der deutschen Sprache nicht fortkommen, und Philipp in deutschen Angelegenheiten nur deutsch sprechen wollte, — gaben sich alle Mühe, den Verdacht, daß der Kaiser nach Deutschland komme um die Protestanten mit Hülfe Frankreichs und des Papstes zu bekämpfen, zurückzuweisen; dagegen klagten sie ihrerseits die Protestanten feindlicher Gesinnung gegen den Kaiser

[1]) Cretineaux Joly, histoire de la Comp. de Jesus. I. 252.

an. Der Landgraf wies letzteres ebenso entschieden zurück, berief sich dann aber für seine und seiner Parteigenossen Ansicht, auf die Vorfälle in Köln. Trotz alles Drängens des Kaisers blieb Philipp dabei, daß die Protestanten von einem päpstlichen Concil Nichts hoffen könnten und eine Nationalversammlung fordern müßten; und ebenso daß er seinerseits nicht nach Regensburg kommen könne, weil er kein Geld dazu habe. Dreimal wiederholte der Kaiser diese letzte Bitte, dreimal schlug der Landgraf sie ab. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in dieser Stunde der Entschluß des Kaisers zum offenen Kampfe gegen die Protestanten die Oberhand gewann.

Während so Kaiser Karl sich alle Mühe gab, die Protestanten zu bewegen, das Concil zu besuchen, that die römische Politik Alles, um zu verhindern, daß die Protestanten sich an dem Concil betheiligen konnten. In der Berufungsbulle zum Concil trat der Papst als Richter auf und lud die Protestanten als Ketzer vor das Gericht seiner Legaten und Bischöfe; nach der Geschäftsordnung für das Concil sollten alle Reformanträge und Beschlüsse der versammelten Väter nur als Rathschläge betrachtet werden, die erst durch die Zustimmung des Papstes zu Kirchengesetzen erhoben werden könnten; nach den einleitenden Bestimmungen des Concils selbst sollten nur Kardinäle, Bischöfe, Ordensgenerale und Aebte Stimmrecht auf dem Concil haben; — Alles Maßregeln und Bestimmungen, welche die Protestanten von dem Concil ausschließen mußten. In Deutschland selbst brachten die Anhänger des Papstes, von dem Jesuiten Jajus dazu veranlaßt, ein Provinzialconcil in Salzburg zusammen, wo die Bischöfe von Oberdeutschland gegen alle Beschlüsse Einspruch einlegten, die auf einem Reichstage oder einer Versammlung von Laien in Kirchenangelegenheiten gefaßt werden möchten.

Unterdeß hatte das Concil in Trient seine Arbeiten begonnen. Gleich von Anfang an sollte die schwebende Reformfrage durch eine Frage der Tagesordnung, wie so oft schon, zum Vortheile Roms entschieden werden. Der Papst forderte durch seine Legaten vorerst die Feststellung der Dogmen; die Vertreter Karls auf dem Concil, die Kardinäle Madruzzi und Pecheco, so wie die spanischen Bischöfe forderten dagegen den Vorrang der Verhandlung für die nothwendigen

Reformen. Erst nach heftigem Kampfe beschloß die Mehrzahl des Concils, meist aus Italienern bestehend, daß die Dogmen und die Reformen gleichzeitig verhandelt werden sollten; worauf denn wirklich während des Laufes des Concils nach jeder Dogmenfeststellung auch eine Reihe von Reformen aufgestellt wurde, die aber, außer immerhin lobenswerthen Bestrebungen für eine Sittenreinheit der Geistlichkeit, Alles beim Alten ließen.

Gleich in den ersten Sitzungen wurden das Nizäische Glaubensbekenntniß, die Canonischen Bücher, die Tradition, und zwar auf Veranlassung des Jesuiten Jajus die Tradition nicht nur in Bezug auf die Lehre des Christenthums, sondern auch in Bezug auf alle römischen Kirchengebräuche im Geiste Roms festgestellt, und so der Heimkehr der Protestanten in den Schooß der Kirche ein fester Riegel nach dem andern vorgeschoben. Man ging hiermit um so rascher zu Werke, als man in Rom nicht nur die Protestanten, sondern auch die katholischen Fürsten und Bischöfe Deutschlands fürchtete. In der That hielten viele von diesen, König Ferdinand, Kaiser Karl und die Mehrzahl der deutschen Bischöfe, Reformen, wie die Beseitigung des Cölibats, die Communion in zwei Gestalten für zulässig und nützlich. Die ganze deutsche Geistlichkeit war aber durch den Reichstag von Regensburg, auf welchem die Versöhnung zwischen Protestanten und Katholiken für das Concil vorbereitet werden sollte, von Trient ferne gehalten; und diesen Umstand benutzte die römische Politik in Trient dazu, ihre Stellung vollkommen zu befestigen, ehe die deutschen Bischöfe und Kirchenväter anlangen konnten. Deswegen wurden von Zeit zu Zeit ernste strafdrohende Mahnungen an die nichtdeutschen Bischöfe erlassen, um sie zum Concil zu laden; während man die Deutschen offen als durch den Reichstag entschuldigt anerkannte, und dann gleichzeitig wieder das Recht des Reichstages in Religionsangelegenheiten irgend eine Entscheidung zu fassen, ebenso offen bestritt.

Die Räthe Karls merkten endlich, worauf all das hinauslaufe, und forderten dann (im Juni 1546) von neuem Aufschub aller Dogmenverhandlungen, bis die deutschen Bischöfe und die Protestanten auf dem Concil erschienen seien. Der Papst aber wies diese Einmischung des Kaisers in die Angelegenheiten des Concils von der

Hand, und schon wenige Tage nachher (am 17. Juni, in der fünften Sitzung des Concils) wurde die römisch-katholische Lehre von der Erbsünde durch das Concil festgestellt, und die abweichenden Grundsätze der Reformatoren über diese Frage verdammt.

7.

So hatte die römische Politik in raschem Fortschreiten die Theilnahme der Protestanten am Concil selbst unmöglich gemacht, ehe noch der Reichstag zu Stande kam, den Kaiser Karl berufen hatte, um die Protestanten zur Theilnahme an dem Concil zu bestimmen. Am 5. Juni 1546 wurde derselbe eröffnet. Aber nach dem Ergebniß der Zusammenkunft mit dem Landgrafen Philipp kam der Kaiser bereits zum Kampfe entschlossen in Regensburg an. Er hatte schon im Frühjahr 1545 Bundesgenossen zu diesem Kampfe in dem Könige von Polen und dem Herzoge von Baiern gesucht, und von da an Truppen in Italien, den Niederlanden, in ganz Deutschland gesammelt. — In Regensburg fand er nicht einen einzigen Bundesgenossen der Schmalkalder; an ihrer Statt erschien eine Melanthon'sche Recusationsschrift gegen das päpstliche Concil und für ein Concil, welches Protestanten und Katholiken als gleichberechtigt anerkennen werde. Der Kaiser sah hierin einen Hohn gegen sein Ansehen und seine Macht. Kaum ein paar Tage nach der Eröffnung des Reichstages berief er seinen Bevollmächtigten, den Kardinal Madruzzi, von Trient nach Regensburg, um ihn von hier aus an den Papst zu senden und diesem ein Bündniß zur Unterdrückung der Protestanten vorzuschlagen; natürlich wurde dasselbe in Rom augenblicklich angenommen und schon am 26. Juni, drei Wochen nach Eröffnung des Reichstages, abgeschlossen. Der Papst verpflichtete sich, dem Kaiser 12000 Söldlinge und 500 Pferde zu stellen, und überdies 100,000 Goldgulden baar, die Hälfte der Einkünfte der spanischen Geistlichkeit und eine halbe Million Dukaten Lehnsrechte der spanischen Klöster zum Bruderkriege in Deutschland zu überlassen. — Am 3. Juli wandte sich der Papst um Beistand und Söldlinge an die Schweiz und am 15. Juli erließ er eine Bulle, welche alle Gläubigen aufforderte, dem Kreuzzuge des Kaisers gegen die Ketzer Hülfe zu leisten.

Die protestantischen Gesandten auf dem Reichstage, von allen diesen Vorbereitungen zum Kampfe gegen sie unterrichtet, ersuchten die geistlichen Kurfürsten dem Kaiser in ihrem Namen vom Kriege abzurathen, und erhielten die Antwort, „daß er keinen Krieg beabsichtige, wohl aber sein kaiserliches Ansehen gegen Ungehorsame aufrecht zu erhalten wissen werde". Die protestantischen Gesandten verließen hierauf den Reichstag; der Schmalkaldische Bund waffnete dann, und suchte dem Schlage zuvorzukommen. Unterdeß sollte der Reichstag selbst Karl die Gelegenheit bieten, neue Bundesgenossen zu werben. Die katholischen Fürsten waren durch die Stellung der Schmalkalder und die Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig eingeschüchtert. Selbst Herzog Wilhelm von Baiern, an dessen Sohn Albrecht der Kaiser in Regensburg seine Nichte Anna, Ferdinands Tochter, die früher dem Sohne des Kurfürsten von Sachsen versprochen gewesen war, verheirathete, und dem er Aussichten auf das Kurfürstenthum Sachsen machte, und ebenso der Herzog von Cleve, der eine zweite Nichte Karls in Regensburg heirathete, wagten nicht dem Kaiser irgend wie feste Hülfe zu seinem beabsichtigten Kriege gegen die Protestanten zuzusagen.

Besser gelang ihm seine Werbung bei einigen protestantischen Fürsten. Auf seine persönliche Einladung zum Reichstage hatten sich Herzog Moritz von Sachsen, Herzog Erich von Braunschweig und die Brandenburgischen Markgrafen Johann (Küstrin) und Albrecht (Kulmbach) in Regensburg eingefunden. Alle vier, so wie auch der Kurfürst Joachim IV. von Brandenburg hatten schon vorher eine Sonderstellung dem schmalkaldischen Bunde gegenüber angenommen. Moritz von Sachsen und Albrecht von Kulmbach hatten in des Kaisers Diensten den letzten Feldzug in Frankreich mitgemacht, während dessen ganz besonders Moritz sich der Huld des Kaisers zu erfreuen gehabt. Karl und seine Räthe, den Bruderhaß der beiden sächsischen Linien würdigend, hatten es von Anfang an darauf angelegt, den Albertiner gegen die Ernestiner zu benutzen. Der ehrsüchtige Moritz gab sich auch am Hofe und im Lager Karls als gelehriger Schüler dem Einflusse seiner klugen Lehrmeister willig hin. Ihn jetzt zum Kampfe gegen die Protestanten zu gewinnen, war vor Allem die Aufgabe, die

Karl sich in Regensburg stellte. Der sächsische Unterhändler Karlowitz, im Solde der habsburgischen Politik, half den Räthen Karls die Familieneifersucht des Albertiners gegen die Ernestiner auszubeuten.

Nachdem Kaiser Karl durch die zwischen seinem Minister Granvella und Karlowitz gesponnenen Ränke des jungen Albertiners sicher war, und ebenso auf die Unterstützung der Markgrafen des Brandenburgischen Hauses und die „Neutralität" des Kurfürsten von Brandenburg rechnen zu können glaubte, trat er offen gegen die beiden Führer der Protestanten, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen auf. Am 11. Juli erklärte er den Ständen in Regensburg, daß er beide als Landfriedensbrecher strafen werde. Zwei Tage später machte er Moritz zum Conservator, Executor und Schirmer der Stifte Magdeburg und Halberstadt und sicherte ihm überdies für „Dienste, die er bereits gethan, und zukünftig zu thun verpflichtet sein sollte", ein Jahrgehalt von 5000 Gulden zu. In einer persönlichen Zusammenkunft, die am 20. Juli zwischen Kaiser Karl, König Ferdinand und Herzog Moritz in Gegenwart der Minister Granvella und Karlowitz stattfand, ließ Karl durchblicken, daß, wenn es zur Acht gegen den Kurfürsten von Sachsen kommen werde, „jeder zu dem Seinen sehen solle, wer was bekommen könne, der habe es"; und daß, „wenn Etwas von den Landen des Geächteten an den Kaiser komme, er sich derselben dem Herzoge gnädig erweisen wolle." [1])

An demselben Tage, an welchem dies Gespräch stattgefunden hatte, am 20. Juli, während der Hochzeitsfeierlichkeiten der Nichten des Kaisers, wurden Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen einfach wegen Landfriedensbruches in die Acht erklärt. Dieser „Vorwand und Deckel" des Kriegs, wie Karl seiner Schwester schrieb, sollte die Protestanten selbst verhindern, den Geächteten zu helfen, und ließ dem Kaiser freie Hand, „später daran weiteres gegen die Protestanten und den Protestantismus zu knüpfen." [2])

Die Protestanten suchten dem Schlage, der ihre Häupter bedrohte,

---

[1]) Moritz, Kurfürst von Sachsen, von Ritter von Langenn. Leipzig 1841. I. 228.
[2]) Lanz, Correspondenz Karl's V. II. 486.

zuvorzukommen. Nachdem die protestantischen Gesandten sich von Regensburg zurückgezogen hatten, folgten die Häupter der Schmalkalder in Ulm, und betrieben von hier aus ihre Rüstungen. Die oberdeutschen Städte insbesondere waren zuerst kampfbereit, und schon am 9. Juli standen 12000 Mann Landsknechte der Städte unter Sebastian Schärtlin von Burtenbach, dem tapfern Schüler Georgs von Frundsberg, bei Füssen, um die Ehrenberger Klause zu besetzen, und so den kaiserlichen und päpstlichen Hülfstruppen, die von Italien ebenfalls auf Füssen zuzogen, den Weg zu versperren. Die Drohung des Herzogs von Baiern, daß er sich dem Kaiser anschließen werde, wenn Schärtlin bairisches Gebiet betrete, veranlaßte die Kriegsräthe der Protestanten zu Ulm, den Sebastian Schärtlin mit seinen Landsknechten nach Augsburg zurückzurufen. Der Vereinigung der deutschen, spanischen und italienischen Soldtruppen des Kaisers und Papstes stand nun nichts mehr im Wege, und nachdem diese am 12. August bei Landshut stattgefunden hatte, verfügte der Kaiser über ein Heer von 34000 Mann, das später, als Graf Egmond am 19. September auch die niederländischen Truppen Karl zuführte, auf 60000 Mann stieg.

Die Heeresmacht des Schmalkalderbundes, die sich unterdeß ebenfalls gesammelt hatte, war nicht schwächer; aber der Landgraf und der Kurfürst waren zu verschiedene Naturen, um sich zu verstehen und zu vervollständigen, und Beide sahen von Oben herab in den tapfern Landsknechtenführern Schärtlin und Heydeck (von Würtemberg) fast nur Nebenbuhler. Mehrmalen, bei Regensburg, Landshut, Ingolstadt und Giengen standen sich beide Heere zum Schlage bereit gegenüber, aber jedes Mal zogen sich die Schmalkalder zurück, ein Führer den Andern anklagend, den Angriff durch Unentschlossenheit verhindert zu haben. Nachrichten aus Sachsen zwangen endlich den Kurfürsten, sich von seinem Bundesgenossen zu trennen und nach Sachsen zurückzukehren.

Hier hatte nämlich unterdeß Herzog Moritz von Sachsen die schmachvolle Rolle, die er übernommen, wirklich durchzuführen begonnen. Unter dem Vorwande, als ob er von seinen eignen Ständen getrieben werde, das Kurfürstenthum Sachsen, — durch die Acht jedem, der diese vollstrecke, preisgegeben, — der sächsischen Familie zu retten,

war Moritz in das Land seines Vetters und Wohlthäters eingedrungen, und hatte rasch den größten Theil desselben besetzt. In einem Vertrage (vom 11. October) mit König Ferdinand ließ er sich das eigentliche sächsische Land und Kurfürstenthum zusagen, während Ferdinand die böhmischen Lehen Sachsens für sich zurückbehalten sollte. Am 27. Oktober ernannte dafür Kaiser Karl Moritz zum Kurfürsten von Sachsen. Das war es, was Johann Friedrich zwang, nach Sachsen zurückzueilen, wo es ihm nicht schwer wurde, den treulosen Nebenbuhler rasch wieder aus seinem Lande zu vertreiben.

Einer Frau, die in dieser Zeit der allgemeinen Erschlaffung und Zerrissenheit mehr Tapferkeit und Entschlossenheit zeigte als fast alle hervorragenden Männer der protestantischen Sache, die Herzogin Elisabeth von Rochlitz (Schwester des Landgrafen Philipp und Wittwe des Prinzen Johann, Sohnes des Herzogs Georg von Sachsen), gelang es, den kecken Albert von Brandenburg-Kulmbach in Rochlitz so hinzuhalten und zu bethören, daß der Kurfürst von Sachsen Albrecht überfallen und gefangen nehmen konnte.

Aber das waren nur vorübergehende Erfolge. Kaiser Karl, der trotz Krankheit und Podagra sich in der That viel entschlossener und auch als ein größerer Feldherr und ein tapferer Krieger denn die schmalkalder Führer bewährte, hatte während des Winters die oberdeutschen Städte Augsburg, nachdem Schärtlin die Stadt verlassen und, vom Heere des Kaisers verfolgt, sich nach Frankreich geflüchtet hatte, zur Unterwerfung und zu großen Kriegssteuern gezwungen. Gleichzeitig wurde auch der Kurfürst von der Pfalz, der ebenfalls halbwegs neutral geblieben war, zu einem schmachvollen Frieden, der Herzog von Würtemberg zur Unterwerfung unter die habsburgische Oberlehnsherrlichkeit und der Kurfürst von Köln zur Abdankung gezwungen. Bei der Wiedereröffnung des Feldzuges im Frühjahr 1547 rückte der Kaiser mit der vereinten Macht der spanischen und deutschen Habsburger und des Herzogs Moritz in Sachsen ein. Der Kurfürst wich vor dem überlegenen Feinde zurück, bis ihn bei Mühlberg (am 24. April 1547) die vereinigte Reiterei des Herzogs von Alba und des Herzogs Moritz von Sachsen einholte und sein Heer sprengte. Der Kurfürst Johann Friedrich hatte in Mühlberg trotz der Nach-

richt, daß der Feind anrücke, die Predigt nicht stören wollen, und wurde dann, zu spät zum Kampfe eilend, nach persönlich tapferer Gegenwehr gefangen genommen.

Der unverhoffte Schlag warf die ganze protestantische Partei darnieder. Am schwersten aber fühlte sich der Landgraf Philipp getroffen. Er hatte schon, als die Schmalkalder Oberdeutschland verlassen mußten, den Abgeordneten der Stadt Frankfurt keinen andern Rath zu geben gewußt, als „daß nun jeder Fuchs selbst für seinen Schweif sorgen müsse". Er sorgte so gut für den seinigen, daß er durch Moritz, seinen Schwiegersohn, ein Sonderbündniß mit dem Kaiser zu schließen suchte und sich dabei sogar zur Mithülfe gegen Sachsen erbot. Aber Karl forderte jetzt von dem Landgrafen Ergeben auf Gnade und Ungnade. Philipp war dazu auch erbötig, vorausgesetzt, daß er nicht an Leib und Leben gestraft werde. Unter dieser Bedingung vermittelten Moritz von Sachsen, und Kurfürst Joachim I. von Brandenburg seine Unterwerfung bei dem Kaiser. Der jüngere Granvella, Anton Perronet, der neben seinem Vetter Nicolaus Perronet zu dem höchsten Vertrauen Karls hinaufgestiegen war, gestand im Namen des Kaisers den Vermittlern zu, daß gegen unbedingte Unterwerfung (kniefälliges Gnadengesuch, Herausgabe aller Festungen, Geschütze, Munition, Freigebung des Herzogs von Braunschweig und 150,000 Gulden Kriegsgelder) den Landgrafen „weder Leibesstrafe noch „„einige"" Gefängniß, noch Confiscation seiner Güter" treffen solle. Die beiden vermittelnden Kurfürsten übernahmen die Bürgschaft für diese Bedingungen dem Landgrafen und seinen Söhnen gegenüber und Philipp stellte sich unter denselben zur Unterwerfung bei dem Kaiser. Während die Unterwerfungsacte vorgelesen wurde, lächelte der Landgraf; der Kaiser hob den Finger und sagte: „Wohl, ick soll di lachen lehren". Als nach dem Fußfalle der Kaiser den Landgrafen nicht aufstehen hieß, stand dieser ungeheißen auf, und wollte nach Brauch dem Kaiser die Hand zur Versöhnung reichen. Der Kaiser wies sie zurück. Zu Abend speisten der Landgraf und die vermittelnden Fürsten bei dem Herzoge von Alba, wo dann während des Essens dem Landgrafen angekündigt wurde, daß er gefangen sei. Als dieser und die beiden Vermittler sich auf die ihnen gewor-

denen Zusicherungen beriefen, stellte sich heraus, daß in dem Aktenstücke, in welchem der Landgraf gegen „einiges Gefängniß" sicher gestellt zu sein glaubte, und das die beiden Kurfürsten nach einem Gelage halb betrunken unterschrieben hatten, es nicht „einiges", sondern „ewiges" Gefängniß hieß. Die Vertheidiger der spanischen Politik, die hier den Sieg davontrug, behaupteten oft, es sei ein Mißverständniß im Spiele gewesen, das daher entstanden, weil Granvella wenig deutsch und die beiden Kurfürsten wenig oder gar kein französisch oder spanisch verstanden hätten.

8.

Die Stimmung der Protestanten war in Folge dieser raschen Entwickelung der Art, daß es jetzt nicht schwer schien, sie zu bewegen, das Concil von Trient über sich ergehen zu lassen. In Trient und Rom aber hatten die Erfolge des Kaisers andere Wirkungen, als dieser erwarten mochte. Durch den vollkommenen Sieg des Kaisers in Deutschland wurde dieser mächtiger, als es zu des Papstes Planen paßte. Schon im Winter 1546—47 zog Paul seine Hülfstruppen aus Deutschland zurück; er ging bald so weit, den König Franz I. im Geheimen anzutreiben, den deutschen Protestanten Beistand zu leisten [1]). Der Kaiser konnte jetzt dem Concil seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden, und auf dasselbe in Zukunft durch die deutschen Bischöfe auch größeren Einfluß ausüben. Nach der Niederlage der Protestanten erschien der römischen Kirchenpolitik das Concil überhaupt überflüssig, bei den reformatorischen Neigungen des Kaisers und der deutschen Geistlichkeit sogar gefährlich. Deswegen wurde jetzt von Rom aus unter dem Vorwande, daß Trient bei dem nahen Kriege bedroht sei, die Verlegung oder wenigstens Vertagung auf unbestimmte Zeit beantragt. Der Kaiser aber erklärte, daß er, im Falle das Concil verlegt werde, sich mit den Protestanten allein verständigen, und nebenbei den Kardinal Cervino, den er für den Haupttreiber der Verlegung hielt, in die Etsch werfen lassen werde. Das war klar

[1]) Nach den Berichten Mortiers, franz. Gesandten in Rom. Memoires de Ribier. T. I. L. V. pag. 637. Schmidt's Gesch. v. D. I. 81.

genug, um in Rom verständlich zu sein, und so erhielten die Legaten vom Papst selbst den guten Rath, vorerst noch in Trient zu bleiben, sich aber mit den Bischöfen so zu stellen, „daß alle Tage der Beschluß der Verlegung des Concils gefaßt werden könne.“[1])

Unterdeß wurden die großen Streitfragen der Rechtfertigung, der Vorherbestimmung, des freien Willens auf die Tagesordnung gesetzt. Als das Decret über die Rechtfertigungslehre vorbereitet war, veranlaßten die Vertreter des Kaisers den Aufschub der Publikation desselben, weil die Hoffnung die deutschen Protestanten zur Anerkennung des Concils zu bewegen, durch diese Veröffentlichung vereitelt werde. Die päpstlichen Legaten, denen jetzt der Kardinal Farnese, des Papstes Neffe, die Loosung brachte, erklärten sich bereit zu dem verlangten Aufschub, aber sie forderten dagegen, daß der Kaiser dem Papste zugestehen solle, die dem Rechtfertigungsdecret beigefügten Reformen einfach durch eine Bulle zu veröffentlichen, und das Concil auf sechs Monate zu vertagen. Kaiser Karl sprach sich sehr klar und scharf gegen diese Bedingungen aus, und forderte einfach die Vertagung des Decrets über die Rechtfertigungslehre. Dennoch wurde dasselbe in der nächsten Sitzung des Concils am 13. Januar 1547 veröffentlicht, und die Lehren der deutschen Reformatoren über diese Frage mit dem Anathem belegt. In der nächstfolgenden Sitzung, der siebenten am 3. März, wurde ebenso die Lehre von den sieben Sakramenten im Gegensatze und mit Verdammung aller Grundsätze der Reformatoren durch Decrete und Anatheme festgestellt und dann — am 11. März, in der achten Sitzung die Verlegung des Concils von Trient nach Bologna durch achtunddreißig Stimmen gegen achtzehn beschlossen und am folgenden Tage ausgeführt. Als Grund wurde angegeben, daß die Pest in Trient ausgebrochen sei, eine Behauptung, welche die kaiserlich gesinnten Prälaten leugneten, und auch thatsächlich widerlegten, indem sie dem Befehl des Kaisers zufolge ruhig in Trient blieben.

Die Nachricht über dies Ereigniß erhielt Karl in Nördlingen; da erfaßte ihn ein solcher Zorn, daß er seine Mütze mit einem Fluche zur Erde warf. Er forderte vom Concil augenblickliche Rückkehr, ver-

[1]) Göschl. a. a. O. I. 195.

weigerte ihm den kaiserlichen Schutz in Bologna, verkündete dem Papst, daß er selbst es sei, der die Beruhigung der Deutschen unmöglich mache. Paul III. antwortete: „Die Verlegung des Concils sei ohne sein Wissen geschehen und durch drängende Umstände herbei geführt worden. Niemand bedauere die Verzögerung der Arbeiten des Concils so sehr wie der Papst. — — Das Concil habe freiwillig diese Verlegung beschlossen, und der Papst dürfe die Freiheit des Concils nicht gefährden. Er lade daher die in Trient zurückgebliebenen Bischöfe nach Bologna, um dort berathen und beschließen zu helfen, daß das Concil nach Trient zurückverlegt werde". Auch den Kaiser lud er dorthin ein, und wies schließlich jeden Verdacht gegen die päpstlichen Städte zurück. — Karl konnte dem Nuntius gegenüber, der ihm diese Antwort brachte, nicht verschweigen, daß er „den Thaten glaube, nicht den Worten", und schloß damit, ihm zu sagen: „Der Papst ist ein alter eigensinniger Mann, und wird die Kirche ins Verderben stürzen."

Paul III. wollte sich endlich zur Rücksendung des Concils verstehen, aber unter der Bedingung, daß alle bereits in Trient gefaßten, ja auch die noch zu fassenden Beschlüsse zum Voraus von Kaiser und Reich anerkannt würden. Daß Karl diese Bedingung verwerfen werde, war vorauszusehen. Um aber den Papst zu zwingen oder zu strafen, griff der Kaiser wieder thätig, und den Farnesen feindlich, in die Angelegenheiten Italiens ein und ließ Piacenza, dessen Herzog Peter Aloys Farnese am 10. September ermordet worden war, durch kaiserliche Truppen besetzen; wodurch der Verdacht, daß der Mord des päpstlichen Neffen nicht ohne Mitwissen der Gehülfen Karls vollzogen worden sei, bestätigt zu werden schien. In Folge dessen vertagte der Papst das Concil am 14. September 1547 auf unbestimmte Zeit, und machte so dem Aergerniß eines zwiespaltigen Concils, halb in Trient, halb in Bologna, ein Ende.

9.

Auf einem Fürstentage zu Ulm (13. Juni 1548) versuchte Kaiser Karl den schwäbischen Bund, dieses habsburgische Sonderreich im deutschen Reiche, wieder herzustellen; und als dies mißlungen war,

wollte er auf einem Reichstage zu Augsburg (1. September 1548) der wegen der Waffenmacht, von welcher Kaiser Karl umgeben war, der „geharnischte" genannt wurde, dem kaiserlichen Ansehen wieder aufhelfen. Er hatte einmal gesagt, daß alle deutsche Fürsten Paschas zu werden strebten. Im Wesentlichen aber beherrschten auch die Habsburger, und die spanischen noch mehr als die deutschen, ihre Völker im Geiste des Großsultans, rücksichtslos nach ihrem Eigenwillen zu ihres Hauses Vortheil handelnd. In diesem Geiste suchte jetzt auch Karl die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche zu ordnen. Die hochmüthigen spanischen Kriegsschaaren, die Augsburg während des Reichstags beherrschten, lagen hier mit den deutschen Landsknechten in steten Kämpfen und lebten so ausschweifend, daß der Kaiser selbst bei jedem Lager einen Galgen aufschlagen lassen mußte. Die Stadt zitterte vor ihnen und das Landvolk erschlug sie, wie wilde Thiere, wo irgend einzelne sich auf dem Lande sehen ließen. Unter dem Schrecken, den sie verbreiteten, sollte jetzt das Reich reformirt werden. Mit der Stadt Augsburg selbst wurde der Anfang dahin gemacht, daß der von den Zünften gewählte Rath, durch die Spanier auseinander getrieben und Anhänger Karls aus den Geschlechtern an ihre Stelle gesetzt, die Zünfte aufgehoben und den Bürgern bei Leibes- und Lebensstrafe jede Versammlung verboten wurde. Auf dem Reichstage aber betrieb der Kaiser die Wiederherstellung des Kammergerichts, und forderte zu dem Ende von den Ständen, daß die Besetzung desselben „diesmal ihm gemeinlich und vollkommlich anheim gestellt" bleiben, und die Zahl der Richter um zehn vermehrt werden solle. Mit Ausnahme der Städte, — die den Muth hatten gegen diese einseitig katholische Reform des Reichskammergerichts Verwahrung einzulegen — gestanden die Stände dies auch zu. Ebenso genehmigten sie eine neue Polizeiordnung, Preßedicte und Zensurverordnungen, die das gedruckte Wort in Fesseln legten. Die Forderung, das Concil von Trient anzuerkennen, gestanden dagegen selbst in Mehrzahl die katholischen Stände nur unter der Bedingung zu, daß die auf dem Concil bereits beschlossenen Artikel noch einmal zur Hand genommen, und daß auch die Protestanten zur Rechtfertigung ihrer Lehre gehört würden. Eine vorgeschlagene gemeine Reichskasse hatte keinen thatsächlichen Er-

folg; ebenso wenig die Bewilligung eines Römerzuges von 20,000 Mann zu Fuß, 4,000 zu Pferde. Dagegen führte ein Erlaß gegen das Anwerben deutscher Landsknechte für fremden Dienst zur Hinrichtung eines beliebten Landsknechtenhauptmanns Sebastian Vogelsberger, der ein Jahr vor dem Erlasse für Frankreich geworben hatte und den Kaiser Karls verbesserte Polizei jetzt durch List nach Augsburg lockte und hier enthaupten, zwei seiner Offiziere in Schimpf und Schande aufknüpfen ließ.

Alle Stände fühlten den Druck, der in Augsburg auf ihnen lastete. Moritz von Sachsen insbesondere durchschaute als Schüler Karls die Politik seines Meisters, der die Protestanten durch die Katholiken und die Katholiken mit Hülfe der Protestanten zu beherrschen suchte. Der Kaiser belehnte Moritz feierlich auf offenem Markte unter den Fenstern des gefangenen Johann Friedrich mit dem sächsischen Kurhute. Aber Moritz trat zurück von den Geschäften des Reichstages, führte ein tolles, liederliches Leben mit „der schönen Jakobine", der Tochter eines Augsburger Arztes. Er und der kecke Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, „hielten so ein Haus, daß der Teufel darüber lachen mögte"[1]). Die Mehrzahl aller andern Fürsten, die, nachdem die Habsburger auch durch ein Ausnahmsgericht gegen den Herzog von Würtemberg ihre Ansprüche auf Würtemberg wieder geltend zu machen suchten, sich sämmtlich mehr oder weniger bedroht glaubten, deckten ihre Angst unter einer so ausgelassenen Zuchtlosigkeit und Festlust wie sie selten ein Reichstag gesehen hatte.

10.

Der Kaiser versuchte in Augsburg nun auch seine Drohung, sich ohne den Papst mit den Protestanten zu verständigen, zu verwirklichen. Er legte den Ständen einen Religionsvergleich vor, der bis zur Schlichtung des Religionsstreites durch ein Concil gelten sollte. Das „Augsburger Interim" gestand den Protestanten den Laienkelch, die Priesterehe (in so weit die verheiratheten Geistlichen nicht gezwungen sein sollten, ihre Frauen aufzugeben) und halbwegs auch die prote-

[1]) v. Langenn a. a. O. I. 381.

ſtantiſchen Anſichten über die Rechtfertigung; — den Katholiken dagegen die Meſſe als Dankopfer, die ſieben Sakramente, die Anerkennung des Papſtes als oberſten Biſchof, und die Beibehaltung des römiſchen Ceremoniendienſtes zu. Die allgemeine religiöſe Zerriſſenheit in Deutſchland wurde hierdurch nur noch vergrößert. Ein Theil der Proteſtanten, die Kurfürſten von Brandenburg, der Pfalz und Anfangs auch Moritz von Sachſen, ſo wie der gefangene Landgraf Philipp von Heſſen nahmen das Interim an; andere Fürſten, Hans von Küſtrin, Wolfgang von Zweibrücken, ſodann die Städte Bremen, Hamburg, Lübeck, Braunſchweig, Magdeburg, Conſtanz und auch der tapfere Johann Friedrich, obgleich die Befreiung ihm als Lohn der Anerkennung vorgehalten wurde, verwarfen daſſelbe offen; die Unterthanen und die Geiſtlichkeit der Fürſten, die das Interim angenommen hatten, traten ebenfalls in großer Mehrzahl gegen daſſelbe auf. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen wurde durch den Widerſpruch des Landes (und die Vermittelung Melanthons, der mit Wittenberg zu Moritz übergegangen war), veranlaßt, ein ermäßigtes Interim „das Leipziger" genannt, aufzuſtellen, dem Heſſen, Pommern, Cleve, Meckleuburg, Oſtfriesland aus Rückſichten für Melanthon beitraten. Unter den Proteſtanten führte daſſelbe zu einem lange dauernden Hader und heftigen Bücherkampfe über die „Adiaphora", das „Gleichgültige" in den Aeußerlichkeiten des Kultus, wozu Melanthon in ſeinem Interim auch die Firmung, die Frohnleichnamsprozeſſion, die letzte Oelung u. A. rechnete.

Am heftigſten aber trat die ſtreng katholiſche Partei gegen das Interim auf. Baiern und die oberländiſchen Biſchöfe unter dem Einfluſſe Roms und ſeiner Jeſuiten ſprachen dem Kaiſer jedes Recht ab, ſich überhaupt in die Glaubensangelegenheiten irgendwie zu miſchen. Kaiſer Karl verſuchte dieſen Sturm durch die Vertreibung der Jeſuiten (Jajus, Bobadilla, Faber) aus Oeſterreich und Baiern zu beſchwören; ſah ſich denn aber bald gezwungen die Katholiſchen von den Beſtimmungen des Interims auszunehmen; während er, ſo weit ſeine Macht in Deutſchland reichte, in Augsburg, in Conſtanz, in Straßburg, in ganz Schwaben und Württemberg durch ſeine ſpaniſchen Soldaten mit Hülfe des Interims die proteſtantiſche Religion

beseitigen, die protestantischen Prediger vertreiben, und schließlich den katholischen Kultus wieder herstellen ließ. Nebenbei suchte er aber auch neue Errungenschaften für das Haus Habsburg zu gewinnen, so Constanz insbesondere, das er für Oesterreich wegnahm.

In Folge alles dessen fand in den gezwungen zum Katholicismus zurückkehrenden, und ebenso auch in den protestantischen Ländern, in welchen das Interim mit Nachdruck gehandhabt wurde, eine massenhafte Auswanderung der protestantischen Prediger, 400 an der Zahl (unter diesen auch Bucer, der als Flüchtling in England die Reform feststellen half) statt.

11.

Der Sieg Karls über die Protestanten in Deutschland wurde bald auch zur Niederlage der Protestanten in Böhmen. Als die Böhmen einem ohne den Landtag erlassenen allgemeinen Aufgebot gegen die deutschen Protestanten den Gehorsam verweigerten, ließ Ferdinand Prag durch spanische und deutsche Söldlinge besetzen, und hielt dann einen „blutigen Landtag" (24. August), auf welchem vier der Häupter der Stände hingerichtet und die Andern in Schrecken gezwungen wurden, alle Gesetze aus der Landtafel (dem Verfassungsgesetz), welche der Stände Recht, oft ihre Anmaßung, begründeten und der Willkürherrschaft Ferdinands im Wege standen, auszustreichen. Gleichzeitig mußten sie die Erblichkeit der Krone zugestehen. Die katholische Religion wurde mit offener Gewalt gefördert, und endlich die verheiratheten Priester in Massen aus dem Lande vertrieben.

Ueber den beiden gefangenen Häuptern der deutschen Protestanten schien eine Zeit lang dasselbe Loos wie über den Führern der böhmischen Reformirten zu schweben. Die Räthe des Kaisers, die ihnen Leib und Leben gesichert hatten, schlugen vor, den Landgrafen als den Gefährlichern durch ein langsames Gift zu beseitigen. Dem Kaiser widerstrebte dies feige Mittel. Das verhinderte ihn aber nicht, den Landgrafen Philipp nach einem mißlungenen Fluchtversuche foltern zu lassen, um ihm die Angabe seiner Helfer auszupressen. Dem tapfern Johann Friedrich ließ der Kaiser schon wenige Tage nach seiner Gefangenschaft (am 10. Mai) durch ein Kriegsgericht wegen

Landfriedenbruchs das Todesurtheil verkündigen. Johann Friedrich, der eben Schach mit dem Herzog Ernst von Braunschweig spielte, empfing dies Todesurtheil mit Würde und Kaltblut: „Ich glaubte nicht, daß der Kaiser so mit mir verfahren würde. Ist es aber sein Ernst, so sage man mir es offen, damit ich meine Angelegenheit mit Frau und Kind in Ordnung bringen kann!" Ob es aber wirklich Ernst mit diesem Urtheile gewesen, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls gelang es Joachim II. von Brandenburg erst dasselbe rückgängig zu machen, nachdem Johann Friedrich durch die „Wittenberger Capitulation" fast sein ganzes Land und seine Freiheit obendrein dem Kaiser geopfert hatte. Man forderte von ihm auch die Anerkennung des Concils von Trient und der zukünftigen Religionserlasse des Kaisers; aber selbst auf die Gefahr hin, daß jenes erlassene Urtheil vollstreckt werde, war Johann Friedrich nicht zu diesem Zugeständniß zu bringen. Sein tapferes Benehmen, die liebevolle Anhänglichkeit seiner Gattin, die während seiner Gefangenschaft um ihn wie um einen Todten trauerte, die treue Hingebung des tüchtigsten deutschen Künstlers der Zeit, Lucas Kranach, der freiwillig die Gefangenschaft seines Wohlthäters theilte, gehören mit zu dem hellsten Lichtpunkte in dieser dunkeln Zeit des deutschen Volkslebens. —

Je heller aber das Benehmen des gefangenen Kurfürsten in diesen trüben Tagen leuchtete, desto mehr entfremdete es dem Kaiser das deutsche Volk. Man sah in Karl und seinen spanischen Räthen das Unheil Deutschlands; man hielt sie für die geschworenen Feinde der deutschen Selbstständigkeit. Das „Interim" selbst wurde nun immer mehr als dem Lande aufgezwungen betrachtet und überall, wo nicht Gewalt es hielt, zurückgewiesen.

In den Niederlanden war Kaiser Karl mit Hülfe seiner Spanier und der Inquisition Sieger über die Protestanten und die Landesfreiheit geblieben. Grade zu derselben Zeit, wo er in Deutschland Gesetz und Verfassung mit Füßen trat, um die Kaisermacht im Reiche zu erneuern, wo er das Reichskammergericht wieder herstellte, um dasselbe zu seinen Zwecken zu benutzen, riß er nach einem Plane, den schon Maximilian I. gehabt, alle habsburgischen Besitzungen der Niederlande, Rheinlands und Westphalens, zu einem neuburgundischen

Kreise vereinigt, als österreichisches Erbgut vom Reiche ab. Durch den „burgundischen Vertrag" vom 22. Juni 1548 wurde das Reich verpflichtet, den „neuburgundischen Kreis" gegen eine Kriegshülfe doppelt so groß wie die eines Kurfürsten zu schützen, diesen Kreis aber von allen Reichsverbindlichkeiten und von allen Reichsgerichten freizusprechen.

Das vielseitige Treiben des Kaisers konnte keine großen und wirksamen Ergebnisse haben. Die Art, wie er die beiden gefangenen Häupter der Protestanten mit sich im Lande herumführte, empörte und verletzte alle Welt und vor allem die Kurfürsten Moritz und Joachim II., die sich für eine fürstliche Behandlung des Landgrafen bei den Söhnen desselben verbürgt hatten.

Zu all dem kam, daß der Kaiser zuletzt auch die Kaiserkrone seinem Sohne Philipp zu sichern suchte, was endlich auf dem Reichstage zu Augsburg (Juli 1550) ohne jedoch des Reiches Stände dabei um Rath zu fragen, einfach als Familienangelegenheit des Hauses Habsburg behandelt, zu einer Feststellung der Erbfolge in der kaiserlichen Familie führte, wonach Ferdinand nach Karls Tod Kaiser und Karls Sohn Philipp König von Deutschland, und nach Ferdinands Tod Philipp Kaiser und dann Maximilian, Ferdinands Sohn, König von Deutschland werden sollten. Die deutschen Habsburger, besonders Maximilian fühlten sich hierdurch in ihren nächsten Hoffnungen und Ansprüchen bedroht und verletzt.

12.

So war es dem Kaiser, der nach dem Siege über die Protestanten die höchste Macht in Deutschland erlangt zu haben schien, gelungen, sich alle Mächte und Kräfte in Deutschland zu entfremden. In dieser Stellung wurde er von Moritz von Sachsen angegriffen. Moritz, durch das Benehmen gegen die gefangenen protestantischen Fürsten verletzt, täuschte sich darüber nicht, daß die habsburgische Politik sich seiner nur zu ihren Zielen bedient hatte. Ueberdies war er durch die Stimmung seiner Völker gezwungen gewesen, das Interim zu verwerfen; er mußte den Sachsen zu lieb Protestant sein und sich selbst der Führerschaft unter den Protestanten bemächtigen, wenn er nicht beim ersten Stoße wieder fallen wollte. So gerieth er von

selbst in ein sehr zweifelhaftes Verhältniß zu Kaiser Karl und erfuhr bald auch, daß die staatsklugen Rathsherren Karls an seinem Untergange arbeiteten.

Von da an suchte Moritz im Geheimen Bundesgenossen gegen Kaiser Karl. Ein Theil der Protestanten Deutschlands, Johann Albert von Mecklenburg, Albert von Preußen, Hans von Küstrin (Brandenburg-Pommern) und auch der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, hatten schon vorher Schutz gegen des Kaisers Uebermacht in einem Bündniß mit Dänemark und den Hansestädten gesucht. Diesen schloß sich Moritz jetzt enger an. Mit den deutschen Habsburgern, mit Maximilian insbesondere stand er im engsten Briefwechsel, der ihn auch ohne Bündniß sicher stellte, daß Moritz im Kampfe gegen den Kaiser von König Ferdinand mehr zu hoffen als zu fürchten habe. Durch die Vermittelung der protestantischen Flüchtlinge, insbesondere Sebastian Schärtlins, seit der Einnahme Augsburgs durch Kaiser Karl in Paris lebend, fand (Anfang October 1551) in Lochau eine Zusammenkunft zwischen Moritz, Hans von Küstrin, und den Abgeordneten der Könige von Dänemark, Polen und Frankreich statt, wo Frankreich insbesondere schwere Summen (240,000 Kronen für den Anfang und 70,000 Kronen monatlich) bot, wenn Moritz den Kaiser in Deutschland angreifen und dem Könige von Frankreich die deutsche Krone erwerben helfen und ihm einstweilen als „Reichsvikar" die Besetzung der Bisthümer von Metz, Toul und Verdun zugestehen wolle. Hans von Küstrin war zu ehrenhaft dazu und verließ die Versammlung; Moritz von Sachsen aber, der seine Religion und seine Familie um einen Kurfürstenhut verrathen hatte, verrieth jetzt, um denselben zu sichern, auch seinen Kaiser und das Reich. —

Ein anderer Brandenburger, der Markgraf Albrecht von Kulmbach-Bayreuth vermittelte dann in Paris, wo er unter falschem Namen, verkleidet, von Sebastian Schärtlin bei dem Könige von Frankreich in geheimer Zusammenkunft eingeführt wurde, einen Vertrag, durch welchen, am 5. October zu Friedwald in Hessen abgeschlossen, deutsche Fürsten dem französischen Könige die deutsche Kaiserkrone, und als Reichsvikar Metz, Toul und Verdun, und dagegen Heinrich II. den

deutſchen Fürſten ſeine Hülfe zum deutſchen Bürgerkriege, einander zuſagten. —

Die überklugen Räthe des Kaiſers gaben ſelbſt dem Gegner die Waffen in die Hand, mit denen er ſie beſiegen ſollte. Als ſich ganz Deutſchland nach der Niederlage der Proteſtanten vor Kaiſer Karl beugte, waren die nordiſchen Städte Hamburg, Bremen, Lübeck, Braunſchweig und ganz beſonders Magdeburg aufrecht in ihrem Widerſpruche gegen des Kaiſers Religionserlaſſe ſtehen geblieben. Magdeburg, die „Kanzelei Gottes" wie die eifrigen Proteſtanten, die in Maſſe ſich hierhin zurückgezogen hatten, es nannten, konnte mehrere Jahre hindurch der Acht Trotz bieten. Es ſollte endlich zum Gehorſam gegen den Kaiſer und ſein Interim gebracht werden. Am kaiſerlichen Hofe fing man an, Zweifel in die Redlichkeit des neuen Kurfürſten von Sachſen zu ſetzen. Deswegen wurde dieſer von Horchern umſtellt, von ſeinem eignen Horcher am kaiſerlichen Hofe von Karlowitz beaufſichtigt und verrathen. Aber Moritz, durch ſeine Freunde am Hofe Ferdinands, vielleicht durch Maximilian ſelbſt, unterrichtet, kannte die Horcher, die ihn umgaben, und ſprach ihnen zu lieb, wie er wünſchte, daß ſie an des Kaiſers Räthe berichten ſollten. So ahnten dieſe wohl, daß Verrath gegen ſie von Moritz geſponnen werde, ſahen aber die Fäden nicht, die er ſpann. Stets auf falſcher Spur gehend, hofften ſie die eifrigen Proteſtanten Moritz noch mehr zu entfremden, als dies bereits durch die Gefangenſchaft ihrer Führer geſchehen war, und ihn überdies mit den Brandenburgern, die Anſprüche auf Magdeburg hatten, zu verfeinden, indem ſie ihn mit dem Vollzug der Acht gegen Magdeburg beauftragten. Zu dem Ende wurde Moritz von des Kaiſers Räthen ſelbſt an die Spitze des Reichsheeres geſtellt. Klüger als ſeine überklugen Gegner benutzte Moritz den Auftrag gegen Magdeburg, um ſeinerſeits zu rüſten; und als er endlich Magdeburg angriff, wußte er die Angegriffenen durch Zugeſtändniſſe zu gewinnen. Das Reichsheer aber, aus deutſchen Landsknechten beſtehend, war durch den Hochmuth der ſpaniſchen Obergenerale und der ſpaniſchen Söldlinge, durch die Hinrichtung Sebaſtian Vogelbergers, durch die Verbannung Schärtlins und Anderer ſo tief verletzt, daß es dem Kurfürſten Moritz nicht ſchwer wurde, daſſelbe auf ſeine Seite zu

bringen. So kam es, daß, als Magdeburg gebrochen schien, die Macht des Kurfürsten von Sachsen um Magdeburg, dessen Anhang und das kaiserliche Executionsheer stärker geworden war.

Am Hofe Karls sah man das Treiben des Kurfürsten mit steigender Unruhe; aber die Einen trauten ihm keinen offenen Angriff gegen den Kaiser zu, die Andern glaubten ihn zu übersehen. Jedenfalls wollte man sich seiner versichern, und so wurde er an den Hof geladen. „Kommt der Kurfürst“, äußerte Maria von Burgund, „so wird man ihn beim Kopf halten und dann auch mit den Hessen, (den Söhnen Philipps, die immer heftiger die Befreiung ihres Vaters betrieben) schon fertig werden.“ Moritz versprach zu kommen, und miethete auch eine Wohnung am Hoflager zu Insbruck, wo Kaiser Karl sich zeitweilig aufhielt. Dieser, von neuem gewarnt, sagte: „Die tollen und vollen Deutschen besitzen kein Geschick zu solchen listigen Ränken.“

Moritz brach endlich vor Magdeburg auf, vereinigte, was längst verabredet und vorbereitet war, sein Heer mit den Söldnern der Hessen, Albrechts von Kulmbach und des Herzogs von Würtemberg. Dann erließ er ein Manifest, in welchem er den Haß von ganz Deutschland gegen die spanische Wirthschaft des Hofes, gegen den spanischen Hochmuth der Söldlinge Albas zu hellen Flammen anblies und rückte unterdeß in Eilzügen nach Tyrol. Mit König Ferdinand hatte Moritz in Linz eine Besprechung, die zu einem Waffenstillstand auf 14 Tage, um den Frieden einzuleiten, führte. Aber Moritz hatte sich noch 14 Tage ausbedungen, um auch seine Verbündeten zu dem Waffenstillstand zu veranlassen. Diese Zwischenzeit benutzte er, um auf Insbruck zuzueilen. So besiegte der Schüler den Meister.

Am 16. Mai stürmte Moritz das kaiserliche Lager bei Reuti; am 19. die Ehrenburger Klause. Er hoffte „den Fuchs in seiner Spelunke“ zu fangen. Als das aber nicht gelang, erklärte Moritz, mehr Fuchs als sein Meister, daß er den Kaiser nicht habe fangen wollen, „weil er keine Käfige für solche Vögel habe“. In der Nacht vom 19. auf den 20. April 1552 mußte Karl (von seinem Bruder Ferdinand begleitet), krank, aus Insbruck, über das Gebirge bei Fackel-

schein, nach Villach flüchten, worauf Moritz am 23. in Insbruck einrückte.

Moritz forderte von Karl die Freilassung der gefangenen protestantischen Fürsten, die Herstellung und Sicherung des Augsburger Glaubensbekenntnisses; die Verweisung aus des Kaisers Hofregiment von all den Ausländern, „die in den Gebräuchen des heiligen Reiches und den Ständen desselben nicht berichtet sind.“ [1])

In einem Vertrag, der am 2. August zu Passau abgeschlossen wurde, mußte Karl endlich seine eigene Ohnmacht als Kaiser und Herrscher besiegeln, indem er die Freilassung Philipps von Hessen zugestand, und die „endliche Glimpfung der Religionssache“ von einem künftigen Nationalconcil, oder einer Reichsversammlung abhängig machte. Er verpflichtete sich zugleich „den Friedstand bis zu endlicher Vergleichung aufrecht zu erhalten.“ [2])

13.

Während diese Ereignisse sich in Deutschland entwickelten, war auch das Concil wieder nach Trient verlegt worden. Kaiser Karl betrieb diese Rückverlegung mit Eifer, und Paul III. verweigerte dieselbe mit Feinheit und Zähigkeit. Als aber zuletzt Kaiser Karl durch das Interim auf dem Punkte anlangte, wo nach den Berichten der päpstlichen Nuntien eine Versöhnung zwischen den deutschen Protestanten und Katholiken in einer gemeinsamen Reform der deutschen Kirche (ähnlich wie in England) möglich schien, wurde Rom vom Schrecken ergriffen. Paul III. selbst lenkte jetzt ein.

Kaiser Karl forderte die Rückkehr des Concils nach Trient als erste Bedingung der Versöhnung; und als Paul III. am 10. November gestorben war, gestand sein Nachfolger dieselbe zu. Die Berichte der römischen Nuntien in Deutschland ließen keinen Zweifel darüber, daß die katholischen Fürsten bei der immer glänzenden Lockspeise der geistlichen Güter leicht in die Bahn der Protestantischen einzulenken verleitet werden könnten, und daß jedenfalls das Concil der einzige Weg sei, den

---

[1]) v. Langenn, Moritz v. S. I. 516. [2]) v. Langenn a. a. O. I. 539. Riffel a. a. O. 750.

Kaiser zu verhindern, sich mit den Protestanten auszusöhnen, sich ihnen anzuschließen. So erklärte sich Pauls Nachfolger, der Cardinal Del Monte, der die eigentliche Triebfeder der Verlegung des Concils von Trient nach Bologna gewesen war, und der sich bis zum Interim als der heftigste Gegner der Rückkehr des Concils nach Trient bewährt hatte, unmittelbar nachdem er den apostolischen Stuhl als Julius III. (am 7. Februar 1550) bestiegen hatte, bereit, das Concil wieder nach Trient zurückzuverlegen — freilich abermals unter der Bedingung, daß die Reichsstände die früher in Trient gefaßten Beschlüsse, und auch die noch zu fassenden Beschlüsse anzunehmen ihrerseits sich bereit erklärten. Kaiser Karls Ansehen in Deutschland war auch Anfangs 1550 noch groß genug, um die Reichsstände zu Augsburg zu veranlassen, ebenfalls die von Julius III. gestellten Bedingungen, in milderer Weise den Ständen vorgelegt, zu genehmigen.

Am 1. Mai 1551 fand die erste Sitzung des wiedereröffneten, die elfte des Trienter Concils im Ganzen statt. Moritz von Sachsen und der Herzog von Würtemberg schickten einstweilen, von Melanthon und Andern verfaßte, ziemlich feste protestantische Glaubensbekenntnisse, Brandenburg und die oberdeutschen protestantischen Städte gelehrte protestantische Theologen als Abgeordneten nach Trient. Die katholischen Kirchenväter bildeten die Mehrzahl, und, auf ihrer Bahn fortschreitend, versperrten sie von einer Sitzung zur andern den Protestanten immer mehr den Weg zur Rückkehr in die alte Kirche und Kirchenzucht, indem sie die Lehren vom Abendmahl, von der Buße, der letzten Oelung nach und nach im katholischen Sinne entschieden, die abweichenden Ansichten der Protestanten verfluchten.

Kaiser Karl kam nach Insbruck, zwei Tagereisen von Trient entfernt, um hier das Concil überwachen zu können. Julius III. aber fürchtete diese Ueberwachung und gab unmittelbar nach des Kaisers Ankunft in Insbruck seinem Legaten die Vollmacht, im Falle der Noth das Concil wieder von Trient zu verlegen; bis dahin aber so rasch als möglich die streitigen Lehrsätze zur Entscheidung zu bringen, um so den Lutheranern „jede Hoffnung der Aussöhnung ohne vollkommene Unterwerfung" abzuschneiden, und die katholischen Prälaten, in einer immer festern feindlichen Stellung den Protestanten

gegenüber, zu verhindern, an eine durchgreifende Reform auch nur zu denken. Nur in Bezug auf die Autorität der Bischöfe, die in Mehrzahl sich durch die Privilegien der Jesuiten, — ihrer Ueberwachung vollkommen entzogen, von den Jesuiten im Gegentheile beobachtet und überwacht, — verletzt fühlten, erlaubte Julius seinem Legaten, wo es nöthig wäre, kleine Zugeständnisse auf Kosten des päpstlichen Ansehens zu machen, da diese ja bei nächster Gelegenheit leicht wieder rückgängig gemacht werden könnten. [1])

Die protestantischen Fürsten und Theologen hielten sich Anfangs dem Concil fern. Nur der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg trat in ein näheres Verhältniß zu demselben. Er hatte durch seine „Neutralität" dem Kaiser geholfen, die Macht der Protestanten brechen. Jetzt erkannte sein Gesandter in Trient Christoph Strasser die Oberhoheit des Papstes an, und versprach Namens seines Kurfürsten, daß dieser, als ein gehorsamer Sohn der Kirche, alle Beschlüsse des Concils halten und vertheidigen werde. Die Ursache dieses Umschwunges lag mit darin, daß Friedrich, der unmündige Sohn Joachims II., vom Capitel zu Magdeburg zum Erzbischof gewählt worden war, und das Concil dem Kurfürsten von Brandenburg das Erzbisthum Magdeburg gern zugestand, weil dieser hierdurch mit Moritz von Sachsen, der Magdeburg für sich und sein Haus in Anspruch nahm, in Widerspruch gerathen mußte.

Der Kaiser gab sich alle Mühe, die protestantischen Fürsten zu veranlassen, das Concil zu beschicken, und Moritz mußte sich endlich dazu verständigen, wenn auch nur um seine Pläne gegen den Kaiser zu decken.

Als am 7. Januar 1552 seine Abgeordneten und auch die des Herzogs von Würtemberg anlangten, forderten sie ein öffentliches Gehör vor dem Concil. Es ging dies gegen die Vollmacht des Legaten. Aber die Gesandten des Kaisers, — spanische Diplomaten, so klug als die päpstlichen, — belehrten den Legaten, wie ja darin, daß die Protestanten sich vor einem von päpstlichen Legaten präsidir-

[1]) Histoire du concil de Trente par P. Sarpi (edid. Courayer) Basle 1738. I. 659.

ten Concil stellten, eine thatsächliche Anerkennung des Ansehens des Legaten und der Autorität des Papstes liege. Hierauf hin wurden die protestantischen Bevollmächtigten, nicht in feierlicher Sitzung im Dome, sondern in einem Conclave, im Hause des Legaten gehalten, und erst nach einer feierlichen Verwahrung gegen alle Folgerungen, die aus diesem in der Noth begründeten ausnahmsweisen Zugeständnisse gezogen werden könnten, vorgelassen.

Die sächsischen und würtembergischen Abgeordneten erklärten dann in dieser Sitzung, daß die deutschen Protestanten nur ein Concil, in welchem, wie auf dem zu Basel, der Papst dem Concil unterworfen und die Bischöfe in Allem, was das Concil betreffe, von ihrem Gehorsamseide gegen den Papst entbunden seien, anerkennen könnten, weil nur so die nothwendigen Reformen, welche die Päpste jederzeit zu verhindern gewußt, möglich würden[1]). Das Concil verwarf, wie sich von selbst verstand, diese Forderung und schritt dann, der Anweisung des Papstes folgend, rasch mit der Entscheidung der „streitigen Lehren" in Bezug auf die Ehe u. s. w. fort. Die Protestanten klagten gegen diese Eile, und Karl unterstützte ihre Klagen in Rom und forderte Ausstellung der raschen Entscheidungen. So standen sich auch hier wieder die Gegensätze der päpstlichen und kaiserlichen Bestrebungen schroff gegenüber und trieben den Papst abermals in das dem Kaiser feindliche Lager Frankreichs. Julius wollte keine Versöhnung der Protestanten, und je näher Karl diesem Ziele sich glaubte, desto weiter entfernte sich dasselbe. Anstatt die Versöhnung auf dem Concil zu erleichtern, beschloß Julius in einem Conclave der Cardinäle, das Concil „zu vertagen, damit man es zur gelegenern Zeit" wieder berufen könnte.[2])

Der Zug des Kurfürsten Moritz gegen Insbruck war nicht die Ursache dieser Vertagung, sondern gab dem Legaten des Papstes nur die gewünschte Gelegenheit, von seiner Vollmacht Gebrauch zu machen, ohne selbst den Kaiser und die deutschen katholischen Fürsten zu verletzen.

Moritz aber, um den Kaiser noch sicherer zu machen, hatte Me-

[1]) Sarpi a. a. O. I. 679. 680. [2]) Sarpi I. 691.

lanthon noch Ende Januar nach Trient abgeschickt, während er seinem Gesandten in Trient schrieb, daß er selbst nächstens „über Insbruck nach Trient" kommen und „pommersche Theologen" mitbringen werde. Es lag Humor in dieser Nachricht, wenn man weiß, daß Moritz dies am Vorabende seines Heerzuges nach Insbruck, nachdem er sich mit den Pommern des Herzogs Hans von Küstrin vereinigt hatte, nach Trient schrieb. In Nürnberg erhielt Melanthon Nachricht, hier auf weitere Anweisungen zu warten. Anstatt ihrer, langte die Botschaft von des Kurfürsten Zug gegen Insbruck ein, dessen vollkommenes Gelingen die Kirchenväter in Trient nicht abgewartet, sondern schon am 28. April in ihrer sechsten (XIV.) Sitzung den Beschluß gefaßt hatten, das Concil auf zwei Jahre zu vertagen.

14.

Die staats- und kirchenpolitischen Bestrebungen des Kaisers waren mit einem Schlage über den Haufen geworfen. Es war dies nur möglich gewesen, weil der spanische Habsburger auch die deutschen Habsburger auf die Seite seiner Gegner hingedrängt hatte. Moritz stellte nach dem Passauer Vertrage sogar sein Heer dem König Ferdinand zur Verfügung gegen die Türken und zog auch mit demselben nach Ungarn, ohne dort irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Der kluge Moritz, der den Reim: „Meißner, Gleißner" aufbringen half, mochte voraussehen, daß er seines Heeres bald wieder bedürfen werde und so zog er gern mit demselben gegen die Türken, anstatt es aufzulösen.

Moritz hatte durch die Art, wie er den Kaiser Karl aus Deutschland hinausgeworfen, das höchste Ansehen in Deutschland erlangt. Wohin seine Ehrsucht zielte, wußte Niemand; aber als siegreicher Führer der Protestanten, wäre auch die Kaiserkrone, wenn sich die Gelegenheit geboten, nicht zu hoch für ihn gelegen. Diese Hoffnungen und Möglichkeiten selbst aber riefen die Eifersucht der andern deutschen Fürstenhäuser gegen den jungen Sachsenherzog und Kurfürsten wach.

Einer seiner Bundesgenossen gegen Kaiser Karl war der Brandenburger, Markgraf Albrecht von Kulmbach-Bayreuth gewesen. Tapfer,

genußsüchtig, gewissenlos beutete Albrecht die Wirren und Leidenschaften der Zeit zu seinem Vortheile aus. Wie er mit Moritz gemeinsam dem Kaiser gegen Frankreich gedient; mit ihm gemeinsam in Regensburg wilden Ausschweifungen gefröhnt, so machte er mit Moritz gemeinsame Sache gegen den Kaiser. Aber da Moritz ohne seine Zustimmung Frieden geschlossen hatte, und es sich für ihn nur um die Gelegenheit handelte, Beute im Großen zu machen, so nahm er auch, wie vor dem Passauer Vertrage, Sold von König Heinrich II. in Frankreich zum Dienste gegen den Kaiser an.

Den Zug Moritzens gegen Insbruck hatte er überdies dazu benutzt, um im Vorbeigehen die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und auch die Stadt Nürnberg zu überfallen. Die Veranlassung hierzu gab ein adeliger Lehnsmann des Bischofs von Würzburg, Wilhelm von Grumbach, der sich auch als Landsknechtenführer einen Ruf erworben hatte. Wie die Mediceer, die Farnesen und alle andern Papstfamilien Roms hatten auch die deutschen Bischöfe ihre „Neffen", die sie auf Kosten ihres Stiftes bereicherten. Konrad von Bibra 1540 Bischof von Würzburg, der Oheim der Gattin Wilhelms von Grumbach, erhob diesen zu seinem Minister und bereicherte ihn mit den Gütern des Stiftes. Der Nachfolger von Bibras, Melchior von Zobel, gerieth mit dem „Nepoten" seines Vorgängers über das Testament und die Erbgüter des verstorbenen Bischofs in Streit. In Folge dessen trat Wilhelm von Grumbach in den Dienst des Markgrafen von Kulmbach, der nun den Bischof von Würzburg und dessen Bundesgenossen, den Bischof von Bamberg und die Stadt Nürnberg angriff. Er konnte alle drei bald zu einem Vertrage zwingen, in welchem dem von Grumbach die Stiftgüter, die er in Anspruch nahm, eine hohe Geldsumme, sowie auch die Erlaubniß, unbeschadet seines Lehnsverhältnisses zu Würzburg, im Dienste des Markgrafen Albrecht bleiben zu dürfen, zugesagt wurden. Grumbach war ein kecker, entschlossener Mann, ein denkender Kopf; er fühlte sich als reichsunmittelbarer Adeliger und wußte Albrecht für die oft gehegten, oft versuchten und stets mißlungenen Plane des reichsunmittelbaren Adels zu gewinnen. Albrecht wurde durch Grumbach der Vertreter des

kleinen Adels und fand in diesem eine Stütze zu allen seinen Unternehmungen.

Als Kaiser Karl sich von dem harten Schlage, den Moritz ihm beigebracht, halbwegs erholt, und eine ansehnliche Kriegsmacht um sich gesammelt hatte, kam er nach Deutschland zurück, und berief einen neuen Reichstag nach Augsburg.

Hier erlangte er die Ueberzeugung, daß ein Wiederaufgreifen seiner frühern Plane in Deutschland vorerst unmöglich sei. Er begnügte sich damit, sich auf den Krieg gegen Frankreich vorzubereiten.

Heinrich II. hatte, während Moritz den Kaiser aus Deutschland vertrieb, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, theilweise durch Verrath und Bestechung weggenommen. Er drang mit seinem Heere bis an den Rhein vor, und ließ, gleichsam symbolisch von demselben Besitz ergreifend, seine Pferde in dem Flusse tränken. Den deutschen Fürsten lag daran wenig, sie hatten andere Ziele, als Deutschlands Grenzen zu schützen. Der Brandenburger Albrecht sammelte mit französischem Gelde ein Landsknechtenheer, das bestimmt war, Moritz, wenn er etwa vom Kaiser angegriffen, für den König von Frankreich zu vertheidigen. Das deutsche Volk dachte in dieser Beziehung anders als seine Fürsten, und selbst die Landstände des Kurfürsten Moritz, die sonst vieles über sich ergehen ließen, hatten sich auf einem Landtage zu Torgau offen gegen das Bündniß mit dem Könige von Frankreich ausgesprochen, indem man wisse, daß ein Bündniß mit ihm nur darauf hinausgehen könne, „eine Monarchie aufzurichten, der Deutschen Freiheit zu erdrücken und das Wort Gottes zu verfolgen".[1]) Auch Melanthon hatte gewagt, gegen dies Bündniß zu warnen, und sich auf die Erfahrungen, welche die Pfalz, Würtemberg, Hessen, Sachsen und Andere mit Frankreich, „das den Türken an sich hänge", gemacht habe, zu berufen[2]). Das war mit Ursache, warum es Moritz geschehen ließ, daß in dem Vertrage von Passau, Frankreich übergangen und beseitigt wurde.

Kaiser Karl aber hatte andere Gründe als die deutschen Fürsten,

---

[1]) v. Langenn a. a. O. I. 499. [2]) Epistola Melanthonis an Herzog Moritz 1610. Neustadt an der Hardt. v. Langenn a. a. O.

um jede Vergrößerung der Macht Frankreichs zu bekämpfen. „Erst muß Frankreich, der Heerd der Ränke niedergeschlagen sein, nachher kann der Kaiser in Deutschland machen was er will", schrieb ihm schon früher seine Schwester Maria[1]). Deswegen bereitete Karl in Augsburg eine Heerfahrt nach dem von den Franzosen genommenen Lothringen vor. Es gelang ihm, hierzu auch den Herzog Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zu werben. „Freilich ist seine Schelmerei groß, und der Wunsch ihn zu züchtigen gerecht — aber gegenwärtig muß man erwägen, daß er ein Fürst ist, der nicht mit Geld zu bezahlen; — später kann man ihn züchtigen", schrieb Alba dem Kaiser; und dieser, Albrecht in Dienst nehmend, dachte und sagte: „Gott weiß, was ich dabei empfunden habe, aber Noth hat kein Gebot."[2])

Wenige Wochen vorher hatte Kaiser Karl auf dem Reichstage die Verträge, welche Albrecht den Bischöfen von Bamberg, Würzburg und der Stadt Nürnberg abgezwungen, für nichtig erklärt. Als aber Albrecht sich zum Dienste für den Kaiser gegen Frankreich anwerben ließ, gab Karl denselben Verträgen (am 19. Oktober in Diedenhofen) seine kaiserliche Zustimmung, während er dann den fränkischen Bischöfen wieder im Vertrauen mittheilen ließ, daß sie mit der Zeit Alles wieder zurückerhalten sollten. Karl erlaubte dann dem Markgrafen Albrecht überdies, sich für die Summe von 500,000 Kronen an den Gütern und Landen des Königs von Frankreich durch Erpressungen oder Brandschatzungen bezahlt zu machen. Zugleich sprach er dessen Helfershelfer in Raub und Brandschatzungen gegen die deutschen Bischöfe und Städte, die Grafen von Oettingen und von Mannsfeld, von aller Haftbarkeit für ihre begangenen Thaten frei.

Kaiser Karl gewann so gegen Moritz von Sachsen Fuß im Lager der Brandenburger, gegen den König von Frankreich eine Heerschaar, die, mit französischem Gelde geworben, die Stadt Metz, welche er anzugreifen sich vorbereitete, vertheidigen helfen sollte.

Trotz der Hülfe Albrechts mißlang Karls Angriff gegen Metz vollkommen. Nach einer dreimonatlichen Belagerung, vom October

[1]) Lanz, Correspondenz No. 742. 744. [2]) Lanz No. 927. 934.

bis December, mußte er zuletzt von dem tapfern Widerstande der Franzosen unter dem Herzoge von Guise, Franz von Lothringen, — dessen Bruder den Herzog von Aumale, Albrecht von Kulmbach schlug und gefangen nahm — ebenso wie von dem harten Winter besiegt, unverrichteter Dinge abziehen. Der Markgraf Albrecht deckte den Rückzug, was Alles den Kaiser nicht verhinderte, ihm den versprochenen Sold vorzuenthalten und die fränkischen Bischöfe gegen Albrecht bald wieder in Schutz zu nehmen.

Heimgekehrt, wollte Albrecht von diesen den Vollzug der Verträge, deren Nichtigkeit das Reichskammergericht ausgesprochen hatte, erzwingen, worauf das Reichskammergericht die Acht — „Acht und aber acht macht sechszehn", wie Albrecht im Hohne gegen das Gericht ausrief — gegen denselben aussprach und durch Mandat die deutschen Fürsten zum Vollzug derselben aufforderte. Ehe aber diese Hülfe kam, hauste Albrecht mit seinen ritterlichen Bundesgenossen im tiefsten Frieden, ebenso wie früher gegen die fränkischen Bischöfe, gegen Mainz, Trier, Strasburg, den ganzen Elsaß — die Geistlichkeit, die Städte und deren Besitzungen plündernd, mordbrennend, brandschatzend. Endlich schloß Kurpfalz mit den Herzogen von Baiern, Würtemberg und Cleve in Heidelberg ein Bündniß zur Aufrechthaltung des Rechtszustandes in Deutschland, das zugleich gegen die Königswahl Philipps und die Herrschaft Granvellas in Deutschland gerichtet war, und dem später in Eger König Ferdinand und auch Moritz von Sachsen beitraten.

Der Kaiser hatte Albrecht entfesselt; die Brandenburger, denen Moritz im Wege stand, unterstützten ihn; ebenso Christoph von Oldenburg und Ehrich von Braunschweig-Kalenberg. Der Kurfürst Moritz und König Ferdinand und bald auch die Fürsten von Braunschweig-Wolfenbüttel und Braunschweig-Lüneburg traten gewaffneter Hand gegen ihn auf. Die Zeitgenossen erzählen, ohne es zu beweisen, daß Granvella, der Minister Karls, den Markgrafen noch einmal erkauft, und dieser seine Landsknechte schließlich mit dem niederländischen Gelde des Kaisers bezahlt habe, Alles zu dem Ende, um die Ansprüche der spanischen Habsburger auf die Kaiserkrone durchsetzen und Kaiser Karl an Moritz rächen zu helfen.

Moritz von Sachsen erkannte die Gefahr, die ihm drohte und wurde der durchgreifendste Gegner Albrechts. Es gelang ihm auch bald mit der Geldhülfe der fränkischen Bischöfe und mit den Lanzknechten der fränkischen Städte, den Markgrafen aus Franken zu vertreiben. Dieser aber fand dann in Niedersachsen, wohin er sich zurückzog, neue Bundesgenossen. Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, der alte Städtefeind, wollte nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft der protestantischen Fürsten, weder die Anmaßungen des Adels, die seine Abwesenheit möglich gemacht, genehmigen, noch auch die Rechte seiner Städte achten; weswegen der braunschweigische Adel, die von Mannsfeld insbesondere, sowie auch die Städte Braunschweig und Goslar feindlich gegen Heinrich von Lüneburg auftraten und sich Albrecht anschlossen. Dieser gab sich überdies jetzt das Ansehen, als ob er in Moritz nur den Feind der treuen Lutheraner und ihres Hauptes Johann Friedrich, bekämpfe — als ob er diesen letztern wieder in sein Kurfürstenthum einsetzen, und so der Sache Luthers einen neuen Sieg erringen wolle. Sein wildes Hausen in „Pfaffenland" ging mit einer barschen, offenen, ritterlichen Volksthümlichkeit Hand in Hand. Mächtig und riesenhaft zu Roß, mit langem Barte, stolzem Federhute, im Panzerhemde, Büchsen und Faustkolben am Sattel seines Streitrosses hängend, flößte Albrecht „Alcibiades" dem Volke wenigstens ebenso viel ehrfurchtsvolle Scheu als Angst ein.

Moritz von Sachsen vereinigte sich mit den Herzogen von Braunschweig-Wolfenbüttel und Lüneburg, und zwang Albrecht am 1. Juli 1553 bei Sieversshausen zu einer der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts, in welcher der Adel und die Landsknechte auf beiden Seiten schonungslos gegeneinander gehaust haben. Albrecht wurde besiegt, sein Heer zersprengt. Als die Schlacht bereits zum Ende neigte, traf eine Kugel aus den Reihen seiner eigenen Schaaren Moritz von hinten. Ob Zufall, ob Absicht, ist nicht aufgeklärt; die gleichzeitigen Sagen deuten auf Granvella, von dem sie behaupten, daß er in Brüssel ein Freudengastmahl gefeiert, als die Nachricht von dem Ergebnisse der Schlacht bei Sieversshausen eingelaufen.

Albrecht fand neue Hülfe in seinen brandenburgischen Vettern

und dem reichsunmittelbaren Adel. In Acht und Aberacht erklärt, nöthigte ihn eine neue Niederlage zur Flucht nach Frankreich. Nach vielen vergeblichen Planen zur Wiedergewinnung seines Landes wurde er in der Verbannung zuletzt fromm und starb (8. Jänner 1557) in Pforzheim, wo er lange das Gnadenbrod des Markgrafen von Baden gegessen hatte. Das Volk rechnete es ihm zum Guten an, daß er die „Pfaffen" gezüchtigt, den Kaiser und seine Spanier vertreiben geholfen und auch Moritz gestraft hatte.

Indem Albrecht den Tod des Kurfürsten Moritz von Sachsen veranlaßte, hat er tief in die Geschicke Deutschlands eingegriffen. Moritz starb (am 11. Juli 1553) erst 32 Jahre alt. Er war aus der spanischen Schule als ein Meister in der Politik hervorgegangen; klug, tapfer, rasch entschlossen und nachhaltig, ein Feldherr, wie kaum ein zweiter seiner Zeit, verschwiegen, rücksichtslos und gewissenlos seinem Ziele zustrebend und dies Ziel hoch steckend, würde er sicher die Zügel der Regierung Deutschlands noch fester in seine Hand zu bringen gewußt haben, wenn ihn die Kugel des hellsehenden Verrathes oder des dunkeln Geschickes bei Sievershausen nicht getroffen hätte.

15.

Es war, als ob der Gährstoff der Zeit mit Moritz von Sachsen und Albrecht von Kulmbach beseitigt worden sei. Der Verrath des Kurfürsten Moritz an der protestantischen Sache hatte alle Parteien untereinander geworfen, so daß zuletzt Ferdinand und Moritz auf der einen, Kaiser Karl, Heinrich von Braunschweig und Albrecht von Kulmbach auf der andern, sämmtlich sich in ihrem Wesen, ihren Bestrebungen, ihren Glaubensbekenntnissen feindlich abstoßend, mit einander verbündet erschienen. Diese unnatürlichen Bündnisse lösten sich von selbst wieder auf, als Moritz, der sie veranlaßt hatte, vom Schauplatze abtrat. Sein Bruder August, der das Kurfürstenthum erbte, hatte sich unmittelbar mit Albrecht und den übrigen Brandenburgern ausgesöhnt. Auf einem Convent in Naumburg (Februar 1554) verständigten sich auch die beiden sächsischen Häuser dahin, daß August die Kurwürde behielt und einen Theil des ernestinischen Erbgutes da-

gegen an Johann Friedrich wieder zurückgab. In Naumburg wurde zugleich eine Erbverbrüderung zwischen Sachsen, Brandenburg und Hessen angebahnt, wodurch die große protestantische Partei halbwegs wieder hergestellt erschien. Die in Naumburg mit anwesenden protestantischen Theologen suchten auch eine Art Nothdach für die ganze deutsche protestantische Kirche aufzurichten, indem sie die thatsächliche Stellung der protestantischen Fürsten als Oberhäupter ihrer Kirchen zum Grundsatz für die Zukunft machten. Sie erklärten, daß es bei den schwebenden Verhältnissen der Zeit besser sei, wenn „die Fürsten an die Stelle der Bischöfe träten und dafür sorgten, daß in ihren Kirchen die rechte Lehre gepredigt, und Consistorien zur Erhaltung der Zucht und Einigkeit in den protestantischen Gemeinden angeordnet würden". Der Landesherr wurde so als oberster Bischof des Landes anerkannt. Das war das Ergebniß, welches der Bauernaufstand angebahnt hatte.

Auf einem Reichstage zu Augsburg (September 1555) kam endlich die feierliche Bestätigung, Befestigung und Erweiterung des in Passau angebahnten Religionsfriedens zu Stande. Die große Mehrzahl aller deutschen Fürsten fühlten die unbedingte Nothwendigkeit des Religionsfriedens; nur die von den Jesuiten geleiteten Bischöfe Süddeutschlands, der Cardinal Otto von Augsburg (Truchseß von Waldenburg), der Erzbischof von Salzburg (Ernst von Baiern), die Bischöfe von Eichstädt und Würzburg widersprachen Schritt für Schritt dem Friedenswerke und legten Verwahrung ein, so oft sie vor der Mehrzahl zurückweichen mußten, bis der Tod des Papstes Julius III., der während des Reichstags eintrat, den Cardinal von Augsburg und ebenso den Cardinal Morone und die Jesuiten nach Rom rief. Erst dann kam der Religionsfriede ohne weiteren Anstoß zum Abschlusse. Nach demselben sollte „kein Stand des Reiches wegen der Religion mit der That und gewaltiger Weise überzogen, beschädigt, vergewaltigt" werden, „jedoch die, welche weder der alten Religion noch der Augsburger Confession anhängigen, in diesem Frieden nicht gemeint, sondern gänzlich davon ausgeschlossen sein". Geistliche Reichsstände, die von der alten Religion abtreten würden, sollten ihre geistlichen Aemter, Benefizien und Einkünfte, „jedoch ihrer Ehren unnachtheilig",

verlieren, was der „geistliche Vorbehalt" genannt wurde. Die eingezogenen Kirchengüter, die bis zum Passauer Vertrag in Handen protestantischer Reichsstände waren, wurden in den Religionsfrieden mit einbegriffen, das heißt, als ferner unbestreitbar ihren protestantischen Besitzern zuerkannt. Sodann wurde die geistliche Jurisdiction den Anhängern der Augsburger Confession gegenüber „eingestellt und suspendirt"; jeder Stand verpflichtete sich, des andern Unterthanen der Religion wegen nicht wider ihre Obrigkeit in Schutz zu nehmen; den Unterthanen selbst aber wurde keine Religionsfreiheit, sondern nur das Recht, der Religion wegen frei auszuwandern und ihre Güter frei zu verkaufen, zugesagt. Die unmittelbare Ritterschaft, die Frei- und Reichsstädte wurden ausdrücklich als Stände des Reiches, in den Frieden mit eingeschlossen. Eine neue Kreisordnung, welche dem Kaiser das Exekutionsverfahren entzog und dieses, so wie die Wahl der Kreisobersten, die das Aufgebot zu bestimmen haben sollten, den Ständen, das heißt den Reichsfürsten vor Allem übertrug, und den burgundischen Kreis vom Reiche ausschloß; — sodann eine neue Kammergerichtsordnung, die den Protestanten gestattete, Beisitzer und Abgeordnete zu den Visitationen des Gerichts aus ihren Glaubensgenossen zu ernennen; — und endlich der Beschluß, daß die Reichsacht nur durch Urtheil des Reichskammergerichts erkannt werden könne, vollendeten dies Friedenswerk. Die Protestanten hatten lange für allgemeine Religionsfreiheit aller Unterthanen deutscher Reichsstände gekämpft; als aber die katholischen Stände ihrer Seits als Gegenforderung die Herausgabe der geistlichen Güter beantragten, traten die protestantischen Stände von dem allgemeinen Grundsatz der Religionsfreiheit zurück und begnügten sich damit, daß sie in einem „Nebenreceß", den Ferdinand ohne die katholischen Stände und nur für die Protestantischen erließ, das Zugeständniß erhielten, daß wenigstens „die der geistlichen Stände eigene Ritterschaft, Städte und Communen, welche lange Zeit her der augsburgischen Communion angehangen, — von derselben Religion, Glauben, Kirchengebräuchen und Ceremonien nicht gedrungen, sondern dabei bis zur christlichen und endlichen Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelassen werden sollen."

Wie viel der Augsburger Religionsfriede auch zu wünschen übrig ließ, so stellte er die beiden Hauptreligionen Deutschlands auf den Fuß der Gleichheit einander gegenüber und schlug so für ganz Deutschland eine Friedensbrücke über den innern Bruch, der durch die Reformation zwischen beiden Religionen eingerissen war. Jedenfalls aber machte er ein für allemal der Alleinherrschaft und den Alleinseligmacheransprüchen der römisch-katholischen Kirche in Deutschland gesetzlich ein Ende.

16.

Kaiser Karl hatte zum Abschluß dieses Friedens seinem Bruder Ferdinand unbedingte Vollmacht gegeben. Am 25. September 1555 wurde derselbe unterschrieben. Schon im October übertrug Karl die Herrschaft aller italienischen und niederländischen Besitzungen der spanischen Krone seinem Sohne Philipp; wenige Monate später (Januar 1556) trat er diesem auch die Krone Spaniens ab; am 3. August desselben Jahres legte er ebenso die Kaiserkrone nieder, um sich in das Kloster St. Just zu Estremadura zurückzuziehen.

Von dem Tage an, wo Kurfürst Moritz den stolzen Kaiser aus Deutschland hinaustrieb, war Karl's innere Stahlkraft gebrochen. Er versuchte es, durch den Krieg gegen Frankreich den Glanz seiner Krone wieder herzustellen. Unglücklicher in demselben als je vorher mußte er am 5. Februar 1555 durch den Vertrag von Vaucelle den Verlust Lothringens an Frankreich unterschreiben. Von da an mag der Entschluß abzudanken und in ein Kloster zu gehen in ihm festgestanden haben.

Kaiser Karl V. war eine mächtige, vielbegabte Natur. Deutsch-niederländischer Herkunft, in Spanien aufgewachsen und erzogen, — beherrschte ihn der Widerspruch, der zwischen Deutschland und Spanien liegt; hellfarbig, blond, blauäugig, breitschulterig, mit hängender Unterlippe, behäbig den Freuden der Tafel huldigend, tritt er als ein ächter Flamländer vor uns; als König von Spanien aber, von religiösen Zweifeln zu den härtesten Religionsübungen veranlaßt, sich selbst auf Schritt und Tritt beobachtend, stets bemüht das königliche Ansehen herauszukehren, hat er das Lachen und Sprechen verlernt. Langsam

und tapfer wie ein Holländer, starr und zäh wie ein Spanier; in seiner innersten Natur wohlwollend, ehrenhaft, wahrheitsliebend, muß er, in spanischer Politik eingewöhnt, kalt, grausam und listig der Lüge huldigen. Diese Widersprüche erklären zugleich seine Erfolge und seine Niederlagen; sein besseres Ich hat ihn oft verlieren machen, was seine anerzogene gewissenlose Staatsklugheit gewonnen; und diese hat wieder oft zertreten, was jenes gesäet, gehegt und gepflegt hatte.

Er hat den König von Frankreich und den Papst besiegt und gefangen in der Hand gehabt; er hat die Lenker des Protestantismus gefesselt mit sich herumgeführt; er durfte oft glauben, am Ziele seiner stolzesten Wünsche zu stehen, — bis die Seifenblase seiner Erfolge, wenn er sie mit fester Hand greifen wollte, wieder zerfloß.

Von Sieg zu Sieg dem Grabe aller seiner Hoffnungen entgegen steuernd, konnte der mächtige Kaiser seinen eignen Sohn Philipp nicht in Schranken halten, und wurde von diesem fast gezwungen, ihm eine seiner Kronen nach der Andern abzutreten, und endlich in einem Kloster Ruhe zu suchen.

Noch oft den Blick auf die Welt und die Verwickelungen werfend, die er hinter sich gelassen, den Freuden einer guten Tafel, die ihm selbst ins Kloster folgten, huldigend, bestand seine Hauptbeschäftigung außer frommen Uebungen in dem Versuche zwei Uhren gleichmäßig gehen zu machen. Er gelang ihm nicht.

„Und ich habe Millionen Menschen der verschiedensten Zonen zu Einem Glauben zwingen, — eine Welt, in der die Sonne nicht unterging, nach Eines Menschen Sinn regieren wollen!" war der Schlußgedanke seines Lebens.

So starb er am 21. September 1558, achtundfünfzig Jahre alt, nach vierzigjähriger Königs- und Kaiserherrschaft, im dritten Jahre seines Klosterlebens.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Die Religionskriege

von 1562 bis 1648.

Die Religionskriege

von 1562 bis 1648.

1.

Als die beiden Hauptreligionsparteien Deutſchlands ſich zu Augsburg die Hand zu einem „ewigen“ Religionsfrieden reichten, ſtand die Welt am Vorabend eines Religionskrieges, der ein Jahrhundert hindurch von einem Lande Europas zum andern, vom Vater auf die Söhne, Enkel und Urenkel geſchleppt und getrieben werden ſollte.

Der Kampf der beiden ſich gegenüberſtehenden Religionsparteien lag in dem Gegenſatze, daß die römiſchkatholiſche Kirche, die alleinſeligmachende, keine andere Kirche neben ſich dulden konnte, während die reformirten Kirchen rückſichtslos auf neue Eroberungen Rom gegenüber ausgingen. Rom aber wurde noch einmal, wie ſo oft, die treibende Kraft im Kampfe der Völker, und in Rom wurden für Rom und die ganze katholiſche Welt die Jeſuiten die Lenker und Treiber der kämpfenden Kirche.

2.

In demſelben Jahre, in welchem Kaiſer Karl V. die deutſche Reichskrone niederlegte, ſtarb in Rom Ignaz von Loyola (30. Juni 1556).

Die Geſellſchaft Jeſu zählte an ſeinem Todestage bereits über tauſend geworbene Anhänger in mehr als hundert Jeſuitenhäuſern, unter fünfunddreißig Profeſſen auf zwölf Provinzen vertheilt: (Portugal, Italien, Sicilien, Ober- und Unter-Germanien, Frankreich, Aragonien, Catalonien, Andaluſien, Indien, Aethiopien und Braſilien). Die Erziehung im Geiſte des Inſtituts war die offen ausgeſprochene Aufgabe des Ordens; in Rom wurden daher Muſterhäuſer, das Collegium romanum, und ſchon 1552 das Collegium germanicum für die germaniſchen Provinzen insbeſondere errichtet, die bald Pflanzſchulen für Päpſte, Kardinäle, Biſchöfe, Fürſten und Staatsmänner wurden. Bei dem Unterricht, bei den Religionshandlungen, bei Predigt, Beichte und Gewiſſensberathung war das Augenmerk des Ordens überall auf die hohen und höchſten Klaſſen gerichtet; überall wohin ſie kamen, ſuchten die Jeſuiten Hofprediger, Hofbeichtväter, Gewiſſensräthe der Fürſten und Mächtigen zu werden. Ignaz herausfühlend, daß ſeine Jünger an den Höfen eben ſo viel von dieſen als die Höfe von ihnen lernen würden, war oft unzufrieden mit dem Treiben ſeiner Hofjeſuiten; aber er ſelbſt war in der letzten Zeit ſeines Lebens zu Rom nur dem Namen nach das Haupt des Ordens. In dem Boden des päpſtlichen Rom lagen die Wurzeln des Baumes, deſſen Hauptzweige in den Luft der Höfe ausliefen. Als Ignaz ſtarb, war die Entartung des Inſtituts, das er in Hingebung für die Urkirche Roms gegründet hatte, bereits zu einem hohen Grade gediehen. Die Wahl ſeines Nachfolgers führte zu Zwieſpalt in der Geſellſchaft ſelbſt, zwiſchen ihr und dem Papſte, zwiſchen dem Papſte und dem Könige von Spanien insbeſondere, die beide zu ihren Sondervortheilen über den Orden verfügen wollten. Ein Theil der Profeſſen hielt Hieronymus Natalis, den Ignaz als ſeinen Generalvikar nach Spanien geſchickt hatte, für den geſetzlichen Generalvikar des Ordens; ein anderer Theil aber wählte in der dazu nöthigen und berufenen Generalverſammlung des Ordens (den Provinzialen und zwei Profeſſen aus jeder Provinz) den Vater Laynez zu dieſer Würde. Die Art wie Laynez ſich zur Wahl gedrängt hatte, wie er nach der Wahl handelte, veranlaßte einen der älteſten Schüler des Ignaz, Bobadilla, zur Klage gegen Laynez ſelbſt beim Papſte Paul IV., jenem Caraffa, der den Orden

der Theatiner gestiftet, und dessen Gesellschaft Ignaz mit seinen Jesuiten zur Seite geschoben hatte. Diese Veranlassung sollte Paul die Gelegenheit bieten, den Orden nach seinen Ansichten umzugestalten. Der Papst forderte eine Verbesserung der Gesetze, dahin zielend, daß die Jesuiten wie andere Orden an feste Betstunden in ihren Kirchen (kanonische Stunden) gebunden sein, und der General nicht für lebenslänglich, sondern nur zeitweilig, auf drei Jahre, gewählt werden solle. Die Jesuiten-Väter in Rom dachten deswegen einen Augenblick daran, die Generalversammlung nach Barzelona zu berufen. Papst Paul IV. war mit Philipp II. in Krieg gerathen, weil er Neapel als päpstliches Erbgut und die ihm anstehenden Fürstenthümer Oberitaliens als Aussteuer für seine Neffen in Anspruch nahm und überhaupt im Geiste Gregors VII. die Fürsten und die Welt als willenlos dem Papstthum verfallen behandelte. Deswegen verbot der König von Spanien den spanischen Jesuiten zu der ausgeschriebenen Generalversammlung nach Rom zu gehen, wogegen dann der Papst, um einer Verlegung der Generalversammlung nach Barzelona vorzubeugen, allen Professen verbot, Rom zu verlassen. So war die Gesellschaft, die sich mit dem Namen Jesu belegte, dem Ränkespiel der beiden größten Mächte der Christenheit, des Papstes und des Königs von Spanien, bereits anheim gefallen, ehe noch ihr Stifter sein Haupt zur Ruhe legte.

Das drohende Heranrücken der spanischen Söldlinge unter Alba, der Sieg der Spanier über die Franzosen bei St. Quentin (10. August 1557) brachten den alten starren Paul IV. zur Besinnung und führten den Frieden zwischen Rom und Spanien herbei, worauf dann der Generalversammlung der Professen des Jesuitenordens in Rom kein Hinderniß mehr im Wege stand, Laynez (am 19. Juni 1558 mit 13 Stimmen von 20) zum General zu wählen. Nichtsdestoweniger blieb der Papst auf seinen Forderungen stehen; die Jesuiten fügten sich auch in die „kanonischen Stunden", legten aber in ihrer Generalversammlung gegen die Bestimmung der dreijährigen Wiedererwählung des Generals heimlich Verwahrung ein; der gewählte General Laynez dagegen sagte dem Papste öffentlich, daß er, im unbedingten Gehorsam gegen den Papst, nicht erst nach drei Jahren, sondern auf der Stelle abdanken werde, wenn der Papst dies wünsche.

Mit Zuſtimmung der Generalverſammlung fügte dann der neue General „Verbeſſerungen" — „Declarationen" den „Conſtitutionen" des Ordens hinzu, welche die Grundſätze, in denen der Orden von ſeinen begeiſterten Stiftern gegründet war, Schritt für Schritt zu beſeitigen, zu umgehen, zu verleugnen erlaubten. Ignaz machte die Aufnahme in den Orden ſchwer, Lainez erleichterte dieſelbe; jener wollte nur eine ſehr beſchränkte Zahl von Profeſſen, dieſer wünſchte und rieth im Gegentheile zu einer großen Zahl von Mitgliedern des Ordens![1] Das Examen kann nach den „Declarationen" ausnahmsweiſe abgekürzt oder gänzlich umgangen, oder im Geheimen vorgenommen[2]; die Studienzeit[3], das nöthige Alter von 14 Jahren zur Aufnahme als Schüler, von 25 zur Aufnahme als Profeß[4], die Zeit des Noviziats ſelbſt können abgekürzt[5] werden. Die erſten Gründer der Geſellſchaft verlangten, daß der Aufzunehmende die Conſtitutionen des Ordens vollkommen kenne, die „Declarationen" geben dem Neulinge nur einen „kleinen Auszug" zur Anſicht[6]; jene fordern, daß im Falle, wo der Aufzunehmende noch nicht ganz feſt erſcheine, deſſen Aufnahme verſchoben, dieſe, daß dieſelbe, um ſeinen Rücktritt zu verhindern, beſchleunigt werde[7]; Ignaz und ſeine erſten Genoſſen nahmen nur Prieſter in die Geſellſchaft der Profeſſen auf, die „Declarationen" aber geſtatteten, wenn auch nicht durch ein offenes Geſetz, doch mittelbar auch die Aufnahme von Nichtprieſtern.[8]

---

[1]) Constit. p. VIII. c. I. §. 2. decl. 6. [2]) Constitutiones soc. J. Examen Gen. Cap. 1. decl. a. Const. p. IV. Cap. XV. §. 4. decl. e. [3]) Const. p. V. Cap. II. §. 2. decl. 6. „viri insignio." [4]) Const. I. p. I. Cap. III. §. 15. decl. k. [5]) Const. p. V. Cap. I. §. 3. decl. c. [6]) Examen g. Cap. I. §. 13. decl. g. Const. p. I. Cap. IV. §. 5. decl. e. [7]) Const. p. I. Cap. IV. §. 3. decl. c. [8]) Nach den Conſtitutionen mußte jeder Profeſſe bei ſeiner feierlichen Aufnahme ſelbſt die Meſſe leſen. Constit. p. V. Cap. III. §. 2. Die Declaration zu dieſem §. ſagt: daß dies nicht immer nöthig. Fieri enim posset, ut sacerdos non esset, vel missam celebrare non posset. Man hat ſchon in den erſten Zeiten des Ordens darüber geſtritten, ob es auch verheirathete Jeſuiten gebe. Hugo Grotius (Hist. lib. III. p. 274.) behauptet dies, ebenſo Pasquier der Gegenadvokat gegen die Zulaſſung der Jeſuiten in Frankreich. Die Jeſuiten leugneten dieſe Behauptung damals mit Heftigkeit. Examen generale Cap. II. §. 6. verbietet, Verheirathete in den Orden aufzunehmen.

Nach den Gründern des Ordens durfte Niemand in denſelben aufgenommen werden, der öffentlich wegen großer Vergehen „infam“ erklärt worden war; die „Verbeſſerer“ der „Conſtitutionen“ ſetzen hier hinzu, daß dieſe „Infamie“ nur an dem Orte ausſchließe, wo ſie bekannt ſei, und daß der, welcher mit einer ſolchen Infamie in fernen Landen belaſtet geweſen, nichtsdeſtoweniger aufgenommen werden könne, „wenn er wieder zum Dienſte Gottes zurückgekehrt“ und „von ihm nichts mehr zu fürchten ſei“ [1]). Auch Eheverſprechen erklärte Ignaz in den Conſtitutionen für ein Hinderniß der Aufnahme; die Declarationen des Laynez aber mäßigen dieſe Beſtimmung dahin, daß das Eheverſprechen und ſelbſt die vollzogene Ehe oder „Aehnliches“ nur dann ausſchließen, wenn der Nachſuchende nicht die Bedingung, „die man ſich gewöhnlich vorbehält“, daß der Verſprochene in einen Orden eintreten könne, gemacht habe. [2])

In Bezug auf den Ausſchluß aus der Geſellſchaft, war Ignaz in ſeinen Conſtitutionen einfach ſtrenge; ſobald ſich herausſtellte, daß der Aufgenommene ſich in ſeinem Berufe für die Geſellſchaft getäuſcht habe, laſterhaft ſei, wenn noch ſo ſehr im Geheimen, und ſomit der Geſellſchaft nichts nütze, ſondern ſchade, erfolgte die Ausweiſung aus dem Orden; dieſelbe geſchah dann öffentlich, und der Ausgewieſene nahm „Alles mit, was ſein gehörte“ [3]). Die „Declarationen“ unterſuchen dagegen, wie weit gewiſſe Laſter und Vergehen zu dulden ſeien [4]), ob es nicht beſſer, den, welchen die Conſtitutionen ausſchließen wollen, in eine entfernte Gegend zu ſchicken [5]), ſie ziehen eine geheime Ausſchließung der öffentlichen vor [6]), und unterſcheiden in Bezug auf das, was der Ausgeſchloſſene mit ſich nehmen darf, ſcharf zwiſchen dem, was beſtändig ihm gehöre, und dem, was er geſpendet, verzehrt, dem Hauſe oder College geſchenkt habe, um in dem Hauſe zu bleiben [7]).

„Die Declarationen“ kehren jenen Satz, in welchem Ignaz in „ſeinen Conſtitutionen“ unbedingte Armuth forderte, vollkommen um.

---

[1]) Examen gen. Cap. II. §. 2. decl. e. Vergl. Const. p. I. Cap. III. §. 5. decl. d [2]) Examen gen. Cap. III. §. 5. decl. c. „vel modo aliquo pari.“ [3]) Secum omnia sua. Const. p. II. Cap. III. §. 5. [4]) Constit. p. II. Cap. II. §. 2. decl. a. [5]) Const. p. II. Cap. II. §. 3. decl. d. vergl. [6]) Constit. p. II. Cap. III. §. 1. decl. a. [7]) Const. pag. II. Cap. III. §. 5. decl. b.

Der Orden verlangte von Jedem, der in ihn trat, das Aufgeben seines Eigenthums an die Armen. Ignaz sagt, wo Einer zweifle, wie weit er hier zu gehen habe, solle er sich nicht bei seinen Verwandten, sondern bei zwei, drei andern Personen Raths erholen; — die „Declarationen" sagen klarer: Bei zwei, drei Mitgliedern des Ordens [1]). Die „Declarationen" heben heraus, daß der Novize alle „gegenwärtigen" und „zukünftigen" Güter aufzugeben habe, und setzen hinzu, daß der General zu entscheiden, wann dies geschehen soll [2]), weil man auf diese Weise sicher war, daß der Novize nicht etwa als Professe erbunfähig wurde, während ihm noch etwas „Zukünftiges" bevorstand. Ignaz hatte klar bestimmt, daß, wenn ein Colleg zwölf Schüler ernähren könne, es keine Almosen und Geschenke mehr annehmen dürfe; die „Declarationen" heben diese Bestimmung einfach auf, um mehr Schüler in das Colleg nehmen zu können [3]). Die „Declarationen" wissen alle Vorsichtsmaßregeln, welche die „Constitutionen" gegen das Reichwerden des Ordens genommen, durch ein: „jedoch", „unterdessen" — durch eine kleine unbedeutende Ausnahme „zum Besten der im Dienste Gottes lebenden Gesellschaft" zu umgehen. Ignaz erlaubt in seinen Constitutionen die Gesetze über die Armuth des Ordens nur zu verschärfen; Laynez lehrt in seinen Declarationen, wie man sie beseitigen, wie die Sacristei Geschenke empfangen, die Jesuiten-Kirchen, -Häuser und -Vereine Grundstücke und Gelder, die Gehülfen und Schüler Häuser und Höfe besitzen, die Missionaire Pferde, Gelder mit auf ihre Missionen nehmen dürfen, immer natürlich ausnahmsweise „zur größern Ehre Gottes." [4])

Ignaz hatte festgestellt, daß die Gesellschaft Jesu, „damit sie um so freier den himmlischen Dingen nachstreben könne", sich aller zeitlichen Geschäfte, als Testamentsexecutionen, Uebernahme von bürgerlichen Acten enthalte [5]); Laynez erklärt, daß dem Obern das Recht bleiben müsse, davon zeitweilig, im Falle der Noth oder großer Be-

---

[1]) Exam. gen. Cap. IV. §. 3. decl. a. [2]) Const. p. III. Cap. I. §. 7. decl. f. [3]) Const. p. IV. Cap, III. §. 6. decl. g. [4]) Const. p. VI. Cap. II. §. 1. decl. a. §. 2. decl. b. §. 3. decl. c. §. 4. decl. c. §. 6. decl. f. §. 7. decl. g. §. 11. decl. h. [5]) Const. p. VI. Cap. III. §. 7.

deutsamkeit — stets sich den Dienst Gottes als Ziel vorstreckend — dispensiren zu können. [1])

Die ganze Richtung des Ordens war bereits in so kurzer Zeit eine andere geworden. Man dachte in demselben hauptsächlich nur noch an die Höfe. Ignaz verordnet Gebete für die Wohlthäter der Gesellschaft; Laynez setzt hinzu: „als da sind die Kirchen- und Weltfürsten, und solche andere, die viel nutzen oder schaden können dem — Heil der Seelen und dem Dienste Gottes" [2]). Die ersten Stifter übernahmen Missionen zu Ehren Gottes; die Genossen des zweiten Generals dachten bei diesen „Missionen" vorzugsweise an die „Großen und Mächtigen, sowohl weltlichen als geistlichen Fürsten und Herrscher, Magistrate, Minister oder Prälaten" [3]) natürlich wieder „nur um des allgemeinen Besten wegen". In dieser Richtung wurden auch die wissenschaftlichen Bestrebungen, der Unterricht, den die Gesellschaft Jesu der Welt zu ertheilen übernommen, beschränkt, gemäßigt, geändert nach Bedürfniß. Die „Declarationen" erklären einfach, daß „man wenige Menschen finde, die zugleich ehrbar und gelehrt sind" [4]). Die Wissenschaften sollten deswegen nur so weit gelehrt werden, „als sie dem Zwecke, dem wir nachstreben, als Mittel dienen können" [5]). Unter Ignaz mußte jeder Professe schwören: „sich ganz besonders dem Unterricht der Kinder zu widmen". Die „Declarationen" des zweiten Generals erklären, daß „jenes Versprechen, die Kinder und die Unwissenden zu unterrichten, nicht weiter verpflichte als das Versprechen zu predigen, Beichte zu hören, womit jeder sich so weit zu befassen habe, als seine Obern ihn dazu anweisen" [6]). Die strengen Verhaltungsregeln, die Disciplin der Gründer des Ordens wurde rasch immer weiter beseitigt. Der Rector des Collegs ist berufen, „die Constitutionen beobachten zu machen", sagt Ignaz; „oder davon zu dispensiren", setzt Laynez hinzu [7]). Ignaz verbot ganz allgemein den Eintritt der Frauen in die Jesuitenhäuser und Collegien; die

---

[1]) decl. d. zu dem oben genannten §. 7. [2]) Const. p. VII. Cap. IV. §. 3. decl. a. [3]) Const. p. VII. Cap. IV. §. 1. decl. d. [4]) Const. p. IV. praem. decl. a. [5]) Const. p. IV. Cap. XII. §. 3. decl. c. „Quatenus ad finem nobis propositum conveniunt." [6]) Const. p. V. Cap. III. §. 2. decl. b. [7]) Const. p. IV. Cap. X. §. 5. decl. b.

„Declarationen" erlauben den Beſuch der Frauen, wenn dieſelben „großen Einfluß haben und ſehr mildthätig" ſind [1]); nach den Beſtimmungen der Conſtitutionen durfte kein Novize ohne ſeinen Begleiter das Colleg verlaſſen; nach den „Declarationen" konnte der Obere von dieſer Beſtimmung für einmal oder für immer, einen oder mehrere Schüler befreien. Das große Mittel des Ignaz, ſeine Schüler in Ordnung zu halten, monatliche Beichte und Communion, beſaß Laynez bereits nicht mehr; in ſeinen „Declarationen" heißt es, daß man ſelbſt diejenigen, die nicht zur Beichte und Communion gehen wollten, nicht aus den Schulen wegzuſchicken brauche, vorausgeſetzt, daß ſie nicht Aergerniß durch ihr Benehmen geben. [2])

Während ſo die Banden der ſtrengen Hausordnung ſich zu löſen begonnen hatten, ſuchte der General nach zwei Seiten hin ſeine Macht zu vergrößern, und zwar nach Unten den Mitgliedern der Geſellſchaft, nach Oben auch dem Papſt ſelbſt gegenüber. Ignaz ertheilte die höchſte Befugniß des Ordens, diejenige, unwürdige Mitglieder auszuſchließen, ohne Scheu ſeinen untergeordneten Obern; während die „Declarationen" dieſe Befugniß denſelben entzieht [3]), und dem General rathen ſie in ſeinen „offenen Vollmachten" den Präfecten zwar zu geben, in „geheimen" Unterweiſungen denſelben aber wieder zu nehmen [4]). Dem Papſte gegenüber erklären die „Declarationen", daß das Gelübde des Gehorſams, welches Ignaz unbedingt nahm [5]), ſich eigentlich nur auf die Miſſionen beziehe [6]), daß der General in Bezug auf dieſelben dem Papſt Vorſtellungen machen, ihn fragen dürfe über den Zweck und die Mittel der Miſſion [7]), daß er die Miſſion im Intereſſe der Geſellſchaft Jeſu ordnen, beſchränken [8]) und, wenn der Papſt keine Zeit für die Miſſion beſtimmt habe, dieſelbe beliebig zurückrufen könne. [9])

---

[1]) Const. p. III. Cap. I. §. 14. decl. c. [2]) Const. p. IV. Cap. XVI. §. 1. decl. a. [3]) Const. p. II. Cap. I. §. 2. decl. c. [4]) ibid. decl. b. [5]) Const. p. VII. Cap. I. §. 1. 2. [6]) Const. p. V. Cap. III. §. 3. decl. c. [7]) Const. p. VII. Cap. I. §. 8. decl. d. u. e. [8]) Const. p. VII. Cap. II. §. 1. decl. h. [9]) Const. p. IX. Cap. III. §. 9. decl. g.

3.

Der Geist dieser „Declarationen", der in Scheindemuth und Scheinwahrhaftigkeit das Gesetz überall „zur Ehre Gottes und für die heiligen Zwecke der Gesellschaft" zu umgehen und zu verdrehen weiß, durchweht von nun an alles Thun und Lassen des ganzen Ordens überall dort, wo er die „Ketzer" mit allen Mitteln bekämpfen zu müssen sich berufen glaubt. Wohl wußten die geheimen Lenker desselben auch den reinen Gluteifer apostolischer Begeisterung in manchen ihrer Ordensglieder auf die rechte Weise durch Missionen zur Bekehrung der Heiden Afrikas, Asiens und Amerikas zu verwenden; die Hauptrichtung aber war Kampf gegen die Reformation, wodurch der Orden der Brennpunkt der ganzen katholischen Kirche wurde. Die Eiferer gegen die Reformation förderten und bereicherten den Orden wo und wie sie konnten. Von Jahr zu Jahr wuchs der Einfluß der Gesellschaft Jesu in den katholischen Volksgemeinden und an den Höfen; von Jahr zu Jahr häufte sich ihr Reichthum. Von Hunderten wuchs die Zahl ihrer Mitglieder, ihrer stummen willenlosen und oft bewußtlosen Diener zu Tausenden und abertausenden heran. Diese ganze geschlossene Masse, durch den Gedanken des obersten Lenkers der Gesellschaft in Bewegung gesetzt, von einer kleinen Zahl erprobter Professen gelenkt und geleitet, arbeitete wie ein Mann auf dasselbe beständige oder das zeitweilig besonders angedeutete Ziel hinaus. Der Geist, der in den „Declarationen" so klar an den Tag tritt, der sich in den Ereignissen des Völkerlebens überall, wo die Jesuiten die Lenker der Machthaber wurden, noch klarer bewährte, erschien nach und nach den Gegnern des Ordens wie ein dunkles, undurchdringliches und überall thätiges Gespenst. Deswegen klagte man die Jesuiten nicht selten solcher Verbrechen an, die sie nicht begangen hatten; rechnete man ihnen Verbrechen, die sie begangen hatten, viel höher an als Andern, die sich derselben Verbrechen als Mittel zu ihren Zielen bedienten. Das Alles aber verhinderte nicht, sondern war mit Ursache, daß ihr Einfluß immer höher stieg, und fast ein Jahrhundert hindurch der Welt Gang und Geschicke bedingen half.

4.

In Deutschland hat es lange gedauert, ehe die Jesuiten hier vorherrschenden Einfluß erlangten. Der Sieg der Protestanten über Karl V., die Stimmung, die zum Religionsfrieden in Augsburg führte, der evangelisch-reformirt-lutherische Geist, der fast das ganze deutsche Volk selbst in den Ländern der wenigen noch katholischen Fürsten (Oesterreich, Baiern, Cleve und der katholisch gebliebenen geistlichen Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe) ergriffen hatte, zwang die Jesuiten zur Vorsicht und wies sie vor Allem und vorerst, ja fast ausschließlich auf den Unterricht und die Bearbeitung der Großen und Mächtigen der Welt an.

In Folge des „Interims", zu dessen Durchführung Kaiser Karl V. die wenigen Jesuitenprediger und Lehrer, die bereits in Deutschland Fuß gefaßt hatten und die das Interim bekämpften, aus Deutschland verwies, war ihre äußere Spur selbst dort verschwunden, wo sie, wie in Ingolstadt oder an der neuen Universität des Kardinal-Erzbischofs von Augsburg zu Dillingen, eine Weile gewirkt hatten. Das Ueberwiegen des Protestantismus nach Karls V. Niederlage aber ebnete ihnen von neuem den Weg in die Länder der katholischen Fürsten. König Ferdinand überließ ihnen die Universität zu Wien, beförderte die Errichtung eines Pädagogiums für den böhmischen Adel insbesondere in Prag, und ähnlicher Schulen in Tyrnau für Ungarn, Olmütz für Mähren. Der Herzog von Baiern rief sie ebenfalls (1556) wieder nach Ingolstadt zurück, und wenige Jahre später (1559) auch nach München, „das deutsche Rom", wie die Jesuiten Alle es nannten. Nach Dillingen, Köln, Trier, Mainz, Speier, Würzburg beriefen die einzelnen Bischöfe sie, wobei es stets nur auf „Ermahnung und freundliche Unterweisung, nicht auf Waffen und Drohung" wie der Kurfürst von Trier, Johann von Stein sich bei Einführung der Jesuitenschulen (1561) in Trier äußerte, abgesehen war. Die katholischen Herrscher, die Kirchenfürsten blieben lange ihre Hauptstützen. Das Volk in Masse erlangte erst nach und nach in einzelnen deutschen Landestheilen Verständniß für die „spanischen Priester", wie es sie bezeichnend genug nannte.

Den romanischen Völkern genügte dagegen vielfach die dem ro-

manischen äußerlichen Formleben mehr zusagende Reformation des Kirchenthums verbunden mit überschwänglicher Sittenstrenge. So weit aber der Einfluß der Jesuiten drang, riefen sie eine Wiederbelebung der katholischen Kirche, ein neubelebtes, eifriges Kirchenthum hervor, das bei vielen aus dem Herzen kommend zu der schönsten Hingebung, bei Andern aber auch zu einer bewußten und berechneten Schaufrömmigkeit und Werkheiligkeit führte.

Wo die Bekehrung, bei den Reformfreunden in Italien und Spanien nicht gelang, da trat die Inquisition mit Scheiterhaufen und Blutgerichten ins Mittel. Massenhafte Hinrichtungen mußten hier und dort erst die Reform besiegen; aber daß diese Hinrichtungen, die anderswo erst recht den vollkommenen Sieg der Reform herbeiführten, sie hier besiegen konnten, war nur deswegen möglich, weil die Mehrzahl des Volkes in den romanischen Ländern kein Verständniß für die Reform im Geiste Luthers, im Geiste eines kirchenfreien Christenthums hatte, weil hier alle Bedürfnisse der Reformbestrebungen der Zeit durch die Reformrichtung der Jesuiten befriedigt wurden. Kluger Weise ließen auch die Jesuiten die gehässige Rolle der blutigen Vertilgung der lutherischen Reformbestrebungen überall den alten Ketzerrichtern der Inquisition, den Dominikanern, während sie selbst öffentlich lange nur die schönere Rolle übernahmen, die Ketzer zu belehren, zu bekehren, in die alte Kirche zurückzuführen; was sie aber nicht verhinderte allen Einfluß, den sie erlangten, dahin zu benutzen, das Urtheil der Inquisition vorzubereiten und unvermeidlich zu machen.

In Italien, in Spanien war der Sieg über die Reform bald vollkommen; in Frankreich aber, von germanischen Richtungen durchzogen, dauerte der Kampf lange, ehe er nach einem Menschenalter blutiger Religionskriege, religiöser Schlächtereien halbwegs mit dem Siege der römischen Kirche endigte.

5.

Der französische Adel war in mancher Beziehung der Nachfolger der germanischen Eroberer geblieben. Die Grundsätze religiöser Selbstständigkeit, geistiger Unabhängigkeit fanden seinen Beifall; noch mehr aber wirkte bei ihm das Beispiel der durch die Reformbewe-

gung in Deutſchland vergrößerten ſtändiſchen Macht, des durch die Einziehung der geiſtlichen Güter und Stiftungen vermehrten Reichthums des hohen Adels, der Fürſten Deutſchlands. Die Stimmung aber, die den franzöſiſchen Adel beherrſchte, fand ihren klarſten Ausdruck in dem Reformator des Südens, in Calvin.

Johannes Calvin (Chauvin) am 10. Juli 1509 in Noyon, Picardie, geboren, hatte in Orleans, Bourges und Paris ſtudirend die freieren Religionsanſichten der Zeit in ſich aufgenommen. Verfolgungen, die er deswegen erlitt, machten ihn berühmt noch ehe er mit ſeinen Anſichten feſtſtand und verſchafften ihm die Huld zweier ausgezeichneten Fürſtinnen der Zeit, der Schweſter Franz I., Königin Margaretha von Navarra, und der Tochter Ludwigs XII., Renata, Gemahlin des Herzogs von Eſte, an deren Höfen er Schutz und Unterſtützung fand. 1534 von Paris flüchtend, ſchrieb er in Baſel ein Werk: Institutio christianae religionis, das er in ſeinem franzöſiſchen Texte Franz I. widmete, um deſſen Abneigung gegen die Reform und die Reformatoren zu bekämpfen. Er trat mit demſelben in die Reihe der glänzendſten Anhänger Luthers ein, indem er, wie dieſer, das Papſtthum mit glühenden Waffen angriff, das Anſehen der päpſtlichen Kirchenverſammlungen beſtritt, die Meſſe, das Fegfeuer, die Wallfahrten, als für die geſchaffen, deren Gott der Bauch und deren Religion die Küche, verwarf und nur die Taufe und das Abendmahl als Sacramente, und ſelbſt dieſe nicht als zur Seligkeit nothwendig, anerkannte. Die philoſophiſch ſtrenge Entſcheidung der Frage der Willensfreiheit oder Willensgebundenheit des Menſchen umgehend, geſtand er dem Menſchen urſprünglich Willensfreiheit zu und unterwarf ihn dann doch wieder der ewigen Vorherbeſtimmung Gottes, die ihn willenlos, ſein Inneres beherrſchend zum Böſen treibe. Auch in Bezug auf die Abendmahllehre, die er 1540 in einem eigenen Werke abhandelte, ſuchte und fand Calvin einen ungelöſten und unlösbaren Widerſpruch zur Vermittelung Luthers und Zwinglis, indem er die Worte: „Leib und Blut“ mit Luther wörtlich nahm, aber dann von ſeiner Alles vorherbeſtimmenden göttlichen Berufung oder Verwerfung des Menſchen ausgehend, den „Leib und das Blut“ Chriſti nur den Berufenen als geiſtige Speiſe zugeſtand, während die vorher

Verdammten nur „Brod und Wein" aßen und tranken, wie sie in der Taufe nur Wasser, nicht den Geist der Erlösung durch Christi empfingen.

Calvin fand mit diesen vermittelnden Ansichten ganz besonders in Genf, wo sich Germanisches und Romanisches auf der Grenzscheide berühren, Anklang. Er wurde, aus Italien flüchtend, in Genf als Prediger und Lehrer der Theologie angestellt und schrieb hier einen Catechisme de l'église de Genève. Er mußte aber bald auch von hier flüchten, bis nach ein paar Jahren die strenge Reformpartei noch einmal in Genf siegte und auch Calvin zurückberufen wurde. Jetzt erlangte er hier einen solchen Einfluß, daß er nach und nach zum Alleinherrscher von Genf wurde. In einem kleinen, schwächlichen und kranken Körper hegte er bei unerschütterlicher Willenskraft eine tiefglühende Begeisterung für seine Ueberzeugung. Klug und beredt mit unermüdlicher Thätigkeit und Arbeitskraft ausgerüstet, in düsterer, starrer Rücksichtslosigkeit dem Mitleid unzugänglich, war er, bei einer über Alles unangreifbaren Sittenreinheit, wunderbaren Bedürfnißlosigkeit und Uneigennützigkeit[1]), dazu geschaffen, zu herrschen. Er gründete in Genf neben der städtischen eine kirchliche Regierung, in einem aus 6 Geistlichen und 12 Laien bestehenden Consistorium, dem die Ueberwachung der Lehre und die Sittenpolizei der kleinen Republik anheim fiel. Durch die Strenge desselben in Verweisungen, Excommunicationen und Verbannungen beherrschte er das Volk, die Gemeinde und die Gerichte zugleich. Die Gemeinderegierung wurde in seinem Geiste geändert. Auch eine Akademie für ärzliche Kenntnisse errichtete er. Aber mehr als durch die geänderte Gesetzgebung herrschte er in der ganzen Republik durch seinen persönlichen Einfluß.

Gegenüber dem strengen Kirchenthum, der scharfen Sittenpolizei, die Calvin einführte und handhabte, bestand eine Partei in Genf, die „Libertiner" geheißen, die dem strengen Bibel-Christenthum Calvins eine humanistisch-philosophisch-pantheistische Religionslosigkeit, der scharfen, dunkeln Sittenpolizei eine grundsätzliche Berechtigung der Leiden-

[1]) Der Dictator von Genf hatte einen Gehalt von 150 Fr. und hinterließ kaum 400 Fr. als er starb.

schaften und des Genusses gegenüberstellte. Von diesem Standpunkte aus hatten sie geholfen Calvin bekämpfen und ihn und seine Partei aus Genf vertreiben. Nach seiner Rückkehr wurden dann die „Libertiner", — oft wirklich der Sittenlosigkeit verfallen, und als Partei den strengen Reformatoren gefährlich, — nur um so strenger von Calvin und seinem siegreichen Anhange behandelt. Eines der Häupter desselben, Jakob Greist, wurde auf Calvins Betreiben „um gottloser Briefe und unsittlicher Verse willen" enthauptet; Andere verfielen strengem Gefängniß oder mußten flüchten. Michael Servet, ein Spanier, ein gelehrter Arzt, der um seiner Bekämpfung der Lehre von der Dreieinigkeit insbesondere verfolgt und flüchtig in Genf Schutz suchte, fand hier in Calvin einen Inquisitor, so unerbittlich, wie Spanien keinen strengeren hatte. Calvin ließ den Flüchtling aufspüren, verhaften, verurtheilen und als Ketzer lebendig verbrennen. So berührten sich in Calvin die Ansichten Luthers, das Wesen Ignazens und das der Inquisition.

6.

Calvin suchte Lutheraner, Zwinglianer und seine eigenen Anhänger zu einer evangelischen Allianz zu vereinigen. Es gelang dies in der Schweiz auch halbwegs auf einem Convent in Zürich durch eine gemeinsame Glaubensformel (Consensus Tigurinus 1549), die aber nicht über die Grenze der Schweiz hinausgriff.

Calvins Auffassung fand bei dem französischen Adel und auch bei dem Volke in der Normandie, sowie in dem einst von den Gothen bewohnten uns von den Albingensern vorbereiteten südlichen Frankreich (Provence, Languedoc) großen Anklang; er wurde der Gesetzgeber für die in Frankreich sich bildenden reformirten Gemeinden.

Franz I. und Heinrich II., die Verbündeten der protestantischen Fürsten in Deutschland, waren in Frankreich die blutigen Verfolger der „Ketzer". Das Parlament zu Paris erhielt eine eigene Kammer (Chambre ardente) zur Verfolgung der Ketzer und die Normandie sogar einen eigenen Großinquisitor. Trotz aller Hinrichtungen aber machte die Reform immer größere Fortschritte. Im Jahre 1555 bildete sich in Paris eine Gemeinde nach der Musterkirche zu Genf,

und 1562 gab es bereits über 2000 reformirte Gemeinden in ganz Frankreich. Gegen diese Fortschritte der Reformation glaubte Rom unter Papst Paul IV. eine Inquisition im Geiste der Spanischen, alle weltlichen Gerichte beseitigend, anrathen zu müssen. Die hiermit drohenden Uebergriffe der geistlichen Inquisitoren in die weltliche Gerichtsbarkeit aber fanden selbst bei den Parlamenten Frankreichs zähen Widerstand; was dieselben Parlamente, — in welchem der aus dem galloromanischen Volke hervorgegangene Richteradel (Noblesse de robe) im Gegensatze zu dem halbgermanisirten Feudaladel Frankreichs den bessern Kern des galloromanischen Volkswesens vertrat, — nicht verhinderte, die Calvinisten nach wie vor zum Tode zu verurtheilen.

Im Jahr 1559 versammelten sich die Abgeordneten, Geistlichen und Aeltesten vieler reformirten Gemeinden in Paris zu einer Nationalsynode, wo das Glaubensbekenntniß und die Kirchenordnung im Geiste der Genfer Kirche auf vollkommen demokratischer Grundlage festgestellt wurde. Die Gemeinde selbst wählte ihre Aelteste und Diakonen, und ebenso die von einem Ausschuß aus den Aeltesten und Diakonen, dem Consistorium, vorgeschlagenen Geistlichen leiteten und überwachten überhaupt das ganze Kirchenwesen.

Der religiöse Zwiespalt, der nun auch in Frankreich eingetreten war, wurde durch die politischen Parteibestrebungen zweier dem Königsthrone nahe stehenden Familien ausgebeutet und vergiftet. Die Familie der Bourbonen, — von Ludwig des Heiligen jüngstem Sohn Robert herstammend, mit einem Hauptzweige Vendome in Bearn herrschend und von der an Spanien verlorenen Provinz Navarra den Königstitel führend, — war, getrieben durch die südfranzösische reformirte Strömung, und geleitet durch Margaretha, die Gattin Königs Anton von Navarra, die Beschützerin Calvins, zur Reform übergetreten; während das herzogliche Haus von Lothringen, die Guisen, ihre Herkunft von Karl dem Großen ableitend, an die Spitze der katholischen Gegenbewegung traten. In Folge der Heirath Königs Franz II. mit der Nichte der Guisen, Maria Stuart, Königin von Schottland, bemächtigten Herzog Franz von Guise und sein Bruder Karl, Kardinal von Lothringen, sich der Herrschaft von Frankreich. Im Jahre 1560 suchten die Häupter der Reformpartei diesen Einfluß durch eine Ver-

ſchwörung zu brechen, und ſo die Herrſchaft des Hauſes Bourbon zu ſichern. Die Verſchwörung aber mißlang und führte zur Gefangennehmung der Bourboniſchen Prinzen, und zur Hinrichtung mehrerer Häupter der Reformpartei. Jetzt wagten die Guiſen auch die Uebertragung aller Anklagen wegen Ketzerei an die höhere Geiſtlichkeit, wodurch ſie die Parlamente und Gerichte in ihren Anſprüchen verletzten und den Widerſpruch des gallikaniſchen Geiſtes wach riefen. Eine Verſammlung der Notabeln des Reiches in Fontainebleau (Auguſt 1560) forderte deswegen die Zuſammenberufung der Reichsſtände und eines Nationalconvents zur Sicherung der nothwendig gewordenen Kirchenreform, die dann König Franz II., um ſich aus tiefer Geldnoth zu retten, zugeſtehen mußte. Der Zuſtand Frankreichs war ein furchtbarer. Ein fünfundſechszigjähriger Kampf Frankreichs um die Herrſchaft in Italien hatte die beſten Kräfte des Landes abgenutzt. Der Friede von Chateau Cambreſis fand das ganze Land ermattet, die Regierung ſchwankend, ohne Anſehen, in der Hand eines Jünglings, geleitet von ſeiner Mutter Catharina von Medicis, von Natur und durch Erziehung ränkevoll, herrſchſüchtig und gewiſſenlos wie ſelten ein Weib, kaum je eine Mutter. Die Mehrzahl des Adels und des Volks in mehreren Provinzen neigte ſich den Reformen zu; die Parlamente, die Mehrzahl des Clerus und vorzugsweiſe das Volk von Paris waren bluteifrige Anhänger der alten Kirche. — So war die Spaltung und Zerriſſenheit allgemein und tiefgreifend.

Mit dem raſchen Tode des kinderloſen Franz II. und der Thronbeſteigung des elfjährigen Knaben Karl IX. fiel die Herrſchaft Frankreichs der Königin Mutter Catharina von Medicis, Franz I. Wittwe, als Regentin zu, wonach die allgemeine Verwirrung und Zerriſſenheit noch vergrößert wurde. Die Möglichkeit des Ausſterbens der Valois, von denen nur noch drei ſchwache Knaben übrig waren, trat nun hinzu, um den Eifer der nach deren Erbe ſtrebenden beiden Fürſtenhäuſer noch höher anzuſtacheln. Zwiſchen beiden ſtehend, von beiden bedroht, neigte die Regentin ſich der ſchwächeren Partei, der der Bourbonen und mit ihnen der Reform zu. Der Regentſchaftsrath geſtand den Reformirten jetzt wenigſtens den Privatgottesdienſt zu, was die Guiſen und mit ihnen alle eifrigen Katholiken zu ver-

doppelter Anstrengung zur Besiegung der Reformpartei und vorzugsweise zur endlichen Einführung der Jesuiten in Frankreich führte.

7.

Gleich bei ihrem ersten Auftreten stießen die Jesuiten in Frankreich auf heftigen Widerstand; der Episkopat, die gallikanische Kirche und alle ihre Anhänger, die Parlamente und die Sorbonne (die Universität) insbesondere, fühlten heraus, daß diese neuen und heißblütigen Vorkämpfer des Papstthums die Rechte der gallikanischen Kirche nicht unangegriffen lassen würden. Das französische Volks- und Vaterlandsgefühl übersah ebenso wenig, daß der Jesuitenorden in Spanien, dem Sitze des damaligen Erbfeindes von Frankreich, entstanden war. Erst das Bündniß mit den Guisen ebnete ihm den Weg.

Katharina von Medicis und l'Hospital, der freiheitsliebende Kanzler Franzs II. und Karls IX., beriefen in Folge der Forderung eines „Nationalconcils" 1561 die katholischen Prälaten und die ausgezeichnetsten Anhänger der Reform zu einer Art von Religionsgespräch, dem „Colloquium von Poissy". Wie die Reformfreunde zu diesem Gespräch die tapfersten Vertheidiger der Reform Calvins vereinigten (zwölf der ersten Prediger, Peter Martyr von Zürich und Theodor von Beze aus Genf unter denselben), so suchten die Guisen bei den Jesuiten Beistand gegen die Reform. Pius IV. schickte den Kardinal von Ferrara, Hypolitus von Este, einen Sohn der Lucretia Borgia und in seinem Gefolge den Jesuiten-General Laynez nach Paris. Schon ehe Laynez anlangte, erkannten die nach Poissy berufenen katholischen Prälaten, geschreckt durch das offene Auftreten der Calviniſten, den Jesuitenorden an. Laynez selbst gelang es, die katholische Geistlichkeit durch sein kluges, kräftiges und fast schonungsloses Auftreten sowohl den Calviniſten als der Regentin gegenüber zu ermuthigen; während die Letztere selbst durch die feine Politik des fast zum Italiener gewordenen Spaniers schließlich erschüttert und mit fortgerissen wurde.

Den Häuptern der Reform gegenüber gestand der kluge Jesuitengeneral (in einem Handschreiben an den Prinzen von Condé) zu,

daß das Benehmen der Geistlichkeit die Hauptursache der Spaltung sei. Ihr böses Beispiel habe so viel Aergerniß hervorgerufen, daß ihre Lehren wie ihr Leben ein Gegenstand der Verachtung geworden. Er setzt hinzu, daß „er die Wiedervereinigung der streitenden Religionsparteien wie die Reform der Kirche in Haupt und Gliedern hoffe“[1]). Das war es, was ja auch die Reformirten wollten; und wenn sie dem Jesuitengeneral nicht unbedingt zufielen, so wurden sie doch theilweise und ganz besonders die nicht bereits zur Kirche Calvins übergegangenen Reformfreunde in ihrem Vertrauen und ihrer Stellung schwankend gemacht.

Die Reformirten wünschten den jungen König selbst zum Vorsitzenden des Colloquiums zu erheben, um so dem Religionsgespräch den rein geistlichen Charakter im Sinne Roms zu nehmen und den einer Versammlung freier Religionsgemeinden aufzudrücken. Dem Jesuitengeneral gelang es aber durchzusetzen, daß der junge König sich überhaupt von den öffentlichen Verhandlungen der religiösen Streitfragen entfernt hielt, um das „Colloquium“ von Poissy so gut wie alle Religionsgespräche in Deutschland im Sande verrinnen zu machen. Fast noch einflußreicher aber war, daß die katholischen Prälaten durch den Kardinal von Ferrara und den Jesuitengeneral veranlaßt (am 21. Oktober in St. Germain in einem sogenannten „Contract von Poissy“) sich verpflichteten, dem Könige während 16 Jahren 16 Millionen Livres zu zahlen, wenn er sie im ungestörten Gebrauche ihrer Kirchen, ihrer Rechte und Vorrechte schützen werde; die Königin Mutter gestand dagegen nicht nur zu, daß die katholische Geistlichkeit das Concil von Trient besuchen solle, sondern verordnete auch durch ein Edict vom 3. November die Zurückgabe alles weggenommenen Kirchengutes bei Lebensstrafe.

8.

Ein allgemeines Concil war unterdeß abermals in Trient zusammenberufen worden, und wie das Rom bedrohende französische „Nationalconcil“ die Berufung des allgemeinen Concils hauptsächlich

[1]) Crétineau-Jolly, hist. de la soc. Jesu. I. 423. 424.

veranlaßt hatte, so halfen auch die französischen Prälaten unter Leitung des Kardinals von Lothringen, Karl von Guise das Endergebniß desselben mit herbeiführen.

Papst Paul IV., als Kardinal der tapferste Kämpfer für die Entweltlichung des römischen Stuhls, hat als Papst bei der blutigsten Ketzerverfolgung durch Inquisition und Scheiterhaufen den ersten Theil seiner Herrschaft vorzugsweise dazu verwendet, seinen Neffen Fürstensitze in Italien zu verschaffen. Er gerieth dadurch in Krieg mit Spanien und in Feindschaft mit Oesterreich, gegen die er die Türken selbst zu Hülfe rief. Als dann Kaiser Karl V. die deutsche Krone an Ferdinand abtrat, erklärte Paul, daß die Kaiserkrone nur in die Hand des Papstes, des Lehnsherrn des Kaisers, niedergelegt werden könne. Auch die Wahl Ferdinands zum deutschen Könige durch die Kurfürsten erklärte er für null und nichtig, weil die Mehrzahl der Kurfürsten Ketzer und Ferdinand selbst durch seinen Ungehorsam bei Annahme der Krone, so wie durch die Gestattung des Augsburger Religionsfriedens der Ketzerei verdächtig sei. In ähnlicher Weise bestritt Paul IV. das Recht der Königin Elisabeth auf den englischen Thron, wodurch er den letzten Anstoß zur Reformirung der ganzen englischen und schottischen Kirche gab. Wenn seine Anmaßung in Deutschland keine ähnlichen Folgen hatte, so dankt Rom dies vor Allem dem klugen Nachgeben der deutschen Jesuiten, und noch mehr den Zwisten, die unter den Reformirten in Deutschland immer weiter um sich griffen.

Die Jesuiten, die das Schulwesen in Wien, München und Ingolstadt in die Hand genommen hatten, zeigten sich hier im Gegensatze zu dem blinden Eifer Pauls IV. als die ergebenen Anhänger des Oesterreichischen Hauses und selbst als Beförderer der Reformen, zu welchen Oesterreich und Baiern durch die Stimmung ihrer Völker getrieben wurden. König Ferdinand I. und Albrecht V. von Baiern forderten, durch ihre Stände gezwungen, von Paul IV. die Gestattung des Laienkelches, der Priesterehe und des Gottesdienstes in deutscher Sprache; und ihre Jesuiten waren klug genug, diese Forderungen in Wien, München und Ingolstadt nicht zu bekämpfen; im Gegentheile, trotz der augenblicklichen reformatorischen Richtung des

Herzogs von Baiern insbesondere diesem vom Papste den Zehnten von allen geistlichen Gütern des Landes zu erwirken.

Von größerm Nutzen aber war für Rom und die Stellung seiner Anhänger in Deutschland die Zerrissenheit, die unter den Reformfreunden mit jedem äußern Fortschritte der Reform immer größer werden zu wollen schien.

Mit dem Siege der sächsischen Albertiner über die Ernestiner war Wittenberg, und mit Wittenberg auch Melanthon, der sich von Moritz gewinnen ließ, an Kursachsen gekommen. Die Ernestiner gründeten zum Ersatz für Wittenberg in Jena (1558) eine neue Universität, die augenblicklich gegen Wittenberg in die Schranken trat, und deren Eiferer den alternden Melanthon nicht nur der Schulterträgerei dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, sondern auch der Lauigkeit und Muthlosigkeit den strengen Grundsätzen Luthers und seiner Kirche gegenüber beschuldigten. Der Hauptzwiespalt galt dem Grundsatze von der Unfreiheit des Menschenwillens, den Melanthon zuletzt halbwegs fallen ließ, während seine Gegner in Jena ihn bis zur äußersten Spitze trieben und übertrieben. Dieser neue Gegensatz zwischen dem strengen und dem nachgiebigen Lutherthum, vergiftet durch den Bruderhaß der beiden sächsischen Fürstenfamilien und den Professorenstolz ihrer beiderseitigen Universitäten wurde von den Jesuiten mit großer Klugheit ausgebeutet. Als auf König Ferdinands Betreiben 1557 das Religionsgespräch in Worms zur Aussöhnung der Gegensätze stattfand, hatten die protestantischen Fürsten auf einem Fürstentage in Frankfurt beschlossen, alle Verketzerung untereinander fallen lassen zu wollen. Canisius, (de Hond 1525 in Nimwegen geboren) der, nachdem er das Vertrauen Ferdinands gewonnen hatte, bald an der Spitze der deutschen Jesuiten stand, und ihr Wortführer in Worms war, wußte die Jenenser Eiferer leicht dahin zu führen, daß sie den Vorschlag der Jesuiten, alle Ketzereien, die im Kreise der Reform selbst entstanden seien, namentlich zu verdammen, genehmigten. Als alle andern protestantischen Führer dies verweigerten und dann die Jenenser sich zurückzogen, konnten die Jesuiten mit feinem Hohn fragen, wen sie denn eigentlich hier zu widerlegen berufen seien.

Die protestantischen Fürsten hofften diesem Zwiespalt durch eine

erneuerte von Melanthon in Nebensachen gemäßigte Ausgabe der Augsburger Confession, die in Naumburg, wenige Monate nach Melanthons Tod (der am 19. April 1560 starb) von der großen Mehrzahl aller deutschen protestantischen Fürsten unterzeichnet wurde, ein Ende zu machen. Herzog Johann Friedrich von Sachsen aber wurde durch seine Gelehrten veranlaßt, die Confession, die er in Naumburg anerkannt hatte, der hinzugefügten Vorrede wegen später zu verwerfen. So erhielten die Gegner der Protestanten selbst die Gelegenheit, zu behaupten, daß man nicht einmal mehr wisse, welche Ausgabe der Augsburger Confession die rechte sei, und ob es überhaupt eine ächte gebe.

In ihrem Eifer trieben die Jenenser den Herzog Johann Friedrich und seine Söhne dazu, alle Geistlichen des Landes und auch alle Mitglieder der Universität zu zwingen, ein streng lutherisches Glaubensbekenntniß ihrer Anschauung und Auffassung unter Drohung der Landesverweisung zu unterschreiben. Der Widerstand gegen diesen Gewissenszwang brachte aber zuletzt Johann Friedrich zur Einsicht; worauf er dann ein neues Consistorium wählte, das vor wie nach die, wenn auch gemäßigten Ansichten der Regierung mit Strafen, Censur und Bann durchsetzen sollte. Die strengen Lutheraner, nach ihrem Führer Flacius Flacianer genannt, die sich auch ihrerseits nicht ohne Gegenrede und Kampf fügen wollten, wurden jetzt ihrer Professuren entsetzt und aus dem Lande vertrieben. — Dies Benehmen selbst öffnete dann wieder den strengen Lutheranern darüber die Augen, daß sie der Fürstenmacht zu große Gewalt in Kirchenangelegenheiten zugestanden hatten, worauf sie die Kirche von diesem übergreifenden Einfluß der weltlichen Macht zu befreien suchten. So begannen die Flacianer für die Selbstständigkeit der Kirche einen heftigen Kampf, der bei der Gestaltung der Dinge in Deutschland kaum einen andern Ausgang für die Vertheidiger der Kirchenfreiheit haben konnte als Opfer und Märtyrthum. Die Mehrzahl dieser Kämpfer gingen wie Flacius selbst kümmerlich in Noth und Elend zu Grunde, am kümmerlichsten aber diejenigen, die zuletzt ihren Grundsatz wieder fallen ließen und sich den Verhältnissen fügten.

Zu diesen innern Kämpfen der Reformpartei kam nun noch, daß,

als nach dem Tode des Kurfürsten, Pfalzgrafen Otto Heinrich der Kurhut und die Pfalz an die Linie Pfalz-Simmern fiel, Friedrich III. sich berufen fühlte, die Lehre und Kirche Calvins der Pfalz aufzudrängen. Die französische Mode, die Friedrich III. veranlaßte, seinen Nachfolger Johann Casimir als Page Heinrichs II. am französischen Hofe, dem Auswurfe der Sittenverderbniß der Zeit, erziehen zu lassen, die dem „Renaissance"-Stil Franz' I. huldigte, die in der Gesellschaft des Pfalzgrafen von Simmern und des Kurfürsten vom Rhein sich der feinern französischen Sprache bediente, französische Sitten und auch Sittenlosigkeit nachahmte, glaubte auch die Christenlehre und die Kirche des französischen Adels, Calvins Agende, Kirchenordnung und Catechismus den deutschen Bewohnern der Pfalz aufdringen zu dürfen. Nach einer Richtung hin brachte diese Neuerung dem Lande große Vortheile, indem Friedrich III. im Geiste der demokratischen Kirchengemeinden Calvins in Genf einen großen Theil des katholischen Kircheneigenthums von nicht weniger als 300 Klöstern zum Staatsvermögen für Kirche, Schule und Armenpflege der Kirchengemeinden, in welchen die Klöster- und Stiftgüter gelegen waren, erhob, während die große Mehrzahl aller andern protestantischen Fürsten die eingezogenen Güter zu ihren Domänen schlugen und dadurch die neue Kirche und Schule vollkommen in ihre Abhängigkeit brachten.

Durch die Einführung des Calvinismus in Deutschland wurde ein Bruch mehr in die schon hinlänglich zerrissene Reformkirche Deutschlands hingeworfen. Ihre Feinde durften mit Recht behaupten, daß die Völker willenlos nach der Laune ihrer Fürsten zu diesem oder jenem Glauben getrieben würden, wodurch der Kampf der Gegner des Uebergreifens zeitlicher Herrschaft in die Kirchenangelegenheit des Volkes (in Tilemann Hesshusius, dem von Friedrich III. vertriebenen Haupte der pfälzischen lutherischen Geistlichkeit) nur um so berechtigter erschien.

9.

Bei dieser Gestaltung der religiösen Zustände Deutschlands durfte Rom von einem allgemeinen Concil ebensoviel hoffen, als es bei

längerm Ausschieben desselben sich durch die Fortschritte der Reformation gefährdet fühlen mußte. Schon Paul IV. war zuletzt dem Concil nicht mehr entgegen; bei seinem hohen Alter aber fürchteten die klugen Staatsmänner Roms, daß der Tod des Papstes, während das Concil versammelt sei, dieses zu Eingriffen in die Wahl des neuen Papstes veranlassen könne.

Paul IV. starb am 18. August 1559, nachdem er, während der zweiten Hälfte seines Pontificats seine Familienpolitik aufgebend, fast ausschließlich die Durchführung seiner frühern strengen Sittenreform in Rom vermittels der Inquisition zu fördern gesucht hatte. Zu dem Ende stellte er die Tortur wieder her, und bestrafte jede selbstständige Neigung und Richtung, die der seinigen widersprach, mit Gefängniß, Tod, Verbannung und Gütereinziehung.

Pius IV., sein Nachfolger, ließ die Machtansprüche Roms gegenüber den weltlichen Mächten fallen. Er war sparsam, gerecht, ernst; er zwang seinen Hof zu einem mehr kirchlichen Leben; sein Neffe, Karl Borromeus, der Schüler und Beschützer der Jesuiten, war in seinem ganzen äußern Auftreten ein Muster der Milde und Frömmigkeit. Es wurde um so rascher unter diesem Einfluße Ton und Sitte in Rom, und von Rom angestoßen in der ganzen katholischen Geistlichkeit, eine erhöhte Frömmigkeit und Kirchlichkeit zur Schau zu tragen, und jedes Aergerniß zu vermeiden, als Pius IV. die Gerichtsbarkeit der Inquisition noch weiter ausdehnte und rücksichtslos jeden Verbrecher dem Urtheil und dem Nachrichter überlieferte.

Der Rom feindlichen Reformation trat Pius IV. mit der „Fortsetzung" des 1552 unterbrochenen Trienter Concils gegenüber. Gelang es, der katholischen Welt das neue Concil als eine „Fortsetzung" des frühern aufzuzwingen, so wurde schon hierdurch jede wurzelgreifende Reform vermittels des Concils unmöglich, weil durch die Beschlüsse des unterbrochenen Trienter Concils die Hauptreformgrundsätze bereits verdammt waren. Frankreich und Deutschland wünschten ein „neues" Concil, auf welchem die Hauptfragen der Reform in Gegenwart der Reformirten von neuem verhandelt und so der Versuch gemacht werden könnte, den Religionszwiespalt in den verschiedenen Ländern zu vermitteln. Roms Streben ging darauf hinaus,

alle Reformirten als „Ketzer" aus der katholischen Kirche zu verdrängen, und diese Kirche auf immer gegen jegliche Reform der Dogmen und Institutionen abzuschließen. Von Deutschland insbesondere war in dieser Beziehung am meisten Widerstand zu fürchten, und um denselben wenigstens in Kaiser Ferdinand zu besiegen, zeigte sich Pius IV. bereit, Ferdinand als Kaiser von Deutschland anzuerkennen, wenn er sich in die „Fortsetzung" des Trienter Concils fügen werde.

Die päpstliche Bulle vom 29. November 1560, in welcher das Concil nach Trient berufen wurde, stellte, von „der Aufhebung der Suspension" des Trienter Concils sprechend, die Worte so, daß Jeder sich, was er wünschte, dabei denken konnte. Kaiser Ferdinand nahm die Bulle Anfangs nur in der „Hoffnung" an, daß das neue Concil nicht als Fortsetzung des alten gelten solle. Nachdem aber der Papst die Kaiserwürde Ferdinands und die Wahl Maxens, seines ältesten Sohnes, zum deutschen Könige zu genehmigen sich bereit zeigte, ließ Ferdinand sich die Bulle ohne Rückhalt gefallen. Mit Ausnahme Joachims II. von Brandenburg, der jede entscheidende Antwort zu vermeiden wußte, verwahrten sich die deutschen protestantischen Fürsten und ebenso die französischen Minister dagegen, daß das neue Concil die „Fortsetzung" des früheren Concils von Trient sein solle.

Am 18. Januar 1562 wurde das Concil feierlich eröffnet. Die italienischen Bischöfe bildeten die Mehrzahl der anwesenden Prälaten; sie waren meist schon in ihrer Armuth auch auf die Tagegelder, die Rom ihnen zugestand, angewiesen. Zu ihnen gesellten sich die spanischen Bischöfe, die in Bezug auf die Vorfrage: Ob das neue nur die „Fortsetzung" des frühern Trienter Concils sein solle, wie die römische Curie selbst dachten, wodurch die erste und Hauptfrage zuletzt auch grundsächlich im Sinne Roms entschieden wurde.

Vom Anfang bis zum Ende blieb die Zusammensetzung des Concils ungefähr dieselbe. Daher kam es, daß der römische Hof unbedingt über das Concil gebot, und daß dieses den Legaten des Papstes alle Vorschläge zu machen überließ[1]). Bei allen schweren Entschei-

[1]) „Proponentibus legatis" war der Anfangs übersehene, später vielfach be-

dungen fragte das Concil erst in Rom an, und ließ sich die Beschlüsse — „den heiligen Geist im Felleisen", wie später der Erzbischof von Paris sich äußerte — von dorther schicken.

Trotz alledem aber waren die Verhandlungen oft sehr stürmisch; die Prälaten wollten wenigstens in den scharfen Nebenunterscheidungen mit ihren vorgefaßten Meinungen Recht behalten, oder auch ihren Parteigegnern, — die alten Orden dem neuen der Jesuiten, die Weltgeistlichkeit den Mönchsorden, der Episcopat dem römischen Stuhle — nicht immer ohne Widerstreben den Sieg zugestehen. Fast keine bedeutende Frage wurde ohne eine vorhergehende gründliche Zerrissenheit in den Ansichten endgültig abgeschlossen. Es hat kaum je eine Versammlung gegeben, die bei allen Hauptfragen so wenig in den Grundansichten übereinstimmte. In der Regel zuletzt einsehend, daß sie dieselbe nicht enscheiden konnte, überließ sie den Endspruch dem römischen Hofe, so insbesondere bei der Reform des Papstthums und der römischen Curie[1]). Trotz der Anerkennung des Concils als die „Fortsetzung" des Trienter Concils wurden von dem kaiserlichen und dem bairischen Gesandten und den französischen Prälaten noch oft bei den versammelten Kirchenvätern auch manche Reformfrage zur Sprache gebracht, aber meist durch die feinsten parlamentarischen Handgriffe der vorsitzenden Legaten des Papstes beseitigt, verschoben, abgewiesen. Es trat hierbei das eigene Schauspiel ein, daß der bairische Gesandte Dr. Augustin Baumgärtner im Auftrage Herzog Albrechts V. in Trient den Laienkelch, die Priesterehe und den Gottesdienst in deutscher Sprache befürwortete, während gleichzeitig der geistliche Vertreter Albrechts, der Jesuit Johann Cavillon, diese Forderungen bekämpfte und sich in einer Grundsatzrede dahin äußerte: „daß alle Behauptungen der Protestanten schon deswegen

---

strittene, aber bis zuletzt aufrechterhaltene Ausspruch in dem Eröffnungsdecret, durch welchen die Legaten alle Anträge, die sie nicht selbst stellten, zurückwiesen. Bei dieser Frage wiederholte sich, wie bei der Frage über die „Fortsetzung" des Concils das Spiel, daß, als dieselbe eine Zeitlang zum Angriffe der Gegner Roms in den Vordergrund gestellt wurde, der Papst sich auf einmal bereit erklärte, das Vorrecht der Legaten fallen zu lassen, während die Legaten trotz des päpstlichen Erlasses dasselbe aufrecht erhielten. Sarpi II. 578. [1]) Sarpi II. 590. 720.

als Sophismen zu betrachten seien, weil sie von Leuten ausgegangen, die sich von der Kirche getrennt"; zugleich forderte er die Legaten auf, nicht zu erlauben, daß, in welcher Frage es auch sei, man die Gründe der Ketzer anders als in wenigen Worten und zwar ohne die unterstützenden Beweise und dagegen augenblicklich durch klare hinlängliche Gegengründe widerlegt, vorbringen dürfe [1]). Dem weltlichen Abgeordneten Baierns, Dr. Baumgärtner, mußte diese Sprache bei der Art, wie die Jesuiten in Baiern sich die Forderung des Laienkelchs, der Priesterehe und des deutschen Gottesdienstes gefallen ließen und gern und viel von der Reformation der Geistlichkeit durch Jesuitenschulen sprachen, als offene Doppelzüngigkeit vorkommen. Dem Aergerniß dieses Widerspruchs zwischen dem geistlichen und weltlichen Abgeordneten des Herzogs von Baiern wurde bald dadurch ein Ende gemacht, daß in einem Rangstreit zwischen dem Gesandten Baierns und dem der Schweiz die Väter des Concils sich für die Schweiz aussprachen, worauf dann der tapfere Baier sich gemüßigt fühlte, das Concil zu verlassen.

Der Kaiser Ferdinand hatte keinen Jesuiten als Vertreter in Trient, dagegen aber der Jesuitengeneral den seinigen am Hofe des Kaisers. Als Ferdinand eine Reihe von Reformforderungen für das Concil vorbereitete, theilte Canisius, der unterdessen in Wien an die Spitze der Universität und der Jesuitenschule getreten war, dem General Laynez in Trient mit, was im Rathe des Kaisers vorgehe, bat, ihm einen Theologen der Gesellschaft Jesu zu schicken, den er in den Rath des Kaisers einführen werde, um so die Geheimnisse desselben durchschauen und den Bestrebungen der Reformfreunde entgegen wirken zu können. Laynez schickte den „Vater" Jerome Nadal, und — es war weiter von diesen Reformartikeln des Kaisers nicht mehr die Rede [2]). Selbst die kaiserlichen Gesandten in Trient erhielten andere Verhaltungsbefehle, nachdem der päpstliche Legat Morone, der eine Zeitlang Vorsitzender des Concils gewesen war, den Kaiser in Insbruck umgestimmt hatte.

„Es kam darauf an", sagte Morone selbst, „Bestimmungen zu

[1]) Sarpi II. 278. [2]) Sarpi II. 943. Göschel II. 209. 210.

treffen, daß der Kaiser glauben konnte, Genugthuung empfangen zu haben, ohne daß man doch der Autorität des Papstes oder der Legaten zu nahe getreten wäre“[1]). Die Verordnung, daß nur die Legaten Vorschläge machen durften, stand insbesondere den Reformanträgen des Kaisers im Wege, und als der Kaiser dieselbe beseitigt wissen wollte, versprach der Legat Alles vorbringen zu wollen, was die kaiserlichen Gesandten ihm zu dem Ende vorlegen würden.

10.

Die Ankunft des Kardinals von Lothringen, Karl von Guise, mit einem Gefolge von mehreren französischen Bischöfen schien den deutschen und französischen Reformbestrebungen neue Hoffnungen bieten zu sollen. Anstatt dessen aber wurde der Kardinal und unter seinem Einfluße die Mehrzahl der französischen Bischöfe nach und nach für Rom gewonnen. Die französischen Zustände waren mit Schuld, daß dies möglich wurde. Nach dem Colloquium von Poissy wurde im Januar 1562 auf einer Versammlung der französischen Stände, vereinigt mit den Abgeordneten der Parlamente, in St. Germain ein allgemeines Toleranzedict erlassen. Die katholischen Eiferer fühlten, daß hiermit ihre bevorzugte Stellung für immer gefährdet war. Die Guisen, Franz und Karl, der Kardinal von Lothringen, hatten sich eine Zeitlang das Ansehen gegeben, als ob sie selbst sich dem Lutherthum insbesondere anschließen wollten; sie hatten zu dem Ende mit dem Herzog von Würtemberg Besprechungen in Mömpelgard und besoldeten sogar einige der eifrigsten deutschen Lutheranerprofessoren. Aber es war ihnen, sich an die Lutheraner anschließend, nur darum zu thun, diese zu verhindern, den französischen Reformirten Hülfe zu leisten. Nach dem Erlaß des Toleranzedikts führte Franz von Guise in Vaissy, als die Psalmen des protestantischen Gottesdienstes ihn und die Seinigen beim Anhören der Messe störten, ein Blutbad zwischen den Katholiken und Reformirten herbei. Nachdem einmal Blut geflossen, gelang es denn auch das Volk von Paris aufzustacheln. Die Bourbonen, der Prinz Condé an ihrer Spitze, wurden sammt den reformirten

[1]) Ranke, Päpste II. 339

Edelleuten und Predigern aus der Stadt vertrieben und die Guiſen übernahmen die Volksführerſchaft in derſelben. Mit Hülfe der durch Proceſſionen und Predigten auf offener Straße in eine wilde, blutdürſtige Religiosbegeiſterung hineingehetzten pariſer Volkswehr konnten ſie die Königin Mutter in Fontainebleau gefangen nehmen und nach Paris führen. Die Königin Mutter zu befreien und ſich ſelbſt die Herrſchaft von Frankreich wieder zu ſichern, waffneten die bourboniſchen Prinzen und der ihnen befreundete Adel. So kam es zum offenen Kriege zwiſchen den Bourbonen und den Guiſen, zwiſchen den Reformirten („Hugenotten“) [1] und den Katholiken. Die Guiſen, auf Paris geſtützt, erhielten bald vom Papſt ſelbſt Geldhülfe zugeſagt, mit der ſie ſpaniſche, deutſche und ſchweizer Söldner warben, während Condé, das Haupt der Bourbonen und Hugenotten, auf den Adel Frankreichs und die reformirten Provinzen fußend, mit engliſchem Gelde und deutſchen und holländiſchen Söldnern den Kampf führte. Die Schlacht bei Dreux am 19. December 1562 fiel zum Nachtheil der Hugenotten aus. Der Prinz Condé wurde gefangen, und der Herzog Franz von Guiſe ſchien eine Weile der Alleinherrſcher von Frankreich zu ſein. Sein Bruder Karl Guiſe, Kardinal von Lothringen, trat in Folge deſſen hochgeſtimmt und ſtolz ſelbſt dem Papſte und den Kardinälen in Trient gegenüber. Aber der kluge und umſichtige Admiral Coligny, an die Stelle Condés tretend, wußte der Macht der Hugenotten eine größere Bedeutung, als ſie vorher gehabt, zu ſichern, und als dann Franz von Guiſe bei Orleans, das Coligny auf's Tapferſte vertheidigte, (am 9. März 1563) durch einen Proteſtanten ermordet wurde, kam ſchon wenige Tage nachher der Friede von Amboiſe, der den Hugenotten von neuem viele Zugeſtändniſſe machte, zu Stande. Von nun an ſuchte der Kardinal von Lothringen im Papſte ſelbſt den Bundesgenoſſen für die Hoffnungen und Beſtrebungen der Guiſen in Frankreich. Zu klug, ſich gleich ganz hinzugeben, ſpielte er eine Zeitlang den Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte, zwiſchen den Reformfreunden und deren Gegnern, halb durch die franzöſiſchen Präla-

[1] d. h. „Eidgenoſſen“, als Anhänger der Genfer, ſich wie dieſe „Eidgenoſſen“ nennend.

ten unter seinem Einfluße die Absichten der römischen Staatskunst bald fördern, bald vereiteln, bis zuletzt der Papst ihn zu einer Reise nach Rom veranlaßte, wo ihm dann Hoffnung auf eine Vermehrung des Kardinalcollegs zu seinem Gunsten und so auf die dreifache Krone selbst gemacht wurde. Erst dann half er mit seinen Anhängern in Trient die Entscheidung für Rom rasch herbeiführen.

11.

Bis zu der Reise des Kardinals von Lothringen war es zweifelhaft, ob das Concil nicht zuletzt dennoch die römischen Forderungen und Bestrebungen vereiteln werde. Es schien dies um so mehr zu hoffen oder zu fürchten, als nach und nach auch die spanischen Prälaten in's Lager der Gegner Roms gedrängt worden waren. Diese Wendung trat bei der Frage ein, ob der Episcopat göttlicher Einsetzung sei oder nicht. Der Jesuitengeneral Laynez vertrat während des zweiten Theils des Concils die Forderungen Roms mit mehr Eifer als Klugheit stets zur höchsten Befriedigung der Legaten und Anhänger der absoluten Kirchenmonarchie des Papstes. In der Frage über das Wesen des Episcopats wurde sein Einfluß maßgebend. In einer umfassenden Rede entschied er als Theologe des Papstes dieselbe dahin, daß die bischöfliche Ordensgewalt ebensowohl als die bischöfliche Jurisdictionsgewalt zwar unmittelbar von Gott komme, aber nur der Person Petri und seinen Nachfolgern gegeben sei, von denen sie dann an die Bischöfe übertragen würden. Beim Papste sei die Jurisdiction unwiderruflich und unveränderlich, bei den Bischöfen aber könne sie vom Papste verändert werden. — — Nur durch den Papst hätten also die Bischöfe ihre Jurisdiction von Gott[1]). Gegen diese Anschauung empörte sich das Selbstgefühl, der Stolz der spanischen Prälaten, wodurch eine Weile die Mehrzahl im Concil schwankend wurde. Der Kardinal von Lothringen neigte sich auch in dieser Frage zeitweilig den Gegnern des Papstes zu. Er begann die gefährliche in Constanz und Basel gegen das Papstthum entschiedene Frage von der Oberherrlichkeit des Concils über den Papst, und ebenso die Frage über die

[1]) Göschel II. 172. Sarpi II. 391 u. vergl. 572.

Abstimmung nach Nationen, die auch der Kaiser Ferdinand anstrebte, wieder hervorzuholen [1]). Aus dieser feindlichen Stellung heraus wurde der Kardinal von Lothringen nach Rom berufen und zu dem Ende das Concil sogar vom 16. September bis zum 11. November ausgesetzt. Gänzlich bekehrt traf er wieder in Trient ein. Die lange Dauer des Concils hatte an und für sich ihre Gefahr; die Fortschritte der Hugenotten wurden immer drohender; der Kaiser, die Spanier, ein Theil der französischen Prälaten, gescheucht durch den offen ausgesprochenen Grundsatz der päpstlichen absoluten Monarchie, zeigten sich schließlich immer mehr zu Reformen Rom und dem Papstthum gegenüber geneigt; überdies war Kaiser Ferdinand erkrankt und es stand zu fürchten, daß bei der Hinneigung seines Nachfolgers, König Maxens, zur Reformation, die Verhältnisse sich noch mehr verwickeln würden, wenn des Kaisers Tod einträte, ehe die Reformfrage für die ganze katholische Kirche durch das Concil abgeschlossen sei. Rasche Beendigung desselben war daher jetzt die Loosung, die von Rom ausging. Und in der That gelang es nun den vereinten Bestrebungen der Legaten, des Kardinals von Lothringen, der italienischen, französischen und allen vorherrschend päpstlich gesinnten Prälaten, in zwei Sitzungen das Concil zum Schluß zu führen. Die vorletzte Sitzung fand am 11. November statt.

Die Hauptbetreiber durchgreifender Reformen waren zuletzt in Trient vorzugsweise nur noch die Gesandten der weltlichen Mächte, des Kaisers, Frankreichs und Spaniens. Diese wurden mit durchgreifenden Reformanträgen gegen die weltlichen Fürsten aus dem Felde geschlagen [2]). Schon gleich zu Anfang des Concils hatten die römischen Staatsmänner in Trient leise durchschimmern lassen, daß wenn die weltlichen Fürsten in ihren Reformanträgen gegen den Papst und die Geistlichkeit zu weit gehen würden, man auch die Reform des weltlichen Fürstenthums in Angriff nehmen werde [3]). Jetzt traten die

[1]) Göschel II. 232. 247. [2]) Dasselbe Mittel hatte schon früher gewirkt. Als die Bischöfe sich bedroht fühlten, trugen sie auf eine Reform des Kardinalcollegs an. Die Legaten, Morone insbesondere, warfen dann diese Reform-Vorschläge mit den Artikeln über die Reform der bischöflichen Stellung zusammen, worauf Beide, Bischöfe und Kardinäle, die Sache auf sich beruhen ließen. Ranke, Päpste V. 347. [3]) Sarpi II. 204.

Legaten mit der Reform des weltlichen Fürstenthums auf; und der Erfolg war, daß die Vertreter der weltlichen Fürsten Schritt für Schritt ihre Reformforderungen, Rom und der Geistlichkeit gegenüber, herabstimmten [1]). So kam das Reformdecret für die vorletzte Sitzung zu Stande; es regelte dasselbe in 21 Kapiteln die Wahl der Bischöfe, der Kardinäle (wo möglich aus allen Nationen gewählt) die Provincial- und Diöcesansynoden, die Kirchenvisitationen, das Predigeramt (dem alle Bischöfe und Pfarrer allsonntäglich obliegen sollten), die Belehrung des Volkes in der Muttersprache über die Sakramente und die Abfassung eines Katechismus durch das Concil. Endlich verbot das Decret, daß ein Geistlicher, selbst die Kardinäle nicht mehr als Ein Beneficium haben dürfe und schaffte alle Anwartschaften, Provisionsmandate für alle Zukunft ab [2]). Auch die Mönchsorden wurden reformirt. Der Jesuitengeneral Laynez widersetzte sich Anfangs dagegen, daß den Jesuiten wie den Bettelorden die Erlaubniß Grundstücke zu besitzen, ertheilt werde, — schließlich aber ließ er doch diesen gewissenhaften Widerspruch fallen. Als hiernach in der Mönchsreform festgestellt wurde, daß alle Novizen nach Beendigung der Probezeit entweder unmittelbar in den Orden aufgenommen, oder aus dem Kloster ausgewiesen werden mußten, erlangte der Jesuitengeneral hier für die Jesuiten eine Ausnahme, weil das Jesuitennoviziat andere Ziele verfolge, als die Probezeit gewöhnlicher Orden. Der kluge Laynez aber erlangte diese nebensächliche Ausnahme in einer Form, die ihm und seinen Nachfolgern später erlaubte, das ganze Ordensreformdecret als nicht auf die Gesellschaft Jesu anwendbar, von der Hand weisen und umgehen zu können [3]). Die folgende, die letzte Sitzung wurde auf den 9. December angesagt. Am 1. December langte die Nachricht an, daß der Papst todtkrank sei. Der Kardinal Borromeus, der die Nachricht dem Kardinal von Lothringen schickte, mahnte zum raschesten Schlusse des Concils — und Pius IV. selbst

[1]) Sarpi II. 642. 647. 673. 675. [2]) Sarpi II. 689. [3]) Laynez forderte nur für den 16. Artikel des Decrets über die Novizen eine Ausnahme für die Jesuiten und setzte sie in der Mehrzahl: „per haec sancta synodus non intendit" durch und dies haec wurde — später als auf alle Artikel des Dekrets gehend, ausgelegt und nach dieser Auslegung handelnd — das ganze Decret umgangen.

fügte eigenhändig ein paar Zeilen hinzu, um dieſen Wunſch zu unterſtützen [1]). In der Angſt, daß der Papſt während des Concils ſterben könnte, hörte aller Widerſpruch auf, ſo daß die Schlußſitzung anſtatt am 9. ſchon am 3. und 4. December 1563 ſtattfinden konnte. Alle noch ſchwebenden Fragen (Fegfeuer, Bilderverehrung, Reliquien, Anrufung der Heiligen, Ablaß der Sünden, Faſten und Feſttage) wurden im Sinne der römiſchen Kirche entſchieden, und alle entgegenſtehenden Anſichten der Reformatoren verdammt. Schließlich wurde in aller Eile noch ein Dekret durchgeſetzt, das in keiner vorbereitenden Sitzung verhandelt war, wodurch das Concil erklärte, „daß, was auch in den Decreten des Concils unter Paul III., Julius III. und Paul IV. geſagt ſei, Alles ohne Nachtheil der Autorität des heiligen Stuhles geſagt ſein ſolle“ [2]). Der Kardinal von Lothringen ſang in der Schlußſitzung eine für dieſe von ihm verfaßte feierliche Litanei. Das letzte Wort, — das alle Prälaten im Chor auf den Schlußruf des Kardinals: „Bannfluch allen Häretikern!“ antworteten, — das letzte Wort der verſammelten Kirchenväter war: „Bannfluch! Bannfluch!“

Die Beſchlüſſe des Trientiner Concils wurden von Pius IV. am 26. Januar 1564 anerkannt, worauf noch an demſelben Tage der Papſt eine von allen Kardinälen unterzeichnete Bulle erließ, die allen Geiſtlichen und Weltlichen verbot, über die Decrete des Concils Commentare, Gloſſen, Anmerkungen, Scholien oder irgend welche Auslegung aufzuſtellen, nicht einmal in der Abſicht ſie zu vertheidigen, indem man ſich in Allem, was der Auslegung bedürfe, an den heiligen Stuhl zu wenden habe.

Auf dieſe Beſchlüſſe hin wurde ein allgemeines Glaubensbekenntniß (professio fidei Tridentinae) erlaſſen. Es beſteht daſſelbe aus dem nicäiſchen Glaubensbekenntniß und eilf Artikeln, alle durch die Proteſtanten beſtrittenen Lehren nach den Beſchlüſſen des Concils verdammend, ſodann aus einem zwölften Artikel, der, weit über die Beſchlüſſe des Concils hinausgreifend, die Vorzüge und Vorrechte der römiſchen Kirche, den Supremat des Papſtes und den ihm gebührenden unbedingten Gehorſam [3]) anerkennt.

---

[1]) Sarpi II. 722. [2]) Sarpi II. 744. [3]) Veram obedientiam spondeo ac juro.

Durch die Feſtſtellung der unbeſtrittenen, unbeſtreitbaren und unbeſchränkten Allmacht und Alleinherrſchaft des Papſtes in der römiſch-katholiſchen Kirche, durch den Fluch über alle reformirte Kirchen und alle nicht römiſch-päpſtlich geſinnte Chriſten auf dem Concil von Trient, gelangte die ganze Reformbewegung, ſo weit dieſe gegen Rom gerichtet war, zu ihrem Abſchluſſe; ſo wurde das Concil zugleich der Anfang einer neuen Zeitrechnung für Rom.

12.

„Fluch!" war das letzte Wort, das im Namen Gottes von Trient aus über die Welt hinausgeſchleudert wurde. Und ein Jahrhundert zog dieſer Fluch in Bürgerkriegen von Land zu Land.

Das tridentiniſche Glaubensbekenntniß iſt die feſte Burg, welche die römiſche Kirche, das Papſtthum, von der Reformation allſeitig bedroht, um ſich aufgeführt hat. In Rom ſelbſt wurden Reformen mancher Art verſucht und oft durchgeſetzt. Die Lebensweiſe am römiſchen Hofe wurde geregelter. Eine Reihe kirchenſtrenger Päpſte, die nacheinander gewählt wurden, zwangen die ganze römiſche Geiſtlichkeit zu derſelben kirchlichen Werkheiligkeit. Dieſe wurde Mode in Rom und von hier aus anderswo, oft den inneren Menſchen beherrſchend und mit fortreißend, oft bewußt und berechnend nur den äußern Erfolg anſtrebend.

Dem Proteſtantismus gegenüber aber galt es, von dieſer neuen Burg des tridentiniſchen Glaubensbekenntniſſes aus die verlorene halbe chriſtliche Welt zurückzuerobern. Die erſten und größten Anſtrengungen wurden gegen Frankreich gerichtet, das zwiſchen Spanien und Italien, wo blutige Gewalt die Reformation beſiegt hatte, und Deutſchland und Holland, wo ſie immer neue Fortſchritte machte, die Grenzſcheide der proteſtantiſchen und katholiſchen Weltanſchauung bildete.

Bei der gegenſeitigen Spannung, bei den Ränken der Parteien, welche die Religion ausbeuteten, der religiöſen Kampfluſt, welche die Parteien zu ihren Zwecken zu benutzen wußten, kam es 1567 zu einem Bürgerkriege, in welchem deutſche Hülfe den Hugenotten die Uebermacht gab und nach einer Schlacht bei St. Denis die Königin zu einem Frieden (von Longjumeau) zwang, in welchem die Reformirten

neue Zugeständnisse erlangten. Gegen diese waren dann aber auch die erneuten Anstrengungen der katholischen Parteiführer in Frankreich, sowie des Papstes und Spaniens gerichtet. Pius V. Michely Ghislieri, der Pius IV. († 9. Dezember 1565) in allen seinen Bestrebungen überbot, wurde, weil er als Großinquisitor Proben seiner unerbittlichen Strenge gegen die „Ketzer", zugleich aber auch in klösterlicher Einfachheit gegen die römische Sittenverwilderung abgelegt hatte, durch den Kardinal Borromeo und den Einfluß der Jesuiten auf den römischen Stuhl gehoben. Unter ihm wurde der römische Hof gereinigt, die Stellenjägerei beseitigt, die Kirchenordnung verbessert; aber auch willkürlich furchtbare Strafen auf jede Verletzung der Kirchengesetze, der Sonntagsfeier ꝛc. gelegt. So weit des Papstes Arm reichte, verfiel dem Scheiterhaufen wer nicht römisch-katholisch dachte, nicht schweigend sein Haupt vor der Macht und dem Willen des Papstes beugte. Pius V. veröffentlichte eine verschärfte Ausgabe der Bulle „In coena Domini", in welcher er den Bannfluch gegen alle Ketzer, gegen alle, die ein Concil zu berufen und das Concil über den Papst zu stellen wagen würden, erneuerte, zugleich aber diesen Fluch auch über alle weltlichen Fürsten aussprach, die sich irgend geistlicher Gerichtsbarkeit in dem Umfange, wie Rom dies verstand, anzumaßen, oder auch irgend neue Steuern ihren Völkern aufzulegen wagen würden.

Ueberall blies dieser Papst den Funken der religiösen Zwietracht zur lodernden Flamme des blutigen Bürgerkrieges an. Er gestand der Regentin von Frankreich eine halbe Million Einkünfte von den Gütern des französischen Clerus zu, schickte ein Heer unter Santo-fiore nach Frankreich mit der Weisung, jeden Hugenotten, der ihm in die Hände falle, zu tödten. Das Toleranzedict wurde zurückgenommen und der Religionskrieg begann (1568) von neuem.

Deutsche Hülfstruppen halfen den Hugenotten der vereinigten Macht der französischen Krone, der Guisen, des Papstes und Spaniens, das ein Heer unter Alba nach Frankreich geschickt hatte, die Spitze bieten; sie konnten aber nicht verhindern, daß die Schlacht von Jarnac (13. März 1569), in welcher Condé fiel, zum Nachtheil der Hugenotten ausfiel. Die Klugheit und Tapferkeit des Admirals Coligny, der Muth und

die Begeisterung der Mutter Heinrichs von Bearn und Navarra, Johanna Albert, die gleich nach der verlorenen Schlacht mit ihrem zwölfjährigen Sohne in's Lager eilte und durch ihr Wesen und ihres Sohnes frische Natur Alles begeisterte, und endlich neue deutsche Hülfstruppen gaben den Hugenotten noch einmal die Mittel, 1570 wieder einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Verwickelungen in den spanischen Niederlanden ließen dann Karl IX. hoffen, dort mit Hülfe der französischen Reformirten für sich und sein Haus Fuß fassen zu können, zu welchem Ende er eine Weile die französischen Reformirten bevorzugte. Unter dem Einflusse Coligny's, zum geheimen Rathe des Königs erhoben, heirathete Karl IX. Elisabeth, die Tochter des zum Protestantismus neigenden Kaisers Maximilian II., während gleichzeitig der junge Heinrich von Bearn, König von Navarra, der bezeichnete „Protector" der Hugenotten, die Schwester des Königs, Margaretha von Valois heirathen sollte.

Während der reformirte Adel in Masse zu den Hochzeitsfesten herbeiströmte, bereiteten die Führer der katholischen Partei in Frankreich, die Guisen, im Vereine mit dem Bruder des Königs, Heinrich von Anjou, der Königin Mutter Katharina von Medicis und Anderen, die die Geschichte nicht nennen darf, weil nur Verdacht auf sie fällt, den Untergang der Hugenotten vor. In der Nacht vom 24. auf den 25. August 1572 wurden sie durch mit dem Kreuze Christi gezeichnete, von Prinzen, Fürsten und Priestern geführte Mörderschaaren, in ihren Häusern und Betten überfallen. Die Sturmglocke des Louvre gab das Zeichen zum allgemeinen Angriffe, und aus den Fenstern seines Schlosses soll König Karl mit eigner Hand flüchtige Hugenotten niedergeschossen haben. Zweitausend Opfer fielen in Paris; fünfzigtausend wurden in den Provinzen geschlachtet.

Pius V. hatte diesen Sieg Roms nicht mehr erlebt; er war wenige Monate vorher gestorben (Mai 1572). Sein Nachfolger Gregor XIII., dem Katharina von Medicis ihr Vorhaben in halbklaren Worten angezeigt hatte, feierte das schauerliche Ereigniß als ein Kirchenfest durch Prozession und Te Deum laudamus und ließ zu Verewigung der That und seiner eigenen Schmach auf dieselbe eine Münze schlagen. Philipp II. schickte eine feierliche Botschaft an

Karl IX., um ihm Glück zu seinem Siege über die von der Kirche „verfluchten Ketzer" zu wünschen.

13.

Die nächste Folge dieser Bluthat war eine unbesiegbare Begeisterung aller Freunde der Hingemordeten, eine stumpfe Rath- und Thatlosigkeit der blutgesättigten Mörder. Noch ehe Jahr und Tag verflossen war, errangen die Hugenotten einen neuen Frieden mit einem abermaligen Toleranzedict, welches Karl IX. kaum Monate überlebte. Am 30. Mai starb er von grausigen Angstschmerzen zum Wahnsinn gepeitscht, sein Blut lebendig ausschwitzend. Die eigene Mutter wurde verdächtigt, ihn vergiftet zu haben, wie die Heldin der Bartholomäusnacht in der That, um der Herrschaft sicher zu sein, Leib und Seele ihrer Kinder, wenn auch ohne Gift, durch Laster und Verführungen aller Art verpestet und so ihr ganzes Haus zum raschen Untergange erzogen und geführt hat.

Heinrich (III.) von Anjou, der unterdeß zum König von Polen gewählt worden war, trat an seines Bruders Karl Stelle. Bis dahin ein Held, der die Hauptsiege gegen die Hugenotten (Jarnac, Moncontour) errungen hatte, war er von dem Tage der Bluthochzeit an in trübem Hinbrüten, dem Rausche des Lasters, der sodomitischen Sünde, Alles im Wechsel mit Bußübungen und nächtlichen Reuprocessionen in der Mönchskapuze, verfallen. Noch mehrmals wurde er zu Vertilgungskriegen gegen die Hugenotten aufgestachelt, die stets ohne Nachdruck geführt, immer mit ähnlichen Friedschlüssen und Toleranzedicten wie die vorhergehenden endigten. Der letzte Friede, der 1580 den siebenten Bürgerkrieg seit 1562[1]) schloß, dauerte länger und schien ernster gemeint zu sein.

Heinrich III. war blutsatt und suchte die Hugenotten zu gewinnen. Es wurde ihm dies im Frieden leichter, als man bei ihrer Hartnäckigkeit im Kriege zu hoffen berechtigt schien. König Heinrich von Navarra, nach der Bartholomäusnacht am Hofe gefangen und

[1]) 1562. 1567. 1568. 1572. 1576. 1577. 1579.

mit dem Tode bedroht, trat, von dem Jesuiten Maldonat vorbereitet, zur katholischen Kirche über. Daß er, sobald er konnte, vom Hofe flüchtete und dann wieder zur reformirten Kirche zurückkehrte, verwischte den Eindruck nicht, den sein Abfall hervorgebracht hatte. Die Kriege selbst hatten die Anfangs sehr frommen Heere der Hugenotten vollkommen verwildert; das Hofleben ihre Führer, Heinrich von Navarra vor Allem, entsittlicht. Die Lust am Neuen war dahin, die Begeisterung erstorben; ohne sie erschien dem französischen Adel das Psalmensingen, im Gegensatze zu dem glänzenden Treiben des Hofes, langweilig genug; der einfache republikanische Geist des hugenottischen Volkes erschien ihm sogar Gefahr drohend. In vier Friedensjahren (von 1580—1584) bekehrte König Heinrich durch Gunstbezeugungen und Hoflockungen mehr Hugenotten, als alle Armeen und Gerichte in vierzig Jahren der Verfolgung zum alten Glauben zurückgebracht hatten. „Ja, wäre dieser Weg noch weiter verfolgt worden, so hätte der Ehrgeiz den Gewissensscrupel in kurzer Frist wohl bei Allen überwunden.“ [1])

Daß dies Ergebniß nicht erreicht wurde, daran war vor Allem die Ehrsucht der Guisen und der Bluteifer der römischen Kirchenpolitik Schuld. Als die Kriege, zu welchen Heinrich III. getrieben wurde, den Guisen für ihre politischen Zwecke, den von Rom aus gelenkten Häuptern der katholischen Kirche für ihren Eifer zu lau geführt wurden, leiteten sie geheime Bündnisse ein, um den rechten Nachdruck in die Verfolgung der Ketzer zu bringen. Der Friede, der von 1580 bis 1584 dauerte, reifte einen solchen Bund, die „heilige Ligue“, deren „Urheber die Großen des Reiches, deren Kriegsposaunen und Lobredner die Jesuiten und deren Werkzeuge die eifrigen Katholiken waren“ [2]). Mit Heinrich III. siechte der dritte von den Söhnen der Katharina von Medicis kinderlos auf dem Throne Frankreichs dahin. Heinrich von Navarra, der Hugenotte, war nach König Heinrich III. und dessen ebenfalls kränkelndem Bruder, Franz von Alencon, der nächste Erbe der Krone. Die Guisen sahen mit allem Rechte in den Valois

[1]) Mezeray, Histoire de France III. 418. [2]) Mezeray.

ein wie die Merovinger untergehendes Geschlecht, das zu ersetzen sie sich für berufen hielten; die katholischen Eiferer glaubten Alles aufbieten zu müssen, um die Thronbesteigung des Ketzers von Navarra zu verhindern. Dazu trat ein drittes, weitergreifendes Triebwerk. Spanien war unter Philipp II. immer mehr der Vorkämpfer gegen die Ketzer geworden; in Spanien selbst hatte Philipp die Reform in Blut und Autodafes mit der Wurzel ausgerottet; Frankreich gegenüber war er zu steter Hülfe bereit, in den Niederlanden bekämpfte er die Reformirten mit aller Kraft; während zwischen Spanien und England sich ein Vernichtungskampf vorbereitete. So wurde Spanien das Augenmerk der kämpfenden Kirche Roms, der Jesuiten insbesondere. Die drei ersten Generale des Ordens waren Spanier, die Mehrzahl der Professen gehörte dieser Nation an. König Philipp II. war persönlich den alten Orden, der Inquisition und den Dominikanern geneigter als den Jesuiten, von denen er selbst sagte, „daß er sie nicht durchschaue, nicht verstehe". Das aber verhinderte die Jesuiten ihrerseits nicht, dahin zu streben die spanische Monarchie auf den Trümmern der protestantischen Throne zur Weltmonarchie, zum neuen Kaiserthum zu erheben. Diese spanische Weltmonarchie wurde das weitausgreifende Ziel der geheimen Lenker der römischen Politik, der Jesuiten und auch des Papstes Gregor XIII. Die „heilige Ligue" in Frankreich war für sie der erste Schritt auf ihrer Bahn zu diesem Ziele.

Nachdem am 10. Juni 1584 der letzte Bruder Heinrichs III. gestorben, und so Heinrich von Navarra die nächste Stufe zum Thron bestiegen hatte, suchte König Heinrich III. im Hasse gegen die Guisen sich seinem Nachfolger, dem Bearner zu nähern, bereit ihm die Thronfolge zu sichern, wenn er wieder zur katholischen Kirche zurücktreten wolle. Das wurde die Losung für die Guisen, das Aeußerste zu wagen. Am letzten Tage desselben Jahres, und in den ersten des folgenden, schlossen sie mit Philipp II. von Spanien Verträge ab, in welchen dem kinderlosen Oheim Heinrichs von Navarra, dem Kardinal Karl von Bourbon, das Erbfolgerecht auf die Krone Frankreichs zugesagt und die Ausrottung der Protestanten in Frankreich und den Niederlanden festgestellt wurde. Spanien erhielt zugleich die Herr-

ſchaft in Portugal, in Navarra, in Bearn, in den Niederlanden bis Cambray von den Guiſen zugeſagt. Der Jeſuitenprovinzial Frankreichs Mathieu erwirkte gleichzeitig von Gregor XIII. die Erlaubniß, die Ketzerverfolgung im Falle der Noth ſelbſt gegen den Willen des Königs zu betreiben.[1])

Ehe aber der offene Vertilgungskampf der „heiligen Ligue“ gegen die franzöſiſchen Reformirten begann, war Gregor XIII. am 10. April geſtorben, und durch Felix Peretti, Kardinal von Montalto, Sixtus V. erſetzt worden. Durch tiefe Klugheit und eiſerne Willenskraft hatte der Sohn eines armen Winzers, eines ausgewanderten Dalmatiers ſlaviſcher Abkunft, der einſt Schweinehirt geweſen und ſchon mit zwölf Jahren Franziskaner geworden war, ſich bis zum apoſtoliſchen Stuhle hinaufgeſchwungen. Wohl wiſſend, erzählt die Sage von ihm, daß das Kardinalcolleg nur einen ſchwachen Herrſcher wünſchte, habe er, als Kardinal nach der dreifachen Krone ſtrebend, ſich ſchwach und krank gezeigt. Zum Papſte gewählt ſtand er ſo aufrecht wie keiner vor ihm. Gregor XIII., der die Bartholomäusnacht mit einem feierlichen „Te Deum laudamus“ begrüßte, der Portugal nach dem Ausſterben des Mannesſtammes als päpſtliches Lehn einziehen und dennoch Spanien zu einer Weltmonarchie erheben wollte, ſah in den letzten Jahren ſeines Lebens im Kirchenſtaate ſelbſt die Straßenräuber, vermehrt und geführt durch die Zahl der ehemals reichen, mächtigen, zu den Papſtgeſchlechtern gehörenden Adelsfamilien (die Piccolomini, Malateſta ꝛc.), die durch Erpreſſungen und Confiscationen der Finanzverwaltung Gregors XIII. um Hab und Gut gekommen waren, am hellen Tage ungeſtraft der Regierung Hohn und Trotz bieten und mit Mord und Raub ſich an der päpſtlichen Politik rächen. Sixtus V. verfolgte ſie mit unerbittlicher Strenge; — ſie wurden gehetzt und auf dem Platze wo ſie ergriffen worden gehenkt; einmal wurde ſogar das Brod vergiftet, das man einer Schaar, die ſich in einer feſten Stellung vertheidigte, in die Hände ſpielte. Ein Jahr und Tag war keine Straße ſo ſicher wie die des Kirchenſtaates. Das war das Probeſtück des neuen Papſtes.

Wenige Monate nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl,

[1]) Ranke, Päpſte II., 148. Capefigue, Reforme ꝛc. p. 173.

am 8. September 1585, erließ Sixtus V. eine Bulle, in welcher er Heinrich, „der sich König von Navarra nennt" in den Bann legte, ihn seines Anspruches auf den Thron von Frankreich verlustig erklärte, seine Unterthanen bei Strafe der Excommunikation ihrer Eide entband, und den König von Frankreich und alle Bewohner seines Reiches „zur Vertilgung der Ketzer", zu diesem „dem allmächtigen Gotte wohlgefälligem Werke", zu dem „Dienste, den sie ihrer heiligen Mutter der Kirche schuldeten", aufforderte. So begann der achte Religionskrieg in Frankreich, der zehnjährige Krieg der „heiligen Ligue", der an Grausamkeit, Verwüstung und Zerstörung alle frühern überbot.

Deutsche und Schweizer Hülfe setzten König Heinrich von Navarra und die Hugenotten in den Stand, den vereinten Anstrengungen ihrer Gegner widerstehen, und sie bei Coutras besiegen zu können (1587). Die Niederlage aber steigerte die heilige Wuth der Ligue nur immer höher. Als die Guisen König Heinrich III., den sie bis dahin willenlos mit fortgerissen hatten, zwingen wollten, die Inquisition herzustellen und Heinrich von Navarra öffentlich von der Thronfolge auszuschließen, versuchte dieser, dem Einfluß der Guisen und der Stadt Paris zu widerstehen, wurde aber durch den Straßenkampf der „Journée des barricades" in Paris besiegt, und durfte sich glücklich schätzen, als es ihm gelungen war aus Paris nach Chartres zu flüchten.

Ein Heilsausschuß[1]) in der „heiligen Ligue", von drei Priestern gegründet und aus sechszehn Bürgern von Paris bestehend, trat dann an die Spitze der Hauptstadt und mit ihr an die des französischen Reiches. Die Kirche, die Kanzel, der Beichtstuhl riefen zum wilden, mitleidlosen Bruderkampfe auf, hetzten zu grausigen Verfolgungen und Hinrichtungen aller Derer, die den Blutseifer der Gewaltsherrscher von Paris nicht theilten. Priester im Panzer und mit der Hellebarde, wilde Sturmnaturen, Söldner aller Völker, das blutige Schwert in der einen, den Rosenkranz in der andern Hand, Kardinäle, Mönche,

[1]) Wie 1793 das Comité de salut publique.

wuthentbrannte Frauen, blut- und religionseifrige Knaben, der Legat des Papstes, der Provinzial der Jesuiten, der Gesandte Spaniens und die Mehrzahl des aufgestachelten pariser Bürgerthums zogen in Prozessionen durch die Straßen von Paris zu den Barrikaden, zu den Kriegslagern. Die Geschichte kennt kaum eine ähnliche Entfesselung der häßlichen Leidenschaften des Menschenherzens im Namen Gottes.

Der Jesuitenprovinzial Claude Mathieu war einer der drei Stifter der heiligen Ligue gewesen. Er wurde deswegen bei dem vierten General des Ordens Claudius Aquaviva verklagt, und dieser, ein Neapolitaner, durch Papst Gregor XIII. als Nichtspanier im Gegensatze zu der vorherrschend spanischen Richtung im Orden zum General befördert, hielt die Klage für gerechtfertigt, bat Sixtus V. um die Erlaubniß, Mathieu in fremde Länder schicken zu dürfen, was Sixtus verweigerte. Nichts destoweniger verbot Aquaviva dem Claude Mathieu und den unter ihm stehenden Jesuiten jede Einmischung in die Politik, jede Theilnahme an den Bestrebungen der Ligue und ernannte an Mathieu's Stelle Odon Pigenat zum Provinzial von Frankreich. Und Dieser wurde dann die Seele des Heilsausschusses der Sechszehn, einer der mitleidlosesten Blutmenschen der Zeit.[1])

Den Guisen, den römischen Ränken, der blutigen Religionsverwilderung von Paris gegenüber berief König Heinrich III. die Stände des Reiches nach Blois. Aber auch hier machten dieselben Bestrebungen sich geltend. Heinrich von Guise wurde zum Generalstatthalter ernannt. Die Mehrzahl der Stände war so von den Treibern der Ligue beherrscht, daß sie wie diese, wie die Jesuitenprediger und Jesuitenschriftsteller des Tages, dem Erbrechte Heinrichs von Navarra gegenüber zu den eifrigsten Anhängern der „Volkssouveränität", insbesondere des Wahlrechts der Völker bei erledigtem Königsstuhle wurden. Das augenblickliche Bedürfniß, die drohende Thronbesteigung eines Hugenotten, ließ die klugen Führer der Jesuiten zu diesen Theorien greifen; die eifrigen Jünger der Gesellschaft erhoben die für Frankreich augenblicklich nothwendige Aushülfstheorie zum allgemeinen Grundsatze für die ganze Welt, die ganze katholische Christenheit.

---

[1]) „Le plus cruel tygre, qui fût dans Paris." Arnauld.

Der Papst sollte, als von Gott eingesetzt, den Königen, als von Menschen ernannt, gegenüber nur um so höher erscheinen; er sollte im Himmel selbst thronen, während die weltliche Macht und Regierung für sie in den Schmutz der Volksherrschaft hinabsank. In der That aber waren die schön klingenden, dem Volke schmeichelnden, es gegen die herrschende Dynastie treibenden Theorien nur gefährliche Waffen in der Hand der nach dem Throne und der Krone strebenden Guisen.

Diesen Ränken glaubte Heinrich III. durch einen neuen Doppelmord ein Ende machen zu können. Am 23. Dezember 1588 wurde Heinrich Guise in dem Zimmer des Königs selbst von dessen Leibgarde niedergestoßen, und sein Bruder Ludwig, „Kardinal von Lothringen", der dritte Guise dieses Amtes und Namens, gefangen genommen, und am folgenden Tage im Gefängniß hingerichtet. Zur Bluthochzeit schritten Heinrich von Anjou und die Guisen Hand in Hand; jetzt fielen die Guisen als Opfer der Handlungsweise, zu der sie den Königssohn vor sechszehn Jahren mit fortgerissen.

Die neue Blutthat war aber für König Heinrich III. ungefähr ebenso erfolgreich und erfolglos wie die Bluthochzeit. Die Guisenpartei fand in Mayenne, dem dritten Bruder des Hauses, einen Führer, der Anfangs die beiden andern vollkommen zu ersetzen schien, während Heinrich III. durch den Mord der Gnade seines Nebenbuhlers Heinrich von Navarra anheimfiel. Die heilige Wuth der Ligue steigerte sich naturgemäß durch den Mord ihrer Führer und durch die Vereinigung Heinrichs III. mit Heinrich von Navarra. Papst Sixtus V. lud den König wegen der Ermordung des Kardinals vor sein Gericht nach Rom; er drohte ihm mit dem Banne und sagte vorher, daß er umkommen werde wie Saul. Dann aber schlug der kirchliche Eiferer dem König Heinrich III. dennoch vor, einen seiner Nepoten zum Thronfolger und Erben anzunehmen[1]). Der Vorschlag hatte natürlich keine Folgen; worauf am 23. Juni ein Monitorium des Papstes, das den König wegen des Mordes zur Rechenschaft zog, gegen König Heinrich III. in Frankreich selbst verkündigt wurde. Wie die Lehre von

[1]) Ranke, Päpste II. 197.

der Volksſouveränität, ſo wurde jetzt die Lehre von der Berechtigung des Tyrannenmordes von den Kanzeln und den Lehrſtühlen herab, und ebenſo in Flugſchriften und gelehrten Werken der Zeit abermals, ganz beſonders von den Jeſuiten[1]) ins Volk hinein geworfen. Kaum acht Monate nach dem Mord der Guiſen, kaum acht Tage nach der Veröffentlichung der päpſtlichen Drohung mit dem Geſchicke Sauls, am 1. Auguſt 1589 fiel König Heinrich III. in St. Cloud, in denſelben Gemächern, in welchen er einſt die Bluthochzeit berathen und beſchließen geholfen hatte, unter dem Meſſer eines Meuchelmörders, des Dominikaner-Mönches Jakob Clement. Papſt Sixtus ſtellte den Mörder „den Gott geſandt um Frankreich zu retten" im verſammelten Conſiſtorium über Eleaſar und Judith. Die Ligue jubelte hoch auf.

14.

Das vereinigte Heer der beiden Könige von Frankreich und Navarra rief, als es den Tod Königs Heinrich III. erfuhr, Hein- IV. zum Könige von Frankreich aus.

In der Natur der Dinge lag, daß die Feinde Heinrichs von Navarra, die Gegner der Reform hierdurch zu den höchſten Anſtrengungen getrieben wurden. Die kampfbereite Jeſuitentheorie von der Volksſouveränität, von der Berechtigung zum Tyrannenmorde, wandte ſich jetzt abermals zu der bald ebenfalls moral-philoſophiſch begründeten Behauptung, daß kein Volk einem nichtkatholiſchen Könige Gehorſam ſchulde, daß es im Gegentheile ſeine Pflicht ſei, einen ſolchen zu bekämpfen und zu verjagen.[2])

Gleichzeitig aber verdoppelten auch die Reformirten und beſonders die deutſchen Reformirten ihre Anſtrengungen für Heinrich IV. Die deutſchen Reichsſtädte und Fürſten legten ſich für ihn größere,

---

[1]) „Vierzehn Väter der Geſellſchaft Jeſu, alle hochſtehende Theologen, haben in verſchiedenen Werken verhandelt, unterſucht, gelehrt die Doctrin (vom Tyrannenmord) die in den Schulen umging. Es ſind dies Emanuel Sa, Valentia, Detrio, Heißius, Mariana, Suarez, Salas, Leſſius, Tolet, Tanner, Caſtro-Palao, Becan, Gretzer, Escabor, dieſe alle haben zur Zeit der Ligue geſchrieben." Hist. de la Comp. de Jesus par Cretineau-Joly II. 417. [2]) So die Jeſuiten Allen, Perſon, Bellarmin.

freiwillige Steuern auf, als ſie für das Reich je zahlten[1]); die Pfalz ſchickte abermals Hülfstruppen, die bald die Schlacht bei Ivry, 14. Mai 1590, zum Vortheile Heinrichs IV. entſcheiden halfen. Ob Heinrich, wie ſeine Geſchichtſchreiber oft andeuten, Paris damals hätte nehmen können; ob er in der That noch „einer Armee aus Deutſchland bedurft hätte, um dem Elende ſeines armen Königreichs bald ein Ende machen zu können", wie er dem Herzoge von Würtemberg ſchrieb[2]), — iſt für die geſchichtlichen Ergebniſſe ſeines Benehmens von wenig Bedeutung. Er verſäumte Paris im erſten Schrecken nach der Schlacht mit allen Kräften anzugreifen, und wurde, als er endlich zur Belagerung heranrückte, durch den Muth, den Eifer und die Aufopferung der Pariſer gezwungen, ſich, als ſchließlich auch noch ſpaniſche Hülfe anrückte, wieder zurückzuziehen. —

Während des nun faſt vierzig Jahre dauernden Religionskrieges in Frankreich hatten Deutſche zu Hunderttauſenden für ihre franzöſiſchen Glaubensgenoſſen den Tod geſucht und gefunden. Die Geſchichte ihres Vaterlandes ſtand unterdeſſen gewiſſermaßen ſtille, weil die deutſchen Kräfte berufen wurden, das Geſchick der Reform auf fremden Kampfplätzen entſcheiden zu helfen. Nachdem Heinrich IV. Paris geſchont hatte, traten auch andere Gründe ein, welche die deutſchen Führer der Reformation ahnen ließen, daß er ſich Rom zu nähern ſuchte. Landgraf Wilhelm von Heſſen, der bis dahin Gut und Blut für die Hugenotten eingeſetzt hatte, ſchrieb deswegen an Heinrich IV. und drückte ihm ſeine Verwunderung aus, daß er die Ränke des römiſchen Stuhles eher verdecke als bekannt mache; er drang auf eine feierliche Erklärung zu Gunſten der reformirten Religion, die allen weiteren Zweideutigkeiten ein Ende mache. „Die Freiheit des Evangeliums muß einmal auf eine feſte Grundlage geſtellt werden"[3]), rief er Heinrich IV. zu. Der Kurfürſt von Sachſen ſchrieb gleichzeitig ſo heftige Briefe an Heinrich, daß dieſer ſich bei ſeiner Bundes- und Glaubensgenoſſin, der Königin Eliſabeth von

[1]) Strasburg 60,000, Ulm und Nürnberg 100,000, Heſſen-Kaſſel 100,000 Gulden. Thuanus lib. XCVIII. [2]) Lettres missives de Henry IV. III. 175. [3]) Rommel, heſſiſche Geſch. V. 569. Anm. 71. Introduktion zur Korreſpondenz Heinrichs IV. mit Moritz dem Gelehrten p. 17.

England, beklagte, und Elisabeth, die er über seine Schritte zur Versöhnung mit Rom täuschte, den Kurfürsten über Heinrich zu beruhigen suchte, und ihrem Bundesgenossen, Heinrich IV. selbst antwortete: „Wie kann der Kurfürst in einem solchen Augenblicke der Noth, wo es sich um die Ehre und das Leben eines glaubensverwandten Königs handelt, sich mit dergleichen Anklagen abgeben, statt schleunige Hülfe zu leisten?“ [1])

Am 25. Juni 1593 trat der „glaubensverwandte“ König zur römisch-katholischen Kirche über. Rom hatte meisterhaft, bald lockend, bald treibend König Heinrich zu seinen Füßen gezogen. In Folge seines Rücktrittes bildete sich in Paris eine Gegenligue der Gemäßigten, die schon neun Monate später ihm die Thore von Paris öffnen konnte (22. März 1594). Die Wuthbegeisterung seiner eifrigen Gegner aber trieb dann einen Jesuitenschüler, Jean Chatel (27. Dezember 1594) zu einem Mordversuche gegen Heinrich, wodurch dessen Stellung unangreifbar befestigt wurde. Die letzten Reste der Ligue jubelten dem Mörder Beifall zu. Johann Boucher, jener Pfarrer von St. Benoit zu Paris, in dessen Zimmer die erste Versammlung der Ligueurs gehalten wurde, war auch einer der letzten, der sie in dem Mordversuche Chatels vertheidigte. Er schrieb eine Flugschrift, in welcher er Chatel als Märtyrer der Kirche Christi darstellte. Noch mehr Aufsehen aber machte und auch größere Folgen hatte, daß man bei einer Haussuchung in dem College de Clermont, dem Jesuitencolleg von Paris, bei dem Lehrer der Theologie Johann Guignard eine Schrift seiner Hand fand, in welcher er zum Morde gegen Heinrich aufforderte [2]). Guignard war glaubenseifrig und haßerfüllt genug, jede Rücknahme der in seinem Werke ausgesprochenen Ansichten zu verweigern, und sah (17. Dezember 1595) frohen Muthes sich dem Nachrichter Preis gegeben. Ein Theil der Jesuitenschriftsteller übernahm öffentlich seine Vertheidigung; der Orden verehrte ihn als Märtyrer.

Die öffentliche Meinung forderte Guignard's Hinrichtung und

---

[1]) Lettres missives de H. IV. III. p. 259. Anm. [2]) Cayet, Chronolog. novennaire a. 1594. vol. 435.

ebenso die Ausweisung seiner Ordensgenossen aus Frankreich, die dann auch durch Parlamentsbeschluß, — sie „für Verführer der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe, Feinde des Königs und des Staates" erklärend, — stattfand. Heinrich IV. aber erlangte durch das Benehmen der Jesuiten gegen ihn die Macht, wenige Jahre nach diesem Mordanfall (1598) in dem „Edict von Nantes" seinen früheren Glaubensgenossen wesentlich die gleichen Rechte wie den Anhängern der römisch-katholischen Kirche zugestehen zu dürfen.

So führte ein vierzigjähriger Krieg zum Edict von Nantes, zur offenen Niederlage derer, die durch schauerlichen Blutschrecken, durch Bürgerkrieg und Königsmord die Menschen zwingen wollten, Gott in der Weise zu dienen, die sie für die „allein seligmachende" zu erklären die eitle Verwegenheit hatten.

15.

In den Tagen, in welchen das Edict von Nantes erlassen wurde, starb König Philipp II. von Spanien. Während der ersten Jahre seiner Regierung stand Spanien auf der höchsten Stufe der Macht, war der Sohn und Erbe Karls V. der gewaltigste Herrscher der Welt. Er vollendete die Vertreibung der Franzosen aus Italien; mit dem Frieden von Chateau Cambresis (2. April 1559) gab Frankreich nach fast siebzigjährigem Kampfe seine hochfahrenden Ansprüche in Italien auf. Philipp stand stolz Frankreich, der ganzen Welt gegenüber. Als Gatte der Königin Maria (Tudor) von England schien auch selbst hier der Einfluß Spaniens gesichert, wie die spanische Anschauungsweise thatsächlich hier unter Maria in hunderten von Autodafes sich geltend machte.

So weit Philipp's Einfluß ging, war er der unerbittliche Feind aller kirchlichen Reformbestrebungen; wer ihrer in seinem Reiche verdächtig wurde, verfiel der Inquisition; der Beichtvater, der Arzt, die letzten Freunde und Genossen der freiwilligen Verbannung Karls V. in St. Just wurden der Inquisition als Opfer Preis gegeben, weil sie wie Karl V. keine blinden Gegner der Reform waren.

Nur Eins, das kleinste von den vielen Ländern aller Welttheile, über welche Philipp herrschte, die Niederlande, wagten zu klagen.

Von Maria von Burgund hatten die spanischen Habsburger die burgundisch-belgischen Provinzen (Brabant, Limburg, Luxemburg, Flandern, Artois, Hennegau, Namur, Antwerpen, Mecheln) geerbt; Kaiser Karl hatte die holländischen Provinzen (Holland, Zeeland, Utrecht, Geldern, Zütphen, Gröningerland, Friesland und Over-Yssel) mit diesen zu einem Ganzen vereinigt und wenn auch unter dem Scheine einer bleibenden Verbindung mit Deutschland thatsächlich vom deutschen Reiche getrennt und unter Spaniens Herrschaft gestellt. Die gewerbsamen und reichen Niederlande zahlten mehr als Spanien selbst zu allen Kriegsbedürfnissen des Kaisers. Aber schon unter Kaiser Karl V. empörte sich das Land sowohl gegen die Gelderpressungen, als auch gegen den Druck, den er und seine Räthe in religiöser Beziehung ausübten. Nach Karl's Tode stand dort derselbe Granvella, den Moritz von Sachsen mit Kaiser Karl aus Deutschland vertreiben half, unter Philipp II. an der Spitze der Regierung. Um das Land mit Hülfe eines ergebenen Episcopats leichter regieren, die „Ketzerei" des Volkes nachhaltiger zerstören zu können, und nebenbei sich ein höheres Einkommen zu sichern, zerschlug der Kardinal Granvella die alten, großen niederländischen Bisthümer, stiftete drei Erzbisthümer und mehrere Bisthümer, von welchen er sich das reichste, das Erzbisthum von Mecheln, vorbehielt. Die Klöster und Stifter des Landes mußten theilweise die Aussteuer der neuen Bisthümer bestreiten, wodurch die ganze niedere und Klostergeistlichkeit der spanischen Regierung entfremdet wurde.

Dem verhaßten Prälaten traten nach und nach das ganze Land, die Stände insbesondere, — der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Städte — feindlich gegenüber. Er stützte sich auf eine spanische Besatzung, deren Beseitigung daher das nächste Ziel der Stände wurde. Als sie zuerst beim Könige von Spanien die Entfernung derselben beantragten, antwortete die spanische Regierung in den Niederlanden mit massenhaften Ketzerverfolgungen; fünfzig, siebzig Scheiterhaufen leuchteten auf einmal im Lande auf. Der hohe Adel, Graf Wilhelm von Nassau, (Prinz von Oranien,[1]) schon Kaiser

[1]) Nach einer Besitzung des deutschen Fürsten im südlichen Frankreich.

Karl's Rathgeber), Lamoral Graf Egmont, (Fürst von Gavre, der Sieger von Gravelingen), Graf Horn und andere Mitglieder des Staatsraths in den vereinigten Provinzen unterstützten persönlich bei Philipp II. die Klagen der Niederländer. Als sie stolz abgewiesen wurden, traten sie aus dem Staatsrath zurück; worauf die Stände erklärten, daß sie nicht länger in Gegenwart Granvella's berathen würden. So drohte die beste Geldquelle der spanischen Regierung zu versiegen. Jetzt wurde die spanische Besatzung zurückgezogen und Granvella abberufen, worauf eine Weile wenigstens die Hoffnung auf bessere Zustände in den Niederlanden herrschte.

Unterdessen hatte sich aber die Weltstellung Spaniens ebenfalls geändert. Am 17. November 1558 starb Maria Tudor. Mit der Thronbesteigung der Königin Elisabeth hörte jeder Einfluß Spaniens in England auf, und nachdem Papst Paul V. durch seine anmaßenden und zwecklosen Feindseligkeiten gegen Elisabeth diese der Reformation in die Arme gestoßen hatte, wurde das Verhältniß zwischen Spanien und England ein feindliches. König Philipp II. heirathete nun eine französische Prinzessin, Elisabeth, Tochter Heinrichs II. (1559), wodurch er in ein nahes Verhältniß zu Maria Stuart, (Königin von Schottland, Gattin und Wittwe des Königs Franz II., seines Schwagers, und Nichte der Frankreich beherrschenden Guisen) trat. Während Pius V. erklärte, daß er den letzten Kirchenkelch zur Unterdrückung der Reformation in Schottland einsetzen werde, unterstützten Spanien und Frankreich eine Zeitlang gemeinsam die Königin von Schottland, die zugleich Ansprüche auf den englischen Thron machte und ihre Erlasse als Königin von England und Schottland unterschrieb. Eine französische Besatzung sollte ihr helfen, die Reformbewegung, die auch Schottland ergriffen hatte, zu bekämpfen. Elisabeth von England aber erkannte die Gefahr, die hierin für England lag und unterstützte die schottischen Reformatoren, denen es auch mit ihrer Hülfe, mehr noch mit Hülfe des Leidenschaften- und Ränkespiels der jungen Königin-Wittwe auf dem schottischen Thron gelang, der Reformation den Sieg zu verschaffen und Maria Stuart zur Flucht zu zwingen.

Die Feindschaft zwischen England und Spanien lastete schwer auf den Niederlanden, indem sie den niederländischen Handel, die hol-

ländische Schiffahrt zerstörte. Die Mißstimmung des niederländischen Volkes gegen die spanische Regierung wurde hierdurch um so mehr angefeuert, als trotz der Abberufung Granvella's die Niederländer vor wie nach durch blutigstrenge Strafedikte mit Hülfe der Inquisition zur Annahme des tridentinischen Glaubensbekenntnisses gezwungen werden sollten. Gegen dies Verfahren traten die Generalstaaten abermals auf, sandten den Grafen Egmont nach Spanien, um den König über den Eindruck, den diese Maaßregeln hervorriefen, aufzuklären. Philipp II., der von Anfang an dem Papste Pius V. erklärt hatte, „er werde die Provinzen entweder verlieren, oder die katholische Religion in ihnen aufrecht erhalten", empfing den Sieger von Gravelingen sehr gnädig, gab ihm wohlwollende und nachgiebige Anweisungen an die Statthalterin, seine Muhme Margaretha von Burgund, Kaiser Karl's V. Schwester, Wittwe des Herzogs Octavio Farnese von Parma mit, und — schrieb an demselben Tage an diese im entgegengesetzten Sinne, erließ strenge Befehle, die Strafedicte zu vollziehen, milde Richter durch strengere zu ersetzen und der Inquisition den Arm der weltlichen Gewalt zu allen ihren Beschlüssen und Urtheilen zu leihen.

Das ganze Land kam in Bewegung, Tausende von Flugschriften klärten die Menge auf, stählten ihren Muth, riefen die Begeisterung wach. Der Adel trat, immer den Gehorsam gegen den König vorbehaltend, zu einem Bunde gegen die Inquisition zusammen; das Volk brach zum offenen Aufstande los; katholische Kirchen wurden zerstört, die Bilder in Andern zertrümmert; im ganzen Lande bildeten sich bewaffnete Banden, „Geusen" wie sie bald mit Stolz sich nannten, nachdem die Spanier sie anfangs im Hochmuth „des geux" (Lumpengesindel) geschimpft hatten. —

Diese Ausbrüche der Volksungeduld, des Volksmißmuthes erlaubten König Philipp, den letzten Schein der Gesetzlichkeit fallen zu lassen. Herzog Alba, zum Statthalter ernannt, führte die sieggekrönten spanischen Kriegshelden Italiens, dieselben Besatzungstruppen, die eben in Schimpf und Hohn die Niederlande hatten verlassen müssen, hieher zurück. Ein „Rath der Unruhen", ein willenloses Blutgericht, erhielt Macht über Leben und Tod in den vereinten

Niederlanden, und König Philipp erklärte alle Niederländer ohne Ausnahme des Verbrechens der Ketzerei schuldig. So zum Aeußersten getrieben, versuchten die Niederländer, durch deutsche Hülfe unterstützt, unter der Leitung Wilhelms von Oranien einen vergeblichen Angriff gegen Albas Herrschaft, worauf Alba dann willkürlich diejenigen herausgreifen konnte, die zum Schrecken der Andern dem Richtbeil, dem Scheiterhaufen überliefert werden sollten. Da fiel das Haupt des tapfern Siegers von Gravelingen, des Grafen Egmont und vor ihm und nach ihm ein Heer von Hingerichteten, 70,000 Köpfe stark. „Ich habe den Leuten zeigen wollen, daß ich mich nicht fürchte", schrieb Alba in Bezug auf die Hinrichtung Egmonts nach Madrid, — so bekundend, daß ein Gedanke der Furcht ihn dennoch in seinem Schreckenssysteme beherrschte. Den Blutgerichten folgten Gütereinziehungen, Häuserniederreißen, Schautragen aller Art der rücksichtslosen Gewaltherrschaft. Das Alles schreckte die Schreckhaften eine Weile und trieb endlich die Muthigen, die große Mehrzahl des tapfern Volkes, zur Verzweiflung.

Anfangs schien das Geschick den Bestrebungen Philipps zu lächeln. In den Tagen, in welchen Alba mit Blut die Klagen der Niederlande zum Schweigen zu bringen glaubte, wurde die erste Geusenflotte von der spanischen Flotte zerstreut. Fast gleichzeitig schlug Philipp's Bastardbruder, Don Juan von Oesterreich, bei Lepanto (1571) die türkische Flotte, die seit einem Menschenleben das Mittelmeer in Schrecken beherrscht hatte. Papst Pius V. hatte ganz besonders dahin gewirkt und dazu beigetragen, Spanien, Venedig und andere italienische Staaten zum Kampfe gegen die türkische Flotte zu vereinigen, deswegen steigerte die weithin klingende Siegesnachricht überall das Selbstvertrauen der römisch-katholischen Staatsmänner und Umtreiber. Der Gedanke eines spanisch-katholischen Universalkaiserthums schlug neue Wurzeln in den Herzen der von Jesuiten geleiteten Anhänger des Papstthums. Zur Anbahnung desselben hatte König Philipp II., abermals Wittwer, Anna, die Tochter des deutschen Kaisers Maximilian II., geheirathet, während zugleich der Plan entstanden war, England, das den unzufriedenen Niederländern zum Rückhalte diente, für die Königin Maria von Schottland und einen Gatten

derselben nach dem Sinne Spaniens und Roms zu erobern. Die blutigen Schaaren Albas sollten in England landen, und der Papst Pius V. bereitete dies vor durch eine neue Fluchbulle (vom 27. April 1570), welche der Königin Elisabeth Entsetzung vom Throne und aller ihrer Unterthanen Lösung vom Eide gegen sie aussprach. In Frankreich, Spanien, Italien und den Niederlanden wurden eigens für England Jesuitenkollegien errichtet, deren Hauptzweck die „Mission" zur Bekehrung der Ketzer in England war. Englands Regierung und Parlament suchten diesem Treiben durch die „Testakte" (29. August 1571), den Suprematseid, in welchem alle Beamten die Obherrschaft der Königin über die Kirche anerkennen mußten, durch Hochverrathserklärung gegen Jeden, der die Rechtgläubigkeit und das Erbrecht der Königin leugne, entgegen zu arbeiten. Das Alles aber verhinderte nicht, daß von nun an Hunderte von heimlichen Priestern aus diesen Collegien für England hervorgingen, um hier die Reformation und die Regierung mit allen Mitteln, vor Allen mit den Mitteln der geheimen Verbindungen, der Verschwörungen zu untergraben.

Die nächste Folge dieser drohenden und aufreizenden Bestrebungen gegen England war eine noch größere Theilnahme Englands an dem Geschicke der aufständischen Niederlande. Die Wassergeusen, die in ihren Fischerkähnen und Uferschiffen die letzte freie Stätte der Niederlande wahrten, fanden von nun an Schutz und Hülfe in den englischen Häfen, bei den englischen Schiffsbesitzern und Seeleuten. Ihrem Muthe, ihrer Religionsbegeisterung und der englischen Hülfe verdanken denn die Wassergeusen die Siege, die sie nun bald über die spanische Flotte davon trugen.

Am 1. April 1572 versuchten die Wassergeusen mit vierzig Segeln unter dem Grafen Wilhelm von der Mark eine Landung auf der Insel Voorne, die mit der Wegnahme des Städtchens Briel vollkommen gelang. Hier gewannen sie den festen Punkt, von welchem aus das Weltreich Philipps II. aus den Angeln gehoben werden sollte. Alle Stürme, die Albas Heere gegen die kaum befestigte erste Eroberung der Geusen versuchten, wurden mit Todesverachtung zurückgewiesen. Die Siegesbotschaft ging durch die ganzen Niederlande. Vließingen, Dortrecht, Zeeland, Nord- und Südholland erhoben sich

und vertrieben die Spanier. Gleichzeitig drangen Heeresabtheilungen zum großen Theil aus deutschen und hugenottischen Hülfstruppen bestehend, in die belgischen Provinzen ein und gaben das Zeichen zum Aufstande für Brabant, Geldern und Flandern. Am 11. Juli endlich sucht die spanische Flotte die der Geusen auf, und findet bei dem Zusammenstoße mit derselben eine vollkommene Niederlage.

Der Siegesjubel der französischen Gesinnungs- und Hülfs-Genossen der Niederländer war mit im Spiele, als die Guisen, die Verbündeten Spaniens, im August des verhängnißvollen Jahres 1572 den Entschluß zur Bluthochzeit faßten; wie denn diese Greuelthat wieder nicht ohne Folgen für den niederländischen Aufstand blieb. Der Schrecken der Bartholomäusnacht lähmte einen Augenblick die Entschlossenheit der Reformirten, zerriß vielfach das Band, das die Hugenotten an die Geusen knüpfte, und stählte dagegen im ersten Siegesjubel auch die Wuth der Schreckensmänner in den Niederlanden. Alba und sein Heer erhoben sich von neuem, und es gelang ihnen, den Herzog Ludwig von Nassau in Bergen zu belagern und Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, dessen Hülfsquellen aus Frankreich nach der Blutnacht stockten, zum Rückzuge über die Grenzen zu zwingen. Geldern, Friesland, Hennegau, Zütphen, Brabant, Oberyssel, Gröningen konnte Alba noch einmal siegreich durchziehen. Bald aber war der erste Schrecken der pariser Blutnacht gebrochen, und dann trat erneuerte Begeisterung an die Stelle des ersten staunenden Zauderns. Zum Ersatz der hugenottischen trat verdoppelte englische und deutsche Hülfe ein. Elisabeth von England und Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz insbesondere wurden durch die Bartholomäusnacht zu offnen und Alles aufopfernden Bundesgenossen der Hugenotten und der Geusen. Diese Letztern selbst widerstanden in Holland und Zeeland siegreich den spanischen Stürmen. Auch hier sollte erneuerter Schrecken helfen. Don Friedrich, Albas Sohn, fand den ersten festen Widerstand in dem kleinen Städtchen Naarden. Durch Uebermacht genommen, wurde dasselbe geplündert; von 6000 Bürgern wurden Alle bis auf 60 niedergehauen, niedergemetzelt, die Kranken aus den Spitälern herausgeschleppt und in den Straßen aufgehängt; vierhundert Mann Besatzung, die sich auf die Bedingung hin, daß ihnen das Leben gesichert werde, ergeben hatten, wurden dem

Hungertod überliefert, weil Albas Sohn behauptete, er habe ihnen das Leben, nicht Lebensmittel zugesagt. Aber statt zu schrecken, empörten die Greuelthaten. Die nächste Stadt, die belagert wurde, Harlem, widerstand der ganzen spanischen Macht in den Niederlanden fast neun Monate, lange genug, um den Zauber des Schreckens in ganz Holland und Niederland zu brechen, und den durch die Schreckensthaten den Niederländern gewonnenen Freunden Zeit zu lassen, Diesen Hülfe aller Art zuzusenden.

Und der Zauber des Schreckens durch Alba vertreten war nicht nur in den Niederlanden, sondern auch am spanischen Hofe gebrochen. Alba wurde zurückberufen und durch Don Luis Requesens y Zuniga ersetzt. Der neue Statthalter aber konnte durch seinen Sieg auf der Mookerheide den Eindruck, den die Siege der Seegeusen über die spanische Flotte, die der „Land- und Buschgeusen", durch deutsche Hülfe verstärkt, sowie die fruchtlose Belagerung von Leyden[1]) hervorgerufen, nicht wieder verwischen. Sein Tod löste die Ordnung in den durch die Begeisterung und den Todesmuth des „Lumpengesindels" außer Fassung gebrachten und überdies schlecht bezahlten stolzen spanischen Legionen auf; sie plünderten die Städte, in denen sie lagen, Antwerpen, Mastricht insbesondere, wo sie tausende von Bürgern im wilden Aufruhr erschlugen und hunderte von Häusern niederbrannten. So warfen sie auch die belgischen Provinzen dem Aufstande wieder in die Arme. Holland und Zeeland hatten schon früher durch den klugen und umsichtigen Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien eine feste Regierung erhalten, wofür die Generalstaaten von Holland diesem die Statthalterschaft übertrugen, die Prinz Wilhelm dann „im Namen des Königs von Spanien" übernahm und führte. Jetzt am 8. November 1576 traten die Generalstaaten der belgischen Provinzen in ein festes Bündniß mit Holland, „die Genter Union", wodurch die Niederlande in Religions- und politischer Freiheit den festen Grundstein zu ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Spanien legten.

---

[1]) Zum Lohne für die tapfere Vertheidigung schlug die Stadt jeden andern ihr von den Generalstaaten angebotenen Schadenersatz aus, und erbat sich nur das Recht, eine Universität errichten zu dürfen. So entstand die Universität von Leyden.

16.

Die ganze katholische Welt fühlte den Schlag mit, der in den Niederlanden Rom und seinen tapfersten Vertheidiger, die „katholische Majestät Spaniens" getroffen hatte; und Rom und Alles, was unter seinem Einflusse stand, wurde zu einem neuen Sturme gegen die Niederlande und gegen England, dessen Stütze, aufgeboten. Durch die Erfahrungen endlich halbwegs belehrt, daß der Blutschrecken in den Niederlanden nicht zum Ziele führe, wurde der Sieger von Lepanto Don Juan von Oesterreich zum Statthalter der vereinigten Niederlande ernannt, und mit versöhnenden Friedensunterweisungen dorthin geschickt. Er kam in Luxemburg, der einzigen Provinz, die nicht von Spanien abgefallen war, wenige Tage vor dem Abschluß der Genter Union ohne alle militairische Begleitung an, zu spät um die Genter Union zu verhindern, aber früh genug, um sie halbwegs wieder rückgängig zu machen. Anstatt der Blutedikte Albas erließ Don Juan schon am 12. Februar 1577 das „ewige Edikt", in welchem er die Abberufung der fremden Söldner von neuem zugestand und die Rechte und Freiheiten der Niederländer anerkannte. Es gelang ihm auch, für diese neue Richtung die belgischen Generalstaaten zu gewinnen. In den belgischen Provinzen herrschte ein mächtiger Adel über ein Volk, das theilweise celtischer und gallischer Abstammung der romanischen Weltanschauung näher lag, als die ächtgermanischen holländischen Provinzen. Unzufrieden mit dem vorherrschenden Einflusse, den das Bürgerthum in den holländischen Provinzen ausübte, schloß sich der belgische Adel, und von diesem mit fortgerissen auch das Volk leichter wieder an Spanien an, nachdem die fremden Kriegsvölker entlassen waren und die Statthalterschaft allen Bündnissen mit fremden Mächten entsagt hatte. Von neuem sagten sie dem Könige Treue, dem Statthalter Gehorsam und der katholischen Religion ihre Unterstützung zu; während Holland und Zeeland ihre feindliche Stellung Spanien gegenüber aufrecht hielten. Bald traten auch einzelne belgische Provinzen wieder zu den holländischen zurück, nachdem sich durch die kriegerische Besetzung von Charlemont und Marienburg herausgestellt hatte, daß die Zugeständnisse Don Juans nur ein Mittel

gewesen waren, sich von neuem den Weg in das Herz der Niederlande zu bahnen. Ein Theil der belgischen Provinzen aber, die wallonischen insbesondere, hielten fest an Spanien, und wurden von da an die wahre Rüstkammer und Werbschule der Söldlinge Spaniens und Oesterreichs. Durch ihre tapferen Krieger verstärkt konnte Don Juan mit seinen fremden Kriegsvölkern unter der Leitung des Herzogs Alexander Farnese von Parma (des Sohnes der früheren Statthalterin, Herzogin Margaretha) eine Zeitlang siegreich den Kampf in den Niederlanden bestehen. Als die Mehrzahl der niederländischen Provinzen am 22. Juli 1578 zu Antwerpen in einem Religionsfrieden Duldung für alle Religionsparteien festgestellt hatte, gelang es in einem „Bunde von Arras" am 6. Januar 1579, die wallonischen Landschaften von Arras, Artois, Hennegau, Douay, Orchies zum Widerstande gegen den „Antwerpener Religionsfrieden" zu vereinigen. Im Gegensatze zu diesem katholischen Sonderbunde von Arras traten am 22. Januar Holland, Zeeland, Zütphen, Friesland, Oberyssel, Utrecht, Gröningen und Geldern zu der „Utrechter Union" zusammen, in welcher die vereinigten Provinzen sich verpflichteten, als ein unauflöslicher Staatenbund nur gemeinsam und nur auf einstimmigen Beschluß ihrer Abgeordneten Krieg zu erklären, Frieden und Waffenstillstand zu schließen und neue Auflagen zu genehmigen; dagegen allen Landschaften ihre Freiheiten und Gebräuche, ihre Ordnung und Gesetze, ihre besondere Rechtspflege und Verwaltungsweise, vor Allem die volle kirchliche Unabhängigkeit und Glaubensfreiheit gemeinschaftlich zu sichern. Die Absonderung der von Adel und Geistlichkeit beherrschten belgisch-wallonischen Provinzen war die Ursache, daß die holländisch-germanischen desto kräftiger und freier ihren Grundsätzen folgen konnten. Vorerst aber half der Bruch dem Herzog Alexander von Parma, einem der größten Kriegsführer der Zeit, nach und nach mit Hülfe der wallonischen Eiferer, des schwankenden Adels in allen Niederlanden, des römischen Geldes, der unterirdischen Wühlereien der Jesuiten und der Ausdauer der tapfern spanischen Kriegsschaaren, einen großen Theil der vereinigten Provinzen zurückerobern. Der Prinz Wilhelm von Oranien war die Seele des Kampfes der Niederländer gegen Spanien. Deswegen sprach der König von Spanien die Acht

gegen ihn aus und setzte ein Blutgeld von 50,000 Scudi auf seinen Kopf. Die vereinigten Provinzen der Utrechter Union antworteten darauf mit der Unabhängigkeitserklärung ihres Bundes. Die Feinde desselben aber hofften, den Bund selbst in seinem Führer treffen und verderben zu können. Zu dem Ende wurden Meuchelmörder gegen Wilhelm von Oranien aufgestachelt. Ein erster Versuch mißlang 1582[1]); ein zweiter Meuchelmörder, Balthasar Gerhard, tödtete am 10. Juli 1584 den Prinzen Wilhelm durch einen Pistolenschuß. Der Mörder hatte seine That mit Jesuiten und Barfüßermönchen besprochen, ihren Beifall und ihren Segen erlangt; die Domherren von Herzogenbusch feierten sie durch ein Te deum laudamus und Philipp II. adelte die Nachkommenschaft und Verwandtschaft des Meuchelmörders. Bald aber trat Wilhelms Sohn Moritz an die Stelle seines Vaters, bekundete sich dann als Volks- und Heerführer selbst seinem großen Vater überlegen.

Die Ermordung Wilhelms und die Siege Alexanders von Parma führten endlich auch zur Einnahme von Antwerpen, womit fast alle belgischen Landestheile zurückerobert waren. In Folge dieser Fortschritte Spaniens zogen der Handel und die Fischerei von Antwerpen insbesondere aus nach dem freien Amsterdam; Hunderttausende der betriebsamsten Köpfe folgten im ganzen Lande diesem Zuge; in wenigen Jahren war Belgien verarmt und Holland um ebensoviel reicher, blühender, mächtiger geworden.

Die englischen Staatsmänner fühlten sich in England selbst durch die Fortschritte der Spanier in den Niederlanden bedroht. Don Juan von Oesterreich langte in den Niederlanden mit dem Plane an, Maria Stuart aus der englischen Gefangenschaft zu befreien, um sich mit ihrer Hand ihre Ansprüche auf den Thron von

[1]) „Ich weiß nicht, ob es eine größere Blasphemie gibt als die, welche die Papiere des Biscayers Jauregny enthalten, den man bei einem Attentat auf das Leben des Prinzen ergriff. Als eine Art Amulet führte er Gebete bei sich, in denen er die gnädige Gottheit, die dem Menschen in Christo erschienen, zur Begünstigung des Mordes angerufen, in denen Gott nach vollbrachter That gleichsam ein Theil des Gewinnes zugesagt wird, der Mutter Gottes von Bayonne ein Kleid, eine Lampe, eine Krone, der Mutter Gottes von Aranjuez eine Krone, dem Herrn Christus selbst ein reicher Vorhang." Ranke, Päpste II. 105.

Schottland und England zu erwerben. Sein Tod (1579) machte diesen Planen ein Ende. Jetzt sollte Jakob VI. von Schottland, der Sohn Marias, im Bunde mit der Guisen-Partei in Frankreich, gefußt auf die siegreichen Spanier in den Niederlanden, durch einen Einfall in England Elisabeth stürzen helfen. Gleichzeitig fand ein von Rom aus aufgestachelter Aufstand in Irland statt, während verkleidete Priester, Jesuitenzöglinge, in England immer neue Verschwörungen anzettelten; Savage, aus dem Seminar zu Reims abgeschickt, sollte die Ermordung Elisabeths, Babington die Befreiung Marias und die Erhebung der Katholiken, Beide unter Mitwissen Maria Stuarts, versuchen. Die klugen, vorsichtigen und rücksichtslosen Minister Elisabeths benutzten diese letzten Versuche zu einer offenen Hochverraths-Anklage gegen Maria, die endlich am 8. Febrar 1587 zu ihrer Hinrichtung führte.

Die blutige Herausforderung, die in der Hinrichtung der Maria Stuart gegen die ganze römisch-katholische Welt lag, war mit Ursache, daß nun alle Mittel Roms und der Jesuiten aufgeboten wurden, die ganze Macht des römischen Katholicismus unter der Leitung Spaniens zu einem Hauptschlage gegen England zu vereinigen.

Spanien war der Zeit die erste Seemacht der Welt, wie sie als solche sich auch bei Lepanto bewährt hatte. Die Jesuiten hatten Philipp II. geholfen, diese Macht durch die Flotte der zweiten Seemacht Europa's, Portugals, zu verdoppeln. Nirgends haben die Jesuiten so offen zum Untergange eines Königshauses, wenn nicht absichtlich darauf hingewirkt, wenigstens dazu beigetragen, wie in Portugal. Ein Knabe, Sebastian, der Enkel Johanns III. und Johannas, der Schwester Karls V., in der Vormundschaft seiner Großmutter und seines Großoheims, wurde der Zögling der Jesuiten, — die gleichzeitig den Großohm und die Großmutter durch ihre seelsorgenden Beichtväter und Gewissensräthe nach verschiedenen, sich vernichtenden Richtungen hin in Thätigkeit setzten. Durch ihre Ränke vereitelten sie die Verehelichung Sebastians. Sie trieben Diesen, der sich als Jesuitenschüler den „allergehorsamsten König" nannte, zu einem Kreuzzuge gegen die Mauren Afrikas, auf welchem der junge König am 24. Juni 1578 in der Schlacht bei Alcassar spurlos verschwand.

Dann halfen die Jesuiten Philipp II. (1580) die Krone Portugals erwerben. Nun wurde die vereinigte Seemacht von Spanien und Portugal durch den Einfluß der Jesuiten und Roms gegen England getrieben. Sixtus V. hatte schon früher dem Könige von Spanien eine Million Scudi zu zahlen versprochen, sobald ein englischer Hafen von spanischen Soldaten besetzt sei; jetzt belehnte er Philipp II. förmlich mit England und segnete seine Flotte. 138 große Kriegsschiffe (Galeeren, Galeoten, Galeonen) mit 2600 Kanonen und einer Besatzung von fast 40000 Mann lichteten am 22. Juli 1588 bei Corunna die Anker, um sich an der niederländischen Küste mit einer zweiten Flotte kleiner Schiffe und abermals 40,000 Mann unter dem siegreichen Alexander Farnese zu vereinigen, und dann gemeinsam gegen England zu segeln. Außer dem hohen Adel von ganz Spanien, Italien, Oesterreich und Belgien begleitete auch der Großinquisitor mit hundertfünfzig Dominikanern die spanische Flotte, so wie eine Mission von vierundzwanzig Jesuiten das Heer Alexanders. England hatte gegen diese Macht nicht mehr als 25 größere Kriegsschiffe aufzubieten, denen aber eine Art freiwillige Seewehr aus bewaffneten Handelsschiffen zur Seite stand, die seit zwanzig Jahren alle Meere der Welt durchziehend allen Stürmen und Gefahren trotzen gelernt hatten. Sobald die „unüberwindliche Armada" den englischen Gewässern sich näherte, waren die englischen Kriegs- und Seewehrschiffe stets hinter den spanischen her. Auf der Rhede von Calais schickten die Engländer Brander unter dieselbe, wodurch diese in stürmischer Nacht ihre Anker zu lichten gezwungen war und dann auseinander getrieben wurde. Neue Stürme, die ein höheres Geschick lenkte, Seuchen, die unter dem Heere Alexanders ausbrachen, halfen der englischen Tapferkeit und Entschlossenheit. Ein Orkan nach dem andern trieb die Armada im Kanal herum, und überlieferte die einzelnen Abtheilungen derselben dem Kampfmuthe der englischen Seeleute, so daß die spanische Flotte als sie Ende September in den spanischen Häfen wieder anlangte, den vierten Theil der Kriegsschiffe und der Besatzung eingebüßt hatte und der Rest gebrochenen Vertrauens heimkehrte. „Der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut!" steht auf der Münze, welche Holland zum Andenken an dies Ereigniß schlagen ließ. —

17.

Die Niederlage der „unbesiegbaren Armada" traf die Kernwurzel der spanischen Macht, und mit ihr Alle, die von dieser Macht ihr Heil hofften. Die Niederlande erhoben sich unter Moritz von Oranien von neuem; sie lernten bald auch die siegreichen Schaaren Alexanders von Parma wieder besiegen, so daß, als dieser 1592 starb, die Spanier fast überall, wohin Alexander vorgedrungen, zurückgewiesen waren.

Vor Allen kam den Hugenotten die Niederlage der Armada zu Gute. Um Heinrich IV., der kurz nach der Zerstörung der Armada die Königskrone von Frankreich gewann, zu verhindern, sein Ziel zu erreichen, wurde jetzt die Macht Spaniens von neuem gegen Frankreich getrieben. Aber diese konnte die Fortschritte Heinrichs IV. kaum noch hemmen. Die Spanier, und Philipp ebenso gut wie die Inquisition und die spanischen Jesuiten, begannen zu fühlen, daß der Kampf für ein spanisches Weltkaiserthum im Dienste Roms zum Untergange des Ansehens und der Macht der spanischen Monarchie führen könne — als er in der That bereits dazu geführt hatte. So entstand eine Mißstimmung zwischen Spanien und Rom, welche die letzten Jahre Philipps II. beherrschte. Auch die spanische Inquisition sah dann die Jesuiten als unheilbringende Bundesgenossen an. Ein Theil der spanischen Jesuiten selbst klagte gegen die römische Leitung des Ordens, gegen den General Aquaviva, der den Orden verkommen lasse, der nicht nach Verdienst, sondern nach Laune meist junge Leute und seine Landesgenossen, Neapolitaner, zu den höhern Stellen befördere. Aus den Reihen der Jesuiten selbst drangen nun die Stimmen über die Verkommenheit des Ordens ins Ohr der erstaunten Anhänger dieser Vorkämpfer Roms. Die Inquisition griff solche Klagen auf, zog insbesondere den spanischen Jesuitenprovinzial (Marcenius), der einem andern Jesuiten, welcher sein Beichtkind im Beichtstuhl selbst entehrt haben sollte, geholfen habe, die Entehrte zu beseitigen, trotz aller päpstlichen Privilegien der Jesuiten vor ihr Gericht, nahm die Bücher der Jesuiten in Beschlag und verbot ihnen, Spanien zu verlassen. Auf Antrag des Jesuitengenerals Aquaviva

forderte Papſt Sixtus V. den Großinquiſitor auf, den Prozeß und die Angeklagten vor das päpſtliche Gericht in Rom zu ſtellen; aber erſt die Drohung, den Großinquiſitor augenblicklich entſetzen zu wollen, brachte dieſen dazu, den päpſtlichen Befehl durch eine Freiſprechung der angeklagten Jeſuiten zu umgehen. Dann aber griff die Inquiſition den Jeſuitenorden an der Wurzel an, indem ſie die Klage eines Jeſuiten (Vincent) annahm, der den Brief des Stifters des Ordens „über den Gehorſam" als ketzeriſch, unmenſchlich und unchriſtlich vor der Inquiſition verklagte. Die Inquiſition verurtheilte auch dieſen Grundſtein der Geſellſchaft Jeſu; und als Sixtus V. auch dieſen Prozeß nach Rom zog, ſtimmte dort eine Commiſſion von Theologen, denen der Prozeß vorgelegt wurde, dem Urtheile der Inquiſition bei. Das Alles verhinderte nicht, daß der klagende Jeſuit (Vincent) in Rom ins Gefängniß geworfen wurde und hier elend untergehen mußte. Ein noch tiefer greifender Streit erhob ſich dann zwiſchen den Dominikanern und den Jeſuiten, als Aquaviva in einem neuen Studienplane für die Jeſuiten ſich gegen die Anſicht des „ſeraphiniſchen Doctors" der Dominikaner, St. Thomas von Aquino, für den freien Willen des Menſchen ausſprach. Die ganze Kirche kam dadurch in Bewegung, Disputation folgte auf Disputation und erſt die allgemeine Ermattung der Kämpfenden machte dem Streite halbwegs ein Ende. Die Jeſuiten und die Inquiſition, die beide im Namen der Kirche die Welt regieren wollten, ſie im Namen der Kirche mit Krieg, Mord, Blut und Scheiterhaufen füllten, waren nicht einig über die erſte Frage der menſchlichen Geiſtesthätigkeit.

Unterdeß wurden die Klagen über das höfiſche Ränkegetreibe des Jeſuitenordens immer allgemeiner. Auch die Briefe wurden jetzt bekannt, in welchen die Großmutter Dom Sebaſtians von Portugal die Jeſuiten am Liſſaboner Hofe bei dem General Franz Borgia anklagte, und insbeſondere dem Jeſuiten Luis Gonſalvez, dem Erzieher Sebaſtians, den Vorwurf machte, ſeinen Zögling zur Wolluſt zu erziehen, um ſtatt ſeiner zu herrſchen und Portugal ausbeuten zu können.

Papſt Sixtus ſelbſt forderte eine allgemeine Reform in Bezug auf die Grade, auf den Namen „Jeſuit", der zum Stolz verleite,

auf die Zeit des Noviziats und die Aufnahme der Professen, und endlich in Bezug auf die Bestrafung, den Gehorsam und die Vertheilung der Güter unter die Armen. Sixtus entzog den Jesuiten die Geldunterstützungen des römischen Hofes. Im Orden selbst trat ebenfalls in Rom eine Partei hervor, die eine strengere Zucht, mehr Hingebung zu Gebet und heiligen Betrachtungen forderte. Die Gegenpartei, der General Aquaviva an der Spitze, machte geltend, daß der Orden nicht ausschließlich zum Beten errichtet worden, sondern auch weitere Zwecke „ad majorem dei gloriam" zu verfolgen habe. In einem Rundschreiben rieth Aquaviva seinen Untergebenen Beides, das Beten und die höhern Zwecke des Ordens, zu vereinigen.

Sixtus V. zwang den General ein Decret zu erlassen, durch welches der Name der Gesellschaft „Jesu" zurückgenommen wurde. [1]) Wenig Tage nachher (27. Aug. 1590) starb der strenge und oft überkluge Sixtus, der zu ahnen begonnen hatte, daß das Getreibe der Jesuiten dem römischen Hofe mehr schaden als nutzen müsse. Sein Nachfolger Gregor XIV. hob die Reformbeschlüsse des Papstes Sixtus wieder auf, stellte die Geldunterstützungen der Jesuiten aus dem Schatze des römischen Stuhls wieder her und sprach seinen Fluch aus gegen Jeden, der sich der Gesellschaft Jesu feindlich zeigen werde.

In Spanien insbesondere herrschte Uneinigkeit im Orden selbst. Ein großer Theil schloß sich den Rom feindlichen Bestrebungen des Hofes und der Inquisition an, verlangte einen eigenen Obern für Spanien, zeitweilige, nicht lebenslängliche Generale, Wahl der Provinzialen durch die Provinz, der Rectoren und Superioren durch die Professen der verschiedenen Häuser. Sie betrieben bei Papst Clemens VIII. eine Generalversammlung des Ordens gegen Aquaviva, auf der sie die obigen Reformen durchsetzen zu können hofften. Auf dieser Generalversammlung (4. Nov. 1593) aber erließ die Mehrzahl der Professen im Gegensatz zu diesen Bestrebungen ein Decret, nach welchem diejenigen, die sich fernerhin um Reformen der Constitution des Ordens zu beantragen an den Papst wenden würden, als entartete Söhne, als Verführer, als Mitschuldige, als Urheber von Un-

[1]) Cretineau-Joly II. 226: 226. 240. 242.

ordnung und Entzweiung aus der Geſellſchaft Jeſu, gleich Ausſätzigen auszuſtoßen, und vor ihrer Ausſtoßung dem General zur beliebigen Beſtrafung zu überliefern ſeien. [1])

Alles was dieſe Reformbeſtrebungen im Orden bewirkten, war ein ſtreng klingendes, vollkommen erfolgloſes Verbot gegen alle Ordensmitglieder, ſich mit Politik zu befaſſen. So trug die römiſche Auffaſſung den vollkommenſten Sieg über die Reformverſuche, ſo wie über die Sonderbeſtrebungen der Spanier davon; nichtsdeſtoweniger aber war der Einfluß des Ordens in Spanien gebrochen, ſo daß dieſer ſich ein anderes Feld ſuchen mußte, wenn er überhaupt die Bahn weiter wandern, die Ziele ferner verfolgen wollte, für die er geſchaffen worden war.

18.

Mit dem Siege Englands über die Armada war auch der Sieg der Niederlande über Spanien entſchieden. Der Verſuch mit Hülfe König Philipps den Hugenottenkönig zu verhindern, den franzöſiſchen Thron zu beſteigen, brachte Spanien einen Feind mehr, ſo daß jetzt Frankreich, England, die Niederlande und, als Philipp II. der römiſchen Politik nothgezwungen endlich den Rücken zu kehren begann, auch der Papſt Clemens VIII. ſich als Feinde und Gegner Philipps bethätigten. Von allen Seiten wurde Spanien beſtürmt, von allen Seiten brach ſeine Macht zuſammen. Die Engländer konnten (1596) ungefährdet in Cadix landen, die Stadt, den Hafen, die Schiffe, die Arſenale plündern und verbrennen; die Holländer ſchlugen (1597) das ſpaniſche Heer bei Turnhout; die Franzoſen zwangen Philipp (1598) zu einem demüthigenden Frieden, den die Vermittelung des Papſtes Clemens VIII. eher zum Nachtheile als zum Vortheile des abgenutzten Bundesgenoſſen Roms kehrte.

Auf ſeinem Todtenbette ernannte Philipp II. den Erzherzog Albrecht von Oeſterreich, den Gatten ſeiner Tochter Clara Iſabella, zum

---

[1]) Institutum Soc. Jesu V, I. Decreta Congreg. V. §. 54. pag. 558. etc. Paul V. beſtätigte ſpäter dies Decret ibid. V. I. Literae apostolicae pag. 112 etc.

Statthalter der Niederlande, um so das Land, wenn nicht für Spanien, doch für sein Haus zu retten.

Kein König hat mitleidloser das Blut seiner Unterthanen geopfert; die Mitwelt glaubte von ihm, daß er seinen eignen Sohn Don Carlos habe enthaupten lassen, und die Geschichte darf nicht ohne allen Zweifel entscheiden, ob dies nicht wirklich geschehen ist. Vom Wahne der Herrschsucht besessen, vom Fluche der alleinseligmachenden Kirche gegen alle Ketzer getrieben, von den ränkevollen Staatsmännern Roms gelenkt, hatte der kalte, stolze Philipp Hunderttausende zu Tode martern lassen. Er selbst starb den furchtbaren Tod, der nur ein paar Unglücklichen beschieden war, nach langen, unaussprechlichen Schmerzen zuletzt lebendig von Läusen gefressen zu werden (12. Sept. 1598).

Er hinterließ das Reich, das er als das mächtigste und blühendste in Europa übernommen hatte, in vollkommenem Zerfalle begriffen. Diese Zerrüttung Spaniens war das Endergebniß des großen Kampfes, in welchem Philipp II. von der Inquisition und den Jesuiten zugleich angetrieben, die Weltherrschaft im Namen und zum Vortheile der römisch-katholischen Kirche herstellen sollte. Er sollte der Vollzieher des Fluches werden, mit dem das Concil von Trient sein Glaubensbekenntniß der Welt verkündigte. Der Fluch war auf ihn zurückgefallen.

19.

Der Versuch des Erzherzogs Albrecht, die Niederlande zurückzuerobern, scheiterte an der kleinen Seestadt Ostende, die er fast vier Jahre hindurch (1601—1604) belagern mußte, bis er sie zuletzt nur als einen Schutthaufen einnahm.

Ueber 70,000 spanische Söldner waren vor derselben gefallen. 1607 kam es zu einem Waffenstillstande zwischen Albrecht und den Generalstaaten, der am 9. April 1609 auf zwölf Jahre erneuert wurde und die Anerkennung der holländischen Republick, „der freien Landschaften, Provinzen und Staaten, auf welche Spanien keine Ansprüche mache", in sich schloß. Holland, Zeeland, Geldern und Zütphen, Westfriesland, Utrecht, Overyssel, Friesland, Gröningen

(mit den Ommelanden) bildeten von da an unangefochten einen Freiſtaat, der in Handelsblüthe, klugem Haushalt, Tapferkeit und Unternehmungsgeiſt den ausgeſprochenen Gegenſatz gegen das abgenutzte, ausgebrannte, erſtorbene Spanien darſtellt.

Der erſte Staat, der Heinrich IV. anerkannte, war Venedig; ihm folgte Toskana, und der ſtrenge Sixtus V. war klug genug, nicht einmal erkennen zu laſſen, wie tief ihn dieſer Abfall ſeiner nächſten Nachbarn verletzte. Einer ſeiner Nachfolger Paul V. ſollte wenige Jahre ſpäter durch eigne Erfahrung belehrt werden, wie tief der Einfluß Roms in der nächſten Nachbarſchaft wieder geſunken war, und wie klug Sixtus gehandelt, als er Venedig wegen der Anerkennung Heinrichs IV. nicht zur Rechenſchaft zu ziehen ſuchte. In Venedig kam unter dem Dogen Donato und unter dem Einfluſſe des gelehrten und ſcharfſinnigen Geſchichtſchreibers des Concils von Trient Paolo Sarpi die Anſicht zum Durchbruche und zur rückſichtsloſen Anwendung, daß der Staat, von Gott eingeſetzt, auch die Geiſtlichkeit zum Gehorſam zwingen dürfe, daß ihm und nur ihm die Ernennung der Geiſtlichkeit, die Veröffentlichung der Bullen obliege. Es war das im Geiſte des Papſtthums die offenbarſte Ketzerei, die dann auch Paul V. durch den Bann und das Interdikt über Venedig am 17. April 1606 beſtrafte. Die Regierung kehrte ſich in keiner Weiſe an Bann und Interdikt, das Volk dachte wie die Regierung, und die Geiſtlichkeit, die nicht verbannt ſein wollte, mußte ruhig den Gottesdienſt vor wie nach verſehen. Das führte dann ſehr bald den Papſt zu mildern Anſichten. Es kam ein Friede zu Stande, bei welchem die Venetianer die Losſprechung von der päpſtlichen Cenſur als überflüſſig höflichſt zurückwieſen. Die Niederlage des Papſtthums war hier vollſtändig.

Aber es lag im Weſen Roms und ſeiner ergebenen Kämpfer, daß ſie wohl hier und dort zurückgeſchlagen werden konnten, den Kampf aber deswegen nicht aufgeben durften. Der Geiſt, der in Frankreich, in England, in den Niederlanden endlich vollkommen beſiegt erſcheint, hatte unterdeſſen in einem andern Lande Fortſchritte gemacht, und ſuchte und fand hier einen neuen Schauplatz ſeiner Thätigkeit, einen neuen Krieg zur Ausrottung der Ketzer. Dies Land war Deutſchland.

Sechsundzwanzigſtes Buch.

Der dreißigjährige Krieg und der weſtfäliſche Friede.

Der dreißigjährige Krieg und der weſtfäliſche Friede.

1.

Der große Kampf, den Rom und Spanien gegen die Reformation in Frankreich, England und den Niederlanden führte, hatte in Deutſchland alle Parteien auf's Höchſte in Anſpruch genommen. Die Katholiken und Proteſtanten fühlten, daß von dem Ausgange deſſelben auch ihr Geſchick abhängen werde. Da aber die Mehrzahl des deutſchen Volkes ſelbſt in den Ländern katholiſcher Fürſten der Reformation gewonnen war, ſo durfte auch die Theilnahme der katholiſchen Fürſten und der ſie beherrſchenden Jeſuiten lange keine öffentliche ſein; was natürlich nicht verhinderte, daß ſie im Geheimen und insbeſondere die Jeſuiten durch Geld, das durch ihre Hände aus Deutſchland nach Rom floß, ſich ſo thätig als möglich an dem Kampfe betheiligten. Die Päpſte konnten bei nur ſehr geringem Einkommen und ſehr großen Ausgaben in dem Kirchenſtaate dennoch nach allen Seiten hin den Kampf gegen die „Ketzer" mit Geld und Soldtruppen unterſtützen, und Sixtus V. häufte ſogar mit Hülfe eines jüdiſchen Finanzminiſters, des Spaniers Lopez, einen Schatz von mehreren Millionen Scudi auf. [1])

[1]) Sixtus ſammelte in den drei erſten Jahren 4½ Mll. Scudi, während der apoſtoliſche Stuhl nur 200,000 Scudi Einkommen hatte. Aemterverkauf ſoll die obigen Ueberſchüſſe erklären. Die „geheimen" Einnahmen des apoſtoliſchen Stuhls werden ſicher für nicht wenig bei den Schätzen Sixtus' V. in Rechnung kommen müſſen. Ranke, Päpſte I. 465—473.

Die Theilnahme der deutſchen Proteſtanten an dieſen Kämpfen war eine offene und nimmer raſtende. Ein Heer um das andere zog nach Frankreich oder den Niederlanden; einmal ſchickte ſogar Johann Friedrich von Sachſen-Gotha, von dem Haſſe des engherzigen Lutherthums ſeiner jenenſer Profeſſoren gegen die Anhänger Calvins aufgeſtachelt, ein Heer zur Unterſtützung Spaniens nach den Niederlanden. Das war eine ſchreiende Ausnahme. In der Regel leitete Kurpfalz die Hülfsthätigkeit der deutſchen Proteſtanten für ihre Glaubensgenoſſen in Frankreich und den Niederlanden, und konnte dorthin Tauſende, nach und nach vielleicht Hunderttauſend deutſche Kämpfer für die Glaubensfreiheit in's Feld ſtellen, wie denn ein Sohn des Kurpfalzgrafen Friedrich III. in der Schlacht auf der Mookerhaide fiel, und ein anderer Sohn, (Friedrich IV.) die Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien, Johanna Auguſta, heirathete. Es erklärt dieſe beſtändige Theilnahme für die tiefeingreifenden und Alles erſchütternden Ereigniſſe des Auslandes das faſt vollkommene Stilleſtehen der deutſchen Reichsgeſchichte während dieſer ganzen Zeit.

Die Kaiſerkrone ging in dem Hauſe Habsburg von Vater auf Sohn und Enkel, von Ferdinand I. (1564) auf Max II. und (1576) von Dieſem auf Rudolf II. über. Max II. hatte als Erbprinz und als deutſcher König im Gegenſatz zu Kaiſer Ferdinand eine faſt proteſtantiſche Richtung herausgekehrt. Er ſtand mit den eifrigſten proteſtantiſchen Fürſten, insbeſondere mit Chriſtian von Würtemberg, und ebenſo mit mehreren proteſtantiſchen Gelehrten in ſehr lebhaftem Briefwechſel; er ſprach ſich in dieſen Briefen ſo aus, daß alle Welt hoffen oder fürchten mußte, er werde, einmal zur Selbſtſtändigkeit und alleinigen Herrſchaft gelangt, zur proteſtantiſchen Kirche übergehen. Nach dem Tode Ferdinands fand ſeine Wahl zum deutſchen Kaiſer einſtimmig ſtatt, weil die katholiſchen Wähler auf Habsburg bauten und von Ferdinand ſchon früher die feierliche Zuſicherung erhalten hatten, daß ſie „in religiöſer Beziehung Nichts von Max zu beſorgen hätten"; während die proteſtantiſchen von ihm Alles hofften. Als Kaiſer ſpielte Max noch eine Weile dieſelbe halbproteſtantiſche Rolle, hielt ſich neben katholiſchen auch noch einen reformirten Geheimſchreiber und Hofprediger (Pfauſer); verbot gelegentlich eine Prozeſſion und

ging nur in die Messe; wies die Jesuiten milde ab, und erlaubte seiner Frau Maria, der Schwester Philipps II., sich den spanischen Jesuiten Rodrich als Gewissensrath zu halten. Er machte den Ständen Oestreichs, die durch und durch protestantisch waren, Zugeständnisse unter dem Vorbehalt, daß diese geheim gehalten werden sollten. Es war als scheue er sich, den Glauben, den er im Herzen trage, offen zu bekennen. Als aber (1570) Philipp II. es zu seinen Plänen passend fand, eine noch nähere Verbindung als die der habsburgischen Abkunft und der Verschwägerung mit Max zu suchen, und zu dem Ende um die Hand Anna's, Maxens Tochter warb, zeigte sich Max bald mehr und mehr dem Katholicismus ergeben, schickte ins Besondere seinen Sohn und Nachfolger Rudolf nach Spanien, um ihn dort von Jesuiten erziehen zu lassen, und kehrte sich feindlich gegen die Niederlande, Wilhelm von Oranien als Landfriedensbrecher mit seinem Zorne und den Strafen des Reiches bedrohend.

Diese Drohung hatte freilich nicht viel zu bedeuten, denn Max war ungefähr gleich ohnmächtig im Reiche wie in seinen Erblanden. In beiden bildeten die Protestanten die Mehrzahl und hemmten jede durchgreifende Thätigkeit des Fürsten, dem sie nur halb trauten, und der dieses halbe Vertrauen nicht einmal verdiente. Max war eine humane Natur, den Künsten und den Wissenschaften gnädig; aber als Herrscher schwankend, unzuverläßig, ohnmächtig und thatlos. Er hatte guten Willen für Alles, für die Reformation, für die Landstände Baierns, die deutschen Reichsstädte und selbst die Landstädte, die in Streit mit ihren Fürsten lagen; ebenso für die Hansa, die ihre letzten unglücklichen Kämpfe gegen Schweden ausfocht; für die bedrohten Grenzländer Deutschlands, für Livland, das Rußland, Polen und Schweden zu sich herüber zu ziehen suchten und herüberzogen; für Metz, Toul und Verdun, die bei Frankreich blieben; für die Diethmarsen und Schleswig und Holstein, deren althergebrachte Freiheiten unterdrückt und die zu Dänemark hinüber gezerrt wurden. Der gute Wille des Kaisers aber war überall ohne Nachdruck. Diese Ohnmacht verhinderte Max nicht, sich, als die Krone Polens (1575) durch die Flucht König Heinrichs von Anjou (Heinrich III. von Frankreich) fällig wurde, trotz aller Abmahnungen der Reichsstände auch noch um

dieſe ſchwere Bürde zu all der Kronenlaſt, die er bereits trug, zu bewerben.

Es war eine rath- und thatloſe Herrſchaft, die er führte, mit der nur der Schein des Wohlwollens, der über Allem, was Max II. that ruhte, halbwegs verſöhnt. Das Reich verkam immer mehr unter ihm. Die Reichstage, die nur ſelten noch ſtattfanden, gleichen Einer dem Andern. Die Proteſtanten fordern offene Anerkennung der Religionsfreiheit von Seiten des Kaiſers; die katholiſchen Stände bieten Alles auf, dieſe Anerkennung zu hintertreiben; worauf dann die Reichstage in der Regel ſich auflöſen, ohne daß irgend Etwas für das ganze Land geſchehen wäre. Zum Glücke herrſchte in der Türkei eine ohnmächtige Serailwirthſchaft und in Frankreich innere Zerriſſenheit, — zum Glück oder auch zum Unglücke, denn der äußere Anſtoß würde vielleicht die ſchlummernden Kräfte Deutſchlands geweckt, den thätigen, im Auslande vergeudeten, eine vaterländiſche Richtung gegeben haben.

2.

Nur die Reichsritterſchaft regte ſich noch einmal, und unterbrach die allgemeine innere Thatloſigkeit eine Zeitlang durch neue Stürme. Derſelbe Wilhelm von Grumbach, der ſchon einmal als Biſchofneffe ſeine Reichthum- und Machtbeſtrebungen im Bisthum Würzburg zur Angelegenheit der ganzen deutſchen Ritterſchaft zu machen gewußt hatte, fand noch einmal den Reichsadel und einen deutſchen Fürſten bereit, für ihn und ſeine Beſtrebungen in die Schranken zu treten. Der Reichsadel bildete 1560 einen „ewigen Verein", der nach und nach den Adel in Franken, Schwaben, am Rhein und theilweiſe in Heſſen, Baiern, Sachſen an ſich heranzog. Den Hauptzweck, Rettung der reichsunmittelbaren Stellung des Adels, deckten und verſchönerten andere Zwecke, eine höhere Ritterlichkeit, eine reinere Sittlichkeit, Mildthätigkeit und Armenunterſtützung. Eine gemeinſame Kaſſe und unbedingter Gehorſam gegen die Obern ſicherten die äußere Thätigkeit des Bundes. Wilhelm von Grumbach wurde der eigentliche Lenker deſſelben. Der Biſchof von Würzburg hatte nach der Niederlage Albrechts von Kulmbach deſſen Güter eingezogen, verwüſtet und

sich selbst an seiner kranken Gattin vergriffen. Dafür überfiel eine von Grumbach gedungene Schaar 1558 den Bischof auf offener Straße, wobei dieser von einem Reiter erschlagen wurde. Die Reichsacht, welche den Mord strafen sollte, trieb Grumbach nach Frankreich. Hier fand er Unterstützung und kehrte bald als „Reiteroberst der Krone Frankreichs" nach Deutschland zurück, um sich nun abermals an die Spitze der Adelsbestrebungen zu drängen. Es gelang ihm zum Scheine für den deutschen Adel, in der That für seine Sonderzwecke, eine Schaar von 800 Reitern und 500 Fußknechten zu werben, mit denen er Würzburg überfiel und den neuen Bischof Friedrich von Wiersberg zwang, in einem Vertrage ihm alle seine Güter zurückzuerstatten und Ersatz für seine Kriegskosten zu versprechen. Die Klage des Bischofs erwirkte abermals Acht und Aberacht gegen Grumbach, der dann nur um so mehr des Schutzes der ganzen Ritterschaft bedurfte, und deswegen wieder im Namen der Ritterschaft an der Wiederherstellung der Reichsunmittelbarkeit derselben in ganz Deutschland arbeitete. Um diese Pläne durchzuführen, hätte er auch eines neuen Kaisers bedurft, zu welcher Rolle er sich den Sohn des unglücklichen Herzogs von Sachsen auswählte. Dieser, Johann Friedrich der Mittlere, konnte nicht vergessen, daß die ernestinische Linie einst das Kurfürstenthum Sachsen besessen hatte. Grumbach ließ ihn nicht nur hoffen, daß er ihm durch den verbündeten Reichsadel helfen werde, den Kurfürstenhut für sein Haus wieder zu gewinnen, sondern lockte ihn auch zu seinen Zwecken mit der Aussicht auf die Kaiserkrone, die ein Gehülfe Grumbachs, ein Bauer, Hänsel Schönborn aus Hundshausen, — der „Engelseher" genannt, weil er Geister zu sehen vorgab, — dem geistesarmen Johann Friedrich versprechen mußte. Dafür nahm der Herzog von Sachsen Wilhelm von Grumbach trotz der Reichsacht an seinem Hof auf und verfiel hierdurch selbst der Acht. Johann Friedrich vertheidigte Grumbach mit um so größerer Rücksichtlosigkeit und Hingebung, als Kurfürst August von Sachsen, gegen den die Pläne Grumbachs und Johann Friedrichs in erster Linie gerichtet waren, vom Kaiser dazu aufgefordert, die Vollstreckung der Acht übernahm. Der wohlberechtigte ernestinische Haß gegen die Albertiner führte zu einer hartnäckigen Vertheidigung Gothas, bis

es endlich dem Kurfürsten August gelang, die Bürger und die Soldbesatzung von Gotha zu gewinnen und dann mit Hülfe dieser den armen Johann Friedrich und auch Wilhelm von Grumbach gefangen zu nehmen. Grumbach und Brück, der Kanzler Johann Friedrichs, der in die Pläne Grumbachs eingegangen war, wurden durch Kurfürst August zum Tode verurtheilt und gevierttheilt; ein paar von den Adeligen, die sich Grumbach zugesellt (v. Stein, Baumgärtner, Brandenstein) wurden enthauptet; ein paar der Landsknechtenführer gehängt. Johann Friedrich aber wurde auf Betreiben des Kurfürsten August, der nur so seinen Kurhut gesichert glaubte, von Kaiser Max zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Seine zweiundzwanzigjährige Haft gab seiner Gattin Elisabeth, Tochter Friedrichs III. von Kurpfalz, Gelegenheit, die Frauentugend in ihrem schönsten Glanze zu zeigen, da sie freiwillig die Haft ihres Gatten bis zur letzten Stunde theilte.

Kaiser Max, der, wie schon mancher seiner Vorgänger in der Unmittelbarkeit der ganzen Reichsritterschaft eine Stütze für das Kaiserthum zu finden hoffte, hatte mit Grumbach selbst Anfangs in Verbindung gestanden. Als dieser ihm aber eine Art von Wechselkaiserthum zwischen Habsburg und Sachsen-Gotha antrug, zerschlug sich natürlich das angeknüpfte Verhältniß. Die Reichsritterschaft hatte auch ihrerseits bald das Abenteuerliche in Grumbachs Bestrebungen durchschaut, so daß, als die Stunde der Entscheidung in dem Kampfe gegen die Reichsacht und deren Vollstrecker Kurfürst August herannahte, nur sehr wenige Reichs-Adelige sich an dem Kampfe betheiligten. Um so leichter fand dann eine Versöhnung zwischen dem Adel und dem Kaiser statt. Und so bestätigte Kaiser Max II. wirklich kaum ein Jahr nach Grumbachs Hinrichtung (1566) der schwäbischen Ritterschaft ihre Reichsunmittelbarkeit.

3.

Die Reformation hatte unterdessen wenigstens äußerlich in Deutschland nur Fortschritte gemacht. Sogar in allen östreichischen Provinzen deutscher, slavischer und ungarischer Zunge, mit Ausnahme von Tyrol, war der Protestantismus im Jahre 1578 noch immer

vorwaltend [1]). Papst Pius IV. hatte den Oestreichern den Kelch trotz des Concils von Trient zugestehen müssen, ein Zugeständniß, das freilich sein Nachfolger Pius V. wenige Jahre später (1568) wieder zurücknehmen zu dürfen glaubte.

Selbst die geistlichen Fürsten traten nach und nach zum Protestantismus über oder nahten sich ihm. Heinrich von Sachsen-Lauenburg, Erzbischof von Bremen war lutherisch, und erwarb bald auch die Bisthümer von Osnabrück und Paderborn. Gleichzeitig (1577) trat Gebhard Truchseß von Waldburg, Erzbischof von Köln, zum Kalvinismus über; während der Abt Balthasar von Fulda, der mit Eifer den protestantischen Bestrebungen seiner Unterthanen entgegenarbeitete, von seinem Adel gefangen genommen und zur Verzichtleistung auf seine Würde gezwungen wurde (1576).

In der innern Stimmung des deutschen Volkes aber war der Protestantismus eher im Abnehmen als im Zunehmen. Der Rückschlag gegen die heftige protestantische Bewegung zur Zeit Luthers war ziemlich allgemein. Der Eifer im Volke war erkaltet; die Zwiste der Professoren und Pastoren, Socinianer, Zwinglianer und Kalvinisten, dienten nur dazu, die öffentliche Meinung zu verwirren und herabzustimmen. Die Versuche einer Vereinigung aller Reformparteien (auf einem Nationalconvente zu Wesel 1568, einer Synode zu Emden 1571 und sonst) zur Herstellung einer gemeinsamen Glaubensform (Concordanz) mißlangen vorerst, und halfen dann in der Folge den Bruch immer klarer offen zu legen.

Diesem innern Zwiespalte in dem protestantischen Lager traten die Katholiken neu vereinigt und erstarkt durch das Ergebniß des tridentinischen Concils gegenüber. Die rastlose Thätigkeit der Jesuiten wußte diese Lage der Dinge in jeder Weise zum Vortheile der römisch-katholischen Kirche nutzbar zu machen. Sie waren es, Canisius ins Besondere, die die Annahme des tridentinischen Glaubensbekenntnisses bei den deutschen geistlichen Reichsfürsten, die noch katholisch waren, durchsetzten. Baiern wurde, so lange Kaiser Max II. auf dem Throne Oestreichs saß, das Hauptlager der Jesuiten. Hier wußten

[1]) Ranke, Päpste II. 77.

ſie ſelbſt zu verhindern, daß die Erlaubniß des Papſtes Pius IV., das Abendmahl in zwei Geſtalten auszutheilen, veröffentlicht werde. Sie konnten hier bald größere Zugeſtändniſſe erringen, und ſchon 1568 erzwang Herzog Albrecht V. die Reinigung ſeines Landes von aller Ketzerei. Wer früher den Kelch nur gefordert hatte, mußte Buße thun oder wurde des Landes verjagt. Pius IV. geſtand dem Herzoge Albrecht V. den Zehnten von allen geiſtlichen Gütern zu; gab ihm die Oberaufſicht über alle Landesbiſchöfe; ließ geſchehen, daß der Herzog Kloſtergut wie ſein Kammergut behandelte und unter weltliche Verwaltung ſtellte; er war ſtets bereit, die reichen Bisthümer und Stifter des Landes den nachgebornen Söhnen des Herzogs, kaum der Wiege entwachſen, zu überlaſſen. Das half den Jeſuiten, die dieſe Zugeſtändniſſe in Rom förderten, immer feſter Fuß am Hofe und im Lande faſſen. Dazu kam, daß der Sieg des Katholicismus in Baiern eine Machtvermehrung für die Herzoge in ſich ſchloß. Die Stände hatten Reformen und Religionsfreiheit gefordert, dafür gekämpft; ſie wurden beſiegt in dieſem Kampfe und unterlagen gegenüber der herzoglichen Macht, die ſie mit Gewalt zum Schweigen in dieſer Hauptfrage — und dann in allen andern brachte. So ſchützte Albrecht, wie dieſelben Jeſuiten, die in Frankreich Volksſouverainetät predigten, ihn lehrten, „das Volk gegen deſſen eigenen Unverſtand.“

Eine Viſitation von Jeſuiten geleitet, eine Inquiſition von Haus zu Haus ſuchte die Freunde der Reformation auf, bekehrte ſie oder trieb ſie aus dem Lande. Alle Bücher, die über den Kreis deſſen hinausgingen, was den Jeſuiten erlaubt ſchien, wurden weggenommen und zu Tauſenden und aber Tauſenden, die Klaſſiker des Alterthums nicht ausgenommen, öffentlich verbrannt.

Von Baiern aus ſuchten die Jeſuiten ganz Deutſchland zu gewinnen und ſie erreichten das Ziel zuerſt mit der Markgrafſchaft Baden-Baden. Nach Philiberts Tod 1569 kam deſſen Sohn Philipp II., minderjährig, in die Vormundſchaft ſeines Oheims Albrecht von Baiern. Dieſer ließ ſeinen Mündel katholiſch erziehen und ſchickte unmittelbar Jeſuiten und den katholiſchen Grafen von Schwarzenberg nach Baden, um das Land von der Reform und den Reformatoren

zu säubern, so daß Philipp von Baden, der schon mit 12 Jahren vom Kaiser mündig erklärt wurde, nur noch wenig zu thun fand, als er in sein Land kam, um die evangelischen Prediger zu vertreiben.

Die nächsten Fortschritte der Jesuiten boten dann die geistlichen Fürstenthümer. In Trier wurden 1572, in Eichsfeld unter Mainzischer Herrschaft 1574 und gleichzeitig in Fulda alle protestantischen Unterthanen durch eine Jesuitenvisitation zur Rückkehr zum Katholicismus oder zur Auswanderung gezwungen.

4.

Von der größten Bedeutung war, daß die Jesuitenschulen in den untern Klassen durch eine anregendere Schulmethode Erfolge hatten, die in die Augen fielen. Die Schüler lernten hier in einem Jahre so viel Latein, als in den alten Schulen in drei, vier Jahren. Alljährlich fanden Schau- und Preisausstellungen dieser Ergebnisse in öffentlichen Prüfungen statt, bei welchen lateinische Komödien für die Schüler bearbeitet von ihnen aufgeführt wurden. Damit war der Ruf dieser Schulen gesichert; selbst protestantische Väter schickten ihre Söhne in dieselben, und die Mütter waren stolz und glücklich, wenn sie in den öffentlichen Prüfungen ihre Kinder so fließend eine Komödie aufführen hörten, von der sie so wenig verstanden, wie von ihren Meßgebeten und Litaneien in der Kirche. Aber diese Erfolge waren auch das Hauptergebniß des ganzen Unterrichts. Die klassischen Studien nahmen eine rein philologische Richtung; schlechtes Lateinsprechen und Lateinschreiben wurde die Mode der Gesellschaft, die aus diesen Schulen hervorging. Das Griechische verschwand fast ganz unter dem Einflusse der Jesuitenschulen. In Italien wurden Poesie, Malerei, Tonkunst so viel als möglich gefördert; Torquato Tasso, Guido Reni wurden in ihrer wollustduftenden, sinnlich schönen, neuromantischen Richtung Vorbilder der Zeit; Palestrina mit seiner ernsten Kirchenmusik wurde geduldet, Giordano Bruno aber mit seinem tief in die letzten Dinge eindringenden philosophischen Blicke dem Scheiterhaufen überliefert.

Aehnliches geschah in Deutschland, ganz besonders in Baiern, wo die Jesuiten in München ein „deutsches Palmyra" neben Rom,

dem Jeruſalem der Neuzeit, herzuſtellen ſtrebten. Spaniſcher Luxus herrſchte hier; Dichter, Maler, Muſiker, ſterndeutende, goldſuchende und wunderthuende Abenteurer mancher Art wurden hier gehegt und gepflegt. Von allen dieſen Berühmtheiten des Tages hat übrigens außer dem Muſiker Orlando di Laſſo kaum Einer ſeinen Namen auf die nächſte Nachwelt zu bringen vermocht.

Eine Hauptrichtung des aus den Jeſuitenſchulen hervorgehenden Geſchlechts war der kraſſeſte Wunderglaube. Heiligenbilder weinten wieder blutige Thränen, ſteinerne Statuen ſchwitzten Blutstropfen und bewegten die Augen; die Jeſuiten, neue und alte Mönchsorden ſo gut wie die ganze katholiſche Weltgeiſtlichkeit, führten wieder Tauſende und aber Tauſende von Pilgern zu den Opferſtöcken dieſer wunderthuenden Bilder. Die höhere Geſellſchaft glaubte an den Einfluß der Sternenwelt auf das Geſchick des einzelnen Menſchen, ſie ſuchte in der Alchymie das Mittel Gold zu machen. Das Volk in Maſſe wurde durch Wunder, Hexen- und Geſpenſtergeſchichten in Aufregung erhalten, wie die Fauſt-Literatur in dieſer Zeit entſtand. Hexen wurden alles Böſen angeklagt, das den Menſchen begegnete; und die Angſt opferte als Hexen arme Unglückliche, oft ohne ſie eines thatſächlichen Unrechts auch nur anklagen zu können, dem Wahn, der Rache, der ſtumpfen Gedankenloſigkeit. In den proteſtantiſchen Ländern griff dieſer dunkle Schatten des Wunderglaubens faſt noch mehr um ſich als in den katholiſchen, wo die erneute Wundermaſſe der Heiligenbilder und Reliquienſchreine den Geheimnißtrieb der Menſchen halbwegs befriedigte. Es bildete ſich nach und nach faſt durch ganz Deutſchland eine Hexenprozeßwuth, die das Geheimniß fand, auf der Folterbank alle die geiſtigen Glaubensverirrungen, die der Aberglauben der Zeit erſann, den auf den Tod mißhandelten Unglücklichen als Geſtändniſſe in den Mund zu legen.

Das Lateinſchreiben, Latein Dichten, die lateiniſche Komödie verdrängten die deutſche Sprache beinahe vollkommen aus ihrem eigenen Reiche. Es war wohl der größte Sieg, den Rom in Deutſchland je davongetragen, daß die Jeſuiten nach Luther und Hutten noch einmal die denkenden Köpfe Deutſchlands in die Zwangsjacke der lateiniſchen Sprache hineinlocken konnten. Das Beiſpiel der ausländiſchen

Sitte, der strahlenden Höfe von Rom und Madrid, der höchsten Gesellschaft an den Höfen von Wien und München bahnten allwärts den Jesuitenschulen den Weg und halfen die „Mode" schaffen und überallhin verbreiten. Fast ein Menschenleben hindurch traten nun die tüchtigsten, begabtesten Geister Deutschlands mit Dichtungen aller Art hervor, die in lateinischer Sprache geschrieben, nur den Schülern der Jesuiten und andern Schulen, die es ihnen gleich zu thun wußten, verständlich waren. Das Volk wurde noch einmal aus dem Strome der geistigen Bestrebungen hinausgedrängt, hinausgeworfen. Das Wunderbarste an dieser ganzen Richtung ist, daß die Tüchtigsten unter diesen lateinisch dichtenden Deutschen (Nicodemus Frischlin, Dedekind und viele Andere) Gegner Roms und der Jesuiten, keine Ahnung davon hatten, daß sie den Siegeswagen ihrer Gegner ziehen halfen. Dieses Zurückdrängen und Zurücktreten der Literatur aus dem Volksleben aber hatte die Folge, daß das geistige Leben überhaupt mehr und mehr verkam. An den Höfen selbst herrschte oft eine solche gedankenlose Völlerei und Trinksucht, daß die Vertreter der deutschen Fürsten auf einem „Deputationstage" zu Frankfurt (1577) einen Beschluß fassen zu müssen glaubten, in welchem sie „allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen" auflegten, „ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken und Zutrinken gänzlich für sich selbst zu meiden, und es auch an ihren Höfen und in ihren Landen ernstlich abzuthun". Sie beschlossen weiter, daß alle Sonntage dagegen geprebigt und die Kirchenbesuchenden belehrt werden sollten, welche Verachtung das Saufen den Deutschen zugezogen, und wie viel Gotteslästerung, Mord, Todschlag und Ehebruch daraus entstanden seien. —

Die Warnung half aber vorerst nicht viel; die Rohheit nahm bei der Erschlaffung des geistigen Lebens eine Weile nur immer mehr zu. Eine Folge dieser Zustände war, daß in dieser Zeit auch die Satire wieder lebendig wurde und deutschsprechend mit einer wahren Heißwuth gegen die Zustände auftrat, die aus den Bestrebungen der Jesuiten hervorgegangen waren. Georg Rollenhagen aus Bernau (1542—1609) geißelte in seinem satirischen Gedichte „der Froschmäusler", in welchem Maus und Frosch um den Vorzug ihrer Herrschaften streiten,

die haltlosen Zustände des Reiches, die beständige Einmischung des Papstes in die weltliche Regierung; er verhöhnte die Alchymisten und sagte der Mode des Lateinschreibens gegenüber:

„Der Griech und auch der römisch Mann
Schautt, daß er künstlich reden kann
Sein angeborne Mutterſprach,
Und hält das für eine große Sach.
Der Deutsche aber läßt vor Allen,
Was fremd ist besser sich gefallen,
Lernt fremde Sprachen reden, schreiben
Sein Mutterſprach muß verachtet bleiben."

Viel größern Einfluß aber als Rollenhagen übte Johann Fischart der „Menzer" (Mainzer) aus, der in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts eine Satire nach der andern in gebundener Form oder in Prosa, immer den Volkston treffend, geistvoll und stets rücksichtslos gegen die Schwächen und Gebrechen der Zeit, in die Welt hinauswarf. In Strasburg wohnend wurde er hier durch seine Vorgänger Brandt und Murner, an der französischen Grenze lebend durch Rabelais angeregt. Mit einer Uebersetzung des Gargantua von Rabelais, den er dem deutschen Geiste, dem Bedürfnisse seiner Zeit anpaßte, schloß er seine eignen Dichterlehrjahre ab. In seinem Gedichte: „der Nachtrabe oder die Nebelkrähe" geißelte er einen Abgefallenen der evangelischen Kirche (Jakob Rabe); in zwei Satiren: „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit" und „von St. Dominici, des Predigermönchs und St. Francisci artlichem Leben" traf er das Mönchgetreibe der Zeit, mit seinem „vierhörnigen Jesuiterhütlein" die wunden Stellen des Jesuitenthums, wie sie vor und nachher kaum wieder getroffen worden sind. Den größten Einfluß übte sein „Bienenkorb des heiligen, römischen Immenschwarms" aus, der in einer Menge von Auflagen zu allen Stämmen und in alle Klassen des deutschen Volkes drang. Ein holländisches Werk: Byencorf der roomschen Kerke von Philipp Marnix von Adelgonde liegt dem Werke Fischarts zum Grunde; er hat dasselbe aus der „niederdeutschen" Sprache, wie er sich ausdrückt, in die hochdeutsche übersetzt. In heller, klarer Prosa, in volksthümlichem meist sehr grobianischem Tone — (wie in dieser Zeit Dedekind den echt deutschen „Grobianus" lateinisch dich-

tete) — greift hier Fischart das Papstthum von allen Seiten an, und tritt insbesondere den Jesuiten-Bestrebungen der Zeit gegenüber. Das Werk ist eine ironische Vertheidigung des römischen Kirchenthums. Die Zuschrift, an einen niederländischen Bischof [1]) gerichtet, dankt Diesem dafür, daß er die Inquisition in's Land gebracht, die Geusen verjagt, den Adel und die Bürger entweder auf die Fleischbank geliefert, oder außer Landes verbannt, die Spanier in's Land gerufen, Feuer und Schwert zum Wegzeichen aufgesteckt, in allen Ecken und Winkeln Galgen aufgerichtet und das neuevangelische Blut vergossen habe. — „In Summa Eure Emsigkeit", fährt er fort — — „hat unsern gnädigsten König so fein überredet, daß Se. Majestät viel lieber die Verwüstung seiner Erblande und das Verderben seiner Unterthanen hat sehen mögen, denn daß er die heilige katholische Kirch in solch Schand hätt wollen kommen lassen, daß anstatt der päpstlichen Dekrete und Dekretalen [2]), anstatt des Meßbuchs oder hortuli animae oder der Rosenkränze — sollte das heilig Evangelium und die heilige Schrift aufkommen und eingerissen sein" [3]). Die Jesuiten insbesondere greift er mit scharfen Waffen an. Er nennt sie „Jesuwider, Götzsuiter, Schüler Lugiviovolls", des „römischen Antichristen Leibeigne, verkaufte, gehuldete und geschworne Knechte", die „wie andere Knechte von der Herrlichkeit Jesu, Herrn von der Demuth Jesu" seien. Er klagt Rom und seine Sendboten des in „Niederdeutschland" (den Niederlanden), in Frankreich geflossenen Blutes an, und ruft aus: „Wer verhetzt auch heut in Hochdeutschland etliche friedsame deutsche Fürsten und hochmilde Fürstinen mehr zur Verfolgung und Greulichkeit, denn die neuen Heuchler, Sect- und Brandschürer, die genannten Jesuiter? Und daneben verhetzen und verbittern sie die Leut gegen ihre evangelischen Verwandten, Nachbarn

---

[1]) „Bischof" — ein Titel, den er gelegentlich von Beiß-schoof, Bis-schof ableitet — weil sie den Schafen erst die Wolle ab- dann die Haut durchbeißen und zuletzt das Blut aussaugen. [2]) Drekete und Dreketale sagt er meist. [3]) Bienkorb des heyligen römischen Jmenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnöster, Brämsengeschwärm und Wäspengelöß ꝛc. durch Jesuwalt Pickhart. Gedruckt zu Christlingen bei Ursino Gottgewinn 1581. — Vorrede.

und Landsleut dermaßen giftiglich, daß wenn ſie ſie nur anſehen, ſie die Zähn über ſie zuſammenbeißen."

Den Schluß des Bienenſtocks bildet „das Edelgeſchlecht, der hohe Stamm der römiſchen Geiſtlichkeit auf zweiunddreißig Ahnen", — zweiunddreißig kurze Lebensbeſchreibungen von Päpſten, die, alle Scandale des Papſtthums, wie ſie in der Scandal-Chronik oder auch der Geſchichte vorliegen, aufzählend, tief bis auf das Mark in das Fleiſch des Papſtthums einſchnitten.

Der Haß, mit welchem die Satire den Jeſuiten, den „Mameluken"[1]) des Papſtthums, wie Fiſchart ſie heißt, entgegentritt, bekundet ſchon an und für ſich die Fortſchritte, welche der Orden gemacht haben mußte. Der helle Blick Fiſcharts ſah den kommenden Kampf vorher und zeigte die Waffen, die zu demſelben aufgehäuft wurden.

5.

Mit Rudolf II. erlangten die Jeſuiten die Herrſchaft in allen Beſitzungen der deutſchen Habsburger. Rudolf, der in Spanien von ſpaniſchen Jeſuiten erzogen worden war, kehrte als ein rückſichtsloſes Werkzeug ihrer Beſtrebungen nach Deutſchland zurück. Als ihm nach ſeines Vaters Tod (1576) Oeſtreich, Böhmen und Ungarn und auch die deutſche Kaiſerkrone — deutſcher König war er bereits ſeit zwei Jahren — zufielen, mußte er den Ständen der öſtreichiſchen Erblande, um die Huldigung zu erlangen, eidlich gleiche Religionsfreiheit geloben, wie Maximilian II. ihnen gewährt hatte. Trotz des Eides aber begann unmittelbar nach ſeinem Regierungsantritt nicht nur die Verfolgung des reformirten Glaubensbekenntniſſes, ſondern überhaut eine Willkürherrſchaft nach ſpaniſchem und römiſchem Muſter. Rudolf ſchlug ſeinen Sitz vorzugsweiſe in Prag auf, und verſuchte von hier aus die Rückkatholiſirung ſeiner Beſitzungen. In Wien wurden die proteſtantiſchen Gotteshäuſer geſchloſſen; in ganz Oeſtreich ob der Enns, das der Erzherzog Ernſt, Bruder des Kaiſers verwaltete, wurde die reformirte Geiſtlichkeit zum Schweigen gebracht, oder aus dem Lande getrieben; in Oeſtreich unter der Enns dagegen fand die ge-

[1]) Binenkorb a. a. O. S. 22.

wachsame Rückkatholisirung festen Widerstand unter dem Volke und den Ständen. Gleichzeitig wurde auch die rücksichtslose Unterdrückung der reformirten Kirchen in Tyrol und Steiermark (Kärnthen und Krain), wo die Brüder Maximilians, des Kaisers Oheime, die Erzherzoge Ferdinand und Karl regierten, versucht. In Tyrol hatte der Protestantismus nur wenig festen Fuß gefaßt, und war leicht wieder vollkommen zu verdrängen. In Steiermark dagegen stieß der Erzherzog Karl auf immer wachsenden Widerstand der Stände und des Volkes, so daß er trotz der Geldunterstützung, die er von Gregor XIII. erhielt[1]), am Ende seines Lebens (1590 7. Juli) einem geschlossenen Bündnisse der ganzen Bürgerschaft von Grätz, die zweien von ihm ernannten katholischen Mitgliedern des Raths den Eintritt in denselben verweigerten, gegenüber fast weiter vom Ziele stand, als zu Anfang seiner Regierung.

Mit Ausnahme von Steiermark war ganz Oestreich den römischen Bestrebungen und den Jesuiten verfallen. Die nichtösstreichischen deutschen Reformanhänger fühlten wohl, wie sehr sie hierdurch bedroht waren. Aber trotz dieses Bewußtseins konnten sie die unter ihnen selbst herrschenden Zwistigkeiten nicht beseitigen, ja nicht einmal verhindern, daß neue Vereinigungsversuche den innern Bruch nur noch offener an den Tag legten und feststellten. Unter dem Einflusse des Kurfürsten August von Sachsen kam eine Art Vereinigung der lutherischen Fürsten in einer 1580 veröffentlichten „Concordienformel" zu Stande, welche die drei Hauptsymbole, die Augsburger Confession, die Apologie und die schmalkalder Artikel, sodann den lutherischen Katechismus und endlich (in der Concordienformel) zwölf Artikel und die sie begleitenden verdammenden Urtheile gegen eben so viele Ketzereien als Grundlage der protestantischen Kirche aufstellte. Sachsen, Kurpfalz, Brandenburg, Anspach, Würtemberg, Baden, Braunschweig, Grubenhagen, Lüneburg, Henneberg, Mömpelgard, die Mehrzahl der niedersächsischen Seestädte, so wie die der schwäbischen Reichsstädte nahmen dieselbe an. Hessen, Holstein, Pommern, Anhalt, Nassau, Hanau, Mecklenburg und Zweibrücken (die sie Anfangs angenommen hatten,

[1]) Ranke, Päpste II. 127.

aber wieder abfielen), so wie die Städte Bremen, Danzig, Nordhausen, Magdeburg, Strasburg, Frankfurt, Speier und Worms dagegen verweigerten die Annahme der Concordienformel. Der Pfalzgraf Johann Casimir von Lautern betrieb gleichzeitig mit viel weiter ausgreifenden Absichten die Vereinigung der deutschen, englischen, französischen, niederländischen, schweizerischen, polnischen und ungarischen Anhänger Kalvins und Zwinglis; während in Dortrecht eine Nationalsynode der niederländischen, wallonischen und westdeutschen Reformirten stattfand, an der sich die kalvinischen Gemeinden von Berg, Sayn, Wittgenstein, Siegen, Lippe, Tecklenburg, Bremen, so wie die westphälischen lutherischen Gemeinden von Soest, Lippstadt, Osnabrück, Herford, Bielefeld, Lemgo, Dortmund und Essen betheiligten. Ueberall wurden Glaubensformeln festgestellt. Die Protestanten fühlten den Vortheil, den die römisch-katholische Kirche durch das Trienter Glaubensbekenntniß erlangt hatte und suchten ihrerseits zu einer ähnlichen Einheit des Glaubens zu gelangen, während diese Einheit selbst der protestantischen Glaubensfreiheit widersprach, und deswegen, wo sie gewaltsam durchgesetzt werden sollte, wie theilweise in den Ländern der Anhänger der Concordienformel, zu einem ähnlichen, häßlichen und oft blutigen Glaubenszwange führte wie bei den Katholiken. Diese Spaltungen und der Glaubenszwang bei den Reformparteien arbeiteten den Gegnern der Reform, den Jesuiten vor Allem in die Hände. Ueberhaupt hatten die Letztern jetzt ein Selbstvertrauen erlangt, wie sie es bis dahin in Deutschland nicht besessen hatten. Ihre Schriften nahmen von nun an einen viel entschiedenern, einen offen herausfordernden Ton an. Gegen die Concordienformel trat Robert Bellarmin, ein Florentiner, später Kardinal, einer der geistvollsten, gelehrtesten und gebildetsten Vertheidiger der Jesuitenbestrebungen, — und insbesondere der Lehre von der Oberherrschaft des Papstes über alle weltlichen Fürsten[1]) — mit einer lateinischen Widerlegung auf, die 1582 zu Ingolstadt von dem Jesuiten Peter Hansonius frei übersetzt als „Entdeckung der großen Thorheit, abscheulichen Irthumber, und greiflichen Lügen, so in dem zusammen-

[1]) De potestate pontificis in temporalibus.

geschweißten Concordienbuch begriffen“[1]) herauskam. Der Titelspruch des Buches heißt schon: „Auf Schmähen, Lugen und Irthum, Gegründet ist das Lutherthum“; im Text selbst sind dem Concordienbuch „vierzehn vanitates, eitle unnütze Arbeit und Narrheit, sechs neuer ketzerischer Irthum und hundert Lugen“ nachgewiesen. „Die Augsburger Confession“ — heißt es in diesem Werke zur Probe seiner Art — „ist in der ganzen Welt, das ist, in einem mitternächtlichen Winkel in Deutschland, so weit die Knackwürste und das Eimbeckische Bier reichet, erschollen und ausgebreitet worden“;[2]) und von Luther sagt dies Büchlein, „daß er diesen Lermen in Deutschland nit um Gotteswillen, sondern aus lauter Hofart und Neid wider den Bapst und die Geistlichkeit angefangen, Item, daß er dabei ein ganz weltlicher, fleischlicher, hochtrabender, zorniger, eigensinniger Verachter der Obrigkeit und Majestät; unkeuscher, gefräßiger, versoffener, roher, spöttiger Mensch, welcher nicht Gottes und der Kirchen, sondern allein sein Ehr, Ruhm und Ruhe gesucht, und also kein Prophet, sondern ein rechter Unflat gewesen.“[3])

Bei Gelegenheit des Einzuges Rudolfs II. in Prag hatten die Jesuiten an ihrem Collegium ein Gemälde ausgestellt, das einen Weinberg zeigte, den Kaiser Rudolf und alle Ritter des goldenen Vließes, die Rudolf in Prag um sich versammelt hatte, mit Schwert und Spieß gegen eine Meute wilder Thiere, Löwen, Bären, Wölfe, Füchse vertheidigten. Diese Anspielung gab Anlaß zu einem Federkriege zwischen Osiander, Decan der theologischen Facultät in Tübingen, und den Jesuiten, in welchem jener behauptete, daß die Jesuiten unter den wilden Thieren die protestantischen Fürsten bezeichnen wollten, während es den Jesuiten nicht schwer wurde, diese Behauptung zu belächeln und zu verhöhnen. Zwei Jesuiten, Georg Scherer und Christoph Rosenbusch, waren es ins Besondere, die gegen die Anklagen Osianders auftraten. Rosenbusch sagte: „Wie Luther den ein Aufrührer heißt, der seinem erdachten Evangelium Widerstand thun wollte; so heißen wir die Aufrührer, so sich wider die alt, christlich katholisch

[1]) Gedruckt zu Ingolstadt durch David Sartorium. Anno 1582. [2]) a. a. O. S. 39. [3]) a. a. O. S. 40.

Lehr sezen und die verhindern“[1]). Scherer nannte die reformirten Prediger einfach: „Maulmacher und Aufrührer“[2]) und warf den Lutheranern vor, daß Luther den Rath gegeben habe, „man sollt nicht allein den Papst tödten, sondern auch Könige und Fürsten, ja das höchste weltliche Haupt der Christenheit, den Kaiser selber, nur immerhin würgen, wenn sie dem Papst wider das Evangelium Beistand thun wollten“[3]). Scherer klagt überdies Luther an, daß er gelehrt habe: „Wider den Türken kriegen sei so viel, als wider Gott streiten“[4]), und Rosenbusch sagt, daß „der Bauern Wesen im Grund Luther nicht mißfallen, wie auch des Karlstadt Bilderstürmen und andere Schwärmerei mehr“[5]). Auf die Anklage Osianders, daß die Jesuiten die Bartholomäusnacht herbeigeführt und gerechtfertigt hätten, antwortet Rosenbusch: Es sei „eine extraordinaria justitia“ gewesen, — — „und der Legat des Papstes hat weislich geantwortet: juste seind die Uebelthäter, wenn sie solche gewesen, wie von ihnen geschrieben, umgebracht worden. Aber extraordinarie, weil es Weil und Zeit nicht geben, lange Prozeß wider sie zu machen. — — Der Unschuldigen, so drüber gangen, spottet kein recht Verständiger. Aber nach heiliger Schrift sagen wir, daß Gott bisweilen die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden läßt, wie der Exempel viel, als zu Sodoma, da Gott geboten, Alles zu erwürgen, den Schuldigen zur Pein, den Unschuldigen zur Kron. Es läßt sich in solchen Fällen nicht durch ein Allambicum distilliren!“

Das war der Geist, der die kämpfende Kirche Frankreich und Spanien, den Niederlanden und England gegenüber handeln gemacht, und der jetzt in Deutschland die, welche seinem Anstoße folgten, in dieselben Bahnen einlenkte, die anderswo zu den furchtbarsten Bürgerkriegen geführt hatten.

---

[1]) Christophori Rosenbuschs Replica auf des Calumnianten Lucae Osiandri Verantwortung wider die Jesuiten 1582 gedruckt zu Ingolstadt durch David Sartorium. [2]) Rettung der Jesuiten Unschuld wider den Giftspinner Lucam Osiander durch Georgen Scherer, Societatis Jesu Theologum. Ingolstadt durch D. Sartorium A. 1586. S. 20. [3]) a. a. O. S. 24. [4]) a. a. O. S. 25. [5]) Rosenbusch a. a. O. 210.

6.

Während so das südliche und östliche Deutschland den Jesuiten und der gewaltsamen Bekehrung zum römischen Katholicismus anheimfiel, stand das westliche Deutschland noch unter dem Einflusse der Siege der Reform in den Niederlanden. Im Jahre 1581 erlangten die Reformirten die Oberhand in Aachen und konnten den katholischen Rath vertreiben und durch einen protestantischen ersetzen. Der Kaiser sprach deswegen die Acht über Aachen aus und übertrug den Vollzug derselben den katholischen Fürsten Westdeutschlands und den spanischen Generalen und Besatzungen der Niederlande. Die Aachener Reformirten aber schlugen vorerst alle Angriffe zurück.

Von unendlich höherer Bedeutung aber war, daß im folgenden Jahre (1582) auch der Kurfürst von Köln Truchseß Gebhard von Waldburg, ein Neffe des Kardinals von Augsburg, zur reformirten Kirche überging und eine Gräfin Agnes von Mansfeld heirathete, ohne deswegen nach dem „geistlichen Vorbehalte" des Augsburger Religionsfriedens das Erzbisthum aufzugeben. Wäre es gelungen, das große Kurfürstenthum Köln für die protestantische Kirche zu gewinnen, so waren damit überhaupt die drei großen rheinischen Kirchenstaaten in Gefahr, während schon durch den Uebertritt des Kurfürsten von Köln allein die Mehrzahl im Kurfürsten-Collegium der Reformation gewonnen gewesen wäre. Die ganze katholische Kirche und alle ihre Anhänger in Deutschland fühlten die volle Bedeutung dieser Lage der Dinge und handelten, von Rom und den Jesuiten geleitet, einheitlich und mit Nachdruck; während die deutschen Protestanten auch hier nicht zum einheitlichen Handeln gelangen konnten. Weil der Kurfürst von Köln zur calvinischen Lehre übergetreten war, überließen ihn die Lutheraner seinem Geschicke. Nur der ebenfalls calvinische Pfalzgraf Johann Casimir von Lautern war bereit, dem Kurfürsten Gebhard zur Seite zu treten; im Augenblicke der Entscheidung aber nahmen auch ihn die Hausangelegenheiten der Kurpfalz, deren Verwaltung als Vormund seines Neffen Friedrich IV. nach dem Tode seines Bruders Ludwig VI. ihm zufiel, mehr in Anspruch als das Geschick der reformirten Religion in Köln.

Auf die Nachricht von dem Uebertritte Gebhards zu der reformirten Kirche entsetzte Papst Gregor XIII. denselben nicht nur als Erzbischof von Köln, sondern auch als Kurfürst des deutschen Reiches seiner Würde; schickte seinen Legaten Malaspina nach Köln, dem es leicht gelang, die Mehrzahl der Domherren des Stifts zu einer neuen Wahl zu veranlassen. Diese wurde auf Ernst von Baiern, der bereits Bischof von Freisingen und Lüttich war, geleitet, und baierische und spanische Truppen, durch päpstliche Hülfsgelder besoldet, vertrieben dann den Kurfürsten Gebhard aus seinem Kursitze.

Diese rasche Niederlage der Reformation im Kurfürstenthum Köln wurde zum Wendepunkt für Westdeutschland und für die deutsche Reformation überhaupt. Dem gesteigerten Selbstvertrauen der Katholiken gelang es, in mehreren deutschen Bisthümern, die auf dem Punkte standen, dem Beispiele des Kurfürsten Gebhard zu folgen, den Umschwung zur streng katholischen Richtung herbeizuführen. In Würzburg hatte Bischof Julius Echter von Mispelbronn, obgleich ein Schüler der Jesuiten, geschwankt, ob er dem Beispiele Gebhards von Köln folge; nach dessen Sturz ließ er sein ganzes Bisthum durch eine Jesuitenvisitation von allen „ketzerischen" Neigungen reinigen. Zwei Jahre später starb Heinrich von Sachsen-Lauenburg, der protestantische Bischof von Osnabrück, Paderborn und Münster. Jetzt gelang es in allen drei westfälischen Bisthümern, und bald auch in Hildesheim, Katholiken, in Münster und in Hildesheim den Erzbischof Ernst von Köln, in Paderborn Theodor von Fürstenberg wählen zu machen. Beide boten Alles auf, um den Einfluß der Jesuiten überall sicher zu stellen, so daß in wenigen Jahren tausende von Jesuitenschülern in diesen meist protestantischen Ländern den Protestantismus auf jede Weise bekämpfen und unterdrücken halfen.

Aehnliche Siege erlangte jetzt die strengkatholische, jesuitische Verfahrungsweise durch die gewaltsame Rückkatholisirung in den Reichsstädten Augsburg, Schwäbisch Gmünd, Strasburg und endlich auch in Aachen, das schließlich durch einen erneuten Achtspruch des Kaisers und durch baierische, kölnische, jülichsche und spanische Vollziehungssöldner zur Wiedereinsetzung des katholischen Raths und zur Austreibung des protestantischen gezwungen wurde. Im Bisthum Salz-

burg, wo Wolf Dietrich von Reitenau, ein Schüler des Collegium Germanicum (1587) Erzbischof wurde, mußte jeder, der seine protestantische Religion nicht abschwören wollte, in Monatsfrist das Land verlassen; die Kirchen und Bethäuser wurden niedergerissen. Der Bischof von Bamberg folgte diesem Beispiele. Ueberall, wo diese Bewegung siegreich durchdrang, zerstörte sie nicht nur die Glaubensfreiheit, sondern jede Freiheit, alle Rechte, welche die Stände bisher besessen hatten. Die siegtrunkenen Eiferer führten eine Herrschaft ein, wie sie in Rom und Spanien als Musterregierung ihnen vorschwebte.

7.

Die eifrigsten Vorkämpfer dieser Richtung in Kirche und Staat aber wurden zwei junge Fürsten, die gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten, der Herzog Maximilian I. von Baiern und der Erzherzog Ferdinand von Steiermark. Ferdinands Mutter war eine Schwester Herzogs Wilhelm V. von Baiern, Maximilians Vater; Ferdinand, um das Band zwischen ihm und Maximilian noch enger zu schließen, warb um Maximilians Schwester. Enger als Alles aber fesselte sie aneinander die gemeinsame Erziehung, die gemeinsame Geistesrichtung und das gemeinsame Lebensziel, die sie in den Jesuiteninstituten zu Ingolstadt erhalten hatten.

Herzog Wilhelm V. von Baiern war ebenfalls ein Schüler der Jesuiten. Durch Alchymie und Schatzgräberei gerieth er in eine Staatswirthschaft hinein, die immer mit leerem Beutel den alltäglichen Regierungsbedürfnissen gegenüberstand. Die Noth lehrte ihn nach dem Beispiel des Papstes Sixtus in Rom, alle Aemter verkaufen und Staatsschulden machen. Aber das Alles reichte nicht aus; und so mußte er zuletzt doch immer wieder die Stände zu Geldleistungen herbeirufen. Diese aber zeigten sich dann den ihren Herzog lenkenden Jesuiten so feindlich, daß Wilhelm, der die Jesuiten zuletzt hätte beseitigen müssen, lieber der Regierung entsagte, sich (1596) in das Jesuitenhaus zu München zurückzog und hier als Einsiedler noch achtundzwanzig Jahre lebte.

Sein Sohn, Maximilian I., der so, erst dreiundzwanzig Jahre

alt, die Regierung antrat, war der ergebenste Zögling der Jesuiten; aber er war ein Mann der That, weise und tapfer, rücksichtlos und umsichtvoll, sparsam und das Geld doch nur als Mittel zu seinen Zielen betrachtend. Maximilian gab Anfangs den Ständen nach und ließ die Jesuiten, die den Rücktritt seines Vaters herbeigeführt, bei Seite stehen, um die Kapuziner zu seinen Gehülfen und Handlangern dem Volke gegenüber zu machen, bis zuletzt die Jesuiten dennoch die zeitweilig verlorene Herrschaft in Baiern wieder antreten konnten. Die Landstände aber, die Maxens Vater gezwungen hatten, die Jesuiten zu entlassen, wurden dann ihrerseits volle 39 Jahre lang nicht mehr zusammenberufen.

Der Erzherzog Ferdinand war noch ein Knabe, als 1590 sein Vater Erzherzog Karl starb. Seine Mutter Maria von Baiern war den Jesuiten ebenso ergeben wie ihr Bruder Herzog Wilhelm, nur war sie viel thatkräftiger als er. Sie gab dem Wesen ihres Sohnes die Richtung, und war, so lange sie lebte, bemüht ihn in derselben zu halten und auf ihr vorwärts zu treiben. Als Ferdinands Vater starb, wurde der erst zwölfjährige Knabe nach Ingolstadt zu den Jesuiten in die Schule geschickt, wo er fünf Jahre unter ihrer Leitung und unter Herzog Wilhelms Einfluß und Beispiel zubrachte. Seine Mutter förderte durch ihre Briefe die Richtung, die ihm hier aufgeprägt wurde, und lehrte ihn in denselben, daß er die protestantischen Prediger nach und nach aus dem Lande vertreiben, die Widerspänstigen aber hängen lassen müsse, und daß, wo er dabei auf Volkswiderstand stoße, er die „seinen Knechte des Paradeisers" — eines adeligen Söldlingführers der Zeit — zu Hülfe rufen könne. Im Jahre 1597 übernahm der neunzehnjährige Jüngling Ferdinand die Regierung. Vorher war er, um dem Papst Clemens VIII. seine Ergebenheit zu bekunden, nach Ferrara und Rom gegangen, wo er im Jesuiten-Colleg wohnte. Von hier pilgerte er nach Loretto, um seiner „Generalissima" der Mutter Gottes Maria das Gelübde abzulegen, den Protestantismus in seinem Lande mit allen Mitteln und auf alle Gefahr hin auszurotten. Heimgekehrt von seiner Pilgerschaft verweigerte Ferdinand mit großer Standhaftigkeit den Ständen seines Landes die Bestätigung der von seinem Vater 1578 an-

erkannten Religionsfreiheit des Adels und der größern Städte. Er setzte die Huldigung ohne diese Bestätigung durch, und begann dann die Vorbereitungen zu seinen Zwecken durch die Vermehrung der „seinen Knechte Paradeisers" und durch die Versendung alles jungen kampffähigen Volkes an die Grenze zur Abwehr eines als drohend bevorstehend geschilderten Einfalles der Türken. Erst dann begann im Herbste 1598 die offene Verfolgung der Protestanten; ihre Kirchen und Schulen wurden nach und nach in Steiermark, Krain und Kärnthen geschlossen, und den Predigern befohlen, binnen vierzehn Tagen das Land zu verlassen. Die Stände legten Verwahrung ein, die Prediger predigten mit Eifer gegen diesen Bruch aller Rechte, welche der Religionsfriede ihnen gestattete. Da ernannte Ferdinand den Paradeiser zum Stadthauptmanne von Grätz, erließ ein Gebot, daß alle protestantischen Prediger auf die Gefahr von Leibes- und Lebensstrafen „bei scheinender Sonne" — vor Sonnenuntergang — Grätz, und binnen acht Tagen das Land zu räumen hätten. Neue Einreden der Stände erwiderte Ferdinand dahin, daß er erklärte, „er wolle lieber mit allen den Seinigen am Bettelstabe herumgehen, als dulden, daß Gott und seiner Kirche Schmach angethan werde". Als dann noch einmal die Stände sich auf die ihnen gegen das Zugeständniß von neun Millionen Gulden vom Erzherzog Karl, Ferdinands Vater, gewährte Religionsfreiheit beriefen, erhielten sie die Antwort: daß die „pretendirte Gewohnheit nicht die in Rechten begriffene Requisita habe", — daß sie „nicht cum consensu totius populi, sondern nur von etlichen Wenigen angenommen worden", — daß sie „auch nicht löblich, sondern unlöblich und Gottes Wort und Gesetz entgegen zu kein ruhigen posses gebracht, sondern jederzeit interrumpirt worden sei." — Galgen und Richtgerüste, die auf offenen Plätzen errichtet wurden, die „seinen Knechte" des Stadthauptmanns Paradeiser waren beredtere und überzeugendere Gründe, als die feine jesuitische Rechtsbegründung des jungen Eiferers.

Eine allgemeine Visitation, die im nächstfolgenden Jahre 1600 unter Martin Brenner, Bischof von Seckau, „den Hammer der Ketzer" im Gefolge von Schaaren „seiner Knechte" im ganzen Lande herumzog, jagte alle protestantischen Prediger und Lehrer aus dem Lande,

übergab die alten Kirchen dem katholischen Gottesdienste, ließ die neuen Bethäuser umreißen, die Friedhöfe umackern, sammelte alle protestantischen Bücher, setzte überall katholische Magistrate ein, und zwang durch Prügel und Geldstrafen die Bauern zum Kirchenbesuch. Am 8. August wurden 10,000 Bände protestantischer Bücher in Grätz verbrannt; und so mehr oder weniger aller Orten und so oft wieder Vorrath war.

Ein erhöhter und erneuter Glanz des katholischen Gottesdienstes sollte Ersatz für Alles Verlorene bieten. So viel ist gewiß, daß in wenigen Jahren ganz Steiermark, Kärnthen und Krain zum Schweigen gebracht, und äußerlich alle Protestanten der drei Landschaften in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt waren.

8.

Die Erfolge des jungen Erzherzogs Ferdinand wurden für Deutschlands Geschicke entscheidend.

Kaiser Rudolf II. war in vielem eine ähnliche Erscheinung wie Herzog Wilhelm V. von Baiern. Wie dieser war er Beschützer der Wissenschaft, Kunstsammler, Alterthümler, Alchymist und Astrolog, so weit dazu keine geistige Anstrengung gehörte; frommliederlich bis in sein hohes Alter vergeudete er die geringe Manneskraft, die er aus der Verwandtenehe seiner Eltern, des deutschen Habsburgers mit der spanischen Habsburgerin, mitbekommen hatte. Seine Umgebung, Astrologen, Schatzgräber, Künstler, Männer der Wissenschaft, Jesuiten und endlich Abenteurer der verschiedensten Art, wußten ihn durch Prophezeihungen, daß eine Ehe ihm zum Unglück ausschlagen werde und das größte Unglück ihm von seinen nächsten Verwandten drohe, dem Ehebündnisse fern zu halten, seinen Brüdern zu entfremden und ins Besondere ihn zu verhindern, einen derselben zum römischen Könige vorzuschlagen. Wenn es Absicht gewesen wäre, die deutschen Habsburger, zum Besten der spanischen Weltherrschaft, dem Untergange entgegenzuführen, so würde die Erziehung, die Kaiser Rudolph und seine Brüder, theils am spanischen Hofe, alle unter dem Einflusse der Jesuiten erhalten hatten, diesen Bestrebungen vollkommen angemessen

gewesen sein. Sie waren schwache, schwankende Naturen und starben sämmtlich kinderlos.

Als Herrscher war Rudolf II. arbeitsscheu und ohnmächtig. Es war gefährlich, ihn aus seinen hindämmernden Kunstbeschauungen zu wecken; wer es zur unrechten Stunde that, konnte der Ungnade des Kaisers verfallen, oft sich persönlicher Mißhandlung ausgesetzt sehen. Die Gesandten fremder Mächte mischten sich, um den Augenblick zu erhaschen, wo der unnahbare Kaiser zu sprechen war, unter die Stallknechte des Kaisers bei der Fütterung der Pferde, der Rudolf oft beiwohnte. Wie Wilhelm von Baiern aber war er goldsuchend stets ohne Geld, wie dieser wurde er nach dem Muster der römischen Staatswirthschaft zum Schuldenmachen im großen Maßstabe verleitet.

Den Protestanten kam die Ohnmacht des Kaisers zu Gute, da Rudolf seinen Verfolgungsabsichten, Erlassen und Verboten gegen die protestantischen Gemeinden keinen Nachdruck zu geben wußte. Dennoch führten dieselben in den Erzherzogthümern Oestreich während der Jahre 1595—1597 zu Bauernaufständen, die nur mit großen Anstrengungen von Seiten der andern sich mitbedroht fühlenden Stände des Landes unterdrückt werden konnten.

Im September 1598 war Ferdinand mit seinen entschiedenen Schritten gegen die Protestanten hervorgetreten und schon im Oktober erließ auch Rudolf einen allgemeinen Befehl, daß alle reformirten Prädikanten binnen acht Tagen das Land bei Verhaftung und Strafe zu verlassen hätten. Uebrigens blieb er selbst jetzt als Freund der Wissenschaft duldsam genug, um den großen Mathematiker und Astronom Keppler, den Ferdinand aus Grätz vertrieb, in Prag gastfreundlich aufzunehmen. Trotz der Ausnahme begann eine neue Verfolgung der Nichtkatholischen in allen Ländern unter Rudolfs Herrschaft (1601 in Salzkammergut, 1602 in Ungarn, 1603 in Böhmen). In Ungarn aber führten diese Verfolgungen zu einem Aufstande, der die Herrschaft der Habsburger in Ungarn und Siebenbürgen für immer zu beseitigen drohte.

Seit 1593 wüthete an den Grenzen und meist in Ungarn selbst ein neuer Türkenkrieg, der um so furchtbarere Folgen hatte, als er von beiden Seiten nicht mit dem Nachdrucke geführt wurde, der zu

großen und raschen Ergebnissen führt. Die Macht der Türken war in Serailwirthschaft und Janitscharenübermuth gebrochen; so oft eine östreichische Heeres-Abtheilung von einem entschlossenen Feldherrn geführt selbst auf doppelt und dreifach überlegene Türkenheere stieß, wurden diese regelmäßig auseinander gesprengt; aber so oft dies geschehen war, zeigte sich die Haltlosigkeit und Ohnmacht der höhern Leitung, so daß alle Siege, wie glänzend sie oft waren, ohne Erfolg blieben, oft im Augenblicke, wo sie errungen schienen, sich in Niederlagen umkehrten. So die Schlacht bei Miskolz 26. Oktober 1596. Zehn Jahre wurde hin und her gekämpft, das Land verwüstet, Städte erobert, zurückerobert, geplündert und Menschen zu Hunderttausenden geopfert, scheinbar ohne Ziel und Zweck.

Während so der Krieg in und um Ungarn wüthete, — begann auf einmal die erneute Religionsverfolgung in dem zum größten Theil der reformirten Religion gewonnenen Lande. Mit keckem Uebermuthe auf die Söldlinge eines italienischen Condottiere, Belgiojoso, gestützt, nahm der Bischof von Erlau die Hauptkirche von Kaschau, den Reformirten gehörend, wieder in Besitz. Das hallte im ganzen Lande wieder und empörte alle Reformirten. Siebenbürgen wurde von den kaiserlichen Feldherren, welche die Katholisirung des Landes übernahmen, in eine Wüste verwandelt, aus der sie selbst bald die dort durch sie hervorgerufene Hungersnoth vertrieb. Einer der reichsten oberungarischen Edelleute Stephan Bocskay, der überdies als Reformirter persönlich am Hofe Rudolfs mißhandelt worden war, erhob (1604) zuerst die Fahne des Aufstandes gegen Rudolf, seine Brüder und seine Heerführer in Ungarn und Siebenbürgen. In kurzer Zeit war ganz Oberungarn und Siebenbürgen, das erst wenige Jahre vorher (1598) an die Habsburger gefallen, für Kaiser Rudolf verloren, und Bocskay zum Woywoden von Siebenbürgen erwählt, zum Könige von Ungarn ernannt. Die Gefahr, die aus diesem Aufstande für die Habsburger und ihre Freunde hervorging, war aber um so größer, als Bocskay mit den Türken in nähere Verbindung trat, und Religionsverfolgungen in den übrigen östreichischen Ländern, in Böhmen, Schlesien, Mähren die Protestanten ebenfalls zum Aeußersten trieben.

Alle Habsburger, und alle, die auf die habsburgische Macht hofften, fühlten die Gefahr, in der dieselbe schwebte, und in diesem Gefühle trat ein Umschlag in der habsburgischen Haus-Politik ein. Der Erzherzog Mathias, der zweite Bruder Rudolfs wurde der Leiter, die Jesuiten, die ihn umgaben, die Treiber dieser Bewegung. Der Erzherzog Mathias war 1577 vom Ehrgeiz gestachelt gegen den Willen des Kaisers auf die Seite des niederländischen Aufstandes getreten, als der katholische Adel der Niederlande in der Noth ihm die Regentschaft anbot. Er war hier aber der Aufgabe, die ihm wurde, nicht gewachsen und noch weniger der Mitbewerbung des Prinzen Wilhelm von Oranien. Nur mit Mühe und Noth erlangte er, als sein Streben in den Niederlanden gescheitert war, bei Kaiser Rudolf die Wiederaufnahme in Oestreich, wo er dann aber bald sich als der eifrigste Feind der reformirten Religion bewährte, und in diesem Sinne in dem Erzherzogthum Oestreich und später auch in Ungarn, dessen Verwaltung ihm Kaiser Rudolf (1595) übertrug, handelte. Rudolf, den Mathias belehrt hatte, daß er gegen Gott und die Kirche handle, wenn er den von Maximilian II. beschworenen Religionsfrieden länger halte [1]), war später vollkommen berechtigt, dem Erzherzog Mathias vorzuwerfen, daß er zum ungarischen Aufruhr „ziemliche Ursache gegeben, indem er Bischöfe und Jesuiten in die Städte geschickt um die protestantischen Prediger abzuschaffen, wie mit Kaschau zur unrechten Zeit und gegen den Rath des Kaisers." [2])

Kaiser Rudolph klagt Mathias weiter an, in der Verwaltung von Ungarn und Oestreich „die Räthe, welche er als Kaiser ihm zugegeben, von sich gestoßen, und dagegen junge Leute, den Pfaffen Klesel, den Pater Curiglio, einen Spanier, und andere Jesuiten und dergleichen Ausländer angenommen und gebraucht zu haben." [3])

Wie Wilhelm von Baiern dem Freiheits-Andrange der bairischen Stände weichen mußte, um die Zügel des Landes festern Händen zu überlassen, so sollte auch Rudolf beseitigt werden, um Mathias

---

[1]) Khevenhiller, Annales Ferdinandei T. VIII. ad a. 1604. pag. 2784.
[2]) Rudolphs Klageschrift an die Kurfürsten. Schmidt, n. Gesch. der Teutschen III. 206. [3]) a. a. O. 205.

Platz zu machen; und wie Max I. von Baiern Anfangs den religionsfreiern Bestrebungen der Stände nachgab, und die Jesuiten selbst beseitigte, so begann auch Mathias mit Zugeständnissen gegenüber den Reformirten in Ungarn.

Er trat Anfangs des Jahres 1606 mit Bocskay auf der Grundlage der Religionsfreiheit und der Anerkennung seines Titels „König von Ungarn" in Friedensunterhandlungen. Ehe aber der Friede abgeschlossen wurde, fand (25. April 1606) eine Versammlung der Häupter des habsburgischen Hauses (der Erzherzoge Matthias, Maximilian, Brüder des Kaisers, so wie dessen Vettern der Erzherzoge Ferdinand und Maximilian Ernst von Steiermark) statt, in welcher wegen der „sich zu unterschieblichen Zeiten erzeigenden gefährlichen Gemüthsblödigkeit des Kaisers, und weil dieser zur Regierung dero Königreiche sich nicht genugsam und tauglich befunden" — die Erzherzoge „nach Anleitung natürlicher Ordnung und weiland Kaiser Ferdinands, ihres geliebten Anherrn sonderlicher Disposition" den Erzherzog Mathias „zu ihrer und ihres Hauses Haupt und Säulen" erwählten. Sie geben ihm Gewalt und Vollmacht zu handeln und versprechen „zum Voraus stät und fest zu halten, was Seiner Liebden in hochwichtiger Sache bei der päpstlichen Heiligkeit, und ihren hochgeehrten Herrn der königlichen Würde in Hispanien und ihrem Bruder und Vetter Erzherzog Albrecht von Oestreich und andern Fürsten rathschlagen und handeln werde". Zugleich verpflichteten sie sich, die Wahl des Erzherzogs Mathias zum römischen Könige auf jede Weise zu fördern.

Die Hausstatuten Ferdinands I.[1]) bestimmten, daß die östreichischen Erblande, obgleich einzelnen Erzherzogen zugetheilt, in einträchtiger Gesammtregierung aller Erzherzoge bleiben, und dem ältesten Erzherzoge die Oberherrschaft und der Vorrang zugestanden sein sollten. Auf dies Statut fußend, wurde der obige Beschluß von den Erzherzogen gefaßt.

Der Erzherzog Mathias und noch mehr seine ihn treibende Um-

---

[1]) Codicill vom J. 1554, ein früheres von 1547 bestätigend. Schrötter V. Urkundenbuch No. V. Testament Ferdinands I. vom 1. Juni. Prag 1543. a. a. O. Urkundenbuch III.

gebung, vor allem Klesel, der nach und nach Bischof von Wien, Kanzler der dortigen Universität und Kardinal wurde, wollten daraus eine Art Entsetzung Rudolfs von seinen „Königreichen" und Erblanden herleiten und veröffentlichten gegen den Beschluß der übrigen Theilnehmer, die im Geheimen für des „Hauses" Heil thätig sein wollten, die Urkunde, durch welche Mathias zum Haupte des Hauses erhoben wurde. Diese Blosstellung verletzte sie so, daß sie dem Kaiser die Urkunde aushändigten und erklärten, Mathias mache einen Gebrauch von ihr, den sie nicht beabsichtigt hätten.

Mathias aber schloß auf diese Urkunde hin, ohne den Kaiser zu fragen, einen Frieden mit den Ungarn, in welchem er ihnen Religionsfreiheit zugestand, freilich mit dem Zusatze, „daß die katholische Religion dadurch keinen Nachtheil erleiden dürfe", so sich die Rückkehr vorbehaltend. Auch mit den Türken schloß er Friede und als Rudolf deswegen diese Akte verwarf und Verwahrung einlegte, riefen Mathias und Bischof Klesel die protestantischen Stände von Ungarn, Böhmen und den östreichischen Erblanden zu Hülfe, ließen durch diese (Ende September 1606) die Verträge bestätigen und zwangen so auch den Kaiser, der sich von allen Seiten bedroht sah, seine Einwilligung zu der vollbrachten Thatsache zu geben.

9.

In dieser Lage suchte Rudolf II. als Kaiser Hülfe vom deutschen Reiche gegen seine Brüder und Vettern.

Gleich beim Ausbruche der ungarischen Revolution 1605 hatte Rudolf eine „eilende Hülfe" von den Kurfürsten erbeten. Es genügte, daß Kurpfalz hervorhob, wie der ungarische Aufstand nur eine Folge der durch Steiermarks Beispiel herbeigeführten Religions-Verfolgungen sei, um bei allen protestantischen Fürsten Deutschlands die Hülfe unmöglich zu machen.

Ueberhaupt aber hatte Rudolf an das Reich nur gedacht, um Steuern zu fordern, mit ihnen seinen geist- und kraftlosen Krieg gegen die Türken zu führen. Den letzten Rest von Reichsinstitutionen, das Reichskammergericht, hatte er aus den Angeln gehoben, als er 1587 die gebräuchliche Visitation des Reichskammergerichts verhinderte,

weil der damalige Erzbischof von Magdeburg, dem der Reihe nach die Visitation zufiel, ein Protestant war. Ueberdies entzog der Kaiser alle Klagen der Protestanten gegen Beeinträchtigungen in Religionssachen dem Reichskammergericht und überwies dieselben seinem Hofgerichtsrath.

Dieses einseitige Eingreifen in das Gerichtswesen des Reiches rief allseitige Klagen hervor, die 1600 auf einem Deputationstage zu Speier durch eine allgemeine Visitation des Kammergerichts und durch mehr denn dreißig Revisionen (Berufungen) von Kammergerichtsurtheilen erledigt werden sollten. Allein, als auch vier Klagen wegen eingezogener Klöster vor dem Deputationstage entschieden werden sollten, verwarf Kurpfalz die Revision dieser vier Streitsachen, weil von dem in Mehrzahl katholischen Deputationstage kein unparteiisches Urtheil zu hoffen sei. Die Katholischen, von dem bairischen Abgeordneten geleitet, verweigerten dann ihrerseits jegliche Revision der angegriffenen Urtheile, so daß nun alle Rechtspflege des Reichskammergerichts in höchster Instanz aufhörte, und nur noch der Hofgerichtsrath übrig blieb, dessen Rechtsbefugniß als höchstes Gericht die Protestanten grundsätzlich bestritten, und der in der That kein Urtheil fällte, das nicht vorher dem Kaiser und seinen Räthen vorgelegt worden war.

Hierzu kam endlich ein Ereigniß, das die protestantischen Fürsten und Städte tief verletzen und hohes Mißtrauen in ihnen wach rufen mußte. Die Reichsstadt Donauwörth war seit 1577 vorherrschend protestantisch. Bei dem allgemeinen Aufschwunge, den die katholische Geistlichkeit in Folge der Ereignisse in Steiermark und Oestreich genommen hatte, glaubte auch der Abt des Klosters Heiligkreuz bei Donauwörth, im Jahre 1605 seinen Eifer durch öffentliche Prozessionen in der protestantischen Stadt bekunden zu müssen. Die Prozession wurde vom Stadtammann untersagt und von den Bürgern verhindert. Auf die Klage des Abts beim Kaiser Rudolf lud dieser den Ammann und Rath der Stadt „wegen Religions- und Friedbrüchiger, freventlicher, muthwilliger Gewaltthat" vor den Reichshofrath. Der Abt von Heiligkreuz ließ diese Ladung am 28. Februar 1606 dem Rath übergeben, mit der Anzeige, daß er noch an dem-

ſelben Tage ein öffentliches Begräbniß mit brennenden Fackeln durch die Stadt ziehend abhalten werde. Trotz der Herausforderung fand dieſes Leichenbegängniß ohne Störung ſtatt. Als aber wenige Wochen ſpäter (11. April) der Abt eine neue Prozeſſion mit Kreuz und Fahnen durch die Straßen von Donauwörth nach dem benachbarten Orte Ochſenheim führen wollte, kam es zu Verhöhnungen und Schlägereien, was eine neue Citation an den Reichshofrath zur Folge hatte. Dieſer betraute hierauf den Herzog Max von Baiern, als kaiſerlichen Kommiſſär, mit dem Schutz der katholiſchen Geiſtlichkeit und der Katholiken in Donauwörth. Dann wurde eine neue Prozeſſion angeordnet, wogegen der Rath Verwahrung einlegte und den Abt warnte, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Nichtsdeſtoweniger fand die Prozeſſion ſtatt, und wurde von bewaffnetem Volke verſprengt, worauf der Kaiſer die Stadt in die Reichsacht erklärte und Maximilian von Baiern zum Vollſtrecker der Acht ernannte. Maximilian rückte dann mit einer ſolchen Macht vor die Stadt, daß die Bürger ſich im Dezember 1607 an ihn ergaben.

Nach der Anſicht der Proteſtanten war der Aufſtand des Volkes in Donauwörth abſichtlich hervorgerufen worden, um die Exekution herbeizuführen; der Reichshofrath erſchien nicht befugt, die Acht auszuſprechen, und Max von Baiern, der nicht zum ſchwäbiſchen Kreiſe gehörte, nicht berechtigt, ſie zu vollziehen. Als dieſer aber unmittelbar nach der Beſetzung der Stadt eine rückſichtloſe Austreibung der proteſtantiſchen Geiſtlichen und Bürger begann, war das Maß der Ungerechtigkeit in dieſer Angelegenheit für die Proteſtanten voll und übervoll. —

Unter dem Eindrucke dieſer Ereigniſſe trat derſelbe Ferdinand von Steiermark, den die Proteſtanten in Ungarn und Deutſchland anklagten, daß ſein Beiſpiel die Religionsverfolgungen und den Aufſtand veranlaßt habe, als kaiſerlicher Bevollmächtigter mit dem Antrage auf Hülfe und Steuern gegen die Ungarn vor den Reichstag, den Rudolf für Neujahr 1608 zu dieſem Zwecke nach Regensburg berufen hatte. Die Stimmung, die hier herrſchte, ſpricht ſich am klarſten in einem kurſächſiſchen Bedenken aus, in dem es hieß: „es ſei bei den Evangeliſchen eine ſolche Opinion eingewurzelt, als ob die Katholiſchen ge-

fährliche Pratiken vorhätten, und Willens wären, die Lutheraner ganz zu vertilgen; sie (die Katholischen) ließen sich durch den Religionsfrieden davon wenig abhalten, weil die Mehrzahl von ihnen hielten, daß man den Ketzern keine Treue schuldig [1]). So sei auch (jener Ansicht nach) der Religionsfriede weder ein „öffentlich anerkanntes“[2]), noch ein „ewiges Gesetz“[3]), sondern nur ein „zeitweiliges Gesetz“[4]), das man „nur bis zum Concil von Trient anzuerkennen sich verpflichtet habe“[5]), welches nun vorlängst alle Evangelischen anathematisirt und zum Feuer verdammt; darüber wäre eine heilige Liga beschlossen, darin schon gewisse Verordnungen gemacht, wie stark der Papst und König von Hispanien anziehen, welche katholischen Kurfürsten und Stände die Besitzungen der Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Hessen, Magdeburg und andere einziehen sollten, und wie man sich des Donau- und Rheinstromes unten und oben bemächtigen werde, damit man die Ketzer, gleich wie die Maus in der Falle, beklippen könnte.[6])

Dieser Aeußerung der sächsischen Räthe auf dem Reichstage ungeachtet wurde zu derselben Zeit der Kurfürst Christian II. von Sachsen durch eine Reihe von Verwickelungen nach und nach auf die Seite Oestreichs hinübergedrängt. Nach dem Tode seines Vaters Christian I. (1591) fiel er in die Vormundschaft Friedrich Wilhelms von Sachsen-Weimar — der Nachfolger Moritzens in die Hände des Enkels von Johann Friedrich. Friedrich Wilhelm wollte dem Albertinischen Sachsen den strenglutherischen jenenser Professorenglauben wieder aufzwingen, und ließ seinen bittern Gefühlen gegen die Räthe des Albertinischen Hauses, die sich in letzter Zeit dem Calvinischen Bekenntniß geneigt zeigten, die Altlutheraner verdrängt und verfolgt hatten, freien Lauf. Der kursächsische Kanzler Krell und die beiden Hofprediger Salmuth und Steinbach wurden verhaftet, und trotz milderen Urtheilen des Kammergerichts und Reichshofraths in Prag auf Friedrich Wilhelms Befehl als heimliche Calvinisten und als Anhänger des Kurfürsten von der Pfalz hingerichtet. Im Hasse gegen den

---

[1]) Quod haereticis non sit servanda fides. [2]) pragmatica sanctio. [3]) lex perpetua. [4]) Interim. [5]) toleramus usque ad concilium Tridentinum. [6]) Schmidt, n. Gesch. d. Teutschen III. 224.

Calvinismus, und noch mehr in Eifersucht gegen die kurpfälzische Mitbewerbung um die Führerschaft des protestantischen Deutschlands, gab der Kurfürst Christian II. nicht nur die Hinrichtung des Kanzlers Krell zu, sondern fühlte sich überhaupt den Protestanten entfremdet, dem katholischen Oestreich zugelenkt. Die Katholischen sagten offen, man werde Kursachsen nächstens zur katholischen Kirche wieder zurückkehren sehen.

In der Stimmung, die das sächsische Bedenken schildert, verweigerten auch die protestantischen Stände auf dem Reichstage jede Türkenhülfe, die nur gegen Ungarn gerichtet sein würde; sie forderten vom Kaiser, daß er den geschlossenen Frieden halten möge; sie trugen weiter auf eine Reform des Kammergerichtswesens und vor Allem eine feierliche Erneuerung des Religionsfriedens an. Letzteres verweigerte die katholische Mehrzahl des Fürstenrathes, wobei es denn von beiden Seiten zu den heftigsten Ausbrüchen des Mißtrauens und Hasses kam. Kaiser Rudolf aber hatte Gründe den Protestanten nachzugeben, um so eine Reichshülfe gegen innere und äußere Gegner zu erhalten, und erklärte sich bereit, den Religionsfrieden in den Reichsabschied aufzunehmen. Der Erzherzog Ferdinand aber, von dem Stellvertreter des päpstlichen Nuntius, einem Augustinermönche Bruder Felice Milensio getrieben[1]), hielt die gewährende Antwort des Kaisers zurück, und legte dagegen dem Reichstage eine Interpositions-Schrift vor, in welcher es in Bezug auf den Religionsfrieden hieß, „daß derselbe, wie er im Jahre 1555 aufgerichtet, und hiernach — erneuert und bestätigt, also jetzt demgemäß, wie er im Reichsabschied vom Jahre 1566 zu finden, confirmirt — — werden solle". Die Protestanten aber glaubten in dieser Form einen Rückhalt zu entdecken, und erklärten, daß sie, weil so „die von den Katholischen verlangte Clausula restitutoria (Wiederherstellung des Zustandes wie zur Zeit des Abschlusses des Religionsfriedens) nicht aufgehoben, — auch die katholischen Hofprozesse, welche den Reichskonstitutionen, altem Herkommen und sonderlich dem Religionsfrieden zuwider, nicht abgeschafft seien", sie den Vorschlag nicht genehmigen könnten; wobei sie sich

[1]) Ranke, Päpste II. 412.

schließlich noch vorbehielten, daß in Religionssachen die mehrere Zahl der Stimmen nicht gelten solle, „weil sonst die Majora alle evangelischen Kurfürsten, Fürsten und Stände von Land und Leuten und aller zeitlichen Wohlfahrt votiren könnten." —

Bei diesen Ansichten löste sich der Reichstag im Widerspruch und gegenseitigem Mißtrauen auf.

10.

Eine andere zukunftschwere Folge der Stimmung, die auf dem Reichstage so offen hervorgetreten, war eine engere Verbindung unter den Protestanten Deutschlands. Schon 1603 waren Kurpfalz, Kurbrandenburg, Johann Georg von Brandenburg, protestantischer Bischof von Strasburg, die Fürsten von Zweibrücken, Hessen und Baden zusammengetreten zu wechselseitiger „Correspondenz" und gemeinsamem Beistand gegen das kaiserliche Hofgericht und seine Urtheile über Rückerstattung von säcularisirten Stiftern und Klöstern. Moritz von Hessen war selbst zu Heinrich IV. von Frankreich gesandt worden, um die correspondirenden Fürsten mit ihm in Verbindung zu setzen. Der kluge Bearner hoffte so Fuß in Deutschland, am Rheine und in Italien zu fassen, und seine und Frankreichs Macht auf Kosten Oestreichs und Deutschlands zu vergrößern. Deswegen schickte er selbst einen deutschen Fürsten, Christian von Anhalt, der lange im Dienste der Reformirten für Heinrich in Frankreich gekämpft hatte, mit seinen Vorschlägen an die „correspondirenden Fürsten", um die Vereinigung der deutschen protestantischen Fürsten zu fördern. Alles geschah seinerseits „ohne Privatinteresse, nur als guter Nachbar", nur um „die wohlhergebrachte und fürstliche Präeminenz" und den „Besitz an Land und Leuten der deutschen Fürsten sichern zu helfen". Er erbot sich zu einem Beitrage von der Größe von zwei Dritttheilen alles dessen, so der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog (von Würtemberg) und Andere mehr zusammentragen würden. —

Kurpfalz unterstützte die Bestrebungen Heinrichs IV. in jeder Weise bei den Fürsten von Würtemberg und von Pfalz-Neuburg ins Besondere. Der würtembergische Gesandte und Rath Benjamin von Buwinkhausen aber rieth seinem Herzoge, sich mit dem Könige von

Frankreich nicht in ein „Löwenbündniß" einzulassen, da „solches vor Kaiser und Reich nicht wohl verantwortlich" sei, und überhaupt, „wie er aus langer Erfahrung und Beiwohnung wisse, die Deutschen in keinen ärgern Zustand gerathen könnten, als wenn die Franzosen auch in noch so wenig über sie zu gebieten haben würden". So unterblieb vorerst die „Union" unter dem Schutze Heinrichs IV.

Fast unmittelbar nach Auflösung des Reichstages (4. Mai 1608) aber traten die protestantischen Fürsten von Kurpfalz, Pfalz-Neuburg und Würtemberg, die Markgrafen von Brandenburg-Anspach und Baden zu Ahausen in Franken zu einer Versammlung zusammen, auf welcher sie sich auf zehn Jahre zu „gemeinsamer Vertheidigung gegen jeden Angriff" verbündeten, ein Direktorium für Friedenszeiten in dem Kurfürsten von der Pfalz wählten, das Stimmverhältniß der Mitglieder[1]) ordneten, sich über die Vertheilung möglicher Eroberungen verständigten, und für den nächsten 22. Mai eine Beisteuer von 30 „Monaten" an Geld, für das nächstfolgende Jahr von 15, und für alle folgenden Jahre von 10 „Monaten"[2]) bereit zu halten sich verpflichteten. Die Fürsten von Zweibrücken, Anhalt, die Grafen von Oettingen, die Städte Nürnberg, Strasburg, Ulm, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg traten unmittelbar dieser „Union" bei; bald nachher auch der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg, der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und die Städte Nördlingen, Hall, Heilbronn, Memmingen und Kempten.

11.

Kaiser Rudolf hatte den aufgelösten Reichstag eigentlich nur berufen, um dort Hülfe gegen seinen Bruder, den Erzherzog Mathias zu finden. Sein Schreiben an die Kurfürsten klagte Mathias an, „im Reich gefährliche Correspondenz zu unterhalten", — „in des Kaisers Regierung einzugreifen, zumal in Reichssachen". Rudolf forderte die Kurfürsten auf, nicht zuzulassen „daß des Kaisers Würde

[1]) Die regierenden Fürsten jeder Eine, die Grafen und Herren jedes Kreises ebenfalls Eine, und die Städte gesammter Hand Eine Stimme. [2]) Ein Römermonat betrug für alle Reichsstände nach der Matrikel von 1521 128,000 Gulden.

und Autorität geschwächt werde". Gleichzeitig waffnete er, berief ein Reiterregiment von der Grenze nach Prag, und beauftragte den Oberst Feldmarschall Tilly, einen Wallonen, der wie viele seiner Landsgenossen seine Kriegsschule unter Alba und Alexander von Parma in den Niederlanden gemacht hatte, für ihn zu werben.

Mathias aber schloß sich den ungarischen und östreichischen Ständen noch näher an, berief Ständeausschüsse beider Länder zu gemeinsamer Berathung nach Preßburg, und machte ihnen alle Zugeständnisse, welche sie beantragten, Religionsfreiheit vor Allem. Sodann genehmigte er einen Bundesvertrag der Stände von Ungarn und Oestreich zu gemeinsamem Schutz wider alle diejenigen, welche den mit der Türkei geschlossenen Frieden angreifen würden, das heißt wider Kaiser Rudolf, der diesen Frieden nicht anerkannte. Mähren trat diesem ständischen Bündniß bei, Steiermark aber, zur Theilnahme aufgefordert, verweigerte dieselbe. Auch an die Kurfürsten des Reiches wendete sich Mathias, Rudolf anklagend, daß er, von unfähigen, friedefeindlichen Dienern beherrscht, seine Länder der Verzweiflung Preis gebe, während er durch Tilly Mähren plündern lasse, und den mährischen Adel mit Ausrottung bedrohe. Die ungarischen und östreichischen Stände stellten Mathias ein Heer von 20,000 Mann zur Verfügung, mit welchem er am 15. April 1608 gegen Rudolf aufbrach.

Die ständische Bewegung in Ungarn, Oestreich und Mähren zwang jetzt den Kaiser, auch in Böhmen die Stände zu Hülfe zu rufen. Als er aber am 19. Mai den Landtag eröffnet hatte, trat dieser mit allen religiösen und politischen Beschwerden gegen Rudolf auf, insbesondere zeigte er sich den Jesuiten feindlich, und forderte, daß diesen nicht erlaubt sein solle, Grundbesitz in Böhmen zu erwerben. Der Kaiser, redlicher als sein Bruder Mathias, versprach nur Abhülfe der politischen Beschwerden, und forderte Bedenkzeit für die religiösen. Seine Zusagen genügten übrigens, um die Mehrzahl der böhmischen Stände dem Kaiser zu gewinnen, so daß sie das Landesaufgebot genehmigten, und Rudolf durch sie auch die Mittel erhielt, seine Söldlinge unter Tilly zu vermehren.

Im entscheidenden Augenblicke aber blieb Rudolf wieder un-

thätig. Anstatt zu Schlachten, wie jeder sie vorhersehen zu müssen glaubte, kam es am 25. Juni zu einem Vertrage, in welchem Rudolf seinem Bruder Mathias die Herrschaft über Ungarn, Oestreich und Mähren abtrat, und ihn gleichzeitig zum „designirten" König von Böhmen ernannte.

Die protestantischen Stände der habsburgischen Besitzungen waren die Hauptgewinner in diesem Bruderzwiste. Aber kaum hatte Mathias sich seine Krone gewonnen, als er auch versuchte in die Bahn wieder einzulenken, in welche die Jesuiten Ferdinand von Steiermark hineingelenkt hatten. Wie dieser forderte er von den östreichischen Ständen (unter der Enns) die Huldigung, ohne seinerseits vorher die Privilegien, Rechte und ins Besondere die Religionsfreiheit der Stände anerkennen zu wollen.

Diese aber, auf das Beispiel Steiermarks hinweisend, blieben fest auf ihrem Beschlusse, nur zu huldigen, wenn Mathias vorher ihre Freiheiten anerkannt habe. Die von Oestreich ob der Enns schlossen dann zu Horn mit denen unter der Enns ein Bündniß zur Durchsetzung dieser Forderung. Sie erklärten ins Besondere den Bischof Klesel offen für ihren gefährlichen Gegner, und forderten seine Entfernung. So sah Mathias sich gezwungen, zuletzt die Religionsfreiheit des Herrenstandes schriftlich, die der landesfürstlichen Städte und Märkte mündlich — freilich in sehr geschraubten und die verschiedenste Auslegung zulassenden Aeußerungen — anzuerkennen, ehe die Stände am 24. April 1609 zu Wien und am 22. Mai zu Linz zur Erbhuldigung schritten. Den Ungarn hatte Mathias schon vorher ihre Privilegien und auch Religionsfreiheit zugestanden, ehe er in Preßburg am 19. November 1608 gekrönt wurde.

Die böhmischen Stände forderten jetzt ähnliche Zugeständnisse von ihrem Könige, Kaiser Rudolf. Nicht ohne langes Sträuben gab Rudolf endlich am 11. Juli 1609 viel allgemeiner in einem „Majestätsbriefe" dem Ritterstande und allen Städten das Recht, reformirte Kirchen und Schulen, so viel sie wollten zu gründen; während er gleichzeitig allen Ständen und Städten Böhmens untersagte, irgend Jemanden um der Religion willen Gewalt anzuthun. Diese Rechte verbürgte endlich der Majestätsbrief „gegen alle Hinderung

und Veränderung für alle Zukunft und alle künftigen Könige von Böhmen". Schon am 20. August 1609 gestattete Rudolf den schlesischen Ständen einen ähnlichen Majestätsbrief.

Jetzt versprach Kaiser Rudolf noch den Ständen von Oestreich ob und unter der Enns (19. April 1610), — von denen er „berichtet sei, daß sie wieder unter sein Regiment und Schutz zu kommen wünschten", — einen gleichen Majestätsbrief. Gleichzeitig aber suchte er seinen Vetter, den Erzherzog Leopold, Ferdinands von Steiermark Bruder, Bischof von Strasburg und Passau, der den Familienbund der Erzherzoge gegen Rudolf nicht mitunterschrieben hatte, zur römischen Königskrone zu befördern. Einen Erbstreit im Reiche benutzend, warb Leopold Söldner. Als aber diese nach Böhmen geführt, im Namen des Kaisers Kleinprag eroberten, und dem Majestätsbrief zuwider die Gewalt des Kaisers fördern helfen sollten, standen die Böhmen unter Mathias von Thurn gegen Rudolf auf, vertheidigten Großprag mit Tapferkeit, zwangen Rudolf, die Söldlinge seines Vetters Leopold von Passau an die Gränze zu schicken, nahmen den Kaiser endlich im Hradschin gefangen, und überlieferten ihn hier dem unterdeß mit Heeresmacht heranrückenden König und Erzherzog Mathias, der ihn dann zwang, ihm auch die böhmische Krone abzutreten. Nachdem Matthias hierauf den „Majestätsbrief" anerkannt hatte, genehmigten die böhmischen Stände seine Erhebung zum böhmischen Könige und krönten ihn und huldigten ihm am 23. Mai 1610.

Nur die machtlose Kaiserwürde blieb Rudolf, in deren Namen er endlich, jammernd über seine Noth und seine Schulden, um „mitleidige, gutherzige Handreichung" bettelnd, vor die deutschen Reichsstände trat. Das war sein letztes öffentliches Auftreten.

12.

Am 25. März 1609 war unterdeß Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg ohne unmittelbare Erben zu hinterlassen gestorben. Seine vier Schwestern gaben vier Fürsten Erbansprüche an das schöne Land, dem Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg, dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und dem Markgrafen Karl von Bur-

gau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol und der Philippine Welser. Zu diesen Bewerbern traten noch der Kurfürst von Sachsen, der aus einem von mehreren Kaisern bestätigten Erbvertage Ansprüche auf das ganze Erbe machte, und endlich, ohne es offen auszusprechen, Kaiser Rudolf, oder besser das Haus Oestreich, als heimgefallenes Reichslehen Jülich, Kleve und Berg in Anspruch nehmend. Der Kurfürst von Brandenburg als Schwiegersohn der ältesten Schwester des Herzogs Johann Wilhelm, der Pfalzgraf von Neuburg als einziger männlicher Abkömmling aller Schwestern des verstorbenen Herzogs, beanspruchten ebenfalls das ganze Erbe. Diese beiden setzten sich, so weit jeder konnte, in den Besitz des Landes, während der Kaiser Rudolf den Erzherzog Leopold, Bischof von Strasburg und Passau, beauftragt, ebenfalls das Land einstweilen in Besitz zu nehmen, und Leopold auch in Jülich Aufnahme fand und mit des Kaisers Erlaubniß Söldner werben hieß.

Die Herzoge von Jülich-Kleve gehörten zu den wenigen deutschen Fürsten, die katholisch geblieben waren; mit Brandenburg oder Neuburg kam das Land in die Hände von nichtkatholischen Fürsten, während es im Besitze der Habsburger auch die Niederlande unmittelbar bedrohte. Das war eine der Ursachen, warum die Fürsten der protestantischen Union bereit waren, für die beiden „possedirenden Fürsten" Brandenburg und Neuburg in die Schranken zu treten und Holland bereit, sie zu unterstützen. Die Städte der Union dagegen hielten jede Einmischung in diesen Streit für unpassend, und auch einen Beschluß durchsetzten, daß die „protestantische Union" als solche sich in den Erbstreit nicht zu mischen habe. Dennoch traten die Fürsten der Union vorerst vermittelnd auf und bewirkten, daß die „possedirenden Fürsten" Brandenburg und Neuburg in Folge eines Vertrages, in Dortmund abgeschlossen (10. Juni 1609), das streitige Erbe einstweilen und bis zum rechtlichen Austrage gemeinschaftlich in Besitz nahmen, es gemeinsam zu verwalten und gegen andere Ansprüche zu vertheidigen sich verpflichteten.

Von größerer Bedeutung aber war, daß an demselben Tage (10. Juni), an welchem sich die „possedirenden Fürsten" über den gemeinsamen Besitz des Erbes verständigten, ein katholisches

Bündniß, schon durch den Namen der „heiligen Liga" an die französische „Ligue", die Frankreich dreißig Jahre mit Bürgerkrieg erfüllt hatte, erinnernd, zu Stande kam. Herzog Maximilian von Baiern war der Gründer und auch die Seele derselben. Er berief die katholischen Stände des bairischen, schwäbischen, fränkischen Kreises nach München, und legte ihnen die Bundesurkunden vor. „Erhaltung des Religionsprofanen Friedens" durch Rechtsmittel, und erst wenn diese nicht fruchteten durch Gewalt, war als das nächste, — zu verhüten, daß „die alte, wahre, alleinseeligmachende Religion nicht ausgerottet würde", als das letzte Ziel des Bundes angegeben. Die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Regensburg, Constanz, Passau und Strasburg, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten waren die ersten Mitbegründer des Bundes; Max von Baiern wurde ihr Bundesoberster. Schon nach ein paar Wochen traten auch die drei rheinischen geistlichen Kurfürsten bei, freilich auch mit dem Anspruche, daß der Kurfürst von Mainz einen zweiten Kriegsobersten für die Rheinlande zu ernennen berechtigt sein solle.

So stellte sich die katholische Liga der protestantischen Union gerüstet gegenüber. Das Jülich-Kleve'sche Erbe sollte der erste Kampfpreis für Beide sein. Nicht sowohl die Union selbst als die leitenden Fürsten derselben und ihr Generallieutenant Christian von Anhalt mit holländischen und französischen Söldnern trieben Leopold von Oestreich aus Jülich, und zogen am Rheine hinauf, die „Pfaffengasse" verwüstend, um in Strasburg und dem Elsaß die hier geworbenen Söldlinge zu versprengen. Leopold rief dagegen die Liga zu Hülfe, worauf diese dann auch mit einem ausgesuchten Heere unter dem Bundesfeldmarschall Tilly gegen die Fürsten der Union eintrat. Aber schon am 24. Oktober 1610 kam es in München zu einem Vertrage zwischen den kämpfenden Parteien, wonach beide ihre Truppen abdanken und nur so viel übrig behalten sollten, als nöthig sein könnte, um die von dem Erzherzog Leopold auf des Kaisers Befehl geworbenen Haufen auseinander zu treiben.

Jetzt belehnte Kaiser Rudolf am 7. Juli 1610 den Kurfürsten Christian II. von Sachsen „unbeschadet der Rechtsansprüche Anderer" einstweilen mit Jülich, Berg und Kleve. Es war damit Niemandem,

den übrigen Habsburgern so wenig als der Liga und Maximilian von Baiern gedient; denn wenn auch Christian II. sich der Union, die in Mehrzahl aus calvinischen Fürsten und Städten bestand, feindlich bezeigte; wenn er auch diese Union „eine desunio und dissolutio imperii" nannte; wenn er zuletzt sogar in die heilige Liga selbst eintrat; — so geschah Letzteres doch nicht, ohne daß für ihn aus der Vereinsnotel der Liga die „Vertheidigung der alleinseeligmachenden Religion" ausgemerzt, und anstatt dessen „die Aufrechthaltung der Reichsconstitution" als Zweck des Bundes eingetragen werden mußte. Die katholischen Eiferer, die geheimen Lenker, die Jesuiten sahen darin nicht nur den Grundsatz der heiligen Liga, sondern auch die Stellung des Katholicismus am Unterrheine gefährdet; weswegen denn auch Maximilian von Baiern das Exekutionsmandat, das Kaiser Rudolf an ihn richtete, einfach zurückwies. Ueberhaupt aber war die Liga selbst noch nicht zu einer festen Begründung gekommen. Wie einst im schwäbischen Bunde bekämpften sich jetzt in der Liga die Sonderabsichten Baierns, des Erzbischofs Kurfürsten von Mainz und der Habsburger. Nachdem der Erzbischof von Mainz in die Liga eintretend, eine zweite Kriegsoberhauptmannschaft unter seinem Einfluß für die Rheinlande gefordert hatte, verlangte Spanien, auf einem Bundestage zu Würzburg (11. Februar 1610), wo die Erzherzoge Ferdinand von Steiermark und Maximilian (Rudolphs Bruder, seit 1598 Regent von Tyrol), in die Liga eintraten, ebenfalls erst eine östreichische Hauptmannschaft und dann für sich das Protektorat und für Ferdinand von Steiermark das Viceprotektorat des Bundes. Die Drohung Maximilians, aus dem Bunde austreten zu wollen, veranlaßte die Geistlichkeit, die den Bund lenkte, eine Vermittelung einzuleiten, nach welcher Maximilian von Baiern in der That die Bundeshauptmannschaft behalten, Ferdinand von Steiermark aber den Namen derselben tragen sollte. Diese Schwankungen waren für Maximilian und die Liga Gründe genug, den münchener Vertrag vom 24. Oktober einem Kriege vorzuziehen.

Die Führer der protestantischen Union, die gegen den Willen der Städte und ihrer Landstände auf ihre eigne Verantwortung hin zum Schwerte gegriffen, hatten vor Allem auf die Hülfe Königs Hein-

rich IV. von Frankreich gerechnet. Der feine Bearner lockte Deutschlands Fürsten und Staatsmänner mit dem Plane „einer allgemeinen, sehr christlichen Republik, gebildet aus allen Königen und Potentaten Europas, die den Namen Christi bekennen“ [1]). Diese „christliche Republik“ sollte nur drei Religionen, die katholische, die reformirte und die lutherische dulden, und zwar jede zwangsweise in den ihnen zugeschriebenen Ländern. Der Czar und der Großsultan sollten aus Europa hinausgeworfen werden; — sechs erbliche Monarchien: Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden und die Lombardei; fünf Wahlreiche: das Kaiserthum, das Papstthum, Polen, Ungarn, Böhmen; und vier Republiken: Venedig, Italien, die Schweiz und Belgien sollten die große „christliche Republik“ bilden. Die Erbmonarchien sollten ungefähr gleichgroß und mächtig sein; alle fünfzehn Staaten sollten feste, natürliche Grenzen erlangen; und an der Spitze der ganzen Republik der fünfzehn Staaten sollte ein großer gemeinsamer Rath stehen, und alle fünfzehn, je nach ihrem Umfange und ihren Mitteln, zu dem gemeinsamen Heere beitragen. Friede, Ruhe, Ordnung und Freiheit würden so für ganz Europa auf immer gesichert sein.

Thatsächlich stellte sich die Sache so heraus, daß das nächste Ziel die Theilung der deutsch-östreichischen Besitzungen unter die Haupttheilnehmer der „christlichen Republik“ war. Das Haus Habsburg sollte alle seine außerspanischen Besitzungen verlieren [2]); Ungarn und Böhmen sollten selbstständige Wahlreiche werden, jedoch Ungarn so, daß die sechs Könige der „christlichen Republik“ nebst dem Papste den König von Ungarn wählten; zugleich erhielt Ungarn die Erzherzogthümer Oestreich, Steiermark, Krain und Kärnthen zugesagt; Böhmen, Schlesien, Mähren und die Lausitz wurden fester vereinigt; der Papst erhielt Neapel und wurde das Haupt der italienischen Republik, und der Tributherr von Toscana, Mantua, Modena, Genua, Lucca ꝛc.; der Fürst von Savoyen erhielt Mailand und Oberitalien; England

[1]) Sully spricht davon mehrmalen in seinen Memoiren; unter Anderm — Livre 30. am Ausführlichsten in Oeconomies royales, Chap. 10. [2]) Dafür sollten die deutschen Habsburger aber das Recht erhalten, außer Europa, was ihnen beliebe, zu erobern.

bekam einen zuständigen Theil der Niederlande; die niederländische Republik wurde dafür durch die spanischen Niederlande vergrößert; die Schweiz erhielt Franche-Comté, Elsaß und Tyrol, und Frankreich endlich Artois, Hennegau, Kambray, Tournay, Namur und Luxemburg zugesagt.

Was nun noch, nachdem die deutschen Erb- und Stammländer der Habsburger nach allen Seiten hin vertheilt worden waren, von Deutschland übrig blieb, sollte das „Kaiserthum" bilden; der Kaiser sollte von den Kurfürsten nur einmal aus Einer Familie gewählt werden und stets katholisch sein. — Die deutschen Fürsten und Führer der Union wurden mit Fetzen der deutschen habsburgischen Macht geködert, indem Alles von den Besitzungen der Habsburger nicht schon an Frankreich, England und Dänemark Vertheilte an Würtemberg, Baden und Anspach — so wie an Venedig und Graubündten vertheilt werden sollte; der Pfalz war die Krone Böhmens zugedacht — und Max von Baiern wurde mit der Kaiserkrone beglückt. Noch darf nicht vergessen werden, daß, obgleich Frankreich Artois, Hennegau, Kambray, Tournay, Namur und Luxemburg nur deswegen nahm, „weil sie keinem so gut gelegen als Frankreich", dennoch „Sr. Majestät" König Heinrich IV. „den festen Entschluß gefaßt hatte, sich mit dem Umfange, den seine Staaten gegenwärtig hatten, zu begnügen, damit die übrigen erblichen Könige, seinem Beispiele folgend, ebenso großmüthig handeln möchten." [1])

Papst Paul V. versprach zur Verwirklichung dieses abenteuerlichen Planes zehntausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde — vorausgesetzt, daß König Heinrich die Kosten zur Unterhaltung derselben vorstrecken werde. Die deutschen Fürsten der Union, denen ein Stück Beute versprochen war (Würtemberg, Anspach, Baden, Pfalz), bissen am festesten auf den hingeworfenen Köder, und deswegen rückten sie trotz des Widerspruches ihrer Landstände und der Städte der Union mit ihren Heeren in den Elsaß ein, um sich hier mit dem Könige von Frankreich, dessen Heer 35000 Mann stark, ebenfalls dem Elsaß zuzog, zu vereinigen; — als hier sie die Nachricht traf, daß Heinrich IV. am 10. Mai von dem Dolche Ravaillacs,

[1]) Sully, Oecom Roy. chap. 100.

getroffen, seinen Tod gefunden. Die Jesuiten, der spanische Hof, und selbst die Königin Maria von Medicis wurden angeklagt, den Mord angestiftet zu haben. Nur so viel ist gewiß, daß Ravaillac von religiösem Fanatismus getrieben wurde, und daß Jesuiten dabei mit im Spiele waren.

Deutschland aber dankt diesem Morde, daß das bereits gezogene Schwert der Union und der Liga vorerst wieder eingesteckt wurde.

13.

Am 20. Januar 1612 starb Kaiser Rudolf II., nachdem er vorher nicht ohne moralischen Zwang noch veranlaßt worden war, seinen Bruder Mathias zum römischen Könige zu empfehlen. Dieser wurde dann auch am 13. Juli auf dem noch von seinem unglücklichen Bruder ausgeschriebenen Wahltage zum römischen Könige und Kaiser gewählt. Einfluß hatte dieser Namenswechsel nur dadurch, daß auf dem Reichstage zu Regensburg (1613), den Mathias ausschrieb, die protestantischen Fürsten sich der geschlossenen Mehrzahl der katholischen Stände gegenüber, nach kurzer Betheiligung an den Verhandlungen, zurückzogen und auf einem Sondertage zu Rothenburg den Beschluß faßten, in Zukunft keinem Mehrheitsbeschlusse der Reichstage in Religionssachen mehr zu gehorchen, sondern in Religionssachen wie bei freiwilligen Steuern nur Beschlüsse anerkennen zu wollen, die durch Uebereinstimmung der Stände gefaßt seien. Bei einer katholischen Mehrzahl unter dem Einflusse der Jesuiten war für die Protestanten kein Rechtsstandpunkt im Reiche mehr möglich; mit der Verweigerung, Majoritätsbeschlüsse des Reichtages anzuerkennen, aber hörte die Reichsregierung thatsächlich auf.

Bei dieser Lage der Dinge war der Bruch zwischen den katholischen und protestantischen Ständen bereits eingetreten. Die Union und die Liga bereiteten sich, trotz des geschlossenen Friedens, beiderseitig auf den Krieg vor.

Die protestantische Union schloß (1613) ein Bündniß mit Holland, das sich in den belgischen Niederlanden durch Oestreich und Spanien stets bedroht fühlte; sodann trat sie auch mit den östreichischen und ungarischen Ständen in Verbindung.

Auch in der katholischen Liga schwankte es noch eine Weile hin und her. Die Habsburger sahen den vorherrschenden Einfluß Maximilians von Baiern nicht gern; Kaiser Mathias und sein Vertrauter, der Kardinal Klesel betrieben die Auflösung sowohl der Union als der Liga. Noch einmal droht hierauf Maximilian mit seinem Austritt aus der Liga; aber diese Drohung selbst schloß die katholischen Fürstbischöfe insbesondere nur immer fester an den staatsklugen, thatkräftigen und kirchlich ergebenen Maximilian an. Es gelang der Liga auch, wesentliche Fortschritte in ihrer innern Gestaltung, und ebenso in neuen Eroberungen nach außen hin zu machen. Der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg war der einzige süddeutsche Kirchenfürst, welcher der Liga nicht beitrat; er verweigerte sogar den Jesuiten den Eintritt in sein Stift und Fürstenthum, und trat der Union vorerst durch einen Handelsvertrag näher. Das Leben dieses Kirchenfürsten, der Anfangs zur Reform hinneigte, dann die Reformation in seinem Bisthum mit Gewalt und Uebermuth verfolgte, und schließlich ihr sich wieder zuwenden zu wollen schien, war wüst und zügellos. Er wurde von Maximilian und der Liga bekriegt, gefangen genommen, vom Papste veranlaßt, gegen ein Jahrgeld von 24,000 Fl. seiner Würde zu entsagen, — was aber Maximilian nicht verhinderte, ihn bis zu seinem Tode gefangen zu halten. Sein Nachfolger, ein roher Eiferer, trat der Liga bei, und stellte sein Erzbisthum den Jesuiten zur Verfügung.

Noch erfolgreicher versprach eine andere Eroberung Maximilians und der Liga zu werden. Der Sohn des Pfalzgrafen Ludwig von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, warb um die Hand der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Sigmund, wodurch ihr Erbstreit über Jülich-Berg-Kleve geschlichtet werden sollte. Bei Gelegenheit eines Festes und Saufgelages aber geriethen der zukünftige Schwiegervater und Schwiegersohn in Streit, wobei der Kurfürst Johann Sigmund dem jungen Neuburger einen Faustschlag ins Gesicht versetzte. Die Brautschaft war damit zu Ende. Auch die gemeinschaftliche Regierung der possedirenden Fürsten in Jülich, Kleve und Berg war nun nicht mehr möglich, im Gegentheile rüsteten beide zum Kampfe; während Wolfgang Wilhelm nach München ging, hier um die Hand Magdalenens, der Schwester Maximilians warb, ihr zu lieb

katholisch wurde und nach dem Tode seines Vaters (1614) die katholische Religion auch in Pfalz-Neuburg einführte.

So schien der Kampf um Jülich, Kleve und Berg von neuem, diesmal zwischen den possidirenden Fürsten bevorstehend, als Frankreich und England, Kurköln und Kurpfalz vermittelend eintraten und noch einmal einen Frieden, am 12. November 1614 in Xanten, zu Stande brachten, der vorläufig abermals die Theilung bei fortbestehender gemeinsamer Regierung feststellte.

14.

Das Spiel mit den Ständen und der Religionsfreiheit, das, nachdem Mathias und seine Treiber durch die Entsetzung Rudolfs ihr Ziel erreicht hatten, wieder rückgängig gemacht werden sollte, schlug immer mehr in schweren Ernst um. Die böhmischen Stände ins Besondere betrieben eine Verbindung aller Stände der östreichischen Länder. Die vereinigten Stände selbst sollten dann ihre Versammlungen berufen, auf diesen die Angelegenheiten des Gesammtreiches schlichten, im Nothfalle Heere unterhalten und durch von den „Ständen gewählte Defensoren" befehligen lassen.

Als Siebenbürgen bei einer abermaligen Aenderung der Herrschaft mit dem neuen Herrscher Gabriel Bethlen (Bethlen-Gabor) noch einmal unter den Einfluß des Großsultans, des Beschützers Bethlen-Gabors, fiel, sah Mathias sich gezwungen, die vereinigten Stände seiner Lande (Oestreich, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz) zusammenzurufen, weil die Stände der östreichischen Erzherzogthümer jede Hülfe gegen die Türken verweigerten, so lange dieselbe nicht von einer Versammlung der Stände aller östreichischen Lande genehmigt sei. Ein solcher Gesammtständetag fand dann im Sommer 1614 zu Linz statt. Nachdem die Stände aber eine gemeinsame Hülfe gegen die Türken in der Befürchtung, daß Gelder und Kriegsmittel in der Hand der Räthe des Kaisers eher gegen sie, als zu ihrer Vertheidigung verwendet werden möchten, verweigert hatten, wurde derselbe schon am 14. August wieder aufgelöst; worauf Mathias sich gezwungen sah, den zwanzigjährigen Waffenstillstand mit der Türkei, der eben ablief, zu erneuern.

Die geheimen Ursachen, welche diesen großartigen, aber sicher naturwidrigen Versuch eines östreichischen ständischen Gesammtstaats schon so rasch scheitern machten, sind bis jetzt nicht aufgeklärt. Die Räthe des Kaisers ließen sich, im höchsten Mißtrauen gegen eine allgemeine Ständeversammlung, dieselbe nur in der Noth als einen verzweifelten Versuch [1]), Geld und Kriegsmittel von den Ständen zu erlangen, gefallen. Es lag somit in den Verhältnissen, daß sie Alles aufboten, jedes weitere Ergebniß der Versammlung zu verhindern, was bei den Widersprüchen in dem Wesen der hier vereinigten Ungarn, Böhmen, Slaven und Deutschen nicht schwer fallen konnte. Nachdem dies gelungen war, schlossen dann die böhmischen Stände mit denen von Schlesien und der Lausitz auf einem Prager Landtage im Sommer 1615 ein Bündniß zur gemeinsamen Vertheidigung; sie bestimmten die ständische Heeresmacht, und ernannten „Defensoren", um an der Spitze dieser Heeresmacht den Glauben zu vertheidigen; endlich erließen sie ein Gesetz, nach welchem die böhmische Sprache in den Kirchen, Schulen und Gerichten die alleingeltende sein, jeder, der sie nicht spreche, vom Bürgerrechte ausgeschlossen, die „deutsche Gemeinde" in Prag aufgelöst, und diejenigen, die der böhmischen Sprache mächtig, sich ihrer nicht bedienten, des Landes verwiesen werden sollten.

Mathias gestand dies Alles zu. Er war nach und nach ebenso thatlos und ohnmächtig geworden, wie einst sein Bruder Rudolf. Und wie gegen diesen wendeten sich jetzt die Anstrengungen der eigentlichen Lenker der habsburgischen Politik, des spanischen Gesandten und der Jesuiten, ebenso gegen Mathias, an dessen Stelle Ferdinand von Steiermark treten sollte. Es war auch nicht schwer, den alternden Mathias zu veranlassen, vorerst Ferdinand von Steiermark an Sohnes Statt anzunehmen; worauf dieser durch einen Erbvertrag aller deutschen Habsburger zum Erben der habsburgischen Besitzungen ernannt, und dann auch auf ihr Betreiben zum designirten Könige von Böhmen (9. Juni 1617) und Ungarn (Mai 1618) gewählt

[1]) „In desperatis desperatorum remediorum zu gebrauchen", hieß es in dem Gutachten der Räthe, auf welches hin die Versammlung berufen wurde. Khevenhiller T. VIII. p. 639. Schmidt, n. G. d. T. IV. 17.

wurde. Bei seiner Krönung als böhmischer König schwur Ferdinand einen Eid, wodurch er sich verpflichtete, alle Rechte und Privilegien der Böhmen, insbesondere den Majestätsbrief bei dem wirklichen Antritt seiner Regierung zu bestätigen.

Freund und Feind, die Protestanten wie die Katholiken geriethen durch die Machtvermehrung in der Hand Ferdinands in die höchste Aufregung. Was die Einen hofften, fürchteten die Andern. „Es wird Köpfe kosten [1]), Güter werden in andere Hände kommen, und mancher arme Schlucker wird sich dabei wohl befinden; der Majestätsbrief ist kraftlos als ein erzwungenes Ding, und es wird heißen: „Novus rex, nova lex"; — so sollte sich eine hochstehende Persönlichkeit der Zeit (der Münzmeister Wreßowitz zu Kuttenberg) geäußert haben. Thatsache ist, daß mit Ferdinands Erhebung zum „designirten" Könige von Böhmen die Nichtkatholiken von den hohen Stellungen, die sie bekleideten, — entfernt und die heftigsten katholischen Eiferer zu den höchsten Aemtern und Würden befördert wurden. Als die Stände den Majestätsbrief bei Rudolf II. durchgesetzt hatten, ließen sie sich eine Amnestie für die Schritte, die sie gethan, um den Majestätsbrief zu erlangen, von Rudolf ertheilen. Zwei seiner böhmischen Räthe weigerten sich den Amnestiebrief zu unterschreiben; und als der Majestätsbrief in die Landtafel eingetragen wurde, weigerten sich dieselben Räthe, diesem Akte beizuwohnen. Damals (9. Oktober 1609) legten die Stände Verwahrung gegen das Benehmen der beiden Standesglieder ein, und erklärten, daß „wenn der Fall eintreten sollte, daß man gegen den Majestätsbrief handeln werde, die Stände sich an ihnen, als Feinden des Friedens und der Einigkeit, halten würden" [2]). Diese beiden, Martinitz und Slowata, die sich überdies gegen ihre nichtkatholischen Unterthanen auf ihren Gütern die gehässigsten Grausamkeiten hatten zu Schulden kommen lassen, wurden jetzt zu Statthaltern des Königs, jener an die Stelle des Grafen Thurn zum Burggrafen von Karlstein, Bewahrer der Krone

[1]) Man nannte die Führer der Nichtkatholischen des Landes: die Grafen Thurn, Budowa, Schlik und Lobkowitz als die wahrscheinlichen Opfer. [2]) Schmidt, n. G. d. T. IV. 56.

und Privilegien des Königreichs, dieser zum Oberstlandrichter ernannt.

Die nichtkatholischen Bürger zweier Städte, Klostergrab und Braunau hatten, Jahre bevor Ferdinand zur Macht gelangte, evangelische Kirchen bauen lassen. Jetzt (1618) ließ der Erzbischof von Prag auf kaiserlichen Befehl, das heißt, auf Ferdinands Antrieb, die evangelische Kirche in Klostergrab niederreißen; und als die Bürger von Braunau ihre Kirche gegen ein ähnliches Geschick zu vertheidigen bereit schienen, wurde eine kaiserliche Kommission hierher gesandt, die Kirche zu schließen und die Leiter der Widerstand leistenden Bürgerschaft zu verhaften. Hiergegen traten die ständischen „Defensoren" am 5. März 1618 zusammen und richteten eine Bittschrift an den Kaiser, um ihn zu veranlassen, die ihrer Ansicht nach den im Majestätsbrief gewährten Religionsfrieden verletzenden Maßregeln zurückzunehmen. Die Antwort Ferdinands im Namen des Kaisers belehrte die Stände, daß nur die Stände — nicht aber das Volk Religionsfreiheit habe, wie denn in der That die Worte des Majestätsbriefes so gestellt waren, daß es kaum zweifelhaft blieb, ob wirklich die evangelischen Gemeinden das Recht hätten, neue Kirchen zu bauen.[1]) Auf diese beschränkende Fassung hindeutend, wies der Kaiser die Klage der Defensoren ab. Diese beriefen dann die Stände des Landes, worauf Letztere die Bitte ihrer „Defensoren" beim Kaiser wiederholten. Die Antwort des Kaisers war eine offene Anklage, daß sie sich des Verbrechens schuldig gemacht, „den Kaiser beim gemeinen Manne in einen bösen und schändlichen Verdacht gebracht und bei seinen getreuen Unterthanen verhaßt gemacht zu haben", Verbrechen, die das böhmische Landrecht mit Ehren- und Lebensstrafe belegte.

---

[1]) Die Stelle des Majestätsbriefes hieß: „Im Falle auch Jemand aus den vereinigten dreien Ständen dieses Königreichs — es sei in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst — — aufbauen lassen wollte, werden solches sowohl der Herren- und Ritterstand als auch die Prager, Kuttenberger und alle andern Städte gesammt und sonders jederzeit geraum und frei thun können, ohne allermenniglichen Verhindern." Die andere Apologie der Stände des Königreichs Böhmen. Beilage No. 27. Schmidt, n. Gesch. d. T. IV. 44.

Das Beispiel von Steiermark schwebte allen Reformirten vor. Die Stimmung Ferdinands war bekannt, der Einfluß der Jesuiten auf ihn Niemand ein Geheimniß. So glaubten sich die Stände gefährdet, und klagten die böhmischen Statthalter und unter diesen Slawata und Martinitz insbesondere an, die Verfasser der Antwort des Kaisers zu sein. Als die drohende Zurückweisung die Gemüther in der Ständesitzung vom 22. Mai aufs Höchste erregt hatte, kamen am andern Tage die heftigsten unter den Utraquisten mit ihren bewaffneten Knechten auf den Hradschin, drangen in das Gemach der Statthalter, und warfen hier nach einer Art Verhör, in welchem die Verwahrung gegen das Benehmen von Slawata und Martinitz aus dem Jahre 1609 vorgelesen wurde, die beiden verhaßten Werkführer Ferdinands nebst ihrem Geheimschreiber Fabricius zu den Fenstern hinaus.

Sie fielen auf Misthaufen und entkamen unbeschädigt. Die That aber wurde bei der herrschenden Spannung in Folge der in Steiermark begonnenen und von Oestreich aus den Protestantismus überhaupt bedrohenden Reaktion die Losung zu dem verhängnißvollsten Kriege, der je über Deutschland losgebrochen.

15.

Den Ereignissen in Böhmen gegenüber bestanden am Hofe des Kaisers zwei Parteien, die des Kaisers Mathias selbst und seines Rathgebers, des Kardinals Klesel einerseits, und die Ferdinands, der Jesuiten und des spanischen Gesandten von der andern Seite. Jene wollten es in Böhmen nicht zum Aeußersten treiben, diese waren entschlossen, wie in Steiermark das Letzte zu wagen, um die katholische Religion in allen habsburgischen Besitzungen, in Böhmen vorerst, wieder herzustellen. Nur mit Hülfe des spanischen Einflusses in Wien und gegen das Versprechen, den Elsaß, Orterau u. s. w., den für Deutschlands Sicherheit so unerläßlichen herrlichen Grenzlanden an Spanien abzutreten, war Ferdinand zu seiner Stellung gegenüber dem alternden Kaiser gelangt. Jetzt in dem Augenblicke, wo die Entscheidung heranuahte, glaubte Ferdinand bei dem spanischen Hofe seine Schritte noch einmal rechtfertigen zu müssen, um so sich feste Hülfe und

Unterstützung für den vorherzusehenden schweren Kampf und Bürgerkrieg zu sichern. Klarer als bei seinem ersten Unternehmen in Steiermark, wußte und sprach jetzt Ferdinand in einer Denkschrift an den König von Spanien es aus, um was es sich für ihn und das habsburgische Haus handelte. „Seit die Ketzerei ausgebrochen" — heißt es in dieser Denkschrift — „habe Ungehorsam und Aufruhr in demselben Maße zugenommen als die katholische Regierung Gnade und Nachgeben gezeigt; so seien die Nichtkatholischen, nachdem sie im Geistlichen Alles erreicht, zuletzt auch der weltlichen Macht gegenübergetreten; die regierenden Herren seien hierdurch in eine solche Knechtschaft gerathen, daß sie sich in ihren eigenen Erblanden fast nicht rühren, ihre landesfürstliche Autorität nicht gebrauchen dürften. Das ständische Verfahren, nach welchem die Stände die Steuern bewilligten, sei vorzugsweise hieran Schuld, da die Stände durch das Steuerbewilligungsrecht den Landesherren die Hände gebunden, indem sie durch die Verweigerung der nöthigen Geldvorschüsse Alles erzwungen, was sie gewollt. So sei dem Kaiser Nichts als seine Residenz, seine Burg nebst den Klöstern und der Geistlichkeit übrig geblieben. Nun habe man auch dessen Statthalter angegriffen, sie aus des Kaisers eigener Burg zum Fenster hinausgeworfen. Sei die Obrigkeit aus Gott, so könne dies Betragen nur vom Teufel sein; aber auch dies stets nachgebende und zurückweichende Betragen der Obrigkeit sei Gott ebensowenig wohlgefällig. — Der Kaiser und sein ganzes Haus habe dadurch quoad materiam dieser Rebellion die beste Gelegenheit, sich bei der ganzen Welt zu entschuldigen und jetzt auf einmal von diesem Joch und Knechtschaft sich selbst und sein ganzes Haus zu erledigen und wieder in seine landesfürstliche Autorität sich ganz einzuführen. Gelinge der Versuch nicht, so werde nicht mehr eingebüßt, als jetzt doch verloren sei; gelinge er aber, so könne man sich von allen frühern Verlusten erholen; die Güter der Rebellen würden die Unkosten erstatten; — und sollte auch dies nicht sein, so seien doch des Hauses Oestreich Interesse und Freiheiten, welche es mit seinem Blute erworben, nicht zu bezahlen; auch werde der Gehorsam, der durch die Strafe und Exekution entstehen werde, in der Folge auf Landtagen und bei andern Gelegenheiten solches reichlich wieder ein-

bringen. Es handele sich einfach darum, ob man um Land und Leute kommen und in viel größere Knechtschaft gerathen wolle, und, da letzteres weder zu rathen noch zu wagen sei, so halte man dafür, daß nun zu den Waffen gegriffen werden müsse.“ [1])

Spanien verstand und genehmigte diese Ansichten, denn sie waren ja nichts Anderes als der Wiederschein des deutschen Anschauungen und deutschen Zuständen widerstrebenden Absolutismus, so wie des blutigen Religionszwanges, wie sie in Spanien seit der Unterjochung der Stände durch Ferdinand den Katholischen herrschten. Dafür versprach König Philipp III. alle Hülfe, leistete gleich 300,000 Goldgulden und befahl dem spanischen Statthalter in Mailand, Ferdinand mit aller seiner Macht und allen seinen Mitteln zur Seite zu stehen.

Die böhmischen Stände, die ihrerseits weit über das Ziel eines rechtlichen und gesetztreuen Widerstandes gegen die begonnene und weiter drohende Reaktion hinausgegangen waren, fühlten, daß Ferdinand zum Kriege gegen sie bereit, und so beschlossen sie ihn nicht zum Throne gelangen zu lassen. Ebensogut wußten sie auch, daß die Jesuiten nicht nur die Treiber, sondern auch die gefährlichsten Bundesgenossen Ferdinands seien. Sie klagten dieselben an, hohe Potentaten gegeneinander, die Obrigkeit gegen die Unterthanen, die Unterthanen wider die Obrigkeit zu verhetzen. Aufreizung zum Königsmord, den Mißbrauch der Beichte, das Aufhäufen von Schätzen, warfen sie ihnen ebenfalls vor, und fügten hinzu, daß nach ihren Lehren der Katholik den Nichtkatholiken nicht Treu und Glauben zu halten schuldig sei. — — In Böhmen insbesondere hätten sie ungeachtet des im Majestätsbrief enthaltenen Verbots die unter beiden Gestalten Kommunizirenden in Predigten und Schriften als Ketzer verdammt; die Worte des Majestätsbriefs verdreht, indem sie behauptet, der König habe ohne des Papstes Wissen und Willen den Ständen keinen Schutz für ihre nichtkatholische Religion ertheilen können; sie hätten auf diese Weise es dahin gebracht, daß den in zwei Gestalten Kommunizirenden ihre Kirchen abgenommen und geschleift worden seien; ihrem Einflusse sei es zu

[1]) Khevenhiller IX. p. 82. ad an. 1618. Schmidt, N. Gesch. d. T. IV. 70.

danken, daß alle Aemter des Königreichs mit Katholischen besetzt, bei denen sie Alles aufgeboten, das Königreich ins Verderben zu stürzen. In Folge dieser Anklagen wiesen sie die Jesuiten aus dem Lande.

Die Erwiderung der Jesuiten auf die obigen Vorwürfe ist bezeichnender als die Vorwürfe selbst. Sie erklärte, daß sie dem Papste eine doppelte Gerichtsbarkeit, eine in weltlichen und eine in geistlichen Dingen zugestänben. „Um die erstere kümmern wir uns nicht, gestehen es aber aufrichtig zu und rechnen es uns zur Ehre an, daß wir der zweiten, die dem Papste von Gott selbst gegeben worden, Alles unterwürfig zu machen suchen". Sie wiesen die Anklage der Aufreizung zum Königsmord als eine Verleumdung zurück; Beichtehören sei ihre Pflicht; und anstatt reich zu sein, hätten ihre Einkünfte in Böhmen nur in 10,000 Goldgulden bestanden, mit welchen sie 170 Personen zu ernähren gehabt. „Wenn uns aber die Stände aufbürden", sagten sie weiter, „als lehrten wir, daß man den Ketzern nicht Glauben und Treue zu halten habe, so ist das eine offenbare Unbilligkeit. Aus unsern Büchern erhellt, daß wir einen Unterschied machen zwischen erlaubten und unerlaubten Dingen; in erstern muß man Ketzern und Juden Glauben halten, aber nicht so bei den Letztern". In Ansehung des Majestätsbriefs erklärten sie endlich, daß man nie eine Auslegung von ihnen gefordert habe; deßwegen seien sie nicht weniger bereit, zu gestehen, „daß dergleichen die Religion betreffende Dinge vorzüglich dem Papste zustänben, ohne dessen Einwilligung der öffentliche Zustand der Religion nirgend zu ändern sei."[1])

Dem Herrscherbewußtsein Ferdinands, dem feinen, nachhaltigen und rücksichtslosen Eifer der Jesuiten stand am Hofe des Kaisers nur die Angst entgegen, die Mathias fürchten machte, er könne dem gleichen Geschicke verfallen, das er seinem Bruder Rudolf bereitet hatte. Der Kardinal Klesel aber fürchtete seinerseits neben Ferdinand zu verschwinden. Beide, der Kardinal und der Kaiser zum

[1]) Apologia pro societate Jesu ex Bohemiae regno — — — immerito proscripto. Viennae Austriae MDCXVIII. Schmidt, n. Gesch. d. T. IV. 62.

Nachgeben bereit, suchten die böhmischen Stände zum Nachgeben zu bereden. Als aber die Stände nicht zuerst entwaffnen wollten und durch die Verbannung der Jesuiten ihre Gegner in Wien aufs Höchste verletzt hatten, war von Seiten der neben Klesel und Mathias herrschenden Partei Ferdinands, Spaniens und der Jesuiten, an keine Aussöhnung mehr zu denken. Schon bei der Krönung Ferdinands in Prag schlug eine Kugel neben Klesel in die Mauer ein, und man erzählte sich, daß ein Kriegsknecht im Auftrage des Erzherzogs Maximilian auf Klesel geschossen habe. Am 20. Juli 1618 wurde der Kardinal, der zu einem Besuche bei Ferdinand in Wien veranlaßt worden war, in dessen Vorzimmer verhaftet, um nach Tyrol auf ein festes Schloß gebracht zu werden; der Kaiser selbst aber wurde von seinem Bruder Maximilian, dem treuen Gehülfen Ferdinands und von diesem selbst gezwungen, die Verhaftung seines vertrauten Raths, als von ihm ausgehend öffentlich darstellen zu lassen. [1])

Mit Kleſels Beseitigung ging der letzte Hoffnungsstrahl des Friedens unter.

Der Krieg begann.

16.

Zwei Schüler Spinolas, Dampierre und Boucquoi, an der Spitze eines aus aller Herren Ländern zusammengelesenen Heeres von Ungarn, Kroaten, Kosaken, Franzosen und in Mehrzahl Wallonen, jenen trefflichen und ergebenen Soldtruppen der Spanier und Jesuiten in Belgien, erhielten Befehl in Böhmen einzubrechen und die Stände zum Gehorsam zu bekehren. Sie fanden überall Widerstand, den die wilden Verwüstungen eines auf Raub und Plünderung angewiesenen Heeres Schritt für Schritt vermehrten. Ganz Böhmen rüstete, als Kaiser Mathias am 10. März 1619 starb.

Ferdinand erklärte sich jetzt bereit, die Privilegien der Böhmen zu bestättigen; die böhmischen Stände aber waren ihrerseits entschlossen,

---

[1]) Der Papst forderte später die Auslieferung Kleſels, und sprach ihn von jeder Schuld frei. Klesel konnte die letzten Tage seines Lebens, als sein Kaiser längst todt war, wieder ruhig in Wien von seinen Pfründen als Bischof von Wien leben.

Ferdinand nicht als ihren König anzuerkennen; im Gegentheile rückte Mathias von Thurn an der Spitze eines ständischen Heeres durch Mähren, Ober- und Niederösterreich bis vor Wien. Ueberall fielen die Stände und das protestantische Volk ihm zu. Im Augenblicke der größten Gefahr für Ferdinand, in Wien selbst gefangen zu werden, oder es als Flüchtling verlassen zu müssen, erschien ein wallonisches Kürrassierregiment unter St. Hilaire, einem französischen Obersten, den Boucquoi von Budweis nach Wien sandte, und dem bald Fußvolk genug folgte, um mit Hülfe der Hofbediensteten und der Studenten der Jesuitenuniversität die Stadt gegen jeden Ueberfall vertheidigen zu können.

Gleichzeitig traf im böhmischen Lager die Nachricht ein, daß Boucquoi in Budweis, der letzten Stadt Böhmens, die ihm geblieben war, belagert, durch einen Ueberfall das böhmische Heer unter dem Grafen von Mansfeld gesprengt habe, und nun Prag bedroht sei; worauf Thurn mit seinem Heere sich nach Böhmen zurückzog.

Erst jetzt konnte Ferdinand nach Frankfurt eilen, um hier seine Wahl zum deutschen Kaiser zu betreiben. Dieselbe war übrigens nicht zweifelhaft, weil außer den drei geistlichen Kurfürsten auch Sachsen für ihn stimmte, und dann auch Brandenburg und ebenso schließlich auch der Gesandte von Kurpfalz in Frankfurt ihm ihre Stimmen geben zu müssen glaubten, so daß Ferdinand II. trotz des in Böhmen begonnenen Krieges einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Die böhmischen Stände aber, auf das Bündniß der böhmischen, mährischen, schlesischen und lausitzer Stände gegen Ferdinand gestützt, sprachen ihm zwei Tage vor seiner Wahl in Frankfurt (17. August 1619) die Krone Böhmens förmlich ab, und boten dieselbe erst dem Kurfürsten von Sachsen, der sie ausschlug, und dann dem Pfalzgrafen, Kurfürsten Friedrich V. an.

Pfalzgraf Friedrich V. war der Erbe der hohen Ansprüche, welche Kurpfalz seit längerer Zeit hegte. Die Kurfürsten von der Pfalz hatten nun schon mehrere Generationen hindurch für das Haupt der Reformirten gegolten; sie hatten Heinrich IV. auf den Thron Frankreichs erheben, und die Prinzen von Oranien an die Spitze der holländischen Generalstaaten bringen geholfen; unter ihrem Einflusse war

die „Union" zu Stande gekommen. Kurfürst Friedrich V. hatte persönlich alle Ansprüche, die eine höhere Bildung geben. Die Fürsten der Zeit lebten meist in Saus und Braus ein wüstes Schwelgerleben; er war nüchterner und zog edlere Luxusgenüsse vor. Seine Mutter, Juliana von Oranien, hatte ihn mit dem Beispiel ihres Bruders groß gezogen, seine Gattin, die Tochter Königs Jacob I. von England, brachte ihm den Sporn des englischen Stolzes; sein Ohm, der Herzog von Bouillon stachelte ihn mit französischem Ehrgeiz. Prunk und Pracht standen im Heidelberger Schloß schon lange in Nachahmung französischer Sitte höher als an irgend einem anderen deutschen Hofe. Friedrich steigerte sie noch um Vieles. Seine nächsten Vorgänger hatten noch mit ihren Ministern und Höflingen an derselben Tafel gespeist; Friedrich speiste stets mit seiner Gattin allein, den Hof selbst und seine Minister in der gehörigen, Ehrfurcht beabsichtigenden Ferne haltend. Der Ruf der böhmischen Stände fiel bei Friedrich und vielen der Seinigen auf den besten Boden.

Am 25. August 1619 wurde Friedrich von den böhmischen Ständen zum Könige gewählt, am 4. November in Prag gekrönt. Unterdessen hatte Mathias von Thurn sich mit Bethlen-Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, der nach der Krone Ungarns strebte, vereinigt. Ohne Hinderniß zu finden, rückten sie bis vor die Thore von Wien. So schien sich Alles zum Vortheile der Böhmen und der ständisch-protestantischen Bewegung gegen Ferdinand wenden zu wollen.

Mit Ruhe und Umsicht aber bereitete Kaiser Ferdinand unterdessen Alles vor, um zur rechten Zeit von allen Seiten gegen Böhmen und die Pfalz auftreten zu können. Er suchte und fand Bundesgenossen in Spanien, das in den Niederlanden bei den Wallonen kriegsgeübte Schaaren unter Spinola, dem ersten Feldherrn der Zeit, besaß; sodann aber auch in den Fürsten von Baiern, Sachsen und Hessen-Kassel. Maximilian von Baiern, der über ein längst vorbereitetes Heer, über ein zur Landeswehr eingeübtes Volk, über eigene, dann auch über die Geld- und Hülfsmittel der heiligen Liga gebot, wurde durch die Jesuiten zum Kampf getrieben und strebte überdies nach dem Kurhute der pfälzischen Linie, den ihm auch Ferdinand bereits vor seiner Krönung zum Kaiser bei seiner Anwesenheit im Monat

März in München zugesagt hatte. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der seit 1611 seinem Bruder Christian II. gefolgt, glaubte immer noch als Albertiner den Ernestinern, wo diese thätig eingriffen, gegenübertreten und überdies als Haupt der Lutheraner den Pfalzgrafen als Kalvinisten und als Haupt der Reformirten bekämpfen zu müssen; er hoffte endlich noch die Lausitz, die ihm Ferdinand auch zusagte, für sein Haus zu gewinnen. Der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt (Schwiegersohn des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen) spielte der ältern Linie von Hessen-Kassel gegenüber eine ähnliche Rolle wie die Albertiner den Ernestinern gegenüber. Alle drei waren bereit, Ferdinand die Hand gegen den Pfalzgrafen zu bieten. Der Papst Paul V. suchte den durch die Jesuiten angefeuerten Glaubenseifer von Oestreich, Spanien, Baiern und der heiligen Liga noch durch eine Kreuzzugbulle und Kreuzzugsteuer zum Besten des deutschen Ketzerkrieges zu steigern.

17.

In denselben Tagen, in welchen der böhmische Krieg sich anspann, fand auf Betreiben der Generalstaaten der Niederlande in Dortrecht eine Kirchensynode der deutschen, englischen, schweizerischen und französischen Reformirten statt, auf welcher die Lehre des Löwener Professors Arminius, der noch einmal des Menschen Selbstbestimmung der göttlichen Allmacht gegenüber zu retten suchte, verurtheilt wurde. Der Kampf gegen die Arminianer aber deckte ein viel tiefer greifendes Streben des Prinzen Moritz von Nassau, der endlich die Zeit gekommen glaubte, die holländische Republik für sich und sein „Haus" ausbeuten zu können. Es gelang ihm unter dem religiösen Vorwande, den Glauben gegen die Angriffe der Arminianer retten zu müssen, die tüchtigsten Republikaner der Generalstaaten (Olden-Barnevelt und Hugo Grotius) durch ein kommissarisches Gericht zum Tode verurtheilen zu lassen. Die Aufregung, die durch dies Streben und Treiben veranlaßt wurde, konnte er dazu benutzen, die Gesetze des Landes so zu entwurzeln, daß die Republik eine Zeit lang seiner Willkür anheimgefallen war. Das theologische Ergebniß der Dortrechter

Synode aber waren feste Dogmen für die reformirte, kalvinische Kirche, die den freien Gedanken der Reformation zu fesseln suchten. Anstatt einer größern Einheit aber war nur ein bewußterer Bruch zwischen Reformirten und Lutheranern die Folge dieses Versuches, die Reform, ebenso wie die Synode von Trient dies für die katholische Kirche gekonnt, in feste Dogmen zu bannen. Am Vorabende des Krieges, dem die Welt entgegenging, war die Hinrichtung der edelsten Staatsmänner Hollands, ebenso wie dieser mißlungene Versuch in Dortrecht eine dogmatische Einheit für die Reformirten herzustellen, eine neue Ursache der Auflösung, Trennung, Entmuthigung und Zersplitterung unter den Protestanten.

Auch in Böhmen traten diese Folgen gleich von Anfang hervor. Der junge König Friedrich kam in Geleite seines Hofpredigers Scultetus in Prag an, der in kalvinischem Glaubenseifer nichts Besseres zu thun wußte, als unmittelbar nach seiner Ankunft die Hauptkirche Prags, den Dom des heiligen Veit, nach kalvinischem Ritus einzurichten, wodurch nicht mehr als alle Parteien in Böhmen, die Katholiken, Hussiten und Lutheraner zugleich verletzt wurden. Es kam hinzu, daß Friedrich auch einen eigenen Feldherrn, Christian von Anhalt, mitbrachte, und durch ihn den einheimischen Führer der Böhmen, Mathias von Thurn zu beseitigen suchte. Zugleich brachte endlich der deutsche Fürst auch deutsche Ansichten von Gesetz, Recht und Gehorsam mit, welche dem böhmischen Adel wie lauter Eingriffe in seine „Freiheiten" erschienen und um so mehr verletzten als gleichzeitig in der Umgebung Friedrichs, Alles französisch sprechend, französischer Sitte und Mode huldigte.

Die Böhmen hatten in Friedrich V. den reichen Pfalzgrafen und Kurfürsten, das Haupt der Union, den Schwiegersohn des mächtigen Englands, den langjährigen Bundesgenossen Frankreichs gewählt; er kam mit einem glänzenden Hoflager, aber ohne Heer. Die Union war unschlüssig und gespalten; England verweigerte Friedrich als König von Böhmen anzuerkennen; und Frankreich stand nach Heinrichs IV. Tod unter dem Einflusse der Regentin Marie von Medicis, den Jesuiten verfallen, zaudernd der spanischen Macht gegenüber.

18.

Während diese Verhältnisse alle zum Nachtheile des böhmischen Aufstandes hervortraten, war es Ferdinand gelungen, die Böhmen und Ungarn unter Thurn und Bethlen-Gabor zu zwingen, sich von Wien zurückzuziehen, worauf er schon am 8. Januar 1620 mit Bethlen-Gabor einen Waffenstillstand bis zum 29. September abschloß, — bis dahin glaubte Ferdinand im Stande zu sein, und war es in der That, ihm und den Böhmen zugleich Trotz bieten zu können.

Am 3. Juli kam sogar unter dem Einflusse des französischen Gesandten in Ulm ein Friedensvertrag zwischen der Liga und der Union zu Stande, wodurch beide sich verpflichteten, überall, mit Ausnahme Böhmens, Friede zu halten; Baiern und die Liga erhielten so freie Hand in Oesterreich oder Böhmen einzufallen, und wurden sicher gestellt, daß was auch hier geschehe, sie in ihren eigenen Ländern nichts zu fürchten hätten.

Im August 1620 endlich brach das langsam und sicher vorbereitete Wetter über Böhmen und die Pfalz los. Fast gleichzeitig rückten der Feldherr Maximilians, Cerclas von Tilly mit seinem theilweise aus Wallonen bestehenden Heere in Oberöstreich, der spanische Feldherr Spinola von den Niederlanden aus in die Rheinpfalz, und Johann Georg von Sachsen in die Lausitz ein. Die fremden Söldlinge hausten überall, wohin sie kamen, auf das Fürchterlichste; überall auch waren sie den ständischen Heeren des Landes, in Mehrzahl dem Pfluge entrissen, überlegen. Schon nach Wochen konnte Maximilian von Baiern Oberöstreich, insbesondere auch durch Kosaken, die der Fürst von Baiern mit seinem Heere als dessen Schwärmschaaren nach Oestreich führte, geschreckt, zwingen, ihm zu huldigen. Bald konnte er auch Niederöstreich als gewonnen ansehen.

Am 8. September fand die Vereinigung des bairischen Heeres mit dem Ferdinands[1]) statt, worauf diese Heeresmasse von 50,000 Mann

---

[1]) In welchem, außer einem Kosakenhetmann mit 800 Kosaken, dreizehn ausländische Generale: Spinelli, Verdugo, Boucquoi, Creange, Corrati, Colalto, de Maradas, Dampierre, Florentius, Lebell, Gaucher, Lacroy und Montecuculi, neben

in Böhmen einbrach, und am 8. November in der „Schlacht auf dem weißen Berge" das böhmische Ständeheer in ein paar Stunden vollkommen schlug und sprengte.

Am 9. November flüchtete Friedrich von Prag, zwei Tage nachher huldigte Prag, und wieder zwei Tage später auch die Stände Ferdinand als ihrem Könige. Am 18. Februar 1621 huldigten auch bereits die nichtbesiegten schlesischen Stände, die als Lutheraner den kalvinischen König Böhmens nicht ungerne fallen sahen. Ihnen versprach Ferdinand ohne Umstände, den Majestätsbrief Rudolf's in Ehren halten zu wollen.

Der Schrecken der Schlacht auf dem weißen Berge, der schon am 10. April 1621 die protestantische Union veranlaßte, sich aufzulösen, war zugleich die Ursache, daß Kaiser Ferdinand und seine Lenker, die Jesuiten, die unmittelbar nach der Schlacht auf dem weißen Berge in Prag wieder eingezogen waren, glauben konnten, demselben durch ein furchtbares Blutgericht das Siegel aufdrücken zu dürfen.

Am 21. Juni fanden nach kurzem Prozeß, auf kommissarisches Urtheil ohne alle Gerichtsformen hin in fünf Stunden Zeit vierundzwanzig Enthauptungen und drei Galgenhinrichtungen in Prag statt; es waren die Häupter der ersten Familien (des Grafen Schlick, Budowa, Michalowitz, Palewitz u. s. w.), die angesehensten Bürger des Landes (unter Andern Joh. Jessius, Rektors der Prager Akademie), meist Greise, in höchster Achtung stehend. Am 22. Juni fand noch eine nachträgliche Urtheilsvollziehung statt, indem Nicolaus Winiz, Stadtschreiber der Prager Altstadt, aus Gnade eine Stunde lang mit der Zunge am Galgen festgenagelt, dem Volke zur Schau gestellt wurde; er starb am Wundfieber.

Die Konfiskationen, die diesem Rachetage folgten, werden auf dreißig bis vierzig Millionen Gulden berechnet[1]). Der Vorsitzende

---

eilf österreichischen an der Spitze von Böhmen, Kroaten und Ungarn, Wallonen und Franzosen befehligten.

[1]) 5,374,449 böhmische Thaler ist die aus österreichischen Staatspapieren zusammengestellte Zahl.

des furchtbaren Gerichts, das diese Urtheile gesprochen, Fürst Karl von Lichtenstein, erhielt zum Lohne das Herzogthum Jägerndorf, das dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, der mit für Böhmen gekämpft hatte, genommen wurde.

So wurde wahr, was jener Münzmeister von Kuttenberg sagte: „Es wird einige Köpfe kosten, es werden Etliche um ihr Vermögen kommen, und es werden dabei manche arme Schlucker sich nicht zu beklagen haben"; — so bewährte sich, was Ferdinand an den spanischen Hof schrieb: „die Güter der Rebellen werden die Unkosten erstatten."

19.

Im Bauernkriege halfen die wilden Rotten zu Weinsberg durch die schauerliche Schreckensthat den Bauernkrieg rasch und durchgreifend zum Nachtheile der Bauern entscheiden; Ferdinand und die Jesuiten halfen in Prag durch eine viel schauerlichere Scene den deutschen Protestantismus retten.

Die innere Zerrissenheit unter den Evangelischen Deutschlands schien unheilbar; die deutschen Fürsten änderten über Nacht ihre Religion, und mit der ihrigen glaubten sie die ihrer Völker durch Kabinetsbefehl ändern zu dürfen. Das lutherische Sachsen bekämpfte als Bundesgenosse Oestreichs und der Jesuiten die Reformirten; Kurpfalz glaubte sich in Böhmen selbst berufen, die Böhmen in ihren religiösen Gefühlen mißhandeln zu dürfen.

Gleichzeitig herrschten in Frankreich abermals die Jesuiten und setzten den Reformirten gegenüber in Bearn selbst, dem Stammlande Königs Heinrich IV., die Herausgabe der geistlichen Güter durch, besiegten die Hugenotten in ganz Frankreich, als diese in Folge der drohenden Herausforderung zu den Waffen griffen. Auch Spanien fühlte sich in diesem allgemeinen Aufschwunge erstarken, griff Holland von neuem an, und drang eine Weile hier wieder siegreich vor. In den Alpen hatten sich die Katholiken im Veltlin, das von dem protestantischen Graubünden beherrscht und gedrückt wurde, erhoben, und mit Hülfe italienischer Banditen Tirano weggenommen; alle Protestanten des ganzen Veltlin-Thales wurden ermordet und die Graubündner,

als ſie dieſen Aufſtand rächen wollten, blutigen Hauptes zurückgewieſen. Oeſtreich und Spanien reichten dann den Veltlinern hülfreiche Hand, um Graubünden zu unterjochen und vorerſt mit Mord und Brand das ganze Land zu überziehen. Selbſt in England ſuchte Jacob I. ein Familienbündniß mit den ſpaniſchen Habsburgern und öffnete den Jeſuiten noch einmal das Land.

Aber es war wie eine Vorbedeutung der kommenden Dinge, daß Papſt Paul V., der den Religionskrieg überall anzublaſen ſuchte, bei der Prozeſſion zur Feier des Sieges am weißen Berge vom Schlage getroffen und ſchon am 21. Januar 1621 von einem zweiten Schlage getödtet wurde.

Der raſche und vollkommene Sieg, den Ferdinand über Böhmen, Kurpfalz, Ungarn, alle öſtreichiſchen Stände und die ganze proteſtantiſche Union davontrug, erklärt ſich nur durch die allgemeine Haltloſigkeit und Entmuthigung der proteſtantiſchen Führer und des proteſtantiſchen Volkes. Niemand kann ſagen, welche Folgen dieſer Sieg hätte haben können, wenn der blutige Schreckenstag von Prag nicht die ganze proteſtantiſche Welt erſchüttert hätte. Der ganze germaniſche Norden, der ſächſiſche Kreis, Dänemark, Schweden, England wurden durch die Ereigniſſe in Böhmen aufgerüttelt. Die Fürſten des ſächſiſchen Kreiſes traten ſchon im erſten Augenblicke zuſammen, um zu waffnen, und den Fortſchritten Ferdinands und ſeiner Bundesgenoſſen zu wehren. Dieſe aber boten Alles auf, um die ſächſiſchen Fürſten zu beruhigen, was auch inſoweit gelang, daß Chriſtian IV. König von Dänemark und Herzog von Holſtein, ſowie die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg und Braunſchweig-Wolfenbüttel ihre bereits geworbenen Söldner wieder entließen. Ein anderer Braunſchweiger aber, Herzog Chriſtian von Wolfenbüttel, Biſchofverwalter von Halberſtadt, ein junger Mann, erſt 22 Jahre alt, fühlte ſich getrieben, das Banner aufzuheben, das Andere fallen ließen; er ſammelte die verabſchiedeten Söldner der ſächſiſchen Fürſten und trat mit ihnen als Proteſtant und als Ritter der unglücklichen Pfalzgräfin und Königin von Böhmen, ihren Handſchuh an ſeinen Helm ſteckend mit dem Wahlſpruche: „für Gott und für ſie" gegen das ſiegreiche Rom und Habsburg in die Schranken. Er ſollte der Vorläufer Anderer ſein.

Vorerst aber konnten Ferdinand und seine Bundesgenossen eine Weile den bei Prag errungenen Sieg ausbeuten. Böhmen wurde ungestört Schritt für Schritt katholisirt und gleichzeitig seine gesetzliche Selbstständigkeit gebrochen. Erst wurden nur die nichtkatholischen Prediger aus Prag, dann aus ein paar andern Städten, zuletzt aus dem ganzen Lande vertrieben; Anfangs nur das gemeine Volk und endlich auch der Adel und die „Herren" zum Katholicismus gezwungen. Mildere Mittel, die Anfangs versucht wurden, verhinderten nicht, daß das ganze Volk der nichtkatholischen Geistlichkeit treu blieb, so daß — wie sich der Nuntius, Kardinal Karaffa, der die Rückkatholisirung Böhmens leitete, ausdrückte — „ein katholischer Priester nichts zu thun bekam, und sein Auskommen nicht fand". [1]) In Folge dessen erhielten die Nichtkatholiken Einquartirung, „damit ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen mögen". Bald zogen Jesuiten mit Dragonern durchs Land, um die Bauern in die katholischen Kirchen hinein zu säbeln. Der Majestätsbrief wurde vernichtet, und er ist noch heute in dem Reichsarchiv zu Wien, seines Siegels beraubt, mit durchschnittenen Unterschriften, ein Zeugniß, wie Ferdinand dies Zeichen der einstigen Religionsfreiheit und ständischen Macht in Böhmen mit eigener Hand vernichten zu müssen glaubte. Die österreichischen Erblande wurden ebenso wie Böhmen erst nach und nach, und dann 1626 nach einem Aufstande in Oberöstreich, gründlich, rücksichtslos und allgemein, mit Schwert und Muskete, mit Rad und Galgen zur katholischen Kirche zurückgetrieben. In Ungarn, wo die habsburgische Herrschaft stets bedroht war, wurden gelindere Mittel angewendet, bis auch hier, erst später, die Verhältnisse die Anwendung der offenen Gewalt erlaubten.

Unterdessen hatte Tilly die Pfalz überzogen, geplündert, mit Feuer und Schwert zur Unterwerfung gebracht. Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Christian von Braunschweig und ins Besondere Graf Mansfeld, für dessen Kopf Ferdinand 100,000 Gulden ausbot, versuchten vergebens, den Fortschritten Tillys Grenzen zu setzen. Nachdem Anfangs Mansfeld und der Markgraf von Baden vereinigt Tilly in einer Schlacht bei Wiesloch (27. April 1622)

[1]) Ranke, Päpste II. S. 447.

mit großem Verluste zurückgeworfen, gelang es Tilly nicht nur sich mit einem spanischen Heere unter Cordova zu vereinigen, sondern dann auch den Markgrafen von Baden allein (6. Mai) bei Wimpfen zu schlagen. Der Widerstand des protestantischen Heeres kostete aber dem doppelt überlegenen Feind mehrere Tausend Todte, indem ins Besondere 400 junge Pforzheimer Bürger unter ihrem Bürgermeister Däumling, um das zurückziehende Heer zu retten, den Sieger Stundenlang aufhielten, bis sie endlich sämmtlich den Heldentod fanden. Am 20. Juni wurde nach ebenso tapferm Widerstande auch Christian von Braunschweig bei Rödelheim von dem vereinten Heere Tillys und Cordovas geschlagen; worauf Pfalzgraf Friedrich von den feinen Staatsmännern der verbündeten Katholiken veranlaßt wurde, zur Einleitung von Friedensverhandlungen Mansfeld und Braunschweig zu entlassen. Trotz und während der Friedensverhandlungen aber nahmen Tilly und Cordova Heidelberg (19. September) und bald auch Mannheim (2. November), so daß Frankenthal das letzte Stückchen Erde blieb, auf welchem der Pfalzgraf-König Friedrich anerkannt wurde. Bezeichnend für die Zeit, den Krieg und die Führer desselben ist, daß die Heidelberger Bibliothek, die reichste und bedeutendste in ganz Deutschland, von Maximilian von Baiern und den Jesuiten dem Papste verehrt und nach Rom geschickt wurde.

20.

Kaiser Ferdinand hatte den Pfalzgrafen Friedrich schon im Januar 1621 in die Acht gethan; jetzt wurde die Oberpfalz (Spanien sollte die Unterpfalz erhalten) und die Kurwürde Maximilian von Baiern auch öffentlich zugesagt, wofür Maximilian Oberösterreich, das er als Pfand für den ihm versprochenen Lohn seit 1620 besetzt hielt, wieder an Ferdinand abtreten sollte. Auf einem Fürsten- und Kurfürstentage zu Regensburg (November 1622) bestätigten die geistlichen Kurfürsten und Böhmen (Ferdinand) die Uebertragung der Kur an Baiern, wogegen nicht nur Brandenburg, sondern auch Kursachsen und ebenso Hessendarmstadt Verwahrung einlegten.

Die Vertreibung der lutherischen Prediger aus Prag hatte den Kurfürsten von Sachsen insbesondere verletzt; mehr aber und allge-

meiner wirkte ein Brief Ferdinands an die spanische Regierung, den Mansfeld'sche Reiter aufgefangen hatten, und der dann veröffentlicht wurde. In diesem Briefe sprach sich Kaiser Ferdinand fast noch klarer aus als in jener Denkschrift an den spanischen Hof zu Anfang des Krieges gegen Böhmen. Die Unterhandlungen Philipps IV. mit Jacob I. von England über ein Familienbündniß zwischen ihren Kindern war Ursache, daß der spanische Hof die Entsetzung Friedrichs V., des Schwiegersohnes Jacobs von England, widerrieth. Deswegen schrieb Kaiser Ferdinand an die spanische Regierung, und sagte in einer eigenhändigen Nachschrift an Balthasar von Zuniga, den Vertrauten Philipps IV.: „Wenn wir eine katholische Stimme mehr im Kurfürstenkolleg haben, so werden wir für immer sicher sein, daß das Reich in den Händen der Katholischen und allem Anschein nach bei dem Hause Oestreich bleiben wird". In Bezug auf den Kurfürsten von Sachsen hieß es in dem Briefe, daß dieser schwerlich mißbilligen könne, was seinem Großohm, dem Kurfürsten Moritz gegenüber gutgeheißen worden sei. Von sich selbst aber sagte Ferdinand, daß seine „eigene über ihn wachende Vorsehung", die ihn bis jetzt geleitet habe, ihn auch verpflichte — „in seinem Thun und Lassen mehr Rücksicht auf diese göttliche Vorsehung als auf menschliche Klugheit zu nehmen.")

Papst Gregor XV. betrieb die Uebertragung der pfälzischen Kur an Baiern mit allem Nachdruck. Um die Zweifel des spanischen Hofes beseitigen zu helfen, schickte er einen eigenen Gesandten, einen Kapuziner Bruder Hyacinth nach Madrid, der hier auch halbwegs Gehör fand. Unterdeß hatte aber der Eindruck, den die Veröffentlichung jenes Briefes an Balthasar von Zuniga in ganz Deutschland machte, selbst den Erzbischof Kurfürst Schweikard von Mainz stutzig gemacht. Voraussehend, daß die Uebergabe der Kur an Baiern den Krieg in Deutschland verewigen werde, wünschten Schweikard und die rheinischen Kurfürsten, daß die Kur an Pfalz-Neuburg, der sie nach Erbrecht gebühre, übergeben werde. Der Nuntius Caraffa, den

[1]) Schmidt, n. Gesch. d. T. IV. 242. ꝛc. Sattler, Würtembergische Geschichten VI. 162.

der Gedanke eines ewigen Krieges in Deutschland nicht schreckte, ging, um diesen Plan zu bekämpfen, nach Aschaffenburg und konnte dann von hier dem Papste berichten, „daß in den vier oder fünf Tagen, die er in Aschaffenburg zugebracht, er von Schweikard den gewünschten Beschluß erlangt habe" [1]). Der Papst aber schrieb an den Kaiser: „Siehe da! die Pforten des Himmels sind geöffnet, die himmlischen Heerschaaren treiben dich an, eine so große Ehre zu erwirken; sie werden in deinem Lager für dich streiten." [2])

Kurbrandenburg, Kursachsen und Hessen-Darmstadt fühlten ihrerseits ebensogut die Bedeutung der Uebertragung der Kur an Baiern und legten Verwahrung dagegen ein. Aber es wurde nicht schwer, die beiden letztern wieder zu gewinnen. Als der Kaiser dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen die Lausitz als Pfand für 6 Millionen Kriegskosten abtrat, und ein Reichshofrathsurtheil Marburg dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel ab-, und dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt zusprach, — ließen beide den Widerspruch gegen die Uebertragung der pfälzischen Kur an Baiern fallen. —

Nur der tapfere Christian von Braunschweig blieb der offene Feind des Kaisers und der Liga. Noch einmal trat er, jetzt an der Weser, mit einem rasch gesammelten Soldheere dem bei weitem besser geschulten, besser bezahlten, besser bewaffneten Heere der Liga unter Tilly gegenüber. Bei Stadtlohn (im Bisthum Münster 6. August 1623) geschlagen, mußte auch Christian von Braunschweig sich entschließen, den Rest seines Heeres zu entlassen.

21.

In diesem Augenblicke, wo Nichts der Macht der Habsburger und der Liga in Deutschland mehr im Wege zu stehen schien, traten Dänemark, England, Holland und bald auch Frankreich für den bedrängten Protestantismus Deutschlands und gegen die immer wachsende Uebermacht Oestreichs in die Schranken. Die unnatürliche Familienverbindung zwischen Spanien und England zerschlug sich

[1]) Ranke, Päpste II. 460. [2]) a. a. O. II. 459.

durch Mißverständnisse, die in den Dingen begründet lagen. Der vollkommene Sieg der Habsburger in Deutschland würde auch die Macht der Habsburger in Spanien wieder neubelebt haben. Spanien herrschte noch immer in den belgisch-wallonischen Niederlanden; Kaiser Ferdinand hatte den Elsaß, und später die Unterpfalz dem König von Spanien zugesagt; beide waren durch spanische Heere besetzt. Der Aufstand der Katholiken im Veltlin gab dem spanischen Statthalter in Mailand Gelegenheit, festen Fuß in den Alpen zu fassen; während die Oestreicher ihrerseits sich in Graubündten festzusetzen Gelegenheit gefunden hatten, so daß hier die deutschen und die spanischen Habsburger sich die Hände reichten, und eine einzige Kette vom adriatischen Meere bis zur Nordsee bildend, Frankreich von allen Seiten einschlossen. In Folge dessen bildeten sich zwei Bündnisse, das eine zwischen Holland und England gegen die habsburgische Uebermacht am Rheine und in Deutschland gerichtet, das andere zwischen Frankreich, Venedig, Savoyen und der Schweiz, den Papst im Geheimen mit einbegriffen, gegen die Befestigung der spanischen Habsburger in den italienischen Alpen. Letzterem Bündnisse gelang es auch, nicht nur die spanischen Habsburger aus dem Veltlin, sondern auch die Oestreicher aus Graubündten zu vertreiben, indem Papst Gregor als Vermittler und Schiedsrichter sich selbst das Veltlin zusprach und es mit römischen Soldtruppen besetzen ließ, nachdem die Oestreicher und Spanier es verlassen hatten.

Das englisch-holländische Bündniß insbesondere aber veranlaßte König Christian IV. von Dänemark zum Aufnehmen des Kampfes gegen Habsburg und die Liga.

Christian von Dänemark war ebenfalls ein Schwiegersohn König Jacobs I., ein Schwager des flüchtigen Pfalzgrafen und Königs von Böhmen. Die sächsischen Kreisstände, denen sich Christian von Dänemark schon 1622 zum Führer gegen Oestreich und die Liga vergebens angeboten hatte, wählten ihn jetzt als Herzog von Holstein auf einem Ständetage zu Lauenburg (25. Mai 1625) zum Kriegsobersten des Kreises; und als dann die Rüstungen im sächsischen Kreise vom Kaiser für ungesetzlich erklärt wurden, und der Kriegsoberste der

Liga, Tilly, den Auftrag erhielt, denselben entgegen zu treten, war der Krieg von neuem entschieden.

22.

Bis jetzt hatte die Liga vorzugsweise den Krieg geführt, Tilly und Maximilian von Baiern den Ruhm und den Vortheil des Krieges geerntet. Das Söldlingsheer des Kaisers hatte eine untergeordnete Rolle gespielt und sich nur durch furchtbare Verwüstungen ausgezeichnet, aber auch den Haß und die Rache der gehetzten Völkerschaften überall, wo die kaiserlichen Schaaren durchzogen, aufgestachelt.

In dem Augenblicke, wo der Krieg durch die Einmischung des Auslandes einen größern Umfang nehmen mußte, forderte Maximilian von Baiern vom Kaiser die Aufstellung einer größeren Heeresmacht. Das Drängen Maximilians fand diesmal ein geneigtes Ohr am östreichischen Hofe. Nur war es schwer, den Wunsch zu verwirklichen; denn während Maximilian eine so musterhafte Finanzwirthschaft in Baiern führte, daß er durch eine Accise auf alle Lebensbedürfnisse und ganz besonders durch das Bierregal — trotz des großen Aufwandes für sein Heer — stets gefüllte Kassen hatte, herrschte in den östreichischen Finanzen eine bodenlose Verwirrung; der hohe Adel, die hohen Beamten und die Heerführer bereicherten sich, während der Kaiser trotz der nicht unbedeutenden Zuschüsse des Papstes Gregor XV. (jährlich 20,000 Scudi und einmal 200,000), oft so ohne alle Mittel war, daß er nicht selten die unbedeutendsten Summen von ein paar hundert Gulden einem in Gold strotzenden Adeligen des Landes ableihen mußte. Einer der reichsten unter diesen letztern war Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein.

Albrecht Waldstein, Wallenstein genannt, war der nachgeborene Sohn einer böhmischen protestantischen Adelsfamilie. Der frühe Tod seiner Eltern lieferte den Knaben in die Hand eines katholischen Verwandten, der ihn der Jesuitenschule in Olmütz übergab, wo er zur katholischen Religion bekehrt wurde. Anfangs für die Wissenschaften bestimmt, trieben ihn sein Ehrgeiz und seine Tapferkeit schon unter Kaiser Rudolph ins Kriegslager, wo er an den Kämpfen gegen die Türken in Ungarn Theil nahm. Für Ferdinand, noch als Erzherzog

von Steiermark, warb er eine Reiterschaar zu einem Kriege gegen Venedig, bei deren Führung er sich durch Keckheit auszeichnete. An der Schlacht auf dem weißen Berge nahm ebenfalls ein von ihm geworbenes Regiment Theil. Durch die Heirath mit einer reichen Wittwe und durch eine umsichtige Verwaltung seines Reichthums und die klügsten Finanzoperationen war er zu einem der wohlhabendsten Edelleute des Landes geworden. Für seine Theilnahme am Kriege gegen Böhmen ernannte Ferdinand ihn zum Herzog von Friedland und trat ihm für 7 Millionen Gulden sechszig Herrschaften ab, die böhmischen Reformirten entzogen worden und die drei-, viermal so viel werth waren, als Wallenstein sie zahlte. Von da an verfügte dieser über ein Vermögen von 30 Millionen. Dem erneuten Kriege des sächsischen Kreises und Dänemark gegenüber erbot sich Wallenstein, auf seine eigene Kosten dem Kaiser ein Heer von 40,000 Mann zu stellen, worauf Ferdinand ihn am 25. Juli 1625 zu seinem General-Obersten-Feldhauptmanne ernannte.

„Auf eigene Kosten" stellte Wallenstein das Heer; aber nach dem Vertrage, den der Feldherr mit seinem Kaiser abschloß, erhielt jener von diesem das Recht zugestanden, durch Brandschatzung Stadt und Land soviel Geld abzupressen, als zur Besoldung des Heeres nöthig war; für den Ausfall wurde der Heerführer auf die zukünftigen Güterbeschlagnahmen der Besiegten angewiesen. Das Kriegshandwerk war schon vor Wallensteins Ernennung zum General-Feldhauptmanne zum wüsten Söldnerthum, auf Raub und Plünderung angewiesen, ausgeartet; wie denn auch die Hauptleute der Regimenter die er als Oberster befehligt hatte, ihm öffentlich ein Bestimmtes von dem Raube abgeben mußten. Nun wurde ein größeres Heer als bis jetzt in diesem Kriege aufgetreten war, förmlich auf den Grundsatz des Raubes und der Plünderung gegründet.

Am Hofe gab es eine Partei, welche diese Kriegsführung und diesen Kriegsführer nicht wollte, und selbst jetzt, wo die Verhältnisse den Kaiser zwangen, Wallenstein und seine Art zu Hülfe zu rufen, setzte diese Partei es durch, daß der neue General-Feldhauptmann nur 20,000 Mann werben sollte. Als dieser aber antwortete, daß er mit 20,000 verhungern, mit 50,000 aber ohne einen Zuschuß aus dem

kaiserlichen Schatze Deutschland beherrschen werde, wurde die Beschränkung seiner Werbungen unter Ausdrücken festgestellt, die ihm vollkommen freie Hand ließen. „Fürs erste solle er 20,000 Mann zusammenbringen, jedoch in ferneren Werbungen nicht beschränkt sein."

Sein Heer war von 20,000 Mann bereits zu 30,000 gestiegen, ehe es die Werbequartiere verließ; es vermehrte sich dann von Tag zu Tag, bis es 60,000 Mann zählte. Die Erpressungen und Verwüstungen der wallensteinischen Schaaren wurden von allen Söldnern als das herrlichste und gewinnreichste Kriegsleben der Zeit gepriesen. Wohin wallensteinische Heeres-Abtheilungen kamen, wurde geplündert, gebrandschatzt, gemordet, die Weiber entehrt; eine Wüste zerstörter Dörfer und Städte, verbrannter Saaten zeigte den Weg, den das Heer gezogen. Alle Völker Europas, alle Religionen waren vertreten in dem kaiserlichen Heere; selbst deutsche protestantische Fürsten, ein Adolf von Holstein, ein paar Prinzen von Lauenburg und zuletzt auch Georg von Lüneburg, denen Beute unter allen Fahnen recht war, oder die aus Eifersucht gegen Christian von Dänemark dem kaiserlichen Feldherrn Regimenter stellten, dienten in demselben.

Mit diesen Schaaren näherte sich jetzt Wallenstein langsam dem Kriegsschauplatze, auf welchem Tilly und Maximilian bisher allein geglänzt hatten.

23.

Nachdem der Kaiser und die Liga die Rüstungen des sächsischen Kreises für ungesetzlich erklärt hatten, rückte Tilly bis an die Weser vor, von der Christian von Dänemark sich mit den wenigen Kräften, die er bei Hameln großentheils mit englischem Gelde gesammelt hatte, zurückzog.

Aber auch Tilly fühlte sich inmitten der sächsischen Lande, wo der protestantische Volksgeist dem Heere der Liga alle Fortschritte erschwerte, nicht stark genug. Ueberdies bedrohte Moritz von Kurhessen und deutsche Heeresabtheilungen, die diesem zuzogen, den Rücken des ligistischen Heeres, so daß Tilly nach Westfalen und Hessen zurückberufen wurde. Erst als auch Wallenstein sich Norddeutschland näherte, rückte Tilly wieder vor, worauf Deutschland der Vereinigung

dieser beiden Heeresmassen mit Spannung entgegensah. Aber sie fand nicht statt. Beide Feldherren, wie verschieden sie auch in ihrem Wesen, waren sie doch gleichmäßig von ihrem Ehrgeiz beherrscht, der bei dem prunkenden Böhmen Wallenstein glänzend, sprudelnd und rücksichtslos überall hervortrat, bei dem ernsten Wallonen Tilly, dem klugen Schüler der Jesuiten, der wahrscheinlich in den Orden selbst aufgenommen war, und der bis an sein Ende dem Wesen nach mehr ein Mönch als ein Soldat zu sein schien, sich unter dem Gewande der kalten, strengen, starren und reinsoldatischen Einfalt versteckte. Das Heil der Sache, für die sie kämpften, gebot die Vereinigung beider Heere; die wechselseitige Eifersucht trennte sie, und so zogen, nachdem sie sich bis auf ein paar Meilen genähert hatten, beide wieder ihren eignen Weg. Tilly rückte gegen Norden dem dänischen Heere nach, während Wallenstein nach Osten zur Seite wich und an der Brücke von Dessau ein festes Lager bezog.

Der ihn bedrohenden vereinigten Macht des Kaisers und der Liga gegenüber hatte Christian von Dänemark die beiden tapfern Parteigänger des Pfalzgrafen-König Friedrich, den Grafen von Mansfeld und Christian von Braunschweig als Kriegsgefährten angenommen. Der Erstere zog gegen den neuen kaiserlichen General-Feldhauptmann und griff dessen verschanztes Lager an der Brücke von Dessau mehrmals an. Bei dem dritten allgemeinen Sturme aber, den er am 21. April 1626 versuchte und bei dem er Alles in kecker Tapferkeit aufs Spiel setzte, wurde er so vollkommen geschlagen, daß ihm von 20,000 Mann nach der Schlacht kaum 5000 ohne alles Geschütz blieben. Trotz alledem hatte er in wenigen Wochen wieder ein zahlreiches Heer gesammelt, mit welchem Mansfeld sich dann nach Ungarn zurückzog, um sich hier mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Wallenstein folgte seinen Schritten. Er konnte Bethlen Gabor zu einem Friedens-Vertrage mit dem Kaiser veranlassen; worauf Mansfeld, von Bethlen Gabor Preis gegeben, gezwungen war, sein Heer aufzulösen und über die Grenze zu gehen. Auf der Flucht nach Venedig fand Mansfeld in Urakowitz in Dalmatien den Tod, dem er so oft auf dem Schlachtfelde getrotzt hatte. In voller Rüstung stehend, auf zwei Freunde gestützt, dem Tod ins Auge sehend, hauchte er von einem

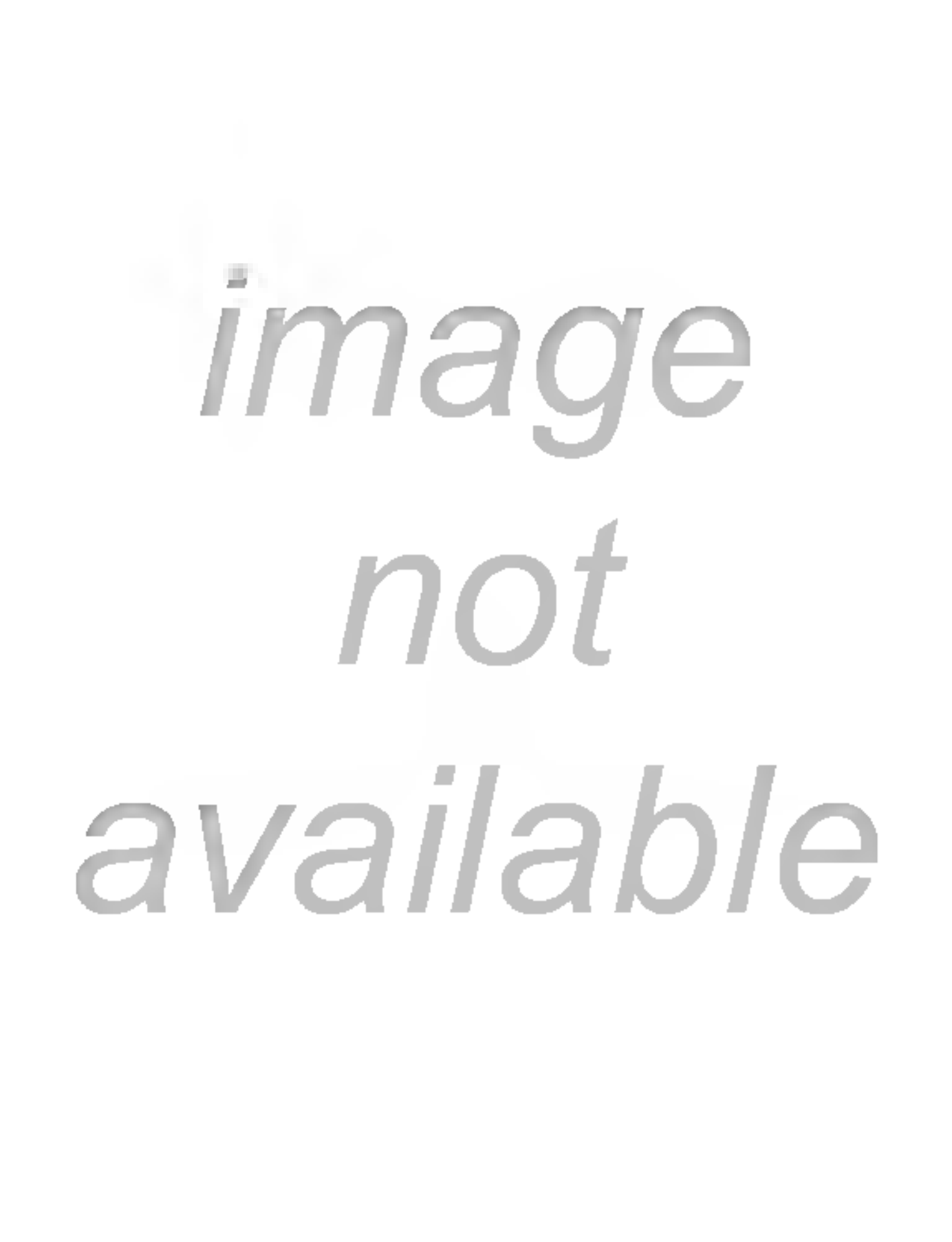


image
not
available

großmüthig genug, die Munition und Stücke des Kurfürsten nur zu „leihen", unter der Versicherung, daß sie Seiner Liebden wieder rückerstattet werden sollten. Jetzt zwang er (Mai 1627) den entwaffneten Kurfürsten trotz seiner Scheinneutralität auch zur Anerkennung der Kurwürde Baierns. Im September vereinigten sich die Heere Tillys und Wallensteins. Wenige Wochen nachher aber wurde Tilly bei Pinneberg verwundet und dann nach Lauenburg gebracht, worauf Wallenstein Holstein, Schleswig und Jütland verwüstend durchzog, und Christian von Dänemark auf seine Inseln zurückdrängte.

Ganz Norddeutschland schien ebensogut wie Süddeutschland dem katholischen Oestreich und der Liga anheimgefallen. Wallenstein erschien als derjenige, dem Oestreich diese Ergebnisse vor Allem zu danken habe. Sein Lohn sollte dem Dienste, den er geleistet, angemessen sein.

Wie die Pfalz einem katholischen Fürsten zugesprochen worden war, so wurde jetzt Mecklenburg, weil seine Herzoge die Bestrebungen Christians von Dänemark unterstützt hatten, ohne Gericht und Urtheil an Wallenstein verkauft und dieser endlich am 19. April 1628 als Herzog von Mecklenburg vom Kaiser zuerkannt. Er sollte die feste Stütze Habsburgs in Norddeutschland werden.

Christian von Dänemark aber schloß am 12. Mai 1629 einen Frieden mit Ferdinand und der Liga, wodurch der König von Dänemark seine ihm abgewonnenen Länder zurückerhielt, indem er seinerseits sich verpflichtete, in Reichssachen sich nicht anders zu mischen, als wie es einem Stande des Reichs wegen Holstein gebühre.

So konnte Ferdinand glauben, am Ziele seiner Bestrebungen in Deutschland zu stehen; er hatte die Grenze seines Glückes erreicht.

24.

Die deutschen Fürsten, fast ohne Ausnahme, kämpften in dem Kriege, den sie im Namen der Religion begonnen, um etwas Anderes als die Religion. Selbst Kaiser Ferdinand, der am willenlosesten seinem „Gewissensrathe" zu folgen schien, dachte dennoch zuerst und zuletzt stets an die Ehre und die Macht des Hauses Oestreich. Maximilian von Baiern war sich schon klarer bewußt, daß er die

Jesuiten, wie die Jesuiten ihn, zu ihren beiderseitigen Zwecken benutzte. Die protestantischen Fürsten vertheidigten nicht sowohl die religiösen, als die politischen Errungenschaften der Reformation, vor Allem das reiche Erbe der katholischen Geistlichkeit, das ihnen zugefallen war. Wo der Kaiser einem protestantischen Fürsten mehr bot, als ihm die Reform eingebracht, wo er ihm die Güter und Machterrungenschaften der Reform sicherte, da traten sie meist ohne Umstände zu ihm über und dienten in seinem Heere gegen ihre Glaubensgenossen. Ueber und unter den persönlichen Bestrebungen der Fürsten aber lag das nothwendige Gesammtergebniß des Krieges für die Völker, je nachdem die eine oder die andere Partei Sieger blieb. Mit dem Siege des Kaisers, der Liga und der Jesuiten war die Reformation in ganz Deutschland beseitigt, wurden die Völker zu einem religiösen Glauben, zu einer Kirche, zu einer Geistlichkeit, und auch zu einer Regierungsweise gezwungen, die dem Geiste des deutschen Volkes widersprachen.

Das fühlte das deutsche Volk im Norden Deutschlands mehr noch als im Süden, weswegen denn die katholischen Heere, in deren Gefolge überall die Jesuiten einzogen, in Norddeutschland ein Volk fanden, das sehr oft Gewalt mit Gewalt zurückwies, kleine Heeresabtheilungen bis auf den letzten Mann aufrieb, Nachzügler ohne Gnade niedermachte. Der Krieg wurde hierdurch nur um so gewaltthätiger und blutiger, bis die geschreckten Bauern keinen Widerstand mehr wagten.

Diese flüchteten dann in die Städte, die fast ohne Ausnahme erobert, erstürmt werden mußten. Die Bürgerschaften einzelner Städte wurden deswegen zum schreckenden Beispiele bis auf den letzten Mann niedergemacht; so die von Münden, als Tilly die Stadt (30. Mai 1627) nach hartem Widerstande erstürmte. Das Beispiel aber stimmte die Bürgerschaften anderer Städte nicht milder, sondern stählte im Gegentheile nur ihren Muth.

Nachdem Wallenstein im Jahre 1627 den König von Dänemark auf seine Inseln zurückgeworfen hatte, keimten die wunderbarsten Plane in den Köpfen der habsburgischen Staatslenker und Gewissenspfleger. Die Jesuiten wußten, daß Dänemark und Schweden so gut

wie England den Rückhalt des deutschen Protestantismus bildeten; sie hatten sich schon oft Mühe gegeben, diese Länder zurückzugewinnen; sie konnten eine Weile glauben, in Schweden unter König Johann III. am Ziele ihrer Bestrebungen zu stehen. Jetzt dachten sie an die Eroberung des scandinavischen Nordens. Es war Rede davon, Wallenstein zum Könige von Dänemark zu machen, dieser aber zog das deutsche Herzogthum vor. Die spanischen Staatsmänner faßten dann den Plan auf, sich in der deutschen Hansa ein Gegengewicht gegen die Engländer und Holländer zu schaffen und suchten einen Handelsvertrag mit den Hansestädten zu schließen, welcher diesen das Monopol, das Stapelrecht des ganzen europäischen Handels mit Spanien sichern sollte. In dieser Richtung wurde Wallenstein, wenige Wochen nachdem er zum Herzoge von Mecklenburg erhoben worden war (21. April 1628), zum Hauptmann des Kaisers im Ocean und baltischen Meere ernannt.

Sollte die Seehauptmannschaft Wallensteins eine Bedeutung haben, so mußten die Hansestädte seinem Befehle gehorchen. Diejenige, welche den Planen auf Schweden und Dänemark am gelegensten war, Stralsund, war die erste, der Wallenstein sich zu bemächtigen suchte. Anfangs Mai 1628 wurde Stralsund aufgefordert, eine Wallensteinische Besatzung einzunehmen, oder vorerst 150,000 Reichsthaler zu zahlen. Die Bürgerschaft verweigerte Beides. Auf die Drohung des Wallensteinschen Generallieutenants von Arnim, die Stadt zu überziehen, bewaffnete sich die Bürgerschaft und führte die Kanonen fast gegen den Willen des Rathes aus dem Zeughause auf die Wälle. Der Rath ließ sich trotz des tapfern Geistes der Bürgerschaft einschüchtern und gestand 30,000 Thaler und als Zeichen der Unterwerfung zwei Feldstücke der Stadt dem Stellvertreter Wallensteins zu. Als aber diese Feldstücke durch die Straßen von Stralsund abgeführt werden sollten, trat die Bürgerschaft zusammen, beschloß eine Schrift an den Rath, worin sie erklärte, daß wenn der Rath diese Zugeständnisse nicht zurücknehme, sie auf die Schiffe steigen und auswandern würde. Der Rath leistete dieser Mahnung Folge und dann wurden aus jedem Stadtviertel vier Bürger gewählt, um in Zukunft die Beschlüsse des Raths zu überwachen. Alle mann-

baren Bürger der Stadt ohne Ausnahme wurden bewaffnet und in den Waffen geübt. Trotz jener schwachen Stunde des Raths aber behielt die Bürgerschaft denselben bei, gehorchte ihm in Zucht und Ordnung vor wie nach, während der Rath seinerseits von nun an in Tapferkeit und Ergebenheit mit der Bürgerschaft wetteiferte. Die ganze Bürgerschaft verpflichtete sich durch einen feierlichen Eid, den letzten Blutstropfen in der schwebenden Kriegsgefahr für die Augsburger Konfession einzusetzen, beim heiligen römischen Reich getreulich zu verharren, aber keine Besatzung zu dulden; dem ehrbaren Rath die schuldige Ehre zu geben und alle Widerspenstige zur Strafe zu ziehen, bei der bevorstehenden Belagerung auf dem angewiesenen Posten rücksichtlos ihre Pflicht zu thun und allem Zank, Mißmuth und Parteiung zu entsagen; — an Ehre, Gut und Leben sollte der gestraft werden, der diesem Eide zuwider handle.

Am 23. Mai rückte der General von Arnim mit 8000 Mann wallensteinischen Volkes vor die Stadt; am 26. folgte der erste Sturm, der nicht nur schließlich vollkommen zurückgewiesen wurde, sondern wobei die Stralsunder auch Gefangene machten; am 2. Juli wurde zum zweiten, am 4. zum drittenmale Sturm gelaufen. Bei diesem letzten Sturme war es eine Frau, die, als die Bürgerschaft zu weichen begann, die Trommel ergriff und die Weichenden von neuem siegreich gegen die Stürmenden führte.

Der König von Dänemark hatte Hülfe versprochen; Gustav Adolf, König von Schweden schickte 600 Musketiere und versprach mehr, wenn es Noth thue. Fast gleichzeitig trafen auch vier Fähnlein dänischer Hülfe ein.

„Wenn Stralsund mit eisernen Ketten an den Himmel gefesselt wäre, so muß es herunter" war die Antwort, die Wallenstein einer stralsunder Gesandtschaft gab, welche durch Unterhandlung der Belagerung ein Ende zu machen versuchte. Am 2. Juli erschien Wallenstein selbst vor der Stadt mit 20,000 Mann und es begann dann ein Wettkampf, der an beiderseitiger Tapferkeit und Ausdauer wenige seines Gleichen in der Geschichte hat, der aber schon nach ein paar Wochen Wallenstein belehrte, daß er hier keine Lorbeern ernten werde. Schon am 19. zog er sich nach seiner neuen Residenz

Güstrow zurück, seinem Stellvertreter von Arnim die Fortsetzung der Belagerung überlassend. Nachdem aber noch 2000 Mann schwedische Hülfstruppen eingetroffen waren, fand am 29. Juli ein Ausfall der Belagerten statt, bei welchem von den Belagerern 700 Mann fielen, was Arnim schon am 1. August veranlaßte, sein Heer von der Stadt, die ihm 11,000 Mann gekostet hatte, zurückzuziehen.

Wenige Wochen später stieß Wallenstein noch in einer andern deutschen Stadt, in derselben, die schon einmal Karl V. Macht getrotzt und gebrochen hatte, dem tapfern Magdeburg, zum zweitenmale auf eine Bürgerschaft, die ihn, wie Stralsund zwang, ihr nach den größten Anstrengungen den Rücken zu kehren.

25.

Schon seit Jahren wurde Kaiser Ferdinand gedrängt, alle von den protestantischen Fürsten und Städten besetzten und weggenommenen Stifter und Klöster diesen abzusprechen und der römisch-katholischen Geistlichkeit wieder zuzustellen. Auf einem Fürstentage zu Mühlhausen (1627) trugen die geistlichen Kurfürsten einfach auf eine allgemeine Rückerstattung aller seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter an; in Folge dessen begann dann unmittelbar die Betreibung der Rückerstattung eingezogener Kirchengüter durch den Reichshofrath mit größerm Eifer. In einer Klage gegen den Herzog von Würtemberg, auf Herausgabe des Klosters Reichenbach, wollte der Reichshofrath durch die Aufstellung einer Kommission zur nähern Untersuchung der Angelegenheit die äußere Form eines Rechtsweges retten. Der Jesuite Lamormain, der „geheime absonderliche Conscienzrath", der Beichtvater Ferdinand's, reichte hiergegen ein Bedenken ein, in welchem er sagte: „die Sache sei hinlänglich untersucht, durch eine Kommission werde nur Zeit verloren; solche Kommissionen würde man dann auch in andern Fällen fordern, so daß die Katholischen nie zu ihrem Rechte kommen würden, wodurch des Kaisers Ansehen gefährdet werde." — Er bedeutete seinem Beichtkinde weiter, wie die katholischen Stände, durch die Kontributionen für die Liga verarmt und durch die unglaublichen Ausschweifungen der kaiserlichen Söldner aufs Tiefste

verletzt, nur durch die Rückerstattung der geistlichen Güter bei gutem Muthe zu erhalten seien; überdies würden dadurch die Kräfte der Ketzer gemindert, die der Katholischen vermehrt. Lamormain drohte endlich, daß wenn der Kaiser, jetzt Sieger, den Katholischen keine Gerechtigkeit bezeigen werde, sie die Liga wohl gar aufgeben, oder schlimmere Dinge beginnen würden, wie man bereits zu ahnen anfange. [1])

Vorerst und so lange der Krieg in Nord-Deutschland dauerte, war es nicht klug, alle protestantischen Stände mit Einem Schlage so tief zu verletzen. Dagegen wurde schon jetzt selbst in Nord-Deutschland, dort wo zufällig die Gelegenheit günstig war, eingegriffen. Die protestantischen Domherren des Bisthums Halberstadt, das seit dem Tode Christians von Braunschweig ohne Vorstand war, wurden unter dem drohenden Schutze Wallensteins veranlaßt, den Sohn des Kaisers Leopold Wilhelm, Bischof von Strasburg und Passau, zum Bischof zu wählen, und als die Domherren von Magdeburg ihren Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, der mit dem König von Dänemark aus Deutschland vertrieben wurde, entsetzten und einen Sohn des Kurfürsten von Sachsen an seine Stelle wählten, trat der Papst Urban VIII. ins Mittel und ernannte denselben Leopold Wilhelm auch zum Erzbischof von Magdeburg. Später erhielt dieser endlich auch noch das Bisthum Bremen.

In Süd-Deutschland, wo die Uebermacht der Liga nicht mehr bestritten war, wurden außer dem Herzog von Würtemberg auch die Städte Ulm, Nürnberg, Strasburg, Hall u. a. durch kaiserliche Mandate zur Herausgabe der Klöster und Stiftsgüter aufgefordert.

Am Vorabende des Friedensschlusses mit Christian von Dänemark erließ der Kaiser endlich ein ganz allgemeines „Restitutionsedict". Nachdem Ferdinand sich im Eingang desselben gegen den Vorwurf, daß er einseitig und ohne Zuziehung der Reichsstände das Edict erlasse, vertheidigt, verordnete das Edict die Rückerstattung aller Güter, die der katholischen Geistlichkeit seit dem Passauer Vertrage entzogen worden. Endlich gab Ferdinand in dem Restitutionsedict selbst eine

[1]) Schmidt, n. Gesch. d. T. IV. 290.

Erklärung dahin ab, daß katholische Herren nicht schuldig seien, ihren protestantischen Unterthanen freie Religionsübung zu gestatten, sondern daß diese sich mit dem Rechte auswandern zu dürfen, begnügen müßten. Zugleich enthielt das Edict die Erklärung, daß der Religionsfriede nur die Katholiken und die Anhänger der Augsburger Konfession schütze, alle andern Sekten (Calviner, Zwinglianer), davon ausgeschlossen, im Reiche nicht zu dulden seien.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer (Magdeburg und Bremen), zwölf Bisthümer (Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Kammin), massenhafte Klöster und zahllose Stifts- und Klostergüter wurden so den protestantischen Ständen, den Fürsten, Städten, Gemeinden und Kirchen ab-, der katholischen Geistlichkeit, den Jesuiten ins Besondere zugesprochen [1]), Millionen ihrer Bewohner, die vom Vater auf den Sohn ruhig der protestantischen Kirche angehört hatten, zum Voraus mit der gewaltsamen Katholisirung, der Auswanderung oder Verbannung aus Deutschland bedroht.

26.

Und während so Kaiser Ferdinand, von den Jesuiten getrieben, das ganze nichtkatholische Deutschland in seinem Güterbesitz ebenso wie in seinem Religionsbesitz bedrohte und sich zum unerbittlichen Feinde machte, veranlaßte die überall erstrebte Machtvermehrung für das Haus Habsburg Ferdinand zu einem Schritte, der ihm und seinem Hause fast alle kampfbereiten Mächte Europas und endlich das Haupt der Jesuiten, den Papst selbst, entfremden mußte.

Herzog Vincenz Gonzaga von Mantua starb 1627, ohne Kinder zu hinterlassen. Unter denen, die sein Erbe beanspruchten, war auch Karl Gonzaga, Herzog von Nevers, dessen Familie seit fünfzig Jahren in Frankreich lebte, und der mit französischer Unterstützung Mantua und Montferat in Besitz nahm. Die Habsburger, die deutschen

[1]) In den beiden sächsischen Kreisen wurden 120 mittelbare Abteien, Klöster und Kirchen meistens für Jesuiten in Anspruch genommen. Vergl. Helbig, Gustav Adolph und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Leipzig 1854.

sowie die spanischen, deren Politik darauf hinausging, in den italienischen Alpen sich die Hand zu reichen, waren beide gleich bereit, den französischen Prinzen zu verhindern, sich zwischen sie zu drängen. Deswegen nahm Kaiser Ferdinand Mantua als heimgefallenes Reichslehen in Anspruch, und als der Herzog Karl von Nevers diese Ansprüche nicht achtete, schickte Ferdinand, der eben durch den Frieden mit Dänemark über einen großen Theil seiner Söldner verfügen konnte, zwei seiner Generale, Colalto, einen Italiener und Merodi, einen Wallonen, mit ihren Söldnern nach Italien, um der spanischen Regierung von Mailand, die Spinola mit 20,000 Mann hier aufbot, zu helfen, Mantua in Besitz zu nehmen.

Papst Urban VIII., Maffeo Barbarini von Florenz, der als Nachfolger Gregors XV. 1623 den apostolischen Stuhl bestieg, war ein Gegner der Uebermacht der Spanier in Italien, und ebenso ein Gegner eines siegreichen und mächtigen Kaiserthums in Deutschland. Schon in der Frage der „Restitution" der geistlichen Güter nahm er seinen Stand dem Kaiser gegenüber, indem er dem Kaiser wohl das Recht die Restitution zu verfügen zuerkannte, sich aber das Recht über die Güter zu verfügen vorbehielt. Als endlich die mantuanische Erbfrage auftauchte, bot der Papst Alles auf, Ferdinand zu verhindern, für die mantuanische Erbfrage einzutreten; der Jesuitengeneral Mateo Vitelleschi mußte Lamormain, dem Beichtvater des Kaisers, den Auftrag ertheilen, das Aeußerste zu versuchen, um einen Krieg in Italien zu verhindern. Aber wie fromm und kirchergeben Kaiser Ferdinand war, Lamormain machte Mantua gegenüber die Erfahrung, daß diese Frömmigkeit und Ergebenheit ihre Grenzen hatten, und daß aller Einfluß, selbst der der Jesuiten, dort aufhörte, wo er nicht mehr mit dem Hausinteresse der Habsburger Hand in Hand ging.

Von da an war der Papst Urban VIII. Ferdinands offener Gegner, die Jesuiten nur dort Ferdinands Bundesgenossen, wo der Kaiser unmittelbar zu ihrem Vortheile handelte.

Mantua wurde von den Habsburgern weggenommen, von den Franzosen zurückerobert. Ferdinands Söldner hatten auf dem Wege nach Italien auch in Graubündten wieder Fuß gefaßt; aber sie wurden auch hier wieder ausgetrieben. So blieb der mantuanische Krieg

thatsächlich ohne unmittelbares Ergebniß; dennoch änderte er die ganze Weltlage. Frankreich, Savoyen, Venedig und die andern kleinen oberitalienischen Staaten traten in ein Bündniß gegen Ferdinand und Philipp IV. zusammen; die Schweiz von der einen, Papst Urban VIII. von der andern Seite schlossen sich diesem Bündnisse an.

27.

Kaiser Ferdinand arbeitete nicht nur hier seinen Gegnern in die Hände. Während er die Söldner, die er augenblicklich in Deutschland nicht verwenden konnte, theils nach Italien schickte, sendete er auch zwei Heeresabtheilungen, die eine nach Holland gegen die vereinigten Staaten, die andere nach Polen gegen den König Gustav Adolf von Schweden. Es gelang den Holländern durch den Ueberfall von Wesel und die Wegnahme der hier aufgespeicherten Magazine, die Kaiserlichen zum Rückzug zu zwingen; von viel größerem Einfluß auf die Geschicke Deutschlands, ja der ganzen Welt aber wurde es, daß Gustav Adolf, König von Schweden, seinen Glauben und seine Krone durch die Fortschritte Oestreichs tief genug gefährdet sah, um zu dem Entschlusse zu kommen, Beide in Deutschland selbst zu vertheidigen.

Die Einmischung der Jesuiten in die Religions- und Regierungsangelegenheiten Schwedens hatten auch diesem Lande bereits fünfzig Jahre Aufregung, Bürgerkriege und ausländische Kämpfe eingebracht. Die katholische Gemahlin des Königs Johann III., Katharina Jagellona von Polen, vermittelte das Einschleichen der Jesuiten bei ihrem eitlen und schwachen Gatten. Sich für deutsche protestantische Geistliche ausgebend, wurden mehrere Jesuiten bei dem geistlichen Seminar in Stockholm als Lehrer angestellt, und versuchten so der Kirche Roms wieder Eingang zu verschaffen. Possevin, einer der durchtriebensten Ränkeschmiede der Gesellschaft Jesu jener Zeit — der selbst Clemens VIII. hinterging und vor dem Zorne des Papstes zuletzt aus Rom zu flüchten gezwungen war — wußte, unter der Maske eines weltlichen Diplomaten sich einschleichend und den gelehrten Eitelkeiten des Königs schmeichelnd, diesen durch alle möglichen Reformzugeständnisse im Geheimen zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu veranlassen. Zu-

gleich wurde Johann insbesondere dahin gebracht, seinen Sohn Sigmund in der katholischen Religion erziehen zu lassen, um ihm nach dem bevorstehenden kinderlosen Tode des Königs Stephan Bathory, dem Schwager der Königin Katharina, die polnische Krone zu sichern. Wenn Johann III. in Folge des protestantischen Geistes seines Volkes, und auch der Weigerung des Papstes die Reformen zu genehmigen, die Possevin und andere Jesuiten zugestanden hatten, nach Katharinas Tod sich wieder zur protestantischen Kirche wendete, so blieb Sigmund katholisch, und gelangte 1587 wirklich auf den polnischen Thron.

Nach seines Vaters Tod 1592 wurde König Sigmund III. von Polen auch zum Könige von Schweden gewählt und gekrönt. Dann verwarf Sigmund, nach Polen zurückgekehrt, hier die zum Schutze der lutherischen Landesreligion gefaßten und feierlich von ihm anerkannten Beschlüsse eines Reichstags zu Upsala 1593; landete mit einem polnischen Heere in Schweden, und versuchte dieser Verwerfung Nachdruck zu geben. Er wurde aber von den Schweden geschlagen und des Thrones verlustig erklärt; worauf 1599 sein Oheim Herzog Karl von Sondermannland zum Reichsverweser und 1602 zum Könige von Schweden (Karl IX.) gewählt und gekrönt wurde.

Sigmund, der aus der Hand der Jesuiten ebenso thatlos und ohnmächtig und ebenso frommliederlich wie Kaiser Rudolf und Andere hervorgegangen war, erneuerte, von den Jesuiten getrieben, immerfort seine Ansprüche auf Schweden. Obgleich diese Ansprüche in Folge seines marklosen Wesens ohne Nachdruck blieben, so führten sie nichtsdestoweniger zu einem Kriege zwischen Polen und Schweden, den Karls IX. Sohn, Gustav Adolf nach seines Vaters Tod 1611 erbte, und in welchem 1625 Schweden ganz Liefland eroberte. 1629 kam endlich ein Waffenstillstand auf sechs Jahre zu Stande.

Außer dem polnischen Kriege hatte Gustav Adolf ebenso einen mehrjährigen Krieg gegen Dänemark und einen andern gegen Rußland mit ausgezeichneter Feldherrnbegabung und keckem Soldatenmuthe, — der ihn mehr denn einmal dem Schlachtentode und der Gefangenschaft nahe brachte, — glücklich und meist siegreich durchgefochten. Sein Heer war in dieser Kriegsschule zum ersten von

ganz Europa geworden, und Gustav Adolf hatte ganz besonders in der Artillerie große Verbesserungen eingeführt. [1])

Gustav Adolf war eine so einfach große Natur, wie sie selten geboren wird. Im Kriege und im Frieden, in der Schreibstube und im Rathe, in seiner Familie, vor dem Reichstage, vor dem versammelten Volke, auf dem Schlachtfelde vor dem todtgeweihten Heere, war er sich seiner Stellung, seiner Würde, seiner Ziele bewußt, besaß er die tiefe Einsicht, den raschen Entschluß, den festen Willen, den unerschütterlichen Muth, die nie wankende überall zum Siege führende Ausdauer. Stark, großherzig, gutmüthig, sittenrein, wohlwollend und klug in allen seinen Bestrebungen, steht er als Mann und Mensch kaum einem Andern in der Weltgeschichte nach.

Trotz des fast beständigen Kriegs- und Lagerlebens hatte er die innern Zustände Schwedens in bester Ordnung nicht nur erhalten, sondern sie nach allen Seiten hin verbessert. Durch die Einführung einer allgemeinen Mahlsteuer legte er die Grundlage zu einem festen Finanzsystem; dieses selbst erlaubte ihm ein stehendes Heer zu gründen, dem er eine allgemeine Landwehr von 80,000 Mann für die Vertheidigung des Landes zur Grundlage gab; eine Ritterhausordnung ordnete die Stellung des schwedischen Adels; die Verbesserung und Wiederbelebung der Universität Upsala (der er alle Güter des Wasahauses schenkte) sicherte endlich den wissenschaftlichen Studien einen Aufschwung, der viele Menschenleben nachhielt. Gustav Adolf selbst gehörte zu den gebildetsten Männern seiner Zeit, er verstand nicht weniger als acht Sprachen, schwedisch, deutsch, niederländisch, französisch, italienisch, polnisch, russisch und lateinisch. Auf allen seinen Kriegszügen begleiteten ihn ein paar Lieblingsbücher. Seine nächste Umgebung theilte die wissenschaftliche und humane Richtung des Königs, der oft auch den strengen König bei Seite legte und mit seinen

[1]) In der Armee Tillys und Wallensteins gab es wenig und fast nur schwere, in der Gustav Adolfs viele und meist leichte Artillerie. In der Schlacht bei Leipzig verlor Tilly alle seine Artillerie, aus 24 schweren Geschützen bestehend; während Gustav Adolf beim Uebergang über die Elbe vor der Schlacht 54 Feldstücke, unter denen nur 12 schwere Geschütze, hatte. Helbig, Gustav Adolf und die Kurf. von Sachs. u. Brandenb. Leipzig 1854.

Räthen und Generalen sich dem Spiele und frohen Zeitvertreib hingab.

Die Ernennung Wallensteins zum Admiral des Oceans und der Nordsee, der Handelsvertrag Oestreichs mit den Hansestädten, die Belagerung Stralsunds waren Vorbereitungen zu einem Angriffe gegen Dänemark und Schweden, der letzten Rückzugslinie des deutschen Protestantismus; deswegen war die Theilnahme Schwedens und Dänemarks an der Vertheidigung Stralsunds nur wohlverstandene Nothwehr. Die Kriegsmacht, die Oestreich durch Wallenstein erlangt hatte, erlaubte der Jesuitenpolitik 1627 bereits 3000 Mann unter Adolf von Holstein und 1629 ein Heer von 10,000 wallensteinischen Söldnern unter dem Feldmarschall von Arnim nach Polen zu schicken, die hauptsächlich mit Ursache an dem glücklichen Ueberfalle und Siege der Polen bei Stumm (27. Juni 1629) waren, die aber auch durch den Hochmuth der wallensteinischen Offiziere und durch das furchtbare Hausen der verwilderten wallensteinischen Schaaren den bald nachher geschlossenen Waffenstillstand herbeiführen halfen.

Gustav Adolf konnte sich darüber nicht täuschen, daß diese kaiserlichen Hülfsheere für Polen nur Versuche waren, den Krieg in sein Land und Lager zu treiben; deswegen schloß er mit Hülfe des Kardinals Richelieu und des Königs Karl von England, die nicht ihn, sondern die er lenkte, einen Waffenstillstand mit Polen, und vergalt dann, den Krieg ins Lager seines Hauptfeindes überspielend, Gleiches mit Gleichem.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf mit der Macht, die er aufbieten konnte, 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter, auf der Nordspitze der Insel Usedom an der Peenemündung.

28.

Während Gustav Adolf sich zum Kriege gegen die bisher siegreiche Jesuitenpolitik in Deutschland vorbereitete, arbeiteten alle Gegner Kaiser Ferdinands am Sturze des glänzendsten und glücklichsten Feldherrn, den Oestreich und die Jesuiten jemals gehabt hatten. Vor Allem aber waren Baiern und die heilige Liga thätig, Wallenstein zu beseitigen.

Es war zu klar geworden, daß Kaiser Ferdinand die Siege seines glücklichen Feldherrn auf Kosten Aller zum Vortheile seines Hauses benutzen wollte. Hatte doch der Kaiser seinem kaum dem Knabenalter entwachsenen zweiten Sohne Leopold Wilhelm nicht weniger als zwei Erzbisthümer und drei Bisthümer übergeben. Die Fürsten der Liga befürchteten nach diesem Vorgange, daß das siegreiche Habsburg, der Kaiser gestützt auf ein mächtiges Heer, die eroberten Länder als Reichslehen ihnen wieder nehmen und seinen Anhängern und Generalen überlassen könnte. Auf einem Vereinstage zu Heidelberg (März 1629) erklärten sie deswegen: Einer für Alle und Alle für jeden Einzelnen einstehend, daß sie von ihren gemachten Eroberungen „wer sie auch in Anspruch nehmen möge", Nichts herausgeben würden, bis die auf diese Eroberung verwendeten Kosten vollkommen ersetzt seien, eine Bedingung, die sie durch die Forderung von unerschwinglichen Summen unmöglich machen zu können hofften. Sie beantragten zugleich die Berufung eines Kurfürstentages, um hier die Mittel, den Frieden in Deutschland wieder herzustellen, zu berathen. Kaiser Ferdinand wünschte ebenfalls einen Reichstag zu versammeln, um seinen erstgeborenen Sohn Ferdinand zum deutschen Könige gewählt zu sehen, und so berief er einen solchen zu Ostern 1630 nach Regensburg.

Als dieser Reichstag im Monat Juli sich versammelte, hatte Gustav Adolf bereits Stettin genommen, und den altersschwachen und kinderlosen Herzog Bogislaw von Pommern zu einem Vertrage gezwungen, der ihm nicht nur ganz Pommern öffnete, sondern auch ihm und seinen Nachfolgern das Herzogthum bis zur Entscheidung der Erbfolge, die nach dem bevorstehenden Tode des alten Herzogs streitig wurde, und bis zum Ersatz aller Kriegskosten, welche die Besetzung Pommerns veranlaßt habe und veranlassen werde, zusagte. Das verhinderte die deutschen Fürsten der katholischen Liga nicht, den Kaiser zu zwingen, seinen siegreichen Feldherrn und einen Theil seines Heeres zu entlassen.

Der Kardinal Richelieu, der Frankreichs Politik lenkte, war in Regensburg durch einen Kapuziner, den „Pater Joseph" (Franz Leclèrc, von mütterlicher Seite aus dem Hause Lafayette stammend)

vertreten. Unter dem Scheine der Einfalt und Anspruchslosigkeit lenkte dieser seinen Herrn selbst, und half dann im Auftrage und zum Vortheile seines Vollmachtgebers alle Welt hintergehen. Neben ihm stand der Legat des Papstes, der Nuntius Roca; und diesen Beiden gehorchten alle „seelsorgende" Jesuiten der deutschen Höfe. In der äußern Politik schloß der Pater Joseph einen Frieden mit Kaiser Ferdinand in Bezug auf den Krieg in Italien; in der innern Politik versprachen die deutschen Fürsten dem Kaiser seinen Sohn zum deutschen Könige zu wählen; Beides unter der Bedingung, daß der Kaiser seinen Feldhauptmann Wallenstein entfernen und einen Theil seines Heeres entlassen werde. Als der Kaiser endlich diese Bedingungen zugestanden und ausgeführt, erklärte der Kardinal Richelieu, — der unterdessen bereits einen noch ziemlich unbestimmten Hülfsvertrag mit Gustav Adolf abgeschlossen hatte, — daß sein Stellvertreter, Pater Joseph, seine Vollmachten überschritten; gleichzeitig rechneten die Seelenräthe der Ligafürsten diesen es nicht als eine Sünde an, wenn auch sie den Kaiser um die Gegenleistung betrogen, für welche er die Absetzung Wallensteins zugestanden hatte. Zwischen Richelieu und Maximilian von Baiern wurde in Regensburg ein engeres Verständniß gegen den Kaiser angebahnt, in Folge dessen der französische Staatslenker sich in dem Vertrage mit Gustav Adolf Neutralität der Liga gegenüber ausbedang, so daß in demselben Augenblicke, wo der Kaiser entwaffnen mußte, Gustav Adolf und die wegen Mantua verbündeten Fürsten zum Kriege gegen Kaiser Ferdinand gelenkt wurden.

Wohl hatte Wallenstein selbst seinen Sturz leicht gemacht. Prunkende Ruhmsucht, rücksichtloser Hochmuth, grenzenlose Herrsch- und Habgier, waren die letzten Triebfedern in seinem Thun und Lassen; sie hatten ihn aller Welt gegenüber geleitet; sie hatten alle Welt verletzt. Der Kaiser selbst hatte zugestehen müssen, daß er sich in keiner Weise in die Heeresangelegenheiten und die Kriegsführung mischen werde; mehr denn einmal hatte Wallenstein den Kaiser wissen lassen, daß in Bezug auf Krieg und Friede, erst er und dann der Kaiser komme. Deswegen gab es in Wien selbst eine große Partei, die ihn haßte; während Ferdinand nach den Errungenschaften der

letzten Kriegsjahre glaubte, daß er seiner nicht mehr sonderlich bedürfe.

Die deutschen Fürsten aber dachten an die Möglichkeit, daß Kaiser Ferdinand mit dem Gedanken umgehe, wie einst die Karolinger und die Ottonen, die ihm mißliebigen Stammfürsten zu beseitigen und durch ergebene Diener zu ersetzen, um so die Kaisermacht der Habsburger in neuen, von ihnen ernannten und ihnen blind ergebenen Wahlfürsten fester zu begründen. Aber Kaiser Ferdinand hatte weder das vaterländische noch das hochkaiserliche Bewußtsein, die zu einer solchen Politik gehörten. Er war befangen in engen jesuitischen Kirchenbestrebungen und einseitigen habsburgischen Hausvorurtheilen. Das Kaiserthum wie das Papstthum, das deutsche Reich wie die römische Kirche waren ihm am Ende Nebensachen.

Aber man erzählte sich, daß Wallenstein gesagt habe: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr; es ist Zeit ihnen das Gasthütel abzuziehen; wie es in Spanien und Frankreich nur Einen König giebt, also soll auch in Deutschland nur Einer Herr sein." Nichts aber deutet darauf hin, daß dieser Aeußerung ein fester, zwischen dem Kaiser und seinem Feldhauptmann verabredeter, auch nur von Einem von Beiden klar gedachter Plan zum Grunde lag. Wohl gab Wallenstein, nachdem er selbst zum Herzoge von Mecklenburg ernannt war, sich alle Mühe, die Feldmarschale der Liga Tilly und Pappenheim ebenfalls zu Herzogen und zwar von Calenberg und Wolfenbüttel zu erheben, um so eine neue Bürgschaft für seine neue Würde zu erlangen. Pappenheim ging mehr als Tilly, der sich durch Wallensteins Ruhm erdrückt, durch seinen Stolz verletzt fühlte, auf diesen Plan ein; Pappenheim betrieb auch eine Untersuchung gegen den Herzog Georg von Wolfenbüttel, die zu dessen Acht führen sollte. Aber Maximilian von Baiern, dessen Stolz schon durch die Fürstenernennung Wallensteins verletzt war, der die Gefahr dieses Soldatenfürstenthums für das alte Landesfürstenthum einsah, verbot Pappenheim die Untersuchung gegen Georg von Wolfenbüttel fortzusetzen, und wußte auch in Wien dazu beizutragen, daß selbst der Reichshofrath den Herzog von Wolfenbüttel gnädig strafte und bei seiner Herrschaft beließ.

Die Jesuiten ihrerseits, deren Collegien Wallenstein in Olmütz, Prag, Gitschen, Sagan, so lange er noch nicht zu der hohen Stufe, die er erstrebte, gelangt war, fürstlich unterstützte, verziehen es ihm später nicht, daß er sich ihnen nicht als williges Werkzeug fügte; katholisch oder protestantisch, galt im Lager Wallensteins gleich; die Partei, welche in Wien Wallenstein hob und hielt, hatte den Gedanken ausgesprochen, daß „die Bischofröcke in Deutschland zu lang" seien, und wie die der französischen und spanischen Bischöfe gestutzt werden müßten. Auch als ein Gegner des Restitutionsedicts hatte sich Wallenstein, der die Gefahr desselben einsah, bekundet; die Aufforderungen zu Exekutionen in dieser Angelegenheit lehnte er ab und äußerte gelegentlich: „Alle Teufel und das höllische Feuer sollen den Pfaffen in den Magen fahren, daß sie gar keine Ruh halten können." Man erzählte sich, daß als der Krieg gegen Italien begann, Wallenstein geäußert habe: „Rom ist seit hundert Jahren nicht geplündert worden." Alle Gegner Oestreichs fürchteten ihn; die deutschen Fürsten haßten in ihm „den Feind der Kurfürsten, den Schinder der Reichsfürsten" wie sie ihn in ihren Klagen beim Kaiser, durch den sie seine Absetzung als Herzog von Mecklenburg forderten und erlangten, nannten. Kaiser Ferdinand seinerseits wußte, daß die hohe Rolle eines Wiederherstellers des kaiserlichen Ansehens, die Maximilian und die katholischen Kurfürsten, Wallensteins Beseitigung fordernd, „weil er das Reich in andere Form und Modell bringen wolle", diesen unterstellten, weder in des Feldherrn noch auch seinen eigenen Absichten und Bestrebungen lag.

So war es möglich, daß schließlich Alles in Regensburg sich vereinigte, Wallensteins Sturz zu fordern. Wallenstein bedrohte mit einem Heere von Memmingen aus den Reichstag selbst, und würde ihn sicher auf einen Wink seines Kaisers gesprengt haben. Als dieser aber in seine Entsetzung willigte, war er groß genug, die Laune des Geschickes und den Undank seines Herrn mit Stolz zu ertragen. Die Ruhe, mit der er die Botschaft seiner Entlassung annahm, ist ein größerer Sieg über sich selbst, als die, welche er über Andere davongetragen hatte. Als zwei seiner besten Freunde am Wiener Hofe ihm das Entlassungsdecret mit einer Entschuldigung übermachen wollten,

unterbrach er sie, und, auf des Kurfürsten von Baiern und des Kaisers Horoscop, die auf dem Tische lagen, zeigend, sagte er: „Ihr Herrn, aus den Sternen könnt Ihr sehen, daß ich Euren Auftrag gewußt, und daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrscht; daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben. Wehe aber thut mir, daß sich Sr. Majestät meiner so wenig angenommen hat. Ich werde Gehorsam leisten."

Er entließ den größten Theil seines Heeres, zog sich, von vielen seiner Obersten und Hauptleute gefolgt, auf seine Güter nach Böhmen zurück, wo er persönlich sehr einfach und bescheiden, für seine Anhänger aber in fürstlichem Pomp und Luxus lebte. In seinem Palaste zu Prag speiste sein Hof täglich an 11 Tafeln, und hundert Pferde wurden aus marmornen Krippen gefüttert.

29.

Tilly wurde in Regensburg zum General-Feldhauptmann der kaiserlichen, wie der ligistischen Heere ernannt. Er sollte die Sonne sein, vor welcher der „Schneekönig" mit dem nächsten Frühjahr schmelzen werde.

Aber ehe Gustav Adolf und Tilly auf einanderstießen, hatte der Erstere einen Theil von Norddeutschland gewonnen. Die Mittel zu seinem Kriege fielen ihm von allen Seiten zu. Richelieu gestand ihm am 23. Januar 1631 in einem Vertrage zu Bärenwalde für fünf Jahre einen jährlichen Zuschuß an den Kriegskosten von 1,200,000 Livre zu; nicht wenige von den protestantischen Söldnern, und insbesondere die Offiziere des aufgelösten wallensteinischen Heeres traten bei Gustav Adolf ein. Sein Ruf als Kriegsheld ging ihm voran. Mehr aber nutzte ihm der scharfe Gegensatz, der zwischen seinem Walten und auch seinem Heere, und allen Kriegsführern und Heeren, die bis jetzt auf dem Kampfplatze erschienen waren, stattfand. Nachdem er und sein Heer sich durch Buß- und Bettage vorbereitet hatten, erschien er am 29. Mai 1630 vor den versammelten Reichsständen, und hielt vor ihnen eine Rede, in welcher er sagte: „Ich rufe den allmächtigen Gott, in dessen Gegenwart ich rede, zum Zeugen auf, daß ich nicht aus Lust am Kriege kämpfe. Man hat mich

dazu gezwungen. Der Kaiser — — leistet meinen Feinden Vorschub, verfolgt meine Glaubensgenossen, die deutschen Protestanten, die unter dem Joche des Papstes seufzen, und Hülfe flehend die Hände nach uns ausstrecken. Wenn es Gott gefällt, soll ihnen Hülfe werden. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Bis jetzt hat mich die göttliche Vorsehung wunderbar behütet; aber endlich werde ich doch in der Vertheidigung des Vaterlandes sterben. Deswegen empfehle ich Euch Alle dem Schutz des Allmächtigen, den ich anflehe, über Euch Alle seinen zeitlichen und ewigen Segen auszuschütten". Zu den Räthen sich wendend, empfahl er diesen „Weisheit in Erfüllung ihres Amtes"; dem Adel sprach er „Muth" zu; der Geistlichkeit empfahl er: „Eintracht und Verträglichkeit." — „Hütet Euch vor Hochmuth und Geiz; seid demüthig, mitleidig und bescheiden, dadurch werdet Ihr Eure Gemeinden in Frieden erhalten", setzte er hinzu; dem Bürger- und Bauernstande aber sagte er: „Gott möge Eurer Hände Arbeit segnen, Eure Felder befruchten, Eure Scheunen füllen". Endlich sich an Alle wendend, schloß er: — „Ich rufe Euch ein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer, vielleicht sehen wir uns heute zum letztenmale!" Und während alle Anwesenden tief erschüttert waren, und in vielen Augen, wie in denen des tapfern Königs selbst, Thränen glänzten, sprach der König den neunzigsten Psalm: „Herr, kehre Dich wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig. Ueberschütte uns früh mit Deiner Gnade, so wollen wir Dich rühmen und fröhlich sein unser Leben lang. Zeige Deinen Knechten Deine Werke und Deine Ehre ihren Kindern. Der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern, Amen!"

Das ganze schwedische Heer war durch das Beispiel Gustav Adolfs, durch den frommen Ernst, der den Kern des Heeres bildenden schwedischen Bauern, so fromm und tapfer wie sein König. Der Feldgottesdienst war so regelmäßig, wie der Feldkriegsdienst; jede Schlacht begann mit einem Psalm; jeder Sturm mit einem Kirchenlied. Schimpflicher Tod bedrohte Jeden, der sich einen Raub, einen Mord, Plünderung, Erpressung und Mißhandlung zu Schulden kommen ließ.

Ueberall, wo Wallensteinische und Tilly'sche Schaaren gehaust hatten [1]), gewann das Auftreten der Schweden ihnen die Herzen des Volkes. Und nach den ersten Erfolgen Gustav Adolfs strömte die Jugend der protestantischen Länder begeistert zu seinen Fahnen, so daß sein Heer mit jedem Schritte wuchs.

Die protestantischen Fürsten Deutschlands aber, wenigstens die bedeutendsten, wollten „neutral" bleiben. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg schlug daher gleich nach Gustav Adolfs erstem Auftreten in Norddeutschland diesem einen Waffenstillstand vor, der ihm erlaube, neutral bleiben zu können. Der Bericht des kurbrandenburgischen Bevollmächtigten, Herrn von Wilmersdorf, über die Art, wie Gustav Adolf diesen Antrag aufnahm und zurückwies, ist bezeichnend für Gustav Adolfs Wesen und Art. Er „lächelte etwas", als der Gesandte an das „Propos des Armistitii" kam, und sagte dann, daß er gekommen sei, „die armen und bedrängten Stände und deren Unterthanen vor der schrecklichen Tyrannei und Bedrückung der Diebe und Räuber, so sie zeither geplagt haben, zu retten. — — Um Gotteswillen bedenken Se. Liebden sich doch ein wenig und fasse einmal mascula consilia. Ich kann nicht wieder zurück, jacta est alea, trajecimus Rubiconem. Ich suche in diesem Werke nicht das Meine, ganz keinen Gewinn, als securitatem mei regni, sonsten habe ich nichts davon als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr Leibes und Lebens. Man hat mir Ursache genug dazu gegeben, indem man erst in Preußen meinen Feinden Hülfe zu zweien Malen geschickt und hernach der Ostporten sich bemächtigen wollen, woraus ich wohl verstehen konnte, was man mit mir im Sinne hatte. Ebendergleichen Ursachen hat Eur Liebden Durchlaucht Kurfürst und es wäre Zeit die Augen aufzumachen und sich Etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit seiner Liebden nicht länger ein Statthalter des Kaisers, ja dessen Diener in ihrem eigenen Lande sein möge. Qui se fait

[1]) Ein kaiserlicher Rittmeister Manteufel verlangte in jedem Quartier täglich als Confekt für seine Tafel: 1 Hut Zucker, ½ Pfd. gezuckerte Mändeln, ½ Pfd. Zimmet, ½ Pfd. Nägelein, ½ Pfd. Zuckerbrod, 12 Stück Lebkuchen, 1 Pfd. große und 1 Pfd. kleine Rosinen, ½ Pfd. Pfeffer, ½ Pfd. Ingwer, 6 Stück Muskatnüsse ꝛc.

brebis, le loup le mange. — — Will der Kurfürst sein Land nicht selbst vertheidigen, so gebe Se. Liebden mir etwa Küstrin nur, so will ich sie defendiren und bleibet dann in Eurer desidia, die Eur Herr so sehr liebt. — Das aber sage ich klar heraus. Ich will von keiner Neutralität nichts wissen[1]). Se. Liebden muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an ihre Grenze komme, so muß sie kalt oder warm sich erklären. Hier streiten Gott und der Teufel. — — Ich habe Nichts gegen den Kaiser und das Reich, sondern nur gegen die, welche mich in Preußen verfolget."[2])

Im Gegensatze zu dieser offen erklärten geringen „Inklination für Mittelwege", zu der offen ausgesprochenen Absicht Gustav Adolfs, keine „Neutralität" achten zu wollen, vielleicht gerade um ihn dadurch bei nächster Gelegenheit in eine feindliche Stellung zu den protestantischen Fürsten Deutschlands zu bringen, wurden unter dem vom östreichischen Hofe und seinem geheimen Treiben gelenkten und Alles lähmenden Einflusse des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen auf einem „Convent" zu Leipzig (6. Februar bis 2. April 1631) alle Anerbietungen zu einem Bündniß mit Gustav Adolf, alle Bestrebungen zu einem festen Zusammenhalte und zu einer durchgreifenden Krigsverfassung gegen die drohende Gefahr von der Hand gewiesen, und dagegen ein todtgeborener „Neutralitätsbund" geschlossen, der 40,000 Mann werben sollte, um diese Neutralität zu schützen.[3]) Sie kamen zwischen zwei Feuer. Der Kaiser erklärte den Bund für

---

[1]) Ein andermal sagte G. A. dem brandenburgischen Gesandten: „Solch Ding ist doch nichts als lauter quisquiliae, die der Wind aufhebt und wegweht. Was ist denn doch das für ein Ding Neutralität? — Ich verstehe es nicht." — Woraus der brandenburgische Abgeordnete richtig schloß: „daß Se. Majestät gar keine Inklination zu Mittelwegen hätten". Helbig, a. a. O. S. 18. 25. — [2]) Helbig a. a. O. S. 12 — 16. — [3]) In einem gleichzeitigen Briefe über das Treiben der fürstlichen Abgeordneten auf dem Convent heißt es: „Sie sind nach Art der Weltkinder recht lustig und fröhlich gewesen, trieben allerlei Kurzweil und Saufen und das Alles um das Gotteswort und die deutsche Freiheit zu befestigen. Die Weinhelden lassen sichs so sauer werden, wie jener Bischof, da er die Finger am Braten sich verbrante; quid non patimur propter regnum Christi?" — Helbig, Gustav Adolf a. a. O. 40. Bei einer ähnlichen Gelegenheit fiel der sächsische Unterhändler Welfersdorf trunken die Treppe herunter und verletzte sich schwer.

ungesetzlich, und Tilly, der gegen die Neutralen vorrückte, um sie zu entwaffnen, trieb sie in die Armee des Königs von Schweden.

Die beiden kriegsgeübten Gegner, Gustav Adolf und Tilly, die langsam gegeneinander heranzogen, wollten den Rücken gesichert haben; deswegen belagerte Tilly seit Ende März 1631 das altberühmte Magdeburg, das seinen vertriebenen protestantischen Administrator, Christian Wilhelm, Markgraf von Brandenburg wieder aufgenommen, ein Bündniß mit Gustav Adolf geschlossen, und von diesem einen kriegskundigen Befehlshaber, Dietrich von Falkenberg nebst einer kleinen Schaar Schweden zugesandt erhalten hatte. Während Gustav Adolf am 3. April Frankfurt an der Oder durch Sturm nahm, schien Tilly, wie kurz vorher Wallenstein, vor Magdeburg auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen. Bereits dauerte die Belagerung acht Wochen. Alle Mittel der Kriegskunst und auch des Verraths schlugen nicht an. Pappenheim ließ Falkenberg im Geheimen 400,000 Thaler für die Uebergabe der Stadt anbieten. Falkenberg zwang den Unterhändler sein Anerbieten vor Notar und Zeugen zu wiederholen und gab ihm als Antwort einen Brief an seinen Herrn mit, in welchem er Pappenheim schrieb, daß, wenn er einen Verräther suche, er ihn in seinem eigenen Busen finden könne. Die Hoffnung auf Entsatz von Seiten Gustav Adolfs half den Magdeburgern jeden Sturm abschlagen, während Gustav Adolf an der Spitze von kaum zwanzigtausend Mann, es mit einem fast gleich starken Heere des Kurfürsten von Sachsen im Rücken, nicht wagen durfte, den ihm wenigstens um ein Drittheil an Truppen überlegenen Tilly, der seinen ganzen Kriegsplan darauf gebaut hatte, daß Gustav Adolf zum Ersatze von Magdeburg herbeieilen werde, anzugreifen. Um sicher gegen die ganze Macht des Kaisers und der Liga angehen zu können, unterhandelte Gustav Adolf mit seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, über ein Bündniß und suchte vergebens bei dem schwankenden und von erkauften Räthen umgebenen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen Hülfe. Zuletzt erzwang Gustav Adolf von dem Kurfürsten von Brandenburg wenigstens die Uebergabe von Spandau. (5. Mai.)

Am 8. Mai ließ Tilly die Stadt, ihr noch einmal „Verderben

und Untergang" drohend, und sie aus allen seinen Geschützen beschießend, zur Uebergabe auffordern. Der Rath schwankte in Bezug auf die Antwort und hielt den Trompeter, der ihm die Aufforderung gebracht, zurück. Als sich dann am 9. Mai herausstellte, daß auch der Pulvervorrath der Stadt auf die Neige ging, und die Kanonen der Stadt das Feuer der feindlichen Geschütze nicht mehr erwiedern konnten, gewann der Entschluß im Rathe, die Stadt zu übergeben, die Oberhand. Nur Falkenberg und die eifrigen protestantischen Priester der Stadt, so wie ein großer Theil des Volkes, bereit, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, bekämpften diesen Entschluß. Am Morgen des 10. Mai, früh um 4 Uhr, aber wurden die Bedingungen der Uebergabe im Rathe der Stadt festgestellt und angenommen, als der Sturmruf des Wächters der Johanniskirche den Rath auseinandertrieb.

Tilly durfte nicht zweifeln, und zweifelte nicht, daß die Stadt auf dem Punkte stehe, sich zu ergeben. Nachdem die städtischen Geschütze am 9. geschwiegen hatten, ließ er auch seinerseits die Kanonen aus den Schanzen abführen, und seine Truppen sich zurückziehen. Die Belagerten waren überzeugt, daß die Belagerung zu Ende sei. Die Bürger verließen die Wälle, die Soldaten kehrten in ihre Quartiere zurück, die Wachen selbst überließen sich der Ruhe, deren sie so lange entbehrt hatten.

Da beschloß Tilly am Abend des 9. Mai im Kriegsrathe den Sturm auf die Stadt. Zur bestimmten Stunde am folgenden Morgen, den 10. Mai, setzte sich das ganze Heer Tilly's wieder in Bewegung gegen die Stadt. Pappenheim, der durch Verrath genau unterrichtet war, konnte die schwächste Seite der Stadt, der er gegenüber lag, und die jetzt fast ohne Besetzung war, ohne Mühe nehmen. Kaum aber in der Stadt angelangt, stieß er dann dennoch auf tapfern Widerstand. Falkenberg griff ihn in den Straßen mit den Truppen, die er in der Eile zusammenbringen konnte, an, und trieb ihn wieder bis an das Thor zurück, wo er dann an der Spitze seiner Krieger fiel. Auch die Bürgerschaft, aus dem Schlafe gerissen, wehrte sich eine Zeitlang mit Heldenmuth. Um sie einzuschüchtern, ließ Pappenheim selbst mehrere Häuser anzünden. Von Straße zu Straße vertei-

digte die Bevölkerung die Stadt, aber jetzt, gegen die immer größer werdende Uebermacht, vergebens. Alles wurde niedergemetzelt; in Einer Kirche wurden 53 Frauen von Kroaten hingemordet; Tausende fielen im Kampfe, bis unter dem Morden, Nothzüchtigen, Brennen, Sengen der entfesselten Söldlinge ein Feuer ausbrach, das bald die Soldaten Tilly's selbst zwang, die Stadt zu verlassen, nachdem Tausende und abermals Tausende von den Bürgern in demselben umgekommen waren. 6500 Leichen wurden nach dem Brande in die Elbe geworfen; zwanzigtausend Todte deckten die Straßen nach Pappenheims eigner Angabe. Am Tage nach dem Brande erhielten Tilly's Soldaten die Erlaubniß, noch einmal zu plündern, weil der Brand sie am Tage vorher darin gestört hatte. Und am zweiten Tage nach demselben ließ Tilly eine Schrift ausgeben, in welcher er die Welt belehrte, wie „wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglücke gewarnt", und ihr dann das Unglück anzeigte, das über Magdeburg gekommen, „zur Warnung, damit alle Deutschen treu beharren mögen bei ihrem Kaiser, als der von Gott eingesetzten Obrigkeit."

Die Flammen von Magdeburg zündeten in ganz Deutschland. Der Fall der Stadt, ihr furchtbares Geschick, machte der „Neutralität" ein Ende. Während Tilly von Magdeburg auf Halle zuzog, zwang Gustav Adolf seinen Schwager Georg Wilhelm, dessen Hauptstadt Berlin er zu erstürmen drohte, zu einem Freundschafts- und Unterstützungs-Vertrage (11. Juni). Sechs Wochen später (1. Sept.) schloß Gustav Adolf mit dem jetzt von Tilly unmittelbar bedrohten Kurfürsten von Sachsen einen Schutz- und Trutz-Vertrag, worauf schon zwei Tage später das sächsische Heer sich mit dem schwedischen vereinigte, und es dann am 17. Sept. zwischen den protestantischen Verbündeten und dem kaiserlich ligistischen Heere bei Leipzig (Breitenfeld) zu einer Schlacht kam, die nach hartem, furchtbaren Kampfe des siebzigjährigen Tilly Siegen ein Ende machte. 10,500 Mann seines Heeres (7000 Todte, 3500 Gefangene), Kanonen, Fahnen, Munition blieben auf dem Schlachtfelde. Fünf Wallonenregimenter, die sich mit Tilly rühmten, nie besiegt worden zu sein, sammelten sich um ihren grauen verwundeten Feldherrn und führten ihn, den furchtbaren Sturm der Schweden und Sachsen stets abwehrend, zu-

letzt bis auf 600 Mann zusammen gehauen, vom Schlachtfelde. Ganz Deutschland, ganz Europa hallte wider von diesem Schlage, der die Folge aller Siege, welche die Jesuitenpolitik in Deutschland errungen hatten, zu verwischen berufen schien.

30.

Es ist nicht zweifelhaft, daß Gustav Adolf den Gedanken an ein germanisches, protestantisches Kaiserthum mit sich herumtrug. Schon jetzt machte er gelegentlich ein erbliches Abhängigkeitsverhältniß zwischen den deutschen Fürsten und der Krone Schwedens zur Bedingung seiner fortgesetzten Hülfe, während er von den Städten der deutschen Kirchenstaaten eine Art von Huldigung für die Dauer des Krieges, den er begonnen hatte, forderte. Er baute übrigens bei seinen Hoffnungen für ein norddeutsches protestantisches Kaiserthum mehr auf die deutschen Reichs- und größern Landesstädte, als auf die Fürsten. Die herrschenden Landesfürsten, die mit ihm gemeinschaftliche Sache machten, forderten in ihren Verträgen mit Gustav Adolf, daß Alles, was sie in diesem Kriege erobern würden, ihnen bleiben solle; die nachgeborenen Söhne deutscher Fürsten hofften sich mit Gustav Adolfs Hülfe neue Herrschaften zu gründen. Der tapfere Herzog Bernhard von Weimar ließ sich für seine Theilnahme am Kriege Würzburg und Bamberg als ein neues fränkisches Herzogthum versprechen. Die mächtigeren aber, Sachsen und auch Brandenburg, suchten schon deswegen, weil sie ein starkes protestantisches Kaiserthum, als ihren Sonderbestrebungen feindlich, fürchten mußten, unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig Friede mit dem Kaiser und der Liga zu machen. Frankreich, das wohl den Krieg in Deutschland verewigen helfen, aber nicht den Sieg und die Machtstellung Schwedens und des Protestantismus hier fördern wollte, unterstützte die Friedensbestrebungen Sachsens insbesondere. Diese scheiterten dann aber bald sowohl an den immer noch um nichts herabgestimmten Forderungen der von den Jesuiten beherrschten beiden Lenker des Krieges, Maximilian von Baiern und Kaiser Ferdinand, insbesondere an der Aufrechthaltung des Restitutionsedikts, als auch an den Forderungen Gustav Adolfs, der die Rückerstattung der Kur an die Pfalz, oder wenigstens die

Herstellung einer dritten protestantischen Kurstimme, die „Restitution" der böhmischen und mährischen ausgetriebenen Protestanten, und für sich selbst Entschädigung an Land, womit er Reichsfürst werde, wie Dänemark für Holstein, verlangte.

Gustav Adolf hatte die Vaterlandsliebe und Hingebung der Städte schon in Stralsund und wieder in Magdeburg kennen gelernt. An sie richtete er sich insbesondere; mit den nördlichen schloß er Bündnisse (Halle, Erfurt), an die südlichen (Nürnberg, Ulm, Strasburg) schickte er besondere Gesandte. So oft er eine Stadt nahm, ließ er es sich angelegen sein die Bürgerschaft für sich zu gewinnen, indem er mit seinem offenen, leutseligen Wesen nicht nur dem Rathe, sondern allen Klassen nahe trat, alle Herzen sich eroberte. In Nürnberg, vor dem Rathe und der Bürgerschaft dieser eigentlichen Hauptstadt Deutschlands, lief ihm das Herz über, als er hier zum ersten- und zum letztenmale von einem protestantischen Kaiserthum offen sprach. Wenn die Herstellung eines solchen Gustav Adolf überhaupt vorschwebte, so war er neben allen deutschen Fürsten der Zeit, die, groß oder klein, stets und überall nur die Vermehrung ihrer Hausmacht anstrebten, neben ihren Bundesgenossen, die alle, Spanien wie Frankreich, Theile Deutschlands zu erbeuten suchten, der einzige Fürst seiner Zeit, der an Deutschland als solches, an das deutsche Volk als ein Ganzes, an die Wiederherstellung des deutschen Reiches, des deutschen Kaiserthums, wie es einst groß und gewaltig die Welt beherrschte, auch nur dachte.

Richelieu sah in dem Kriege, der Deutschland zerriß, nichts als ein Mittel, Oestreich zu schwächen, das deutsche Reich immer mehr zu zerrütten, Fetzen von Deutschland abzureißen. Wer ihm dazu die Hand bot, war ihm recht, Gustav Adolf, der protestantische Held, so gut wie Maximilian von Baiern, der Jesuitenfreund, so gut wie der Kurfürst von Trier, der um Geld Deutschland an Frankreich verkaufte. Um ein durchgreifendes, zur Entscheidung, zum Frieden führendes Ergebniß des Krieges in Deutschland zu verhindern, gestand Richelieu dem Könige von Schweden die Hilfsgelder, die dieser vor allem bedurfte, nur auf die Bedingung zu, daß er Freundschaft oder wenigstens Neutralität mit Baiern und der Liga halte; Gustav Adolf aber erklärte

seinerseits diese Neutralität nur achten zu wollen, wenn Baiern und die Liga „ein Gleiches zu thun sich erbieten" würden [1]). Als dies in der Stimmung und Stellung der Liga nicht geschehen konnte, ging Gustav Adolf geraden Weges auf Tilly zu, und schlug ihn trotz Richelieu's und seiner Hülfsgelder.

Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolf raschen Schrittes durch Franken, die „Pfaffengasse", gegen den Rhein vor. Am letzten Tage des Jahres 1631 war er in Mainz. Das kaum erwachende Frühjahr traf ihn auf dem Wege nach Baiern, dem Hauptlager der Liga. Am 15. April überschritt er bei Rhain zwischen Donau und Lech den Lachsfluß im Angesicht des von Tilly befehligten feindlichen Heeres. Als der graue Feldherr an der Spitze seines Heeres den Schweden den Uebergang über den Fluß zu wehren suchte, zerschmetterte eine Kanonenkugel ihm den Schenkel; noch vierzehn Tage lebte er, um in dem von Gustav Adolf vergebens berennten Ingolstadt ernst und schweigsam dem Tode, den er kommen sah, so kalt wie stets auf hundert Schlachtfeldern ins Auge zu blicken. Er starb am 30. April 1632. Von allen Feldhauptleuten der Katholiken war er der ruhigste, würdigste, tapferste und auch der begabteste; nur daß ihm trotz der klugen Scheinheiligkeit, die er bei den Jesuiten erworben hatte, bis zum letzten Tage die dunkle und blutige Schule Alba's anklebte.

Wenige Tage nach dem Uebergange Gustav Adolfs über den Lechfluß hatte der Gesandte Richelieu's am bairischen Hofe, der Graf von St. Etienne, im Lager vor Ingolstadt eine Unterredung mit Gustav Adolf. Dieser empfing den französischen Gesandten absichtlich in Gegenwart seines Stabes und mehrerer deutschen Fürsten, unter ihnen der Pfalzgraf Kurfürst und König Friedrich. Der französische Gesandte bat noch einmal Gustav Adolf im Namen seines Königs, dem Kurfürsten von Baiern Neutralität zuzugestehen. Gustav Adolf hatte durch aufgefangene Briefe den Beweis in Händen, daß Maximilian und Ferdinand sich zu verständigen suchten, um mit überlegener

[1]) Art. 8. des zu Bärenwalde in der Neumark, 23. Januar 1631 geschlossenen Vertrages.

Heeresmacht die Schweden zu erdrücken; er wies, auf das doppelte Spiel Baierns hindeutend, den Vorschlag des französischen Gesandten zurück.

Ebenso rücksichtslos wie dem französischen Gesandten gegenüber war auch sein Benehmen gegen den Bundesgenossen Frankreichs, den Kurfürsten von Trier. Dieser, Philipp von Süttern, im Solde Richelieu's, verkaufte sein Land an Frankreich, während die Landstände des Kurfürstenthums vorzogen, es an Spanien zu überliefern. Das war die Wahl, die ihnen die Politik Kaiser Ferdinand's ließ. Als dann der Kurfürst von Trier dem König Gustav Adolf bei seiner Anwesenheit in Mainz schrieb, daß er sich und sein Land unter den Schutz des französischen Königs gestellt habe, und daß Frankreich ihm ein Heer von 40,000 Mann schicken werde, um ihn gegen alle Angriffe zu vertheidigen, antwortete Gustav Adolf: „Schickt Frankreich Euer Liebden 40,000 Mann zu Hülfe, so mögen Sie für den Unterhalt sorgen und zugleich bedenken, daß auch ein schwedisches Heer nachkommen wird."

Am 17. Mai war Gustav Adolf in München, und zwei Monate später bezog er ein Lager bei Nürnberg, das er vor dem Geschicke Magdeburgs bewahren wollte. Schon am 30. Juni stand Wallenstein, dem Gustav Adolf zuvorgekommen, ihm bei Nürnberg gegenüber und bezog hier ebenfalls ein befestigtes Lager.

Fast unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig, die Tilly's Heer vernichtete, wendete sich Kaiser Ferdinand von neuem an Wallenstein, um diesen zu veranlassen, wieder in kaiserliche Dienste zu treten. Wallenstein, der mit dem Könige von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen in geheimen Unterhandlungen stand, der die Eroberung Böhmens durch die Sachsen förderte, wies des Kaisers Antrag Anfangs zurück. Nachdem aber die Sachsen in Böhmen eingerückt waren und bereits am 1. November 1631 Prag, wo Wallenstein wohnte, weggenommen hatten, wurden des Kaisers Bitten und Flehen immer dringender, seine Anerbietungen immer glänzender, so daß Wallenstein sich endlich wieder bereit erklärte, ein Heer zu sammeln, dessen Befehl er aber auch jetzt noch zu übernehmen sich weigerte. Im Frühjahr 1632 hatte er 40,000 Mann (in Mehrzahl wieder Fremde, Kosaken unter Terzky, Wallensteins Schwager, Wal-

lonen unter Merode, Kroaten unter Isolany, Irländer unter Gordon) gesammelt. Hart und demüthigend waren die Bedingungen, die Wallenstein stellte, und die Ferdinand einzugehen sich gezwungen sah. Jener forderte unumschränkte Vollmacht als Feldherr, als Belohnung ein östreichisches Erbland, Oberlehnsherrnrecht über alle eroberten Länder, das Recht der Gütereinziehung im ganzen Reiche trotz Hofrath und Reichskammergericht, selbst trotz des kaiserlichen Begnadigungsrechts, Rückerstattung des Herzogthums Mecklenburg, und — für Böhmen das Recht der steten Residenz des Königs von Ungarn (Ferdinands Sohn) in Prag. Von Seiten Wallensteins liegt in diesen Bedingungen der Beweis eines ebenso grenzenlosen Hochmuths als grenzenloser Geringschätzung dem Kaiser gegenüber. Daß dieser den Vertrag unterschrieb, beweist nur Eines, — daß er schon bei der Unterschrift nicht die Absicht hatte und haben konnte, ihn länger zu halten, als die Noth ihn dazu zwinge.

Es wurde Wallenstein nicht schwer, die Sachsen aus Böhmen wieder zu vertreiben; Ränke und Bestechungen im sächsischen Heere erleichterten ihm die nicht schwere Aufgabe. Schon am 4. Mai 1632 rückte Wallenstein wieder in Prag ein, wo dann eine neue Gewaltskatholisirung gegen alle die begann, die ihr Joch beim Einrücken der Sachsen abschütteln zu dürfen geglaubt hatten. Auf den Hülferuf Maximilians von Baiern zog nun Wallenstein nach Franken auf Nürnberg zu und demüthigte so, indem er ihn rettete, den neuen Kurfürsten, der ihn gestürzt hatte. Gustav Adolf war ihm zuvor gekommen. Als Gustav Adolf und Wallenstein sich bei Nürnberg in festen Lagern gegenüberstanden, war das schwedisch-deutsche Heer, durch die Heeresabtheilungen, die nach allen Seiten hin ausgeschickt standen, oder zur Deckung des Rückens zurückgelassen waren, bis unter 20,000 Mann herabgesunken. Obgleich Wallenstein über 60,000 Mann gebot, blieb selbst jetzt Gustav Adolf stets der angreifende Theil, während Wallenstein, die Stürme abwehrend, zusah, bis endlich Oxenstierna, Gustav Adolfs Kanzler und Unterfeldherr, alle schwedischen Heeresabtheilungen gesammelt und dem Könige nach Nürnberg zugeführt hatte.

Tausende und aber Tausende von Bauern flohen vor den wallensteinischen Plünderern und Mordbrennern, die das ganze Land ringsum

verwüsteten, um das deutsch-schwedische Heer auszuhungern, ins Lager Gustav Adolfs. Die Massen, die so sich hier auf dem engen Raume zusammendrängten, erzeugten Hungersnoth und Krankheit; in wenigen Wochen forderten dieselben 30,000 Menschen zum Opfer. Blutenden Herzens sah Gustav Adolf dies Unglück; am tiefsten verletzte ihn, daß die deutschen Söldner und ihre Führer in seinem Heere ebenso rücksichtslos hausten, wie die wallensteinischen Schaaren. Am 29. Juni rief Gustav Adolf alle Führer deutscher Heeresabtheilungen zusammen und hielt ihnen eine Zornrede: „Ihr Fürsten, Grafen und Herren", rief er ihnen zu, „Ihr seid's, die die größte Untreue an Eurem Vaterlande beweiset; Ihr zerstört, verderbt, verheert dasselbe; Ihr stehlet und raubet, Ihr mißhandelt Eure eigenen Glaubensgenossen, Ihr seid Ursache, daß ich einen wahren Ekel an Euch habe. Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten; Ihr seid Schuld, daß man öffentlich sagt: der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden als unser Feind. — Ich habe um Euretwillen meine Krone ihres Schatzes beraubt, und habe dafür von Euch und Eurem deutschen Reiche nicht soviel, daß ich mir davon ein paar Hosen machen lassen könnte. — — Ich bin Gottlob reich genug, begehre nichts von dem Eurigen; solltet Ihr aber Gott so vergessen, daß Ihr von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für Eure Sache als ein christlicher König auf dem Platze lassen will. Ihr versündigt Euch an mir wegen Eurer schlechten Mannszucht. Ueber Euren Muth und Euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in diesem Stücke habt Ihr stets gehandelt wie rechtschaffene Edelleute. Ich bitte Euch, geht in Euch und bedenket, daß Ihr dereinst über Euer Thun Rechenschaft vor Gottes Thron ablegen müsset. Nehmt meine Mahnung zu Herzen, und dann wollen wir mit Nächstem vor unserm Feinde sehen, wer ein ehrliches Gemüth hat und ein tapferer Ritter ist."

Wenige Wochen später (22. Juli) brach ein Aufruhr aus, den Gustav Adolf mit zwei Tonnen Goldes, die ihm die Nürnberger Bürgerschaft lieh, beschwichtigen mußte. Das mag mit Ursache sein, warum Gustav Adolf endlich des Harrens müde, am 24. August den Kernpunkt des Wallensteinischen Lagers, die „alte Feste Burgstall",

deutsche Regimenter voraus, stürmen ließ. Die Stellung aber war zu fest, selbst für diese Tapfern; 2000 Mann deckten das Feld, als am Abend der Sturm, der am Morgen begonnen hatte, aufgegeben werden mußte.

Gustav Adolf fühlte den Opfern gegenüber, die das Lagerleben bei Nürnberg kostete, sein Herz weich werden. Am 15. September brach er aus seinem Lager auf, zog klingenden Spieles, die Schlacht noch einmal anbietend, an Wallenstein's Lager vorüber, und wendete sich dann von neuem gegen Ingolstadt, das Hauptlager der bairischen Jesuiten bedrohend. Wallenstein schickte jetzt Maximilian, der sich mit ihm vor Nürnberg vereinigt hatte, allein seinem Erblande zu Hülfe, vielleicht in der Hoffnung, so dessen Untergang herbei zu führen. Er seinerseits wendete sich nach Nord-Deutschland, nach Sachsen, Gustav Adolf auf seiner Rückzugslinie bedrohend. Dies mehr als des Kurfürsten von Sachsen Hülferuf veranlaßte Gustav Adolf, Baiern zu verlassen und in raschen Zügen Sachsen zu Hülfe zu eilen. Bei Lützen stießen (am 5. November 1632) die beiden ruhmreichen Feldherren, die beiden kampfmuthigen Heere zusammen. Die Schlacht war eine der furchtbarsten dieser Zeit, an furchtbaren Schlachten so reich, und endigte mit Wallenstein's Niederlage, aber auch mit Gustav Adolf's Tod.

Als die beiden Heere am Morgen des 5. Novembers sich schlachtbereit gegenüberstanden, deckte ein schwerer Nebel die Walstadt. Um 10 Uhr drang die Sonne durch. Dann sang das Heer unter Gustav Adolf Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott". Mit dem Rufe des Königs: „Gott mit uns!" und dem Psalm: „Es wolle Gott uns gnädig sein", den der König anstimmte, begann die Schlacht. „Liebe Spießgesellen, zielt gut, schießt sicher; ich verlasse mich auf Eure Tapferkeit; mit drei Stunden Werk und Arbeit macht Ihr mich zum ersten Könige der Welt" — das war die Schlachtrede, die der Held und König an seine Krieger richtete. „Jetzt wollen wir dran! das walt' der liebe Gott! Herr Jesu! Jesu! hilf! hilf uns streiten heute zu deines Namens Ehr!" war der Ruf, mit dem Gustav den Befehl zum Vorrücken des ersten Treffens gab. Der furchtbare Anprall desselben warf einen großen Theil des Wallensteinischen Heeres, bis zuletzt der Stoß gebrochen wurde und

das erste Treffen der Schweden zurückwich. Als die Nachricht von diesem Zurückweichen an Gustav gelangte, griff er an der Spitze eines Reiterregiments die sein Fußvolk verfolgenden Wallensteinischen Reiter an, und half dieselben wieder zurücktreiben. Aber neue Reiterhaufen warfen dann das Regiment, welches er führte, wobei ihm der Arm zerschmettert wurde. Von Wenigen, dem Herzoge Franz Albrecht von Lauenburg, einem Stallmeister, einem Pagen und zwei Reitknechten gefolgt, verließ er das Treffen, um auf den rechten Flügel zu reiten, und erhielt wenige Minuten nachher einen Pistolenschuß durch den Kopf, der ihn tödtete, worauf seine Begleiter nach allen Seiten hin flüchteten. Als seine Leiche, entblößt von Allem, gefunden wurde, war sie mit Wunden bedeckt.

Im Nebel des Schlachttages, im Halbdunkel der geschichtlichen Thatsachen und der unmittelbar nach der Schlacht aufsteigenden Sage, ist seine Todesart nicht über alle Zweifel gewiß. [1])

Der große König fiel beim Beginn der Schlacht, die dann der junge Herzog Bernhard von Weimar, der Zweitbefehlende unter Gustav Adolf, der sich durch einen kecken und glücklichen Feldzug in Oberbaiern und Tirol ausgezeichnet hatte, aufnahm. Als er bei dem letzten Treffen vorbei dem Vordertreffen zueilte, sagte ihm der General Knipphausen, daß seine ganze Heeresabtheilung unangegriffen sei, und daß er für einen gesicherten Rückzug Sorge tragen könne. „Was Rückzug?" antwortete der junge tapfere Ernestiner; „von Sieg und Rache nur darf Rede sein", und flog der Hauptschlacht zu.

Als der junge Weimar an die Stelle des todten Heldenkönigs treten wollte, stutzte der schwedische Oberst des Reiterregiments, an dessen Spitze Gustav Adolf verwundet worden war. Bernhard stieß

[1]) Bis in die neueste Zeit glaubte man ziemlich allgemein an Verrath und Meuchelmord, und klagte oft den Herzog von Lauenburg als Gustav Adolfs Mörder an. Ein Brief des Vaters jenes Pagen, Leibelfing, der Gustav Adolf begleitete, an seiner Seite verwundet wurde, und wenige Tage später in Naumburg starb, schildert nach den von seinem Sohne auf dem Sterbebette geschriebenen Briefen und sonstigen Nachrichten, die er von seinem Sohne durch Andere erhielt, Gustav Adolfs letzte Augenblicke in der Art, daß der König zufällig unter kaiserliche Reiter gerathen und niedergeschossen worden sei. Obgleich der Brief alle Zeichen der Aechtheit zu tragen scheint, ist doch Gustav Adolfs Todesart geschichtlich nicht über alle Zweifel ermittelt.

ihm seinen Degen durchs Herz und dann folgten Alle seinem begeisternden Sieges- und Rachebefehl. An der Spitze der durch die Nachricht von dem Tode ihres Königs zur kalten, todesverachtenden Verzweiflung aufgestachelten Schweden führte der junge deutsche Fürst die Schlacht, obgleich Wallenstein noch am Abende durch Pappenheim und seine Wallonenregimenter Unterstützung erhielt, zum siegreichen Ende. Wie Tilly's Wallonen hingeopfert bei Leipzig die Siegeszeichen Gustav Adolfs in Leichenhaufen von Tausenden umlagen; so lag Pappenheim, selbst zu Tod verwundet mit Tausenden von Wallonen, Kroaten, Kosaken, Irländern und Deutschen bei Lützen rings um die nackte Leiche des großen Königs.

31.

In Leipzig sammelte Wallenstein die Reste seines geschlagenen Heeres und trat dann seinen Rückzug nach Böhmen an. Im nächsten Frühjahr drang er von neuem nach Schlesien vor; aber der kecke Geist, der ihn früher beseelte, war von ihm gewichen. Aengstlich mied er eine zweite entscheidende Schlacht, die der Herzog Bernhard von Weimar suchte und ihm mehr denn einmal anbot. Im Juni und August verstand er sich zu Waffenstillständen mit den Verbündeten und zog sich im Herbste 1633, ohne irgend etwas Namhaftes vollbracht zu haben, von neuem nach Böhmen in die Winterquartiere zurück, — Letzteres gegen den bestimmten Befehl des Kaisers, der ihn aufforderte, dem bedrohten Maximilian von Baiern beizustehen.

Während Wallenstein in den böhmischen Winterquartieren ruhte, trat er in Unterhandlungen mit allen Feinden seines Kaisers, offen mit Sachsen und Brandenburg, unter dem Vorwande, sie für seinen Kaiser zu gewinnen; im Geheimen mit den Franzosen und Schweden unter dem „geheimen Vorbehalte", Beide zu betrügen.

Am 11. Januar 1634 wurde vom Kaiser Ferdinand Wallenstein's Absetzung beschlossen. Schon ehe dieselbe ausgesprochen war, wußte er, daß sie beschlossen werden sollte. Am Tage, nachdem dieser Entschluß gefaßt war (12. Januar), verpflichtete Wallenstein sich alle Obersten seiner Regimenter persönlich durch einen neuen Eid und trat dann in Unterhandlungen mit Herzog Bernhard von Weimar wegen eines

Zuges gegen Wien, und mit Oxenstierna, Gustavs Nachfolger in der Leitung des deutschen Krieges, wegen eines gemeinsamen Angriffes gegen Ferdinand.

Das Alles soll nach Wallenstein's spätern Zugeständnissen, nur um die Feinde des Kaisers zu betrügen, geschehen sein. Der Kaiser aber ernannte am 24. Januar durch ein geheimes Patent den Grafen Mathias von Gallas, den Unterfeldherrn und Generallieutenant Wallenstein's, zum Oberfeldherrn, erließ eine Amnestie wegen des Eides vom 12. Januar, erklärte Wallenstein für einen Rebellen und beauftragte Gallas und den Italiener Piccolomini, sich Wallenstein's „todt oder lebendig" zu bemächtigen. Am 13. Februar erhielt Gallas Befehl, die Absetzung Wallenstein's zu veröffentlichen, nachdem die Mehrzahl der Regiments-Obersten sich bereits in Prag öffentlich von Wallenstein wieder losgesagt hatte. Dieser erklärte jetzt noch am 21. Februar, daß er bereit sei, den Oberbefehl abzugeben und sich zur Verantwortung zu stellen; zog dann mit einem Rest seines Heeres von Pilsen, wo er bisher gestanden, nach Eger, um dem Herzoge von Weimar näher zu stehen; und wurde hier auf Anstiften des Generals Piccolomini in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1634 von einer Anzahl Dragoner eines irländischen Regiments unter der Leitung eines Franzosen und eines Italieners ermordet. Als die Mörder in sein Zimmer drangen, breitete der alte, kecke, stolze, schuldbewußte und sich unschuldig stellende Feldherr seine Arme aus und empfing schweigend die Partisane, mit der Deveroux auf ihn zustürzte, ins Herz hinein.

Kaiser Ferdinand hatte bereits am 18. Februar über die Güter Wallensteins, theilweise zum Vortheile derer, die seinen Mord einleiteten und vollzogen, großentheils aber zum Vortheile des kaiserlichen Schatzes und — endlich auch zum Lesen von Seelenmessen (3000) verfügt.

Wallenstein hatte sein Todesurtheil in dem Akte unterschrieben, in welchem er Ferdinand zwang, ihn zum „Corex" — wie der Kaiser selbst sich ausdrückte, als Wallenstein Böhmen trotz des kaiserlichen Befehles nicht verlassen wollte, — zu ernennen. Es schwebte dem stolzen, ehrsüchtigen, unersättlichen, gewissenlosen Günstlinge des Geschickes wahrscheinlich die Rolle eines Bethlen Gabor vor der Seele, die

zu ſpielen er in der letzten Zeit ſeines Lebens, — durch die Niederlage bei Lützen erſchüttert, durch Krankheit und Alter gebrochen, vom Podagra oft ins Bett und an die Sänfte gefeſſelt, — nicht mehr die Stahlkraft und den raſchen Entſchluß hatte. Auf halbem Weg zwiſchen Verrath und Treue gegen ſeinen Kaiſer, — der ſeiner nach Guſtav Adolf's Tod nicht mehr bedurfte, dem er als „Mitkönig" im Wege ſtand, — traf ihn die „raſche Exekution", die Kaiſer Ferdinand über ihn verhängen zu dürfen und zu müſſen glaubte.

32.

Tilly, Guſtav Adolf und Wallenſtein waren Feldherren mit ſtaatsmänniſchen Abſichten; nach ihnen traten nur noch ausgezeichnete Generale, tapfere Haudegen, Reiterhelden und Freiſchaarenführer in dem durch den ſchauerlichen Einfluß Richeliens endlos und ziellos ſich fortſpinnenden Kriege auf. Von Anfang an war in demſelben Reiterei in ſehr großem Maßſtabe verwendet; von nun an wird ſie vorherrſchend, das Fußvolk faſt Nebenſache. Der ganze Krieg artet immer mehr in zielloſes Hin- und Herziehen, in großartige Brand-, Mord- und Raubzüge aus.

Nach Wallenſtein's Tode trat Kaiſer Ferdinand's Sohn, der König Ferdinand von Ungarn, ſelbſt an die Spitze des Heeres, freilich mehr dem Namen als der That nach, da Gallas und Altringer die eigentlichen Befehlshaber waren. Aber ſelbſt die Schein-Feldherrnſchaft des Königs von Ungarn hielt Einheit und Entſchloſſenheit in dem kaiſerlichen Heer aufrecht, deſſen Folge denn auch am 6. September 1634 ein großartiger Sieg der Kaiſerlichen bei Nördlingen über das deutſch-ſchwediſche Heer unter dem Herzoge Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen General von Horn war. Dieſem Siege folgte am 30. Mai 1635 der Friede von Prag zwiſchen Oeſtreich und Kurſachſen, das ſeit Wallenſtein's Tod wieder größere Fortſchritte in Böhmen gemacht hatte, aber auch beim erſten Umſchlage des Geſchickes wieder zum Uebertritte auf die Seite Oeſtreichs bereit war, und zwar um ſo mehr, als Oeſtreich den Uebertritt durch die Lauſitz und Magdeburg, das der Kaiſer dem Prinzen Auguſt von Sachſen auf Lebenszeit zuſagte, belohnte. Der Kaiſer

forderte (12. Juli 1635) alle Stände des Reiches auf, sich dem Frieden binnen 10 Tagen anzuschließen, um vereint die fremden Völker aus Deutschland zu vertreiben. Die Bedingungen des Friedens waren der Art, daß man hoffen durfte, ihn auch von den übrigen deutschen protestantischen Fürsten anerkannt zu sehen, weil der Augsburger Religionsfriede als Grundlage desselben angenommen wurde.

Aber letzteres war auch die Ursache, warum die Jesuiten, warum Pater Lamormain insbesondere diesem Frieden entgegenarbeiteten. Das „Restitutionsedict" greift bis zum Passauer Vertrage (1552) zurück, während der eben abgeschlossene Prager Frieden die Gütereinziehungen der Protestanten bis zum Augsburger Religionsfrieden (1555) genehmigt und bestätigt. In die drei Jahre vom Passauer Vertrage bis zum Augsburger Religionsfrieden aber fällt eine große Anzahl von Gütereinziehungen, welche nach dem Restitutionsedict der katholischen Geistlichkeit zurückerstattet werden sollten, und nach dem Prager Frieden neuerdings, als durch den Augsburger Religionsfrieden gesichert, in der Hand der Protestanten unangefochten bleiben würden. Zugleich sahen die Jesuiten darin, daß das Erzbisthum Magdeburg einem protestantischen Prinzen übertragen wurde, ein Aufgeben des Grundsatzes, für den sie, und mit ihnen seit siebzehn Jahren Oestreich, die blutigen Kämpfe in Deutschland geführt hatten. Sie boten daher Alles auf, diesen Frieden zu hintertreiben, und fanden sowohl in Maximilian von Baiern als in dem Kardinal Richelieu Gehülfen ihrer Bestrebungen. Richelieu war, nachdem der Pfalzgraf Friedrich V. im Herbste 1632 von aller Welt verlassen, gestorben, mit dessen Sohn in Verbindung getreten, um ihm sein Erbe in der Pfalz zurückgewinnen zu helfen. Die Schweden hatten Heidelberg besetzt, und so war vorauszusehen, daß, wenn der Frieden auf der Grundlage des Augsburger Religionsfriedens allgemein angenommen worden wäre, die Pfalz wieder an die Abkömmlinge Friedrichs V. gekommen wäre. Das war der eigentliche Grund, warum Maximilian von Baiern Heidelberg mit aller Heeresmacht, die ihm zu Gebote stand, angreifend, den Kriegsruf zuerst von Neuem wieder ins deutsche Volk hineinwarf.

Der Hauptgegner des Friedens war aber der Kardinal Richelieu. Dieser setzte alle Mittel, über welche Frankreich gebot, in Bewegung,

um denselben in Deutschland unmöglich zu machen. Das Haus Habsburg zu bekämpfen, zu stürzen, war die eine Seite der Aufgabe, die er sich stellte. Die andere hieß: Frankreich bis an den Rhein hin auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Er besoldete den Krieg, den Andere in Deutschland führten; und die von ihm bezahlten Kriegsheere der Schweden oder auch länderſüchtiger deutscher Fürsten erlaubten ihm dann Deutschland ungefährdet angreifen zu dürfen. Er verjagte Karl IV. aus Lothringen, und erklärte ohne Umstände die Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers für erloschen. Von Lothringen rückte er nach dem Elsaß vor, auch hier festen Fuß in den Städten fassend, die, nach Gustav Adolf's Tod von den Schweden erobert, er sich für Geld von diesen abtreten ließ.

Das Alles geschah, während Frankreich im Frieden mit Oestreich und Deutschland lebte. Es war natürlich und vorauszusehen, daß, wenn Oestreich, nachdem es durch die Schlacht bei Nördlingen den Sieg über die Schweden errungen, einen schließlichen Frieden in ganz Deutschland herbeigeführt hätte, der Kaiser Ferdinand II. Richelieu zwingen werde, den Elsaß und Lothringen zu räumen. Diesen naturgemäßen und gerechten Forderungen zuvorkommend, schloß Richelieu Bündnisse nach allen Seiten hin mit den Feinden des Hauses Habsburg, in Deutschland selbst, in der Schweiz, in Italien und Portugal, insbesondere aber mit Holland, und trat dann wenige Tage vor Abschluß des Friedens von Prag aus dem dunkeln Hintergrunde der geheimen Verträge und der völkerrechtwidrigen Eroberungen ohne Krieg durch eine offene Kriegserklärung gegen Oestreich (19. Mai) in den offenen Vordergrund der Ereignisse. Den schwedischen Anstrengungen in Deutschland, die auf dem Punkte waren zu erlahmen, gab er neues Leben durch neue und umfangreichere Geldunterstützungen, sodann aber auch durch einen erneuerten Friedensvertrag zwischen Schweden und Polen — wodurch alle schwedischen Regimenter, die gegen Polen aufgestellt waren, verfügbar für Deutschland wurden. Gleichzeitig gingen die vier vordern Kreise, der schwäbische, der fränkische und die zwei rheinischen (10. Nov. 1634), mit ihm einen Vertrag ein, der Richelieu erlaubte, den Elsaß und alle festen Orte des rechten Rheinufers von Constanz bis Breisach zu besetzen und in Besitz zu behalten, bis ein zukünftiger Frieden die Bedingungen der Rück-

gabe feststelle. Endlich ließ auch der Herzog Bernhard von Weimar sich erkaufen, und stellte von nun an eine Zeitlang seinen Heldenmuth und seine Feldherrngabe Frankreich zur Verfügung. Die ganze Macht Frankreichs wurde von Richelieu aufgeboten, um den Frieden in Deutschland zu verhindern. In Italien, im Veltlin, in Lothringen und Burgund, am Rheine, in Holland unterhielt Richelieu zahlreiche französische Heere und überdies zwei Flotten, um die Stellung zu sichern, die Frankreich während des Friedens, gegen alles Völkerrecht, Deutschland gegenüber eingenommen hatte.

Trotz alledem konnte der Kaiser gegen Ende des ersten Feldzuges, welcher der französischen Kriegserklärung folgte (Herbst 1635), sogar den Kurfürsten von Brandenburg, den Herzog Wilhelm von Hessen, und den Herzog von Braunschweig zwingen, sich dem Prager Frieden anzuschließen. Im zweiten Feldzuge (1636) gelang es den Verbündeten des Prager Vertrages, die Schweden bis nach Lüneburg zurückzudrängen, und die französischen Heere aus Lothringen und vom Rheine zu vertreiben. Johann von Werth, der kecke Bauernsohn aus der Umgegend von Köln, der tapferste und verwegenste Reitergeneral des großen Krieges, drang gemeinsam mit dem General Piccolomini immer weiter vor, bis er zuletzt Paris selbst bedrohte. Richelieu mußte zu einer allgemeinen Volksbewaffnung seine Zuflucht nehmen. Als aber der Herzog Bernhard von Weimar dem Prinzen Condé, in Lothringen zum Rückzuge vor dem kaiserlichen Heere unter Gallas gezwungen, zu Hülfe eilte, und den Grafen Gallas zwang, wieder aus Lothringen an den Rhein zurück zu gehen, wurden auch Johann von Werth und Piccolomini im Rücken bedroht, worauf diese sich ebenfalls vor den Massen der aufgebotenen Volksbewaffnung aus Frankreich zurückziehen mußten. Gleichzeitig konnten die Schweden in Norddeutschland, durch die Hülfe aus Polen verstärkt, von Neuem vordringen und den stets schwankenden Kurfürsten von Brandenburg noch einmal zwingen, dem Prager Friedensvertrage zu entsagen. Der Landgraf Wilhelm von Hessen war schon früher durch eine halbe Million Sold und einen Titel: „General-Lieutenant des Königs von Frankreich" wieder für Frankreich gewonnen worden, und bot jetzt den Schweden von Neuem die Hand.

So schwankte der Krieg wie schon lange hin und her; Friedensverhandlungen, die in Köln zwischen den kämpfenden Mächten versucht wurden, führten zu keinem Ergebnisse; dagegen wurde auf einem Kurfürstentage, der im Dezember 1636 in Regensburg zusammentrat, wenigstens die Wahl Ferdinands, des Kaisers Ferdinand II. erstgeborenen Sohnes zum deutschen Könige (22. Dezember) durchgesetzt. Nicht zwei Monate später, am 14. Februar 1637, starb dann Kaiser Ferdinand II., seinem Sohne Ferdinand III. die Wucht des furchtbaren Krieges, den er hervorgerufen, überliefernd. Deutschland hat der unheilbringenden, unglücksäenden Kaiser mehr denn Einen zu verwinden gehabt, der Unheilvollste von allen war der, der Deutschland den Jesuiten zu Liebe und dem Hause Habsburg „zur Ehre und zum Besten" an den tiefen Abgrund des Verderbens brachte, in den je ein Volk hinabgestürzt wurde.

33.

Mit dem Prager Frieden, der den Augsburger Religionsfrieden von Neuem als Grundlage der religiösen Zustände in Deutschland anerkannte, hörte der „Religionskrieg" auf. Mit dem offenen Hervortreten Richelieus für die Eroberungspolitik Frankreichs Deutschland gegenüber war der Krieg kein zwiespaltiger Kampf der Religionsparteien Deutschlands mehr, sondern ein einseitiger vaterländischer Krieg gegen die fremden Eindringlinge, die den Religionskrieg und seine Folgen benutzten, um Deutschland zu zerreißen, auszubeuten und auszusaugen. Der Prager Frieden war ein vollkommen vaterländisches Bestreben; er hätte eine vaterländische Sühne für Ferdinand II. und Oestreich werden können, wenn es überhaupt so leicht wäre, das Feuer zu löschen, als es zu zünden.

Alles, vom Kaiser bis zum Bauern herab, sehnte sich in Deutschland nach dem Frieden; jeder ohne Ausnahme hatte die furchtbare Wucht dieses Raub-, Mord-, Plünder- und Brandschatzungskrieges mitgefühlt; seit zwanzig Jahren wüthete derselbe; Tausende von Dörfern waren zerstört; wo früher glückliche Gemeinden lebten, herrschte jetzt Verwüstung, oft Einöde; die drückende Armuth lastete auf dem

ganzen Lande; die Schulen waren ohne Lehrer, ohne Schüler; die Kirchen ohne Pfarrer. Entlaufene Söldner bildeten Räuberbanden, die auf ihre eigene Fauſt das Geſchäft trieben, das ſie ſo lange, heute im Namen des Kaiſers, morgen im Namen des Königs von Schweden oder eines deutſchen Fürſten getrieben hatten. Die Bauern ſelbſt, die nach und nach die Erfahrung gemacht hatten, daß ſie nicht mehr für ſich ackern und ernten ſollten, verließen den Pflug und zogen wie die verwilderten Söldner auf Raub und Beute gegen die Nachbardörfer aus, in denen noch etwas zu rauben war. Das religiöſe Gefühl ſelbſt ging zu Grunde, nachdem die Heere nun zwanzig Jahre hindurch im Namen der heiligen Maria, im Namen Chriſti, im Namen Gottes aufeinandergeſtoßen und ſich zerfleiſcht hatten.

Nur zwei Schichten im deutſchen Volke blieben ungerührt von dem Leid, das über Deutſchland gekommen, wieſen den Frieden zurück, wo er geboten wurde, halfen den Krieg verewigen, ſoweit ihnen die Mittel dazu erreichbar waren, — die Jeſuiten und ein Theil der deutſchen Fürſten. Als im Jahre 1637 der Herzog Wilhelm von Heſſen, der in der letzten Zeit der Söldling Richelieus war, ſtarb, ſuchte ſeine Wittwe Amalie Eliſabeth, eine Tochter des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg, Friede mit Oeſtreich zu ſchließen; ſie machte zur Bedingung, daß die reformirte Religion ſo frei in Deutſchland ausgeübt werden dürfe, wie die lutheriſche dem Prager Frieden gemäß. Der Pater Lamormain aber wußte den Frieden zwiſchen Heſſen-Kaſſel und Oeſtreich unmöglich zu machen, wodurch die geiſtreiche und hochherzige Amalie von Heſſen noch einmal ſich wieder den Franzoſen zuwandte.

Neben Amalie von Heſſen blieb Bernhard von Weimar insbeſondere das Werkzeug Richelieus. In einem Vertrage, den Beide am 26. Oktober 1635 in St. Germain abſchloſſen, bewilligte Richelieu dem hochſtrebenden Erneſtiner jährlich 4 Millionen Livres zur Unterhaltung von 18,000 Mann im Dienſte Frankreichs gegen den Kaiſer von Deutſchland, und für die Dienſte, die der Herzog von Weimar auf dieſe Weiſe Frankreich leiſten werde, geſtand ihm dann der Kardinal die Landgrafſchaft Elſaß und die Vogtei Hagenau zu. Die

Länderſucht deutſcher Fürſten hat keinen von Allen zu einem Vertrage geleitet, der ſo vollkommen würdelos und vaterlandsverrätheriſch geweſen wäre, wie dieſer hier.

Im Solde und zum Beſten Frankreichs warb Bernhard von Weimar von da an deutſches Blut, meiſt Heſſen und Braunſchweiger, die die Landgräfin Amalie und der Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg ihm zuſchickten, und mit denen er dann die Deutſchen aus Lothringen, dem Elſaß, dem Breisgau austreiben half. Er hat bei der Gelegenheit Heldenthaten verrichtet, wie ſie in der Weltgeſchichte kaum wieder vorkommen. Die Schlacht bei Rheinfelden, die Bernhard von Weimar am 1. März 1638 gegen die Kaiſerlichen verlor, und die er am folgenden Tage, mit dem auf dem Rückzuge und auf der Flucht geſammelten Heere, daſſelbe von neuem zum Schlachtfelde zurückführend, ſo vollkommen und glänzend gewann, daß alle kaiſerlichen Generale, der tapfere und kecke Johann von Werth, ebenſogut wie die bedächtigen Savelli, Enkevort, Sperrenter gefangen wurden, wäre einer beſſeren Sache werth als die, welche Bernhard von Weimar vertrat.

Zuletzt aber fühlte er ſelbſt, daß die Rolle, die er ſpielte, mit Betrug für ihn endigen werde. Er ſuchte dann die Feſſeln, die er ſich hatte anlegen laſſen, zu ſprengen. Mit der Landgräfin von Heſſen, dem Herzoge von Braunſchweig, dem Könige von Dänemark trat er in Verbindung, um eine neue Mittelpartei zu bilden, die, im Falle der Noth ohne den Kaiſer, ſich gegen die in Deutſchland hauſenden, Deutſchland verwüſtenden Fremden, die Schweden und die Franzoſen, kehren ſollte. Aber ſchon während der langen, von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit durchgekämpften Belagerung von Breiſach, die gleich nach der Schlacht bei Rheinfelden begann, und bis zum 7. Dezember 1638 dauerte, hatte Richelieu dem Herzog Bernhard von Weimar die beiden Generale Turenne und Guebriant zur Seite geſtellt, ſo daß nicht Bernhard von Weimar und die Deutſchen, ſondern die franzöſiſchen Prinzen und Generale den Ruhm und Frankreich auch den Gewinn bei der ſchließlichen Eroberung Breiſachs davontragen ſollten. Es verletzte dies den Erneſtiner ſo, daß bei der endlichen Uebergabe Breiſachs in dme Vertrage, den er mit dem

Befehlshaber der Stadt abschloß, weder von Frankreich noch von Schweden die Rede war. Als dann aber Bernhard im folgenden Jahre mit seinem siegreichen Heere Hochburgund und den Elsaß, Breisach und Vorderöstreich raschen Schrittes in seine Gewalt brachte, und der Plan einer neuen deutschen Mittelpartei gegen Frankreich und Schweden lebendiger von Bernhard betrieben wurde, erkrankte er am 14. Juli 1639 und starb vier Tage später — „an der Pest". Die Mitwelt behauptete, gegen das Urtheil der des Herzogs Todtenbett umgebenden Aerzte, er sei vergiftet worden.

Sein Tod raubte ihm vielleicht die Gelegenheit, halbwegs wieder gut zu machen, was er im Dienste Frankreichs gegen sein Vaterland verbrochen hatte, und was mit blutiger Schrift in der Geschichte Deutschlands eingeschrieben steht. Daß Elsaß und Lothringen von Deutschland abgerissen wurden, hat Bernhard von Weimar vor allen Andern, die diese Schuld mittragen, zu verantworten.

34.

Mit Bernhard von Weimar trat noch einmal ein Geist und ein Wille von der Schaubühne des Krieges ab, die dem Kriege eine feste Richtung hätte geben können. Nach seinem Tode artete derselbe noch mehr als bisher in vollkommen zweck- und nutzlose Zerstörungs- und Verwüstungskämpfe zum Vortheile eigensüchtiger Absichten der leitenden Persönlichkeiten in den verschiedenen Lagern aus. Die Schlachten, durch die gedankenlose Ausdauer der Massen heute für Oestreich, morgen für Schweden gewonnen und verloren, brachten den Krieg seinem Ziele, dem Frieden, nicht näher. Die Erzherzoge versuchten mehreremale, sich selbst an die Spitze der östreichischen Heere zu stellen; stets um nach einem verunglückten Feldzuge kleinlaut wieder zurückzutreten, und zuletzt in dem Kriege, der zur Beseitigung der Reformation in Deutschland geführt würde, gezwungen zu werden, einen Kalviner, Melander, an die Spitze der kaiserlichen Heere zu berufen.

Matt und satt des endlosen Kämpfens dachte mit Ausnahme der Landgräfin Amalie von Kassel, die den schwer lastenden Ruhm hat, bei Frankreich und Schweden bis zum Ende ausgehalten zu ha-

ben, endlich alle Welt in Deutschland, und zuletzt auch die Schweden selbst, ernstlich an den Frieden. Schon im Jahre 1641 wurden Friedenspräliminarien festgestellt, die aber Kaiser Ferdinand III. erst ein Jahr später, 22. Juli 1642 bestätigte. Die wirklichen Friedensverhandlungen begannen dann ein Jahr später, 1643, in Osnabrück für den Kaiser, die Reichsstände und Schweden (das mit dem Papste zusammen in einem Friedenskongreß nicht erscheinen wollte), in Münster für Oestreich, Spanien, Rom, Frankreich und die anderen auswärtigen Mächte. Es dauerte fünf volle Jahre, ehe sie zu einem Schlußergebniß führten. Die deutschen Fürsten zankten sich Jahrelang herum, wer den Vorsitz vor dem Andern haben solle. Ob sie alle oder nur die Kurfürsten den Titel „Excellenz" führen dürften, war der Vorwand zu jahrelangem Verschieben der Friedensverhandlungen, während unterdeß Deutschland immer weiter verwüstet und zerstört wurde.

Der Tod Richelieus, der noch vor dem Beginn der eigentlichen Verhandlungen (4. Dezember 1642) stattfand, war vielleicht das glückliche Ereigniß, das den Frieden erst möglich machte. Das Erbe, das er seinem Nachfolger, dem Kardinal Mazarin, hinterließ, glänzendes Unheil für Frankreich, zwang Mazarin Heere in Frankreich selbst zu halten, um nur die Steuern eintreiben zu können, führte zur Fronde und endlich zur Revolution. Schon unmittelbar nach Richelieus Tod hatte sein Nachfolger sehr dringende Ursachen zu wünschen, die Errungenschaften des deutschen Krieges sobald als möglich in Sicherheit zu bringen.

Die Zugeständnisse aber, welche Schweden, Frankreich und Hessen-Kassel forderten, erschwerten den Friedensabschluß, während überdies die geheimen Mächte, die Oestreich lenkten, Baiern ins Besondere dem Frieden entgegenarbeiteten. Er kam daher auch erst zu Stande, nachdem mit Turenne endlich abermals ein Feldherr in diesem Kriege auftrat, der zu siegen und die Siege zu benutzen wußte. Die Tapferkeit der deutschen Krieger errang selbst Turenne gegenüber bei Freiburg und bei Mergentheim (5. Mai 1645) ruhmreiche aber erfolglose Siege; während Turenne im Jahre 1646 und wieder 1648 ein gemeinsames Handeln der vereinigten schwedischen und französischen Heereskräfte zu Stande brachte. So konnte er bis ins Herz der östreichischen Staaten vordringen, erst den

Kurfürsten Maximilian von Baiern zu einem Sonderfrieden zwingen, und dann, nachdem 1648 auch Kleinprag in die Hände der Schweden gefallen war, selbst Wien bedrohen. Obgleich die Hungersnoth, die überall in Deutschland herrschte, ihn wieder bald aus den verwüsteten baierischen und östreichischen Landestheilen zurücktrieb, so waren seine drohenden Fortschritte dennoch die schließliche Ursache, daß endlich am 24. Oktober 1648 der Friede in Osnabrück zu Stande kam.

35.

Deutschland war verwüstet; aller Wohlstand war zerstört; das Volk verwildert, arbeitscheu, brodlos; zu jeder Gewaltthat leicht bereit und doch scheu zurückweichend vor jeder Gewalt, die es bedrohte. Ein Jahrtausend der Kultur war bis auf wenige Reste niedergetreten.

Der westfälische Friede konnte hiervon nichts ungeschehen machen. Er bestätigte im Wesentlichen alle Niederlagen, die Oestreich, und dann auch Deutschland erlitten hatten. Der Religionsfrieden von Augsburg mußte als Grundlage der Religionsverhältnisse in Deutschland anerkannt werden; die Reformirten erhielten gleiche Rechte mit den Augsburger Konfessionsverwandten und den Landesherren wurde das Reformationsrecht, das Recht ihr eigenes Glaubensbekenntniß ihren Unterthanen aufzuzwingen, abgesprochen. Es war dies ein vollkommener Sieg über die Jesuitenpolitik, die den Krieg entzündet hatte, — die Lichtseite in den Ergebnissen dieses schauerlichen dreißigjährigen Kampfes. In Bezug auf die Kirchengüter wurde die Jesuitenpolitik ebenfalls mit ihren Forderungen abgewiesen. Der 1. Januar 1624 (für Pfalz, Baiern und Würtemberg das Jahr 1618) wurde als „Normaljahr" für den Besitzstand der Religionsübung und der geistlichen Güter festgestellt. Brandenburg erhielt die säkularisirten Bisthümer Halberstadt, Minden, Kamin und Magdeburg als vier weltliche Fürstenthümer, und einen Theil von Hinterpommern; Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld; Mecklenburg die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Braunschweig-Lüneburg das Recht zugleich mit dem Stifte abwechselnd den Bischof von Osnabrück zu ernennen.

Oeſtreich geſtand dies Alles zu, um ſeine Erbländer zu retten, und rettete zugleich für die Kirche das Zugeſtändniß der proteſtantiſchen Sieger, daß alle kirchlichen Beſtimmungen des weſtfäliſchen Vertrages auf Oeſtreich nicht anwendbar ſeien, ſo daß die öſtreichiſche Bevölkerung (mit Ausnahme Ungarns) der kirchlichen Willkür Habsburgs und Roms preisgegeben blieb.

Dem Reiche gegenüber gewannen alle Reichsfürſten die Rechtsanerkennung der thatſächlich ſchon mehr denn ein Jahrhundert beſtehenden ſelbſtändigen Landeshoheit — das Recht, Bündniſſe mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiſer und Reich — zu ſchließen; wogegen der Kaiſer Ferdinand III. zugeſtand, daß er als Kaiſer weder über Krieg und Frieden, noch über Steuern und Aushebungen von Mannſchaften, Befeſtigungen, Bündniſſe und Achtserklärungen ohne Zuſtimmung der Fürſten entſcheiden könne.

Die Nachfolger Friedrichs V. von Kurpfalz erhielten die Pfalz und auch die Kurwürde zurück, jetzt in der Reihe die achte, da Baiern die ſiebente behielt.

Die Schweiz und Holland wurden von jedem Bande, das ſie ans deutſche Reich gefeſſelt, losgeſprochen.

Frankreich erhielt im Elſaß die Landvogtei über die Landſchaften, welche Oeſtreich gehörten, und die Reichsvogtſchaft über die zehn Reichsſtädte des Elſaßes; ferner in Breiſach und in Philippsburg das Beſatzungsrecht; ſodann wurden Metz, Toul und Verdun förmlich von Kaiſer und Reich an Frankreich abgetreten. In Italien behielt Frankreich Pinerolo, den Schlüſſel zu Piemont.

Schweden erhielt Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, Rügen, das Herzogthum Bremen, Verden, Wismar und die Summe von fünf Millionen Thalern; und ebenſo Heſſen-Kaſſel außer Hersfeld noch vier Aemter und 600,000 Thaler zum Lohne für den Krieg, den ſie in Deutſchland geführt hatten.

36.

Die Reformation hat bei allen Völkern, bei welchen ſie Fuß faßte, ernſte Kämpfe hervorgerufen. Die furchtbarſten aber hatte das deutſche Volk zu beſtehen.

Die Sage des Alterthums von dem Titanen, der an einen Felsen geschmiedet alle Tage mit immer neuen Qualen dafür büßte, daß er das heilige Feuer den Göttern entwendet und den Menschen geschenkt — ist noch einmal am deutschen Volke zur Wahrheit geworden. Die Sage erzählt aber auch, wie der Menschenbeglücker aus seinen Leiden zum höchsten Berufe geläutert hervorging.

Das deutsche Volk hat das furchtbare Geschick seines dreißigjährigen Krieges überwunden. Es ist, wenn auch langsam sich erholend, in stetem Fortschritte zu besseren Zuständen aus demselben hervorgegangen. Möge die Zukunft bekunden, daß der Same seiner schönsten Erndten unter den mit dem edlen Blute eines Märtyrgeschlechtes gedüngten Ruinen keimte!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler.

Seite	25	Zeile	6	von oben	lies	Scotus	ſtatt Secus.
„	78	„	3	von unten	„	Kardinäle	„ Cordeale.
„	159	„	12	von oben	„	1545	„ 1515.
„	268	„	12	„ „	„	zu borgen	„ erbzugen.
„	305	„	4	„ „	„	Enkel	„ Söhne.
„	309	„	1	von unten	„	Jar (Jahr)	„ Jan.
„	357	„	16	von oben	„	fürſt-	„ kurfürſt-
„	368	„	1	„ „	„	aller	„ alter.
„	384	„	11	„ „	„	Homburg	„ Homberg.
„	422	„	14	von unten	„	Joachim	„ Johann.
„	433	„	5	von oben	„	Mallingen	„ Millingen.
„	437	„	5	„ „	„	Convocation	„ Convention.
„	449	„	10	von unten	„	Adamiten	„ Adomiten.
„	452	„	5	von oben	„	abhing	„ abging.
„	454	„	13	von unten	„	Pole	„ Polo.
„	467	„	3	von oben	„	wittenbergensem	„ wurtembergensem.
„	504	„	6	„ „	„	Ingelſtadt	„ Insbruck.
„	507	„	6	„ „	„	größere Sittenreinheit	„ Sittenreinheit.
„	525	„	8	„ „	„	Margaretha	„ Maria.
„	546	„	12	von unten	„	insignis	„ insignio.
„	554	„	6	von oben	„	Noyon	„ Nayon.
„	554	„	15	„ „	„	Institutiones	„ Institutio.
„	571	„	14	von unten	„	Ordinationsgewalt	„ Ordensgewalt.
„	576	„	10	„ „	„	Santa	„ Santo.
„	598	„	7	„ „	„	Jauregui	„ Jauregny.
„	616	„	6	von oben	„	Auch Pius IV.	„ Pius IV.
„	621	„	16	von unten	„	Lugifolies	„ Lugiviolos.
„	658	„	6	„ „	„	Ortenau	„ Ortérau.
„	664	„	6	„ „	„	Darmſtadt	„ Kaſſel.

Und andere, die der geneigte Leſer ſelbſt verbeſſern wird.

ergriffen. Mit scharfem Blick und sicherer Hand zeichnet Benedey diesen Charakter der Großen jener Zeit, aber nicht als etwas Aeußerliches, Zufälliges, Persönliches, sondern als etwas in der Gesammtentwickelung des Volks tief Begründetes. Und hier zeigt sich die eigenthümliche Stärke, der schöne Vorzug der Geschichtschreibung Benedey's. Seine Darstellung des geistigen Lebens des Volkes, wie dieses sich auf den Gebieten der Literatur und Kunst in den sozialen und religiösen Erscheinungen, in den Gerichtsverfahren und in der Verwaltung ausprägt, ist von solcher Klarheit, Lebendigkeit und Durchsichtigkeit, daß man mitten in der Bewegung selbst zu stehen meint, daß man die innere Nothwendigkeit begreift, aus der die Fäden sich so und nicht anders anlegen und zu dem Ganzen zusammenschließen. Es ist da eine Freude, zu sehen, wie neben der widerwärtigen, selbstsüchtigen Politik der Großen und trotz dieser aus dem eigensten, tüchtigen Wesen der deutschen Natur sich tief bedeutungsvolle Richtungen des Volksgeistes entfalten, sich vorzugsweise im Bürgerstande konzentriren und das deutsche Städtewesen zu einer unvergleichlichen Macht und Blüthe emporreiben. Aber wir lernen auch, wie die einseitige Entwicklung eines Standes, wie edel und kräftig sie auch sei, ein Volk und Land nicht vor dem Verfall retten kann, wenn die Vaterlandsliebe in der Herrschsucht und Selbstsucht untergeht. Wir stehen am Ende des Mittelalters, mitten in der Auflösung des deutschen Reichs, mitten in den schwachen Versuchen, eine Reichseinheit zu befestigen, die in den Territorial-Hoheiten untergehen soll. Bis dahin führt der dritte Band der deutschen Geschichte Benedey's; und bis dahin liegt die Frucht einer achtjährigen rastlosen Arbeit des Verfassers als eine der tüchtigsten, achtungswerthesten Arbeiten, welche über die deutsche Geschichte geliefert worden, vor uns. Wir kennen keine deutsche Geschichte, die mit solcher Hingebung an den Gegenstand, mit solcher Liebe und Achtung vor diesem Gegenstand, mit solchem redlichen Eifer für die Feststellung der Wahrheit und mit solchem Talent einer lebenvollen Geschichtserzählung gearbeitet wäre. Wie es das Werk Benedey's verdient, hoffen und wünschen wir von deutschen, daß es mehr und mehr ein deutsches Volks- und Familienbuch zur wahrhaftigen Belehrung in vaterländischen Dingen und zur Erweckung und Kräftigung patriotischer Gedanken und Gesinnungen werde.

7) Rheinische Blätter 1859 4. Heft:

Schon früher ist bei Gelegenheit der Besprechung der ersten beiden Bände dieses Geschichtswerks die freisinnige Tendenz desselben und sein Werth in diesen Blättern eingehend dargelegt. Derselbe Geist der historischen Anschauung, dieselbe männliche Selbstständigkeit, Karheit und Entschiedenheit des auf die dargelegten Thatsachen und Verhältnisse gestützten Urtheils über Dinge, wie über den Charakter und die geschichtliche Bedeutung der darin handelnden Persönlichkeiten, dieselbe gedankenvolle Verknüpfung der Ereignisse, derselbe gründliche und umsichtige Fleiß bei Benutzung sowohl der Quellenschriften als späterer Forscherarbeiten, und die ganze lichtvolle Komposition der Erzählung, zeichnen auch den dritten Band aus. Die Darstellung ist ernst, markig, oft scharf einschneidend, wie die Auffassungsweise und Gruppirung mannigfach von der anderwärts gangbaren abweichend. Dieser Theil reicht von den Zeiten Rudolph's von Habsburg bis zu die Reformation Luther's einleitenden Vorgängen und Zuständen herab. Es liegt dem Verfasser vornehmlich an der Hervorhebung des Lebens und Strebens des Volks, der Entwickelung seiner staatlichen, rechtlichen und sozialen Stellung gegenüber den mannigfachen Heimungen, welche derselben von der Gewalt der weltlichen und geistlichen Fürsten entgegengestellt werden. Der Kampf dieser verschiedenen Elemente mit- und gegeneinander, die Herrlichkeit und die Schäden derselben, die theils wohlberechtigten, theils selbstsüchtigen Absichten dabei, wo es gilt, das Volksweſen zu freierer Ausgestaltung zu fördern, bildet überall ein Kernstück der ganzen Darstellung. Das Werk ist für gebildete Leser aller Richtungen nicht gemeinem Werth; es regt viele Gedanken an, eröffnet den Blick in die oft stürtenden, benutzten Werke, bietet hie und eine Urtheile und markige Pinselstriche — wenn auch öfter von der gewohnten abweichend in Art, und ist deß eine sehr beachtenswerthe historische Lektüre. Die speziell kultur-historische Seite der Betrachtung tritt hinter d. istischen zwar etwas zurück; aber die bede ..sammten Bewegungen des geistigen Lebens haben doch überall ihre angemessene Berücksichtigung gefr den.

W. v. A.

8) Zeitung für Nord-Deutschland:

J. Benedey's Geschichte hat noch nicht die Verbreitung im deutschen Volke gefunden, welche dem Werke, das mit eben so viel patriotischer Begeisterung, wie strenger historischer Kritik und Wahrhaftigkeit geschrieben ist, zu wünschen ist. Der Grund davon liegt wahrscheinlich in der Sprödigkeit, mit welcher die Männer von Fach, die eigentlichen Gelehrten, sich gegen jede Arbeit verhalten, die nicht aus der Innung unmittelbar hervorgegangen ist. Nur Alexander v. Humboldt, der freilich selbst für jede Innung zu groß war, hatte bald nach dem Erscheinen der ersten Hefte den Verfasser seine Anerkennung gezeigt. Der erste aber, welcher aus der gelehrten Zunft der Historiker, wenigstens in einem Privatbriefe, der Arbeit Benedey's Gerechtigkeit widerfahren läßt, ist der Professor v. Sybel. Unter Anderem sagt Herr v. Sybel in seinem Briefe, daß er die deutsche Geschichte Benedey's seinen Söhnen in die Hand gegeben habe, um sich an derselben zu erbauen. Wir wünschen, daß viele Väter ein Gleiches thun möchten.

9) Erheiterungen 1858, 12. Heft:

Die beiden ersten Bände dieses ausgezeichneten Geschichtswerks haben wir schon auf dem Umschlage des 7. Heftes von 1856 mit gebührender Würdigung seines literarischen Verdienstes angezeigt. Es gereicht uns daher zu besonderer Freude, zu finden, daß auch dieser dritte Band seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite steht, und die Periode von der Mitte des dreizehnten bis zum Beginn des sechszehnten Jahrhunderts mit meisterhafter Anschaulichkeit und Wirkung schildert. Das zwölfte Buch: „deutsche Kultur auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit", faßt das gesammte geistige Leben jener Zeit, wie es sich in den berühmten epischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit, in der scholastischen Philosophie und vor Allem in den Gesetzbüchern jener Zeit: im Sachsen- und Schwabenspiegel reflektirt, in einem höchst gelungenen und übersichtlichen Totalbilde zusammen. Das 13te bis 15te Buch beschreibt sich mit der Erbauung und gründlichen Schilderung des Versuchs einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich unter Rudolph von Habsburg, der Vahlfürsten-Oligarchie bis zum Kurverein von Rense mit der ganzen trostlosen Periode der Herrschaft des Faustrechts; der Eidgenossenschaften und der luxemburgisch-böhmischen Kriege bis zum Reichstage von Eger 1459. Wir sehen darin mit einer drastischen Wirkung dargethan, wie der Kampf der Einzelnen gegen den Einheitsgedanken allmählig von Gau zu Gau zieht durch das halbe Deutschland vom Südosten und Süden nach Südwesten bis nach Burgund hinein, von hier rheinabwärts und wieder nach Westen quer durch Deutschland bis nach Böhmen; wie also alle deutschen Stämme nach der Reihe mitwirkten zur Schwächung der Reichsgewalt und Zersplitterung der imposanten Macht des Gesammtvaterlandes; wie dann, unter dem Druck des Zerfalls des Reichs und der überhandnehmenden Willkür, jene kleineren Bünde entstanden, in welchen das erwachende, rege, gewerbfleißige Bürgerthum die friedliche seines Fleißes in Gewerbe und Handel gegen die Faustrechtsritter und sinnlichen Bedrücker sich sichern wollte; wie daraus nicht nur die niederen und oberdeutsche Hansa, sondern gleichzeitig mit den italienischen und rheinischen Städtebünden auch der Schweizerbund entstand; wie damit sowohl in Italien als in Deutschland der Reichtest n und Bürgergeist und das Volksbewußtsein erwachten und zunächst durch die ersten Anfänge einer künstlerischen Ausbildung der Muttersprache sich äußerten; wie damit parallel auch die ersten Regungen eines Drangs nach Kirchenbesserung und Unabhängigkeit von Rom auftraten, und alle jene Zuckungen erschienen, die dem scheidenden Mittelalter vorausgingen. Das 16te und 17te Buch umfassen die Geschichte der Reform-Konzilien (Pisa, Konstanz und Basel) und des Mißlingens der Reichsreform (des Schwäbischen Bundes und ewigen Friedens), dieß bereits Kapitel sind besonders gelungen und gehaltvoll. Der Verfasser zeigt darin jene echte, besonnene Mäßigung und Ruhe, jene künstlerische Vollendung der Darstellung, jenes Maßhalten in allen Dingen, welche das höchste Bedürfniß und der letzte Zweck eines wahren Historikers sein müssen. Einzelnes ist meisterhaft und klassisch; z. B. die Schilderung des Konstanzer Konzils, der Hussitenkriege, der Behme ic.

10) Neue Züricher Zeitung 1858 Nr. 162:

Es ist auffallend, mit welchem Eifer gegenwärtig auf dem Felde der Geschichtschreibung gearbeitet wird. In unserm materiellen und den geistigen

Interessen zu sehr abgewandten Zeit ist es für jeden gesinnungstüchtigen Charakter gewissermaßen ein Bedürfniß, sich mitunter in einer idealeren Sphäre zu bewegen. Unbefriedigt in seinem Ehrgeiz und angeekelt durch die ihn umgebenden Verhältnisse, suchte sich ja auch schon Salust durch seine historischen Arbeiten über die Zustände seiner Zeit zu erheben. In ähnlicher Weise hat sich mehr als ein Geschichtsforscher unserer Tage der Vergangenheit zugewandt, nicht um darob die Gegenwart zu vergessen, sondern um einen sicheren Halt und eine solide Lebensanschauung zu bewahren. Mit den bekannten Werken von Mommsen, Curtius, Duncker u. s. w., auf welche wir so eben hingedeutet haben, läßt sich die Geschichte des deutschen Volkes von Venedey nicht vergleichen. Venedey besitzt nicht die Schärfe des Geistes und jene klassische Schreibweise, wie sie z. B. einem Mommsen eigen ist. Man fühlt sofort heraus, daß Venedey im Grunde mehr zum Publizisten als zum Historiker geschaffen ist. Dessenungeachtet ist seine deutsche Geschichte ein sehr verdienstvolles und im Ganzen gut geschriebenes Werk, das in dem dritten Bande bis zu den Anfängen der Reformationsperiode fortgeführt ist. Mit klarem Blick überschaut der Verfasser den Entwickelungsgang des deutschen Volkes und mit sicherer Hand zeichnet er denselben, indem er aus der Fülle der umfassendsten Studien überall die Momente erfaßt und hell beleuchtet, die den Gang der Entwickelung hemmen oder fördern, alte Mächte und Kräfte zu ihrem Absterben führen und die Keime neuer Richtungen und neuer Gewalten in ihrem Schooße tragen. Gründliche Kenner der altdeutschen Geschichte werden in dem Venedey'schen Werke nicht selten neue interessante Standpunkte entdecken, wodurch der Verfasser manchen bekannten Thatsachen oder traditionell festgestellten Charakteren eine neue Bedeutung verleiht. Mit sinnigem Verständniß ist in der deutschen Geschichte tief waltenden Geistes hat er die und da kleine und sonst wenig beachtete Züge, meist wörtlich nach den Zeugnissen zeitgenössischer Gewährsmänner, treffend in sein Gesammtgemälde verflochten und dadurch oft sehr überraschendes Schlaglichter über dasselbe verbreitet. Die Darstellung ist lebhaft, natürlich, am rechten Orte epigrammatisch scharf; einfach ohne alle Lendenfamation ist sie im besten Sinne populär.

11) Unterhaltungen am häuslichen Heerd 1858 Nr. 51:

Die Schwierigkeit der deutschen Geschichtschreibung, an der bisher mehr oder weniger alle Historiker der allgemeinen deutschen Reiche und Volksgeschichte gescheitert sind, besteht in der Ueberfülle des Stoffs, den vielfachen Zersplitterungen von Fürstenthümern und Städten, die alle ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen und in ihrer Beschränktheit oft reichere und anziehendere Entwickelungen darbieten, als das große Ganze. Denn wer hörte nicht lieber von den Schweizern und Ditmarsen, von Nürnbergs Kunst und Augsburgs Handel erzählen als von jenen traurigen Kaiserzügen des dritten Friedrich auf einem — ochsenbespannten Wagen durch Deutschland's Gauen? So lange der Streit der mächtigen Kaiserfamilien mit den Fürsten und dem Papste währt, ist noch ein gewisses Gesammt-Interesse, eine reiche, tragisch sich abschließende Handlung dem Historiker gegeben. Gestalten wie Otto I., Friedrich Barbarossa sind die Pfeilerne, die über durch das Gewirr der Einzelheiten immer zu der breiten Straße zurückführen. Es finden sich Epochen in diesem Epos, nicht aber zerfasert sich das Epos in einzelne, wenig oder gar nicht zusammenhängende Romanzen. Im 14. und 15. Jahrhundert ist dies aber der Fall. Wenn noch ein Kaiser wie Heinrich VII. kaiserliche Rechte in Italien in Anspruch zu nehmen versucht, ist es der Versuch Don Quixotes um größten Styl, und auf die Tragödie der Hohenstaufen folgt der Zwiespalt Ludwig's des Bayern und der Päpste beinahe wie ein Satyrspiel. Nicht nur die Macht, auch der Gedanke des Kaiserthums verschwindet; es bleibt der leere Name, während That, Gewalt, selbst die Fortentwickelung der Nation sich in die Städtebünde, die freien Bauernschaften und die einzelnen Fürstenthümer flüchtet. Der dritte Theil des Geschichtswerks von Jakob Venedey's „Geschichte des deutschen Volkes" Berlin, Franz Duncker 1858 stellt diese Jahrhunderte dar, anschaulich, in ganz breiten alfresco Weise, die, mehr in starken und kühnen, als in feinen und ausgearbeiteten Strichen arbeitend, die Gruppen der einzelnen Gestalten vorzieht. Hierin ist Venedey von einem richtigen Gedanken geleitet, die Verständlichkeit tritt im Anfang des Mittelalters fast ganz vor der Korporation zurück. Diese Auflösung hat im Anfang des 15. Jahrhunderts vollständig gesiegt, die europäische Gesellschaft von damals gleicht dem römischen Reich in dem Anbruch der Völkerwanderung. Nur ein Element ist von diesem Verfall nicht ergriffen worden: das korporative; indem man die Nationen als Korporationen betrachtet, legen die Gewalten des Kaiserthums und des Papstthums Scepter und Tiara vor ihnen nieder und erwarten von ihnen die Wiederherstellung der Welt. Das Konzil von Konstanz ist die konstituirende Versammlung Europas, der Kaiser besitzt nicht mehr die gesetzgebende, nur die ausführende Gewalt. Es bedürfte einer schwierigen Untersuchung, alle die Momente darzulegen, die damals das Werk der Reform scheitern ließen. Daß sie mißlang, war doch wohl nicht allein die mangelhafte Geschäfts-Ordnung, das Ungewohnte der Lage, in der diese ersten Vertreter Europas sich befanden, sondern die alte und immer wiederkehrende Schwierigkeit, eine Konstitution zu machen. Das leider so langsam erscheinende Buch Venedey's ist ein vielfach anregendes; die edle Wärme seiner Begeisterung für Freiheit und Recht, eine männliche politische Gesinnung adeln es. Der musterhaften Darstellung, der Strenge und Treue der Forschungen, so weit sie bei der schwer zu bewältigenden Masse der Quellen möglich war, können wir nur mit dem Lobe gedenken, das wir schon über die früheren Theile des Werks aussprachen.

12) Didaskalia 1858 Nr. 152|53:

Venedey hat den dritten Band seiner Geschichte des deutschen Volkes (Berlin Fr. Duncker) herausgegeben, der bis zum Vorabende der Reformation reicht. Für die Aufschiebung der letzteren bis zur vierten Bande werden wir durch den Reichthum des vorliegenden entschädigt, der in den Zeiträumen dieses Bandes die politische Geschichte der Völker und ganz vorzüglich des deutschen Volkes wie der Geschichte einer Kirche, welche den Völkern und ihren Fürsten gerne ihr Diesseits gegen ein fragliches geneigtes Jenseits abkaufen möchte. Der Fortschritt ihrer Macht spiegelt sich namentlich in den Veränderungen, welche der Anschauungen und Gesetze des Sachsenspiegels in dem Schwabenspiegel erfahren. Indem aber der päpstliche Hof zum Hörigen der Kirche entstellt wird, sinkt der geistliche Volkslehrer zum unsittlichen Pfaffen herab. Statt der Wissenschaft und gar unter ihrem Namen wird Dogmatik gelehrt und die Franziskaner „philosophiren" und disputiren die Priesterschaft in den Vordergrund; bald wird der Ablaß und die heilig geachtete Messe für Geld feil. Besonders entfleidet Rudolph von Habsburg seines Mundus, zollt jedoch seiner Klugheit die verdiente Anerkennung. Eben das Uebermaß geistlicher Herrschgier, Habgier und Betrügerei weckt die darunter leidenden aus ihrer Betäubung. Und nicht blos Weltliche erheben sich gegen die Gewaltsermacht der Hierarchie, sondern der Papst wird z. B. in Frankfurt a. M. von Minoriten in die Grenzen gebannt, die er verwegen überschritten hat. Redliche Freunde der Kirche versuchen, sie durch sich selbst, also mit Rom, zu reformiren; aber dies ist unmöglich, und so wird jene Reform gegen Rom zur Nothwendigkeit. Diese Skizze zeigt genügend, wie viel Wichtiges dieser Band enthält und welchen Spiegel sein wackerer Verfasser der Gegenwart vorhält. Leider fehlt uns der Raum, um auch die poetischen Schilderungen desselben zu skizziren.

Franz Steckeler
Buchbinderei
8884 Höchstädt/Do.